WIDENER LIBRARY
HX CRUC 2

KH 160

Danner's Leihbibliothek.

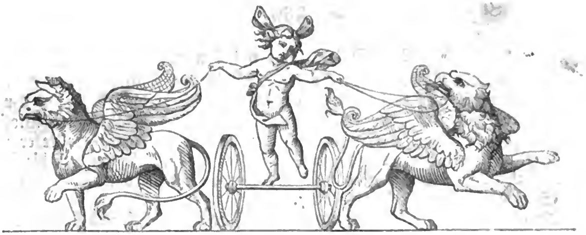
~~P Germ 448.2~~

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF
JOHN AMORY LOWELL
(Class of 1815)
OF BOSTON

N.° ~~4948~~
5425

~~P Germ 448.2~~
KH160
HARVARD COLLEGE
MAR 12 1920
LIBRARY
J. A. LOWELL FUND



Zeitung für die elegante Welt.

4. October **№ 40.** 1843.

Ueberſicht: Der Baum der Erkenntniß. — Oelsner. — Nachrichten.

Der Baum der Erkenntniß.*)

1. Vom Hofe nach der Baſtille.

Der Marquis von Sombrevanes war am Hofe geweſen und in der Baſtille, zwei Gefängniſſe, die einander nahe genug berühren. Am Hofe hatte er für die Frau Marquiſe von P... geſeufzt und gewagt, ihr zu ſchreiben, wie er über ihre Reize denke; worauf der Herr Regent mit einer lettre de cachet geantwortet. In der Baſtille wurde der Herr Marquis Philoſoph. Konnte er dort etwas Schlimmeres thun? Er legte ſich darauf, die griechiſchen Weiſen zu ſtudiren. Von einem Weiſen zum andern, von Syſtem zu Syſtem, von einem Luftſchloß zum andern ging er alle Zeitalter durch und häufte ein Chaos von Ideen in ſich auf, aus dem er den Strahl des Lichtes nicht hervorlocken konnte. In Folge ſeiner Studien kam er bald ſo weit, daß er an ſeiner Seele, an Gott, am Leben wie am Tode, an Himmel und Erde zweifelte, ja ſogar an der Hölle, was am ärgſten iſt.

Einſt, als er an die Vergangenheit dachte, fragte er ſich, warum er eigentlich das Unglück gehabt, Philoſoph zu werden. Er erinnerte ſich, daß er im Palais Royal eines Tages auf die ſchmachtenden Blicke der Marquiſe von P... ſich eingelaſſen, daß er mit Herzensluſt in dieſen ſauren Apfel habe hineinbeißen wollen, daß er aber vom Regenten mit noch offenem Munde ertappt und nach der Baſtille geſchickt worden, um ſich dort auf die Lippen zu beißen.

---

*) Wir theilen hier den Leſern eine Erzählung mit, deren Original vor einiger Zeit in eigenhändiger Schrift der Marquiſe du Chatelet aufgefunden, in Paris veröffentlicht worden iſt und die Voltaire zugeſchrieben wird. Ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir hier nicht entſcheiden. Bei dem Geiſt und der Grazie, mit welcher ſie abgefaßt iſt, dürften innere Gründe wenigſtens nicht gegen ſeine Verfaſſerſchaft ſprechen.

Danner's Leihbibliothek.

2. Die Violine.

Ich habe den Marquis von Sombrevanes in der Baſtille kennen gelernt. Obgleich Marquis war er doch nach einigen Wochen in dieſer Einſamkeit vernünftig geworden. Ich ſprach Philoſophie mit ihm, er ſpielte mir Violine vor, und wir verſtanden uns vortrefflich; aber eines Tages wollte er mir ohne Violine antworten; er ſagte mir, ſein Nachdenken habe ihn auf die Idee des Sokrates hingeführt: daß die Seele körperlich und unſterblich ſei.

Spielen Sie Violine! ſagte ich zu ihm.

Das iſt eines Philoſophen unwürdig! rief er aus; Sokrates ſpielte weder Flöte noch Violine.

Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Marquis; Sie ſind ein Philoſoph katholiſchen Glaubens: die Engel ſpielen Violine. Sehen Sie nur die alten italieniſchen Gemälde an.

Statt aller Antwort zerbrach er ſeine Violine. Seitdem verſtanden wir uns nicht mehr. Es that mir ſehr leid, denn ich hatte bis dahin den Herrn Marquis ſehr vernünftig gefunden.

3. Die Liebe und die Philoſophie.

Am andern Tage fuhr eine ſehr ſchöne Dame in einer Carroſſe in der Baſtille vor. Es war die Baronin von ***, die mehr als ein Liebhaber ſchon das Vergnügen gehabt hatte unglücklich zu machen. Sie kam nicht meinetwegen, ſondern wegen des Herrn Marquis.

Was macht er? fragte ſie den Gouverneur.

Der Herr Marquis denkt.

Woran denkt er?

Sie öffnete ſelbſt die Thür des Gefangenen.

Ah, Sie ſind es Zulma!

Da höre ich ſchöne Geſchichten! Der Narr von Gouverneur hat mir geſagt, Sie dächten. Das gehört ſich für Dummköpfe; Leute von Diſtinktion wiſſen Alles, ohne darüber nachzudenken; man erbt Geiſt ſo gut wie ſeine Titel. Nun, Sie haben ja vergeſſen, mich zu umarmen!

Der Marquis von Sombrevanes küßte ihr mit eiſigen Lippen die Hand.

Iſt das Alles? Wahrhaftig, das lohnt der Mühe nicht, ſo früh am Morgen aufgeſtanden zu ſein. Wie werden Sie ſich Ihre Freiheit zu Nutze machen, armer Vogel ohne Flügel?

Meine Freiheit! bringen Sie mir meine Freiheit?

Ja, in der That. Der Herr Regent iſt liebenswürdiger als Sie, denn er hat ſie mir mit tauſend Galanterien bewilligt. Wie grauſam, ſagte er zu mir, bin ich geweſen, ihn von ſolcher Geliebten zu trennen!

Gehen Sie, Madame, und erhören Sie den Regenten; denn was mich betrifft, ich habe fortan keine Geliebte als die Philoſophie. Wenn Sie meine Freilaſſung haben, ſein Sie ſo gut, ſie mir zu geben, damit ich nach meinem Schloſſe Sombrevanes gehen und dort die Weisheit der Menſchen ſtudiren kann.

Hier iſt Ihre Freiheit, ſagte die Baronin, und zeigte auf ein Papier, das hinter einem Roſenſtrauß an ihrem Buſen hervorguckte. Werden Sie auch eine Zange nehmen, wie der König Ludwig XIII., mein Herr Philoſoph?

Und da die Baronin ſah, daß der Marquis ſich nicht beeilte, das Papier auf andre Weiſe zu nehmen, ſo wurde ſie roth vor Zorn, ergriff das Bouquet und das Papier, warf Beides ihrem ehemaligen Geliebten zu Füßen und ſagte mit einem ſtolzen höhniſchen Lächeln zu ihm: Adieu, Herr Philoſoph!

4. Weltliche Erinnerungen.

Als der Marquis auf dem Wege nach ſeinem Schloſſe war, konnte er ſich nicht enthalten, an ſeine Violine und ſeine Geliebte zu denken. — Meine arme Violine machte mir doch viel Vergnügen, wenn ich die Arie des Schäfers Tyrſis von Mademoiſelle de Scudery darauf ſpielte:

Die Wellen ſüß am Ufer koſen,
Die Roſe beut dem Weſt die Bruſt,
Der Bach, das Schilf, der Wind, die Roſen,
Sie lehren All' uns Liebesluſt.

Und die Baronin, des Abends am lodernden Kamin, wie ſie...

Der Marquis begann ſich alle Reize der Baronin zu recapituliren, aber er war kaum damit bis zum A=B=C gekommen, als ihm die Stimme der Philoſophie zurief: Sünder, gehe in dich.

Ich hätte aber doch, ſagte der Marquis, wenigſtens das Bouquet und die Begnadigung ihr vom Buſen nehmen ſollen.

5. Die Bibliothek.

Es ging zum Herbſt; der Regen und der ſcharfe Wind waren häufige Gäſte auf Schloß Sombrevanes. Dies Schloß war am Rande eines Urwaldes gebaut und daher eines Philoſophen würdiger Aufenthalt. Eine altersgraue Façade, das Dach mit Moos bewachſen, die Zimmer mit zerriſſenen Tapeten geziert, alte Familienbilder, alte, ſchwerfällig geſchnitzte Meubel, das ungefähr waren die Beſtandtheile des Gebäudes. Es war darin zwar ein behaglicherer Flügel, den die Familie des Marquis bis 1710 bewohnt hatte, aber unſer Philoſoph hütete ſich wohl, dieſen Flügel zu beziehen. Vergoldete Meubel für einen Philoſophen, nimmermehr! Er bezog die Bibliothek, dieſen unangenehmen Aufenthalt des menſchlichen Wiſſens. Er blätterte alle Bücher durch, und nahm ſich vor, alle diejenigen zu verbrennen, die nicht einen Theil der wahren Weisheit enthielten. Er verbrannte, verbrannte und verbrannte immerfort, bis er eines Tages kein einzig gutes Buch mehr ſehend, ſeinen Zorn ſo weit trieb, ſogar die Büchergeſtelle der Bibliothek verbrennen zu wollen.

Die Weisheit ſteckt nicht in Büchern, ſagte er, und nahm ſeinen Hut, die Weisheit findet ſich beim Spazierengehen; die Natur iſt das große Buch; ſie allein weiß gut zu ſprechen und irrt ſich niemals; ich will die Natur ſtudiren.

Da es mitten im Winter war, ſo ſagte ihm die Natur gar nichts. Er trieb ſich auf den Bergen und in den Thälern, im Holz und auf der Wieſe umher; er ſah Schnee, Reif, Eis, kahle Zweige, er vernahm nur das Geſchrei hungernder Sperlinge und das Gekrächz des Raben, des ſchwarzen Noſtradamus, wie ihn der Vater Malebranche nennt. Er entſchloß ſich daher, den Frühling zu erwarten. Zu ſeinen Büchern zurückkehrend horchte er noch ein Mal mit Geduld der Weisheit verwegener Disputatoren zu, die ſo täppiſch einen Roman der Seele geſchrieben haben, während ſie doch deren Geſchichte ſchreiben wollten.

6. Die Natur.

Der Frühling kam. Das Veilchen erfüllte die Höhen mit Duft, das Tauſendſchön emaillirte die Wieſen, die Nachtigall ſang im Gebüſche, und im Thale blühte das Haidekraut. Er war, Szene für Szene, Zeuge dieſes ſchönen Schauſpiels der Schöpfung; er ſah die Blume ſich öffnen, den Baum

ſein blüthenweißes Haupt ſchütteln, die Schäferin Aminthe mit dem Schäfer Daphnis Echo ſpielen. Er verſtand von Alle dem Nichts; um Etwas davon zu verſtehen, hätte ihm ſeine Baronin und die Violine nicht fehlen müſſen.

Es kam der Sommer. Das Gold der Ernte fiel unter der emſigen Sichel. Der Fleiß, der König der Erde, bekränzte ſich mit Eppich und Roſen. Morgens ſtimmte er ein Loblied des Schöpfers an, Abends tanzte er mit den ſchönſten Schnitterinnen einen fröhlichen Tanz, bei welchem mehr als Eine einen Fehltritt machte. Der Herr Marquis ſah die Schwaden fallen, die Schnitterin fiel auf die Schwaden, und die Nacht auf die Schnitterin, aber er begriff die Verkettung des Fleißes und der Liebe nicht, die unſer Vater und unſre Mutter ſind.

Da kam der Herbſt wieder. Ach was, ſagte der Marquis, die Natur iſt hebräiſch für mich. Ich ziehe es doch noch vor, franzöſiſch und lateiniſch geſchriebene Bücher zu leſen.

Er kehrte in ſeine Bibliothek zurück.

7. Die Jagd.

Er machte ſich Zerſtreuung. Eines Tages nahm er, ohne daran zu denken, ſeine Flinte und fing zu jagen an.

Ach, ſagte er, ſeit ich auf dem Gebiete der Philoſophie jage, wie viel Ideen habe ich da nicht ſchon mit der Flinte der Vernunft erſchoſſen. Aber es iſt das eine ſchlechte Jagd.

Da er gerade bei dem Schloſſe des Herrn Grafen von Hauteroche vorbeikam, ſo fiel es ihm ein, daß er ſich über ein Anrecht an einem Gefälle mit ihm auseinander zu ſetzen habe. Er fand ihn im Park, wo er mit ſeiner Frau und Tochter ſpazieren ging. Fräulein von Hauteroche war das ſchönſte, das blondeſte, das friſcheſte und zugleich das ſanfteſte Geſchöpf der ganzen Provinz; ſelbſt am Hofe hätte ſie die Schönſten überſtrahlt. So ſehr er auch Philoſoph war, konnte der Marquis von Sombrevanes ſich doch nicht enthalten, ſich auszumalen, wie ſüß es ſein müßte, mit Fräulein Gertrude von Hauteroche Philoſophie zu treiben. Er meinte, wenn ein ſolches Weib in ſeinem Schloſſe wäre, würde ſie beſſer am Orte ſein als ſeine Bibliothek. Er dachte... — Nein, ſagte er, anſtatt Philoſophie zu treiben, würden wir nur Philoſophen zu Wege bringen.

Er ſtudirte mehr als jemals die Atome des Demokrit, die unendliche Subſtanz Spinoza's, die wirkende Subſtanz Malebranche's, Leibnitz' Monaden; mit einem Worte, er befragte alle Philoſophen von Brama und Zoroaſter hinab bis zu ſich ſelbſt, den Herrn Marquis von Sombrevanes.

Jemehr er dieſe Halbgötter ſtudirte, jemehr bildete er ſich ein, in einem Irrenhauſe zu ſein und Narren ſprechen zu hören. Endlich ſah er ein, daß man die Philoſophie nicht in den Büchern der Philoſophen zu ſuchen habe.

Er bereitete ein herrliches Autodafé aus den letzten Büchern ſeiner Bibliothek.

8. Die beiden Bildniſſe.

In dem an die Bibliothek angrenzenden Saal war ein Kabinet, das mit zwei italieniſchen Bildern geſchmückt war, die, ich weiß nicht wie, dahin gekommen; dieſe beiden räuchrigen Bilder ſtellten zwei Heilige aus der Schule von da Vinci dar, es waren zwei ſchöne Geſichter, die man auf Erden wie im Himmel geliebt hätte; die Eine nachdenklich, die Andre lächelnd; Jene

etwas unruhig, dieſe voll Sorgloſigkeit. Da der Herr Marquis von Sombrevanes ſehr häufig ſeine Abende in dieſem Kabinette zubrachte, ſo hatte er ſich an dieſe beiden liebenswürdigen Geſchöpfe gewöhnt, ſie waren die beiden einzigen Freundinnen in der Einſamkeit; mehr als einmal hatte ſein Blick ſie um die Wiſſenſchaft der Menſchheit befragt. Soll man denken? fragte er die Eine, ſoll man fröhlich ſein? die Andre. Soll man nach oben ſeinen Blick erheben jenſeits der Wolken, oder ſich hier unten auf dem weichen Mooſe neben ſeiner Geliebten ergötzen?

9. Das Wunder.

Eines Abends, als er ſinnend in die Flamme des Feuers ſah, kam ein ſchönes Weib, blos in ihr ebenholzſchwarzes Hauptbaar und eine himmelblaue Schärpe gehüllt (eine recht hübſche Tracht für Frauenzimmer), und ſetzte ſich neben ihn in die Ecke am großen Kamin. Er erhob ſich um ſie zu begrüßen.

Madame...

Ich bin die Jungfrau Laetitia.

Der Marquis war im höchſten Grade erſtaunt, und bildete ſich ein, er habe mit einer Abenteurin zu thun; zu ſolchen Gedanken konnte er wohl durch ihre für eine Jungfrau etwas ungenirte Kleidung, ihre übernatürliche Stimme und die von ihr ſo ohne Umſchweif in Anſpruch genommene Eigenſchaft kommen.

Sie erkennen mich nicht? ſagte ſie und winkte ihm, ſich zu ſetzen.

Nicht im Geringſten; indeß... warten Sie... das iſt doch höchſt ſonderbar...

Er ſah nach den Bildern hin; das Erſte war nicht mehr in ſeinem Rahmen, das ſinnende, unruhige Geſicht war herausgeſtiegen.

Wie? Sie ſind es! durch welches Wunder ſind Sie zu mir herabgekommen?

Hier muß ich mich unterbrechen, um dem Leſer, der an dieſem Wunder zweifelt, zu antworten, daß Romulus und Remus von einem Gotte und einer Veſtalin gezeugt ſind, daß die Schlange, welche Eva verführte, hebräiſch geſprochen, daß Berenice in einer ſchönen Nacht einmal mit ihren Haaren den Himmel fegte, ſo daß alle Geſtirne an dieſem Beſen hängen blieben. Wenn der Leſer noch nicht zufrieden iſt, ſo habe ich noch einen Vorrath von tauſend andern niedlichen Wundern, heidniſchen und chriſtlichen. Ich fahre in meiner Geſchichte fort.

Seit langer Zeit, begann die Erſcheinung, thut es mir weh, Sie ſo ſehr auf die Weisheit verſeſſen und dennoch ſo fern von derſelben zu ſehen. Ich habe auf einem Mondesſtrahl vom Himmel herabzuſteigen geruht, um Ihnen das Buch der Wiſſenſchaft zu öffnen. Dank ſei es dem Tode, der die Auflöſung des Räthſels iſt, habe ich die Geheimniſſe entſchleiert, die Euch vergängliche Geiſter ſo verwirrt machen.

Da Sie nun einmal todt ſind, ſagte der Marquis, ſo kommt das mir ſehr erwünſcht; Sie werden mir alſo ſagen können, was in Ihrer Todesſtunde mit Ihnen vorgegangen iſt.

Zuerſt hören Sie nur die Geſchichte meines Lebens. Mein Vater war ein Edelmann am Hofe des Herzogs von Florenz; der Herzog verliebte ſich in mich, mein Vater ſteckte mich in ein Kloſter und damit war es aus.

Deshalb ſtarben Sie als Jungfrau; das war alſo eigentlich blos Schuld des Kloſters, aber nichtsdeſtoweniger ſind Sie kanoniſirte Märtyrin und Patronin aller Laetitia's in der Welt. Als Lohn für Ihre hohen Tugenden

wurden Ihnen die Flügelthüren des Himmels unter den Fanfaren der Erzengel geöffnet, und einmal im Himmel haben Sie die Komödie mit angeſehen, die wir hier unten ſpielen.

Nicht blos die Komödie, ſondern auch den Geiſt der Komödie; ich habe mich ſehr darüber amüſirt, da ich ſah, daß die beſten Akteurs Ihrer Truppe ihre Rollen nicht wußten.

Sagen Sie, ſoll ich meinem Bedienten klingeln, das Feuer geht eben aus und leicht gekleidet wie Sie ſind, könnten Sie ſich leicht erkälten.

Gott ſei Dank! da lohnte es ſich wohl zu ſterben, wenn man auch noch der Strenge des Winters unterworfen bleiben ſollte. Sehen Sie in mir Nichts als eine befreite Seele und ihre irdiſche Hülle, nur von Ambroſia und Sphärenmuſik lebend.

Aber dieſe weißen Hände, dieſe Schultern von ſo edler Form, dieſer ſchöne, friſche Mund...

Still, Profaner! Schließen Sie die Augen. Wenn ich meine ehemalige Geſtalt wieder angenommen habe, ſo geſchah es nur, weil ich doch blos mit meiner Seele nicht zu Ihnen ſprechen konnte, da Sie, wie ich meine, die Sprache des Himmels nicht verſtehen.

Der Marquis wollte erſt die Seele der Heiligen über das Land befragen, das ſie jetzt bewohne, aber er dachte, und das wohl mit Recht, er habe immer noch Zeit genug zu erfahren, was im Himmel geſchieht, da man ſich doch auch ein wenig das Vergnügen der Ueberraſchung gönnen muß. Da er noch für ein halbes Jahrhundert die Erde zu bewohnen gedachte, ſo hielt er es für angemeſſen, die ſchöne italieniſche Jungfrau über die Dinge hier unten zu befragen.

Was giebt es Gutes auf der Erde?

Der Anblick des Himmels, der Duft des Weihrauchs, der Kirchengeſang.

Teufel! ſagte der Marquis, Sie ſind ein Bischen zu katholiſch. Was ſagen Sie denn vom Anblick der Weiber, dem Duft der Roſe, dem Operngeſang?

Sprechen Sie mir nicht von den Werken des Dämons!

Mir ſcheint, daß der Dämon weder die Roſe, noch Gluck's Armide, noch Fräulein von Hauteroche geſchaffen hat. Sie haben gut ſprechen; die Weiber haben doch ihre ſchöne Seite.

10. Die Weiber.

Trauen Sie den Weibern nicht mehr als dem Lenze.

Ein Weib, das von Liebe ſpricht, iſt faſt eine Gottheit.

Ein Weib, das von Liebe ſpricht, hat auch nicht ein Wort davon im Herzen. Wenn die Weiber die Liebe ſo preiſen, ſo geſchieht es, weil ſie wiſſen, daß man ſie vermöge der Liebe nicht ſo ſieht, wie ſie ſind. Sie ſind Romane in vier Bänden: der erſte giebt unbeſtimmte Hoffnungen, der zweite hat Längen, der dritte iſt nichts als ein launenhaftes, phantaſtiſches Zickzack, und der vierte von trügeriſchen oder herben Thränen bethaut. Will man Seiten in dem Romane überſchlagen, ſo riskirt man, ihn nicht zu verſtehen, und Nichts davon übergehen iſt ein ſchmerzlicher Zeitverluſt.

Iſt die Tugend für die Männer nicht liebenswerth?

Was iſt Tugend? Der Weg des Vergnügens iſt der kürzeſte Weg hier unten, der Weg zur Hölle. Nun frage ich Sie, kennen Sie viele Weiber, die den längeren einſchlagen, mit Ausnahme der frommen Mädchen, die in Gebeten hinſterben?

Ich habe drei Weiber, Sie nicht gerechnet, gekannt, die den Werken des Dämons widerſtanden haben.

Die Erſte hat, ohne es zu wollen, ihre Tugend unter den Schutz von Hinderniſſen geſtellt; die zweite hat widerſtanden, weil bei gewiſſen Frauen die Begierde zu widerſtehen ebenſo gebieteriſch iſt als das Liebebedürfniß, die dritte hatte die Seele im Kopfe und nicht im Herzen, oder ihr Schlafzimmer konnte nicht verriegelt werden.

Aber wenn nun Liebe die wahre Urſache ihres Falles iſt?

Unter drei Frauen ergiebt ſich Eine aus Liebe, die zweite für Gold, die dritte um Nichts: die Letztere iſt am gefügigſten.

11. Die Liebe.

Und dennoch iſt, wie Petrarca ſagt, die Liebe ein Thau des Himmels, der das Herz erquickt.

Es iſt ein Blick des Teufels, der Ihre Seele verſengt. Uebrigens iſt die Liebe nur ein Schleier, nur ein Bild des Todes; die Liebe zieht Sie an, umſchlingt Sie, tödtet Sie. Der Todeskampf wird Ihnen die Wonnen der Liebe in's Gedächtniß zurückrufen. Sie iſt eine Narrheit, eine düſtere von Qualen begleitete Narrheit. Wenn Sie offen ſind, werden Sie mir geſtehen, daß ſchon mehr als ein Mal in den ſchönſten Tagen der Leidenſchaft Sie den Kuß von dem Munde der Geliebten bitter gefunden. Und bisher ſprachen wir nur noch von der guten Seite der Liebe; denn es ſind nicht ſtets Hörner des Ueberfluſſes, die Ihnen an der Stirn wachſen. Salomo hat geſagt: das Weib iſt der Anfang des Todes. Nicht ein einziges Weib hier unten, ſelbſt unter den liebenswürdigſten keine, füllt Ihnen den Becher der Liebe, ohne daß Sie ſich am Rande deſſelben die Lippen zerriſſen.

12. Die Freiheit. 13. Die Freundſchaft.*)

. . . .

. . . .

Glauben Sie mir, fuhr die Heilige fort, in Ihren grotesken Poſſen ſind die zu ſpielenden Rollen langweilig oder lächerlich, arme Marionetten, tagtäglich tauſend Windſtößen ausgeſetzt: die Könige fürchten die Völker, die Völker, die ſie doch in Zaum halten, die Königinnen beneiden die Schäferinnen um ihre Kränze von Maiglocken, während dieſe ſich doch blos mit Dornen bekränzen. Alle Welt hier unten zieht mühevoll ſeine Schmerzensfurche, ob nun Stolz oder Liebe, Zorn oder irgend eine andre böſe Leidenſchaft Euch peitſche, Ihr armen Pferde ohne Feuer und Kraft! Ihr ſeid alle miteinander Nichts als ein Haufe Viſionäre, beunruhigt Euch über Kleinigkeiten, lauft Chimären nach, ſpielt mit Puppen und haßt am Abend, was Ihr am Morgen geliebt hat.

Das Leben iſt ein harter Kampf oder ein trauriger Spaß! ſagte der Herr Marquis.

Sie ſind nur geboren, um ſterben zu lernen. In der That, jede Stunde die vergeht, ſchlägt nur die Todtenglocke in Ihrem Herzen; Sie ſelbſt gelangen erſt zum Tode nach der Beſtattung all Ihrer Begleiter, nach dem Tode der Liebe und der Freundſchaft, nachdem Sie alle Leidenſchaften und Träume

*) Das Kapitel über die Freiheit ſo wie das über die Freundſchaft exiſtiren nur dem Titel nach. Iſt das eine Vergeßlichkeit oder eine Satire?

begraben. Aber tröſten Sie ſich, wenn das Leben der Anfang des Todes iſt, ſo iſt der Tod der Anfang des Lebens, des ewigen Lebens.

Das muß ſehr tief ſein, denn ich verſtehe Sie nicht.

. . . .

(Lücke im Manuſcript.)

Ach, ſagte der Marquis, wenn ich nicht ein ſo guter Chriſt wäre, würde ich den ingeniöſen Gedanken eines Philoſophen wiederholen: die Götter waren trunken, als ſie den Menſchen ſchufen.

Der Herr Marquis hatte den Kopf geſenkt, um beſſer nachdenken zu können.

Mit einem Worte, was iſt Gott?

Da die Heilige auf dieſe große Frage nicht antwortete, ſo hob er den Blick, aber er fand ſie nicht mehr im Winkel am Feuer; er wandte ſich um, das Bildniß war wieder in ſeinem Rahmen.

Was ich bis jetzt, ſagte er verzweiflungsvoll, am Leben Sicheres ſehe, das iſt der Tod. Unſre ganze Thätigkeit iſt das Sterben; wir ſind nur deshalb auf die Welt gekommen. Indeß ſind die Bäume und Blumen doch auch Schöpfungen Gottes und tragen, wie ich denke, doch keine Bußhemden. Nun, weil die Heilige es ſagt, muß ich es glauben: wir ſind nur zur Erde niedergeſtiegen um des Vergnügens willen, wieder zum Himmel hinaufzuſteigen.

14. Zweites Wunder.

Der Marquis zog den Vorhang ſeines Bettes zurück und öffnete das Fenſter, um die aufgehende Sonne durch die alten Kaſtanienbäume ſeines Parks hindurch zu betrachten. Auf dem erſten hervorbrechenden Strahl bemerkte er ein ſonderbares Wölkchen, das mit Windesſchnelle den Raum durchſchnitt. Bald wurde er weiße Flügel gewahr, und nach einer Sekunde ſah er an ſeinem Fenſter ein ſcharmantes Geſicht, das ihn anlachte.

Was wollen Sie? fragte er wie ein über Alles Enttäuſchter.

Du erkennſt mich nicht? ſagte die hübſche Erſcheinung. Ich bin die ſchöne Magdalena, die in Deinem Kabinet lächelt; ich komme, um Dir das Buch der Weisheit zu öffnen.

Die Weisheit! Ich kenne ſie, es iſt der Tod.

Thörichter! das Leben iſt die Weisheit.

Ich glaube es nicht; ich habe das Leben von allen ſeinen Seiten betrachtet, es in allen ſeinen Erſcheinungen ſtudirt und das große Wort der Löſung nicht darin gefunden; das Leben iſt eine unreife Frucht, die meine Lippen verſchmähen; der Tod iſt die ſaftreiche Frucht der Weiſen.

Höre die Stimme einer Abgeſchiedenen, die bei allen Dingen weiß, woran ſie ſich zu halten hat. Ich bin die Tochter eines Neapolitaniſchen Holzhauers; ich war ſchön zu meiner Zeit und wurde vom Signor Lorenzo geliebt, der mich eines Tages auf der Jagd entführte: Welche ſchöne Jagd, welch ſchöner Tag!

Es ſcheint mir, ſagte der Marquis ungeduldig, daß Ihre weißen Flügel nicht recht zu dem paſſen, was Sie da ſagen.

So wiſſe denn. Bei meinem erſten weißen Haare habe ich Buße gethan; Buße thun iſt ſich erinnern, hoffen, immer noch lieben.

Sprechen Sie deutlicher, ſagte der Marquis; kommen Sie, um mir aus heiler Haut Ihre Liebe zu erklären?

Ich komme, um Sie zu entführen.

Haben Sie Poſtpferde und eine Strickleiter?

Berühren Sie meine Flügel, Herr Marquis.

Der Marquis hatte aus Neugier die Spitzen der Flügel der ſchönen Magdalena berührt, und fühlte ſich plötzlich im Raume emporgehoben auf dem Rücken eines Sonnenſtrahles.

15. Der Baum der Erkenntniß.

Es war an einem der ſchönſten Morgen von der Welt; der Himmel war blau, der Horizont rein; die Gegenden, die ſich vor ſeinen Blicken ausbreiteten, grünten und blühten, mit Wolluſt athmete er ihm unbekannte Wohlgerüche ein und hörte mit Entzücken eine himmliſche Muſik.

Mir iſt, ſagte der Herr Marquis, als hörte ich die Violinen der Engel und athmete den Duft von den Lippen meiner erſten Geliebten.

Die ſchöne Magdalena machte ihm bemerklich, daß er als Philoſoph, der von allen trügeriſchen Vergnügungen hienieden zurückgekommen ſei, ſich doch einer anderen Sprache befleißigen müſſe.

Es iſt erſtaunlich, ſagte er, die Hand der ſchönen Magdalena ergreifend, ich muß ganz umgewandelt ſein, mein Herz, das nicht mehr ſchlug, iſt bewegter als jemals, der Dämon der Liebe brennt in meinen Lippen. Wenn Sie keine Flügel hätten...

Sprechen wir von Etwas Anderem, ſagte die Heilige, beunruhigen Sie meine reuige Seele nicht.

Apropos von Seele, ſagen Sie mir, wie vertreibt ſich denn die Ihrige die Zeit? Ich wäre neugierig Etwas von der Geographie des Himmels zu erfahren. Unter welchem Längengrade iſt das Paradies erbaut?

Von welchem Paradieſe wollen Sie ſprechen?

Giebt es denn mehr als eines?

Tauſend. Die Seelen bewohnen nach ihrer Wahl bald das, wo man ſingt, bald das, wo man träumt; das eine iſt von Roſen, das andre von Lilien gebaut. Noah und ſeine große Familie wohnen in gelbem Schilfe. Am angenehmſten iſt es unter einem Zelte, das die Mutter Gottes Iſraels gewebt hat, dort treffen ſich häufig Suſanna und Johanna d'Arc. Das liebenswürdigſte aber iſt in einer Welle der blonden Haare Magdalenens errichtet, die noch ganz liebeduftend ſind.

Haben Sie da oben auch ein Paradies für die arm an Geiſte ſind.

Was ſollen denn die Geiſtesarmen im Himmel machen? Die haben keine Seele, ſondern blos einen Theil von dieſem Strahl der Gottheit. Bei ihrem Tode hat dieſes Seelentheilchen nicht die Kraft, ſich über die Wolken zu erheben, er verirrt ſich, zerſtreut ſich oder vereint ſich mit anderen vereinzelten Theilen nach dem Willen Gottes.

Alſo haben die Geiſtesarmen nicht das Reich des Himmels inne, wie die heilige Schrift ſagt, die ſich häufig irrt, ſondern das Reich der Erde?

Im Himmel empfängt man nur gute Geſellſchaft, das heißt, die Seelen, die auf Erden ſich am meiſten dem reinen Geiſte genähert haben, der ihr Weſen iſt; die Poeten und Muſiker können es ſich im Himmel bequem machen. Aber nehmen Sie ſich in Acht, die Philoſophen befinden ſich dort nicht beſonders, man macht ſich über alle ihre Syſteme luſtig. Ich habe eines Tages den Vater Malebranche auspfeifen ſehen, während der göttliche Virgil Morgens durch Ständchen geweckt wurde.

Virgil dort oben! Wahrhaftig? Aber was ſagen denn da die Kalenderheiligen?

Sie machen ſaure Geſichter genug dazu. Ich habe zu wenig geliebt (denn man ſagt bei uns oben nicht mehr leben ſondern ſtets lieben), ich ſage alſo, ich habe zu wenig in ihrer Nähe geliebt, um von ihnen ſprechen zu können. Blos vom Hörenſagen weiß ich, daß der h. Auguſtin und die h. Thereſe über die Farbe der Verzückung uneinig ſind; der Eine will ſie weiß, der Andre blond. Es ſind übrigens ſonſt ganz liebenswürdige Heilige, ſie lieben die Welt und die Feſte. Alles hat ſeine Zeit.

Wenn Sie Nichts zu thun haben und Sie ſich an dem Schauſpiele ergötzen, das wir hier unten Ihnen geben, erkennen Sie da zuweilen unter den Schauſpielern Freunde von Ihrer irdiſchen Laufbahn her, Ihren Bruder oder Ihre Schweſter, Ihren Geliebten oder Ihren Sohn?

Bewahre, ſobald wir einmal nicht mehr ſelbſt an dem Carneval Theil nehmen, ſobald die Maske gefallen iſt, wird uns Alles fremd, wir erkennen uns nur im Himmel wieder; aber wie viele Freunde fehlen beim Aufruf, wie viel Geiſtesarme haben ſich nicht bis zu uns erheben können!

Es muß alſo doch auf dem Wege zum Himmel irgend einen guten Gaſthof geben, für die Seelen, die vorüberkommen und nicht weiter können.

Es iſt nicht blos ein Gaſthof, ſondern ſogar ein Hospital in den Wolken zur Benutzung für die kranken Seelen, dort halten die Sünder, die ſich auf dem Flügel der Buße erheben, Quarantaine (etwa vierzig Jahrhunderte). Dieſe Quarantaine iſt eine gute Buße wegen des Feuers der Blitze und des Waſſers der Wolken.

Aber Gott...

Gott iſt ganz Liebe. Wir lieben in ihm, aber er iſt unſichtbar; er zeigt ſich Ihnen wie uns durch Erhabenheit, Schönheit und Liebe. Wenn Sie ein Weib, einen Armen, eine Blume lieben, ſo lieben Sie Gott.

Sagen Sie mir aufrichtig, amüſirt ſich Gott auch an der Komödie, die wir hier unten für ihn aufführen.

Sie Stolzer! Verweilen Sie etwa beim Anblicke der tauſend Inſekten, die in einem Baumzweige lieben und ſingen?

. . . .

. . . .

Und die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Religion?

Wir hören mitunter Ihre Hymnen und athmen Ihre Weihrauchdüfte; aber Ihre Prieſter ſingen häufig falſch und Ihr Weihrauch iſt nicht immer rein.

Bei dieſer Gelegenheit will ich Sie fragen, kennen Sie den kleinen Heiligen Nicaiſe, der vor Kurzem beatifizirt wurde?

Ohne Zweifel iſt er oben noch nicht angekommen, übrigens giebt es viele auf Erden kanoniſirte Heilige, die es im Himmel nicht ſind.

Was halten Sie von den Frommen?

Die ſtillen Frommen, die ganz leiſe in einem Winkel beten, die in Gott leben, um ſich über die Plagen des Lebens zu tröſten, die vom Sturme der Leidenſchaften zerknickt worden ſind und nun ihr Antlitz zum Himmel erheben, die ohne Bedauern die menſchlichen Eitelkeiten wie Gold und Ehre ablegen, um ſich demüthig vor Gottes Größe zu beugen: Alle dieſe ſind geſegnet, und leben in der Gnade des Ewigen; aber die falſchen Frommen, die zum Frühſtück eine Meſſe und zum Abendbrot das Theater nehmen, diejenigen, welche

die Waffen der Frömmigkeit ergriffen, um ihren Weg in der Welt zu machen, die ſind verflucht und dem ewigen Tode verfallen.

Nun, kommen wir wieder auf die Liebe zurück, die Liebe iſt alſo ein frommes Thun.

Die Liebe iſt von Gott geſegnet; von Gott geht ſie aus, zu Gott kehrt ſie zurück. Lieben Sie die Blumen Ihres Gartens, die alten Bäume Ihres Parks, den Sonnenſtrahl, der der Natur liebkoſt, lieben Sie Ihren Vater, Ihre Mutter, Ihre Schweſter, Ihre Couſine, den armen Teufel, der an Ihrer Thür bettelt, den Schnitter, der unter dem Joche der Arbeit ſeufzt; in Liebe beſteht das ganze Leben.

In dieſem Augenblicke ſtiegen ſie in ein zauberiſches Thal herab, das anmuthig und ſchön war, wie ein irdiſches Paradies. Die Natur hatte dort ihren Blüthen- und Blumenthron aufgeſchlagen. Da ſah man Nichts als von Myrten eingefaßte Bäche, Waſſerfälle, duftige Gebüſche, ſingende Vögel, Raſengänge von Orangen bekränzt.

Bin ich im Himmel oder auf der Erde? fragte der Marquis verwundert.

Auf der Erde; Sie ſehen es ja, denn über Ihnen blaut der Himmel.

Woher kommt es nur, daß ich die Natur noch nie ſo lachend gefunden?

Weil Sie jetzt das Buch der Weisheit öffnen.

Was war das dort unter jenem Baume?

Der Marquis hatte in einer Grotte von Gezweige unter einem Baume ein nachläſſig ruhendes Weib geſehen.

Gehen Sie nur immer vorwärts, antwortete die ſchöne Magdalene.

Von dieſer andern Erſcheinung angezogen ging er weiter. Je mehr er ſich näherte, je grüner wurde der Teppich des Raſens, je ſchöner die kleinen Blumen, die ihn verzierten, und der Wieſenbach mit ſeiner Silberwelle erfriſchte mit traulichem Murmeln ſein Herz. Immer entzückter, verlor der Marquis die im Schatten ruhende Dame nicht aus den Augen, ſie erinnerte ihn an die Schäferin Chloe mit den ſchönen Füßen, von Coypel gemalt. Bald gelangte er an die Grotte. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er Fräulein von Hauteroche erkannte, die auf dem Raſen eingeſchlummert war, dies junge Mädchen, das er zur Zeit zu lieben vergeſſen. Jetzt ſchien ſie ihm noch ſchöner als früher. Er ſank vor ihr auf's Knie, um noch mehr aus der Nähe bewundern zu können, und betrachtete jede Einzelnheit dieſes Meiſterwerks der Schöpfung.

O, ſagte er voll Entzücken, ſie würde noch viel beſſer ohne Mieder ſchlummern!

Nun, ſagte die ſchöne Magdalene und breitete ihre Flügel aus, jetzt ſind Sie unter dem Baume der Erkenntniß, und es hängt nur von Ihnen ab, die davon herabgefallene Frucht zu koſten.

Herrlich, herrlich, ſagte der Marquis, aber ehe wir uns trennen, noch ein Wort! da unſre Seele unſterblich iſt, ſo möchte ich gern wiſſen, welchen Weg ſie einſchlagen muß, um oben in eines der tauſend Paradieſe zu gelangen.

Welchen Weg Sie Luſt haben, wenn er nur ſchön iſt, der Weg des Wohlthuns und der Arbeit; Alle Wege führen zum Himmel, ob man von Peru oder China kommt, ob in Geſellſchaft des Dalai Lama oder Seiner Heiligkeit des Papſtes.

Nach dieſen Worten nahm die ſchöne Magdalena ihren Flug in die Wolken, der Herr Marquis von Sombrevanes wollte eben nach der Frucht langen...

Aber er erwachte.

Das Feuer im Kamine war ausgegangen. Der Marquis ging in ſehr ſchlechter Laune zu Bett. Am andern Morgen mit Tagesanbruch ſtieg er zu Pferde und ritt nach dem Schloſſe Hauteroche; er hielt um die Hand der ſchönen Gertrud an, die darauf gefaßt war. Obgleich Philoſoph ergab er ſich doch darein, glücklich zu ſein! —

Oelsner.

Ich finde, wir haben noch immer mit großem Rechte unſre Armuth an politiſchen Talenten zu beklagen, wie viel auch neuerer Zeit lebhaftere Theilnahme an politiſchen Dingen geweckt oder durchgeſetzt worden, wie viel auch von den verſchiedenſten Standpunkten aus über politiſche Fragen geäußert worden iſt. Das Dogmatiſche, auch wo es nicht am Orte, herrſcht vor, das Phraſenhafte überfluthet, aber die Kunſt im Staatsleben, die eigentliche Politik iſt ſelten. Ja, ſie wird gering geachtet von unſerm hyperphiloſophiſchen Sinne, der vor Allgemeinheiten die Wirklichkeiten, vor dem Walde die Bäume nicht ſieht. Wie hoch wir Geſchichte predigen, aus unſrer eignen mögen wir nichts lernen: ſie zeigt uns ſeit Jahrhunderten Verluſt auf Verluſt, und Verluſte, die immer in Folge ſchlechter Politik über uns gekommen ſind, und doch widmen wir noch immer politiſchen Talenten keinerlei Theilnahme, ſondern reden und ſchreiben ſie in Grund und Boden mit banalen allgemeinen Maaßſtäben, mit denen ſie ſo wenig zu bemeſſen ſind wie Titian oder Paul Veroneſe im bibliſchen Kodex ihre Maaßſtäbe finden.

Zu ſolchen politiſchen Talenten, die wir mit Füßen getreten, iſt Karl Ernſt Oelsner zu zählen, deſſen „Briefe"*) an Stägemann ſo eben in einem Bande herausgegeben worden ſind. Er gehörte zu den intereſſanten Deutſchen, welche während der Revolutionszeit nach Paris geriethen wie Forſter und Schlabrendorf. Aber ſein Drang ging immer dahin, für das Vaterland in irgend einer nachhaltigen Stellung wirkſam zu ſein. Daß er dies nicht geworden, dies hat Preußen auf dem Gewiſſen, dem er übrigens noch durch ſein Geburtsland Schleſien ſpeciell angehörte. Er bot dem preußiſchen Staate zur Zeit der Freiheitskriege ausdauernd ſeine Dienſte an; dieſe Briefe an Stägemann zum Beiſpiele ſind eine zehnjährige Correſpondenz aus Paris, wie ſie gewiß kein preußiſcher Geſandter zu Stande gebracht hätte, um Preußen im größten Zuſammenhange über Politik zu erhalten. Es war umſonſt: die unbefangene Zeit Hardenberg's ging vorüber, die Zeit, in welcher Preußen Capacitäten eifrig an ſich zog, und in der darauf folgenden Epoche unſchöpferiſcher Mittelmäßigkeit gab es keinen Platz für Oelsner. Denn Oelsner drang auf irgend eine poſitive Erledigung des Verfaſſungswerkes, und wußte und ſagte es, daß Preußen ſeine wichtige Stellung nur durch ſchöpferiſchen Vorgang in neuen, der Zeit gemäßen Formen erhalten und ſteigern könne, nicht aber durch muthloſes, unproduktives Stauen und Aufhalten.

Welch ein niederdrückendes Gefühl beſchleicht uns, wenn wir alle die geiſtreichen energiſchen Männer betrachten, welche damals um die ſiegreiche preußiſche Fahne verſammelt waren, und von denen ſich Deutſchland einer liberalen, zukunftsreichen Einigung verſehen durfte! Und die Intrigue von außen, kleiner Sinn im Innern zerſtreute, verkümmerte das Alles. Aus dieſen Briefen bringt es darum ſo mächtig

*) Briefe des Königl. Preuß. Legationsraths Karl Ernſt Oelsner an den wirklichen Geheimen Rath Fr. Aug. v. Stägemann, aus den Jahren 1815 bis 1827. Herausgegeben von Dr. Dorow. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1843.

auf uns ein, weil wir darin all unſre jetzt noch ſchwebenden Intereſſen verhandelt ſehen, lebendig, nachdrücklich, dem Abſchluß nahe verhandelt ſehn! Und doch iſt ein Vierteljahrhundert vergangen, und wir müſſen über viele dieſer jetzt noch unerledigten Intereſſen heute noch Dinge ſehn und leſen, die ſchwächer ſind als damals! Drängt ſich nicht dabei unwiderſtehlich der Gedanke auf: die Capacitäten ſind von einer unſchöpferiſchen Bureaukratie erdrückt worden —?

Oelsner war von ausgebreiteter Bildung, von tüchtigem Scharfſinn, von politiſchem Blick, von gutem Geſchmack, von edler Geſinnung. Er war vorurtheilsfrei, und kannte ſeine Zeit genau; er beſaß alſo alle Mittel, welche für eine politiſche Kunſt nöthig ſind, und welche, in nationaler Theilnahme wurzelnd, dieſe Kunſt vor der Gefahr der äußerlichen Experimentirſucht beſchützen. Er war in dem ſchleſiſchen Städtchen Goldberg 1764 geboren, und war als Zuſchauer, als Literator beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution nach Paris gekommen. Den deutſchen Zeitſchriften von Huber und Archenholz ſchickte er damals Berichte und Schilderungen, bis die Schreckenszeit kam und ihn zur Flucht nöthigte. Späterhin — Dorow theilt dieſe biographiſchen Nachrichten nach Varnhagen und Zſchocke, zwei intimen Freunden Oelsner's mit — ſpäterhin wurde er in Paris Geſchäftsträger der Stadt Frankfurt am Main und einiger kleineren Fürſten. Vertraute Freundſchaft mit Sieyes machte ihm Alles erreichbar, und die angeſehenſten, die einträglichſten Poſten wurden ihm angetragen. Er ſchlug Alles aus. Große Summen, die er in Händen hatte und benutzen durfte, lieferte er unverſehrt zurück, und hatte inzwiſchen Mangel ausgeſtanden. Ein ſehr reicher Oheim enterbte ihn, weil er nicht nach Schleſien kam. Als er endlich dahin reiſte, um ſeine Mutter zu ſehn, wurde er als ein franzöſiſcher Sendling, wofür man ihn hielt, preußiſcher Seits verhaftet, doch bald wieder frei gegeben. Nach dem Sturze Napoleons bot ihm ſein Vaterland neue Verhältniſſe an; man hoffte vielerlei Zwecke durch ihn auszuführen. Er wurde preußiſcher Legationsrath, lebte in Frankfurt am Main, in Berlin, in Paris, aber er ſchmiegte ſich in keine dieſer Lagen, oder vielmehr keine gab ihm einen angemeſſenen Beruf, und ſein wiederholtes Anſuchen um einen ſolchen blieb unberückſichtigt. Er ſtarb zu Paris, wo er ſeine Penſion verzehrte, den 18. October 1828.

„Als Schriftſteller", ſetzt Varnhagen hinzu, „was man ſo in der Literatur nennt, iſt er nur ſpärlich aufgetreten. Er hatte keine äußerlichen Antriebe wenn er ſchrieb, er wollte weder Geld noch Ruhm. Seine meiſten Arbeiten lieferte er, weil ſie eine Befriedigung für ihn ſelbſt waren, weil er ſeiner Neigung, ſeiner Liebhaberei folgte und hierin gerade war er eine durchaus vornehme Natur, ein wahrer Freiherr, der, wenn Geſinnung und Luſt ihn nicht für die Welt erregten, ſich ruhig hielt." Zſchocke ſagt uns, daß es Oelsner's Plan geweſen ſei, eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zu ſchreiben. Daß er dies nicht gethan iſt gewiß ſehr zu beklagen, da er mehr als irgend Einer unter uns Erfahrung und Beruf dafür hatte. „Die Feinheit und Gewandtheit ſeines Geiſtes, ſein Reichthum an mannigfaltigen Kenntniſſen und Erfahrungen, das Leichte und Gefällige ſeines Umgangs mit tiefer Gemüthlichkeit vereint, machten ihn zu einem der angenehmſten Geſellſchafter, welcher in ſich als Menſch franzöſiſchen Weltton und deutſchen Biederſinn zu paaren wußte. Sein Werk über den Einfluß des Muhamedanismus, welches vom National-Inſtitut im Jahre 1810 den Preis gewann, bezeichnete ihn auch den Deutſchen (da Ebel ſein Buch überſetzte) wie den Franzoſen als ſcharfſinnigen Beobachter und Darſteller der Weltgeſchichte. Man kennt in Deutſchland mehrere Aufſätze von ihm, die, als ſie erſchienen, große Aufmerkſamkeit erregen mußten. Die „„politiſchen Aphorismen, dem Kongreſſe in Aachen empfohlen"", herausgegeben von Dr. Schlottmann, Frankfurt 1818, ſind nicht von dieſem, ſondern von Oelsner verfaßt. Er machte ſie dem

Herausgeber zum Geſchenk, als dieſer einmal in Geldverlegenheit war. Auch die „„Bundeslade““, Frankfurt 1817, eine Zeitſchrift, von der nur zwei Stücke erſchienen ſind, iſt von ihm. Er ſetzte ſie nicht fort. Vieles iſt vortrefflich darin, ja das Meiſte. Im darin enthaltenen Aufſatze über politiſche Sittlichkeit meint der Verfaſſer mit Recht, eine Staatsumwälzung wie die franzöſiſche ſei ſchon darum in Deutſchland nicht zu fürchten, weil ſie größtentheils ſchon ſtattgefunden habe.“ — „Selten mag ein Schriftſteller ſo ſehr ein Vergnügen darin geſucht haben, das Intereſſanteſte namenlos oder unter fremdem Namen bekannt zu machen. „„Es iſt von mir keine Beſcheidenheit““, ſagte er, „„was ich ſelbſt bekannt machte, hat mir nur Schaden und Verdruß gebracht.““ Auch in St. Simon's politiſchen Schriften gehören viele der geiſtvollſten Anſichten, z. B. die Parallele unſrer Zeit mit den erſtern Jahrhunderten des Chriſtenthums Oelsner an.“

Oelsner hat einen Sohn hinterlaſſen, der mir oft verſichert hat, er ſei in Beſitz vieler nachgelaſſenen Manuſcripte ſeines Vaters, und er ſei damit beſchäftigt, ſie herauszugeben. Leider iſt dies bis jetzt nicht geſchehn, und als ich das zweite Mal den jungen Oelsner in Paris aufſuchte, war er nach dem Orient abgereiſt. Vielleicht fänden ſich Epiſoden der Revolutionsgeſchichte darunter, nach denen dieſe intereſſanten „Briefe“ ſehr begierig machen. Auszüge aus dieſen Briefen zu geben kann nur durch Aphorismen geſchehn, und ich will in einer ſpäteren Nummer den Leſern eine kleine Anzahl davon vorlegen. Folgende mag den politiſchen Standpunkt Oelsner's bezeichnen: „Durch Repräſentativregierung wird die Welt nicht zum Himmelreich, aber eine gute Repräſentation hindert, daß eine Regierung mit ihrem Zeitalter in direkten Widerſpruch gerathe; hingegen bewirkt ſie, daß Alles was eine Nation von Geiſtesbildung, Sittenwerth, Kraft des Willens beſitzt, ſich in der Regierung darſtelle und äußere, daß dieſe folglich mit den Fähigkeiten, Anſprüchen und Bedürfniſſen der zu regierenden Maſſe Tritt halte und fortſchreite.“

Nachrichten.

Klatſcherei über Enk. Die Leipziger Zeitung bringt über Enk, der ſich im Kloſter Mölk vor Kurzem das Leben nahm, folgende myſtiſche Stelle: „Der Unglückliche hinterließ mehrere adreſſirte Pakete, in deren einem ſich Manuſkripte vorgefunden h a b e n ſ o l l e n, welche einen berühmten Dichter von hoher Abknnft mächtig kompromittiren.“ Später wird geſagt, Enk habe mit großer Vorliebe Dramen geſchrieben. Es ſoll alſo wohl heißen: Enk habe die Stücke gemacht für jenen berühmten Dichter von hoher Abkunft. Das ſieht mit dem „ſoll“ ganz wie eine Verläumdung aus, die intereſſant ſein will. Was haben wir für berühmte Dichter dramatiſcher Abkunft? Die Verfaſſerin von „Lüge und Wahrheit“ ꝛc. wird Niemand in Frage ziehen; ihre Stücke ſind vom erſten bis zum letzten mit einem der Verfaſſerin unverkennbar eigenen Stempel ausgeſtattet. Sonſt wüßt' ich jetzt keinen dramatiſchen Dichter hoher Abkunft. Wer an den Fürſten Lynar denken wollte, der müßte dieſen aufrichtigen und für Dichtung auf das Liebenswürdigſte ſchwärmenden Mann nicht kennen. Ich glaube wohl, daß er für ein gutes Stück ein Rittergut hingäbe, aber nur für ein Stück, das er ſelbſt geſchrieben hätte. Und iſt ſonſt ein Edelmann gemeint mit der hochtönigen „hohen Abkunft?“ Auch hier iſt unter den wenigen berühmten Keiner, dem man es im Entfernteſten zutrauen könnte. Sollte es auf Halm gehen, ſo wäre es ganz abgeſchmackt. Denn Münch iſt unzweifelhaft alleiniger Vater ſeiner Stücke. Meines Wiſſens ſchrieb auch Enk gar nicht bühnenmäßig. Wir beſchäftigen uns alſo wohl unnütz mit einer unnützen Klatſcherei.

Die „auferſtandene“ Mlle. de la Faille. Wir haben geleſen, daß ein neues Stück von A d a m i: „Die Auferſtandene“, in der Königſtadt mit beſtem Erfolge aufgeführt

worden und daß der Autor am Schluſſe gerufen worden ſei. Ein wirkſamer Autor mehr für die Bühne! war der nächſte, natürlichſte Gedanke, da die Bezeichnung auf dem Zettel auf eine eigene Kompoſition ſchließen ließ, zu welcher ihm „Soulié“ und ein uns unbekannter „Anicet“ in irgend welchen Erzählungen Veranlaſſung gegeben. Daß der Stoff einer Erzählung entnommen ſei, verringert ja das Verdienſt des Autors nicht im mindeſten: für die Bühne iſt eine ganz neue Kompoſition nöthig, und die größten Dramatiker haben eine ſolchergeſtalt umſchaffende Schöpfung zur originalen geſtempelt und geweiht. Es war alſo nur erfreulich, daß unſer Repertoir ein neues Stück gewonnen und das Publikum den Autor ſo lebhaft ausgezeichnet habe. Nun leſe ich aber die Skizzirung des Stückes, welche Hoffmann im Berliner Figaro giebt, und je weiter ich leſe, deſto unzweifelhafter wird mir's, daß dies ein mir wohlbekanntes franzöſiſches *Drama* ſei, welches den Titel führt: „Mademoiselle de la Faille“, von *Anicet* Bourgeois und Guſtave Lemoine, und welches dieſen Winter in Paris an der Gaité gegeben worden iſt. Möge uns Herr Adami aufklären, was es damit für eine Bewandniß habe, was er davon als Originalität für ſich in Anſpruch nehme, und was die Quellen „Anicet“ und Soulié zu bedeuten haben. Denn nach Hoffmann's Skizzirung müßte „Die Auferſtandene“ einfach „Nach dem Franzöſiſchen“, Ueberſetzung oder Bearbeitung eines Originals genannt werden, und *dafür* hätten ſich doch die Königſtädter zu ſehr in Unkoſten geſetzt. Oder hätte er das Stück nicht gekannt, und exiſtirten Erzählungen von einem Anicet und von Soulié, die denſelben Stoff ähnlich behandelten? Dann wäre aber die gleiche Eintheilung in Scenen und Akte ein halbes Wunder.

Programm der jüdiſchen Proteſtanten. Das Programm der unter Vortritt Creizenach's proteſtirenden Juden lautet: „Wir erkennen in der moſaiſchen Religion die Möglichkeit einer unbeſchränkten Fortbildung. Die gewöhnlich mit dem Namen Talmud bezeichnete Sammlung von Controverſen, Abhandlungen und Vorſchriften hat für uns weder in dogmatiſcher, noch in praktiſcher Hinſicht irgend eine Autorität. Ein Meſſias, der die Israeliten nach dem Lande Paläſtina zurückführe, wird von uns weder erwartet, noch gewünſcht; wir kennen kein Vaterland als dasjenige, dem wir durch Geburt und bürgerliches Verhältniß angehören.“

Schüking. Levin Schüking, ein günſtig bekannter jüngerer Schriftſteller aus Weſtphalen, ſteht im Begriff, Fräulein v. Gall aus Darmſtadt zu heirathen. Sie iſt ebenfalls Schriftſtellerin und hat mehrere Novellen, die ſich durch gedrängte Kürze auszeichnen, drucken laſſen. Schüking's neuſtes Buch, ein Roman, führt den Titel: „Ein Schloß am Meere“, und iſt ſoeben bei Brockhaus erſchienen.

Weimar's Preſſe. O Weimar! Weimar! Karl Auguſt's Todesthal! Wir leſen eben, daß man dort die Erlaubniß zu Wochenblättern in kleinen Städten nicht ertheilt, weil es nicht gut ſei, daß der gemeine Mann leſe. Welch ein Sauerteig!

Weill's Broſchüre gegen Rothſchild iſt nun im Buchhandel. Sie iſt allerdings von Bedeutung, wenn der Verfaſſer auch mit ſeiner Grundidee eines kommuniſtiſch centraliſirten Staates manchen Leſer ſtellenweiſe verwirren und durch einzelne grelle Uebertreibungen beſtürzen mag. Der weſentliche Inhalt iſt folgender: Der Staat hat ſeine wichtigſte Macht dadurch aus der Hand gegeben, daß er die Banquiers mit Staatsanleihen an der Börſe Agiotage treiben ließ und läßt. Rothſchild macht z. B. mit Oeſterreich 1820 eine Anleihe in ſo und ſo viel Millionen, in 100-Gulden-Looſen, die Rothſchild für 96 kauft und ſie für 130 verkauft. Es iſt dies ein ſchöner Gewinn. Doch die Börſe hat Vertrauen, die Papiere ſind gut und man ſchlägt ſich darum. Folgt denn das bekannte Börſenſpiel, in welchem bei Kauf und Verkauf die moraliſche Geldmacht Rothſchild's hebt und drückt, je nachdem er auf die Baiſſe oder Hauſſe ſpekuliren will; es giebt alſo ein vom Staate geduldetes großes Spiel, in welchem der Hauptbanquier die ungeheuerſten Vortheile hat. Noch mehr. Rothſchild ſpekulirt eben auf Baiſſe, und „er rückt nun nach einiger Zeit mit einer neuen Anleihe heraus, die — ſchon bei der erſten verabredet war.“ — Dies Thema wird auf das Erſchreckendſte ausgeführt, und gehört in ſeiner Ausführlichkeit für politiſche Zeitungen. Beherzigenswerth iſt es in hohem Grade. Weill geht dann auf den zweiten Punkt über, in welchem der Staat ſeine wichtigſte Macht aus der Hand gebe, auf Eiſenbahngeſellſchaften, auf dieſe zu ſelbſtändigen und vom Staate, der das Wohl Aller mehr als das Wohl einer Geſellſchaft berückſichtigen ſoll, zu unabhängigen Geſellſchaften. Es wird nicht ſchwer ſein, die Quelle dieſer Polemik in der „Phalange“ zu ſuchen, aber das verringert die Bedeutung der Polemik nicht. Es wird auch nicht ſchwer ſein, dagegen zu ſchreiben, aber es wird da manches Unerwartete geſagt und zugegeben werden müſſen.

Gegen Herrn Benazet.

In einem Inſerat in der Augsburger Allgemeinen Zeitung wagt es der Spielpächter Benazet in Baden=Baden die Worte über mich drucken zu laſſen: „Die Spielgeſchichten von M. Honek in der Kölner Zeitung ſind den Thatſachen nach erfunden und in ihren Folgerungen Verleumdungen.“ — Ich habe gegen das Spiel geſchrieben und werde fortfahren gegen das Spiel zu ſchreiben, weil ich der feſten Ueberzeugung bin, daß die Preſſe eine heilige Pflicht erfüllt, wenn ſie mit aller ihr zu Gebote ſtehenden Kraft gegen die heilloſen öffentlichen Spielbanken ankämpft, aber ich halte es unter der Würde eines deutſchen Schriftſtellers ſich perſönlich irgend wie mit einem Spielpächter zu befaſſen, wäre es auch nur durch einen Injurienprozeß. Fernern Angriffen der Herren Benazet und Konſorten werde ich nur ein ſtolzes Stillſchweigen entgegenſetzen.

Baden=Baden, 21. September 1843.

M. Honek (M. Cohen).

Der Spielpächter in Baden=Baden, Herr Benazet, hat in ſeiner Eigenſchaft als Colonel den gefährlichen Kampf gegen die Preſſe angenommen; er will ihn aber nur zweikampfartig führen. Das heißt er will ſeinem Ausdrucke nach die Theorie dieſes Streits unbeachtet laſſen, weil ihn dieſe nicht kümmere, und will nur gegen Einzelnes in den Angriffen ſich zur Wehr ſetzen. Es iſt gewiß ſehr einſichtig, in ſeiner Lage die Theorie unbeachtet zu laſſen, und es iſt der Zuſatz ſehr faſhionable, daß ihm der Ausgang des theoretiſchen Streites über Zuläſſigkeit oder Unzuläſſigkeit öffentlicher Spielbanken „weder Vortheil noch Nachtheil bringen könne.“ Uns Schriftſtellern iſt aber dieſe Spielfrage durchaus nicht eine Frage der Faſhionabilität, ſondern eine Frage der öffentlichen Moral. Wir können alſo Herrn Benazet darin nicht zu Willen ſein, daß es ſich bei den Angriffen auf ihn beſonders um perſönliche Nachweiſe handeln und daß bei jeder Gelegenheit jeder Name genannt werden ſolle. Dies hieße ihm die Vertheidigung zu leicht machen. Wir halten das Spiel nicht für eine Tugend, und die öffentliche Moral hält es für ein Laſter — wir haben alſo einiges Recht zu der Vorausſetzung, es werde von Schriftſtellern nicht aus tugendhaften, ſondern aus anderen Gründen vertheidigt. Dieſe andern Gründe immer ſpeciell nachzuweiſen, wenn es ſich gerade um Herrn Benazet's Spielbank handelt, das hat ſeine großen Schwierigkeiten, darin hat er gewiß ganz Recht — trotz ſolcher Schwierigkeiten auf ſolche Gründe hinzuweiſen iſt aber unſer Recht. In wie weit nun unſer Correſpondent, von welchem er derlei ſpeciellen Nachweis fordert, im Stande, oder Willens ſei, denſelben zu liefern, weiß ich noch nicht. Denn er war, wie Herrn Benazet wohlbekannt, auf einer Seereiſe in's Ausland begriffen, als jener Nachweis in den Zeitungen von ihm geheiſcht wurde, und iſt jetzt noch im Auslande, kann alſo erſt nach etwa einem Monate mit einer Antwort aufwarten. Ich verſichre aber Herrn Benazet in Voraus, daß ich unſerm Correſpondent gar nicht rathe, ſich auf eine Namensnennung einzulaſſen. Und ich verſichere außerdem, daß der Correſpondent ein gewiſſenhafter, ehrenhafter Mann iſt, der auch einer uns widerwärtigen Anſtalt, einer Spielbank gegenüber nichts Unbegründetes ſchreibt. Hätte er nur dadurch beigetragen, daß dieſer garſtige Fleck um etwas eher aus unſern ſchönen Bädern getilgt werde! Herr Benazet beruft ſich in Betreff der Journale mit Stolz auf ſein Vaterland Frankreich, und wie man mir aus Baden=Baden ſchreibt, pflegt er mit Stolz zu ſagen, daß in ſo und ſo viel großen Pariſer Blättern keine Zeile gegen ihn erſcheinen dürfe. Was kann die Pariſer Blätter zu dieſer Gefälligkeit beſtimmen, da doch in Frankreich das Spiel verpönt iſt? — Und neben ſolchen Aeußerungen zeigt er ſich verwundert, daß man den deutſchen Vertheidigern der Badenſchen Spielbank nicht die lauterſten Motive unterlege! Will er uns glauben machen, die deutſche Preſſe ſei von Hauſe aus dazu da, alles Ausländiſche, auch das im Ausland Verpönte gut zu heißen?! Hoffentlich macht er die Erfahrung, daß die deutſche Preſſe auch auf die kleinen deutſchen Regierungen, welche zu allgemeinem Leidweſen in Deutſchland das privilegirte Spiel noch immer dulden, einen moraliſchen Einfluß ausübt. Wenigſtens gehört dies zum Aeußerſten, was deutſchen Schriftſtellern begegnen kann, daß ſie ſich um Angriffe auf öffentliche Spielhäuſer vertheidigen ſollen.

Laube.

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

№ 1. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1843.

Was wir bringen.

Was wir Euch bringen, freundliche Leſer und Leſerinnen? — Zunächſt einen herzlichen Gruß, unſern guten Willen und folgende Antwort.

Unſer Blatt ſoll Auszüge aus den Tagebüchern der anmuthigen Göttin enthalten, deren Namen wir ihm an die Stirn geſetzt. Ihr Bereich beſchränkt ſich nicht mehr auf die engen Grenzen der Sorge für Toilette, Etikette, Comfort u. ſ. w. Sie hat aufgehört, eine bloße Ceremonienmeiſterin zu ſein; auch ſie hat ſich emancipirt, hat ihren Geſichts- und Wirkungskreis erweitert. Die Zeit ſelbſt mit ihrem vollen Inhalt nennt ſich nach ihr; die Kunſt, die Wiſſenſchaft, die Poeſie, die Geſellſchaft, die Philoſophie, die Literatur, die Sprache, die Induſtrie, das Staatsleben, das Streben und Drängen nach volksthümlicher Entfaltung — ſie alle machen ſich geltend durch ihre moderne Bedeutung. Was alſo dieſe Bedeutung hat, wird vorzugsweiſe unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen.

Der Begriff des „Modiſchen" entſpricht dem Launiſchen und zugleich dem Erkünſtelten. Es verhält ſich zu dem „Modernen" wie die Schminke zur Farbe der Geſundheit. Mit jener übertüncht die Aftermode ihre fahlen, verwelkten Wangen; aber die reizloſe Kokette ſieht ſich vergebens nach dem Schwarm ihrer Anbeter um. Kümmerlich überlebt ſie ihre alte Garde.

Die Tage ſind anders geworden. Die blühende Göttin, die wir meinen, kokettirt nicht, ſondern ſie gewinnt durch Grazie und Natürlichkeit; ſie putzt ſich nicht, ſondern ſie ſchmückt ſich; die Galanterie iſt ihr nicht die geläufige Handhabung leerer Formeln, ſondern die ſymboliſche Aeußerung eines äſthetiſchen und humanen Sinnes; ſie ſpricht nicht mehr als eigenwillige Selbſtherrſcherin: „le bon ton c'est moi", wenn dieſer „gute Ton" auch der ſchlechteſte und geſchmackloſeſte wäre, ſondern da das Wahre und das Gute ihr Grundgeſetz iſt, dem ſie ſich unterordnet, ſo vertritt ſie auch die ächte Schönheit, nicht das Zerrbild derſelben.

Wie die Jahreszeiten, deren heitere Geſtalten wir oben auf der ſinnigen Vignette erblicken, in ihrem bunten Wechſel, in ihrer immer neuen Mannigfaltigkeit, an die ewigen Normen der raſtlos ſchaffenden Natur gebunden ſind,

ſo knüpfen ſich auch die Erſcheinungen der Mode an die Bedingungen eines tieferen Bewußtſeins, eines ſchöpferiſchen Geiſtes im Menſchenleben. „Was in mir iſt“, darf ſie mit Hamlet, doch mild lächelnd, nicht ſchwermüthig ſeufzend, wie dieſer, ſagen: „Was in mir iſt, iſt mehr als Schein.“

In dieſem Sinne wollen wir ſchreiben. An Stoff zu belehrenden und unterhaltenden Mittheilungen wird es nicht fehlen. Möge die Gunſt des Publikums unſer Unternehmen fördern.

Die Redaction.

Moden.

In unſerm Klima, wo vom Sommer zum Winter der Herbſtübergang nur nach Tagen zu berechnen iſt, fragt man im October ſchon nach den Wintermoden, und zwar zuerſt nach Schnitt und Art der Mäntel. Wendet ſich jetzt auch die Mode mehr den eng anliegenden wattirten Ueberröcken zu, ſowohl für Damen, als für Herren, ſo wird doch daneben die weit bequemere und für den täglichen Gebrauch zweckmäßigere Mantelform allgemein herrſchend bleiben. Eine ſehr elegante Neuigkeit in Paris iſt die Vereinigung beider ebengenannter Schnitte. Dies iſt nämlich ein wattirter Ueberrock mit glattem, hohem, bequem anſchließendem Leibe, und mit ſehr langen, graden, jedoch nicht zu engen Aermeln, die ſich nach dem Handgelenke zu nach Art der griechiſchen Aermel ſo erweitern, daß man die Hände ineinander ſtecken kann wie in einen Muff. Der Rock dieſes Ueberrockes hat gewöhnliche Kleiderkürze, iſt aber nicht zu weit, ſo daß die Vorderblätter ziemlich glatt fallen, auch iſt er vorn herauf zu. Ueber dieſen Ueberrock nun kommt eine wattirte Mantille, mit einem ziemlich langen und abgerundeten Zipfel hinten (über den Armen ſehr ausgehohlt) und vorn mit zwei, nach außen ebenfalls abgerundeten Zipfeln, am Knie endigend. Die ganze Mantille iſt mit zwei Reihen Spitzen ringsum beſetzt. Dieſer Schnitt iſt außerordentlich kleidſam und ſieht, in ſchwarzem Moor ausgeführt, wie er im Putzgeſchäft von Pflugradt in Leipzig als Modell ausgeſtellt iſt, höchſt ausgezeichnet aus. In demſelben Modemagazin waren noch einige Pariſer Mäntelſchnitte, die man erwähnen muß. Zuerſt einen Manteau Lucretia, dies iſt ein ziemlich langer, nicht zu weiter Mantel, deſſen glattfallender Hintertheil aus einem einzigen viereckigen Stück beſteht, das ſich unterm Arm mit einer Naht an das Vordertheil ſchließt, über der Achſel aber, nach vorn zu, mit den oberen Enden dieſes viereckigen Stückes eine Art Kragen oder Aermel bildet. Dann ein Manteau Peri, dies iſt ein wunderlicher Schnitt, am meiſten der Form eines Chorhembes zu vergleichen, auch ſo kurz, jedoch an der Schulter mit einer breiten Barbe oder Echarpe verſehen, die man entweder graziös nach hinten von einer Schulter zur andern drapirt, oder als Echarpe um den Hals ſchlingt, oder ſtatt des Capuchons den Kopf damit einhüllt. Dieſe eleganteren Hüllen macht man von Moor, auch von glacirten und ſchillernden Seidenſtoffen, auch von weißen oder buntfarbigen Cachemirs, mit Stickerei, Spitzen und Poſamentirarbeit beſetzt. Der Flanell-Cachemir mit ſchottiſchen oder Rankenmuſtern, der ſchottiſche Tartane, der Cachemir ecoſſais und der einfarbige Thibet werden zu gewöhnlichern Mänteln verwendet.

Auch dieſe gewöhnlichern Mäntel haben die Radform ganz aufgegeben und kommen dem Schnitte der frühern Crispins am nächſten. Das heißt, der Rock hat nicht ganz die Kleidlänge und iſt oben in einen Koller gefaßt, jedoch ſo, daß die Vordertheile unten faſt glatt fallen. Unter dieſen Mänteln kann man vier verſchiedene Façons unterſcheiden.

1) Ein ganz einfacher Rock am Koller, mit kurzen, gleichweiten Aermeln; dieſe Art ſieht man am öfterſten in Modefarbe gemacht und mit buntem Sammt beſetzt.

2) Die ſehr einfache Form von Nr. 1, aber mit einer Mantille à la vieille darüber, die vorn in der Taille gefaßt und ſo nach der Mitte in Falten zuſammengeſchoben iſt, daß ſie über der Bruſt wie eine Fächertaille ſich bildet.

3) Ein ganz gewöhnlicher langer Blouſenſchnitt, mit oder ohne Aermel und in der Taille ringsum gezogen. Eine lange Mantille mit abgerundeten Zipfeln darüber.

4) Die gewöhnliche Crispinform, auch hin-

ten in der Taille gezogen, allein der Rücktheil ſo aus dem Ganzen geſchnitten, daß die gleich von der Schulter herabfallenden Elephantenärmel mit dem Rücken aus einem Stücke ſind.

Zu dem Mantel gehört vor Allem der Hut, und zwar der ſchwere, dichte Winterhut. Die Form deſſelben bleibt wie bei den Herbſthüten, das iſt mittlerer Schirm und Backenlänge, mit angeſetztem Kopf und mit rund ausgeſteiftem Deckel und einem Barte hinten. Man macht ſie von glattem oder brochirtem Sammt und von Reps oder ſonſtigem ſchweren Seidenſtoff, und putzt ſie auf mit Federn, Blumen, Bändern und Blonden. Auch dafür wird die Beſchreibung einiger Modelle aus dem Pflugradt'ſchen Magazin am beſten die neuſten Pariſer Zuſammenſtellungen ſchildern. Schwarze Sammthüte mit buntem Schirm, Futter und Bänderausputz in der Futterfarbe ſind ſehr beliebt, z. B. ſchwarz mit franzöſiſch- oder himmelblau, ſchwarz mit roſa u. ſ. w.

Sehr elegant ſind die Hüte, deren Schirme durchbrochene Streifen haben. Ein ſolcher Hut iſt bei Pflugradt von orange und ſchwarz geripptem Sammt, der im Schirm und im Kopfe zweimal à jour Einſatz von ſchwarzer Spitze hat und ausgeputzt iſt mit einer an der Seite hängenden feuerſchattirten (ombre feu) Feder mit ſchwarzer Camail. (Die Camail einer Feder heißt: von Marabout und mit angeknüpften Federſpitzchen eine Art kurzer Ueberwurf gebildet, vom Kiel aus ein Stück auf die Feder fallend.)

In demſelben Magazin war auch unter andern ein ſchwarzer Sammthut, verziert mit orange, bis ins Roth ſchattirtem Band, das obenauf um den Rand des Schirmes dicht gezogen war und wieder einen um das Geſicht garnirte. Außerdem war eine kurze orange Feder faſt platt über den Kopfanſatz gelegt.

Ein anderer, braunrother Hut hatte vorn herum oben auf dem Schirme eine breite, ſchwarze Poſamenterie und den Kopfanſatz mit einer kurzen ſchwarzen Straußfeder gedeckt.

Die wattirten Capoten ſind ſehr einfach, meiſt ganz aus Bändern gemacht, die aneinander geſteppt ſind. Nach den Blumen oder nach dem ſonſtigen Muſter des Bandes wird dann eine damit harmonirende Zeichnung abwattirt und nur ein einfaches Kreuzband über den Capot geſchlungen. Ein zum Schutz der Friſuren ſehr zweckmäßiger Capůchon heißt fleur de Marie; er iſt wattirt und mit Fiſchbein geſteift, ſehr weit und groß im Schirme und iſt mit einem weich wattirten Barte verſehen, der über eine halbe Elle lang iſt und ſo den Nacken warm einhüllt.

In Bezug auf Stoffe iſt eigentlich nichts ganz neu zu nennen, obgleich die eigenthümliche Zuſammenſtellung der Farben und Muſter die bekannten Zeuge neu und anders erſcheinen läßt. Sammt und Atlas ſind als Grundſtoff faſt gar nicht verwendet, deſto mehr aber als Muſter in die Zeuge eingeſchoſſen oder als Ausputz darauf garnirt. Pekin, Reps, Damaſt und Pompadour, dies ſind die immer wiederkehrenden Namen, deren Art aber ſo mannigfach untereinander gewebt iſt, daß ſie oft ſchwer zu bezeichnen ſind, ſowie die meiſt drei-, vier- und fünffachen Schiller (caméléon) der Grundfarben mit keinem Farbenamen zu beſchreiben ſind. Wie bei dem Putz, ſo iſt auch bei den Stoffen eine große Ueberladung in Farbe und Muſter auffallend, ja es zeigt ſich ein entſchiedener Mangel an ſeidenen Mittelſtoffen. Schottiſch, türkiſch und breit und bunt geſtreift iſt der Geſchmack aller Zeuge, aber mit einer Pracht und Friſche der Farben gearbeitet, daß der Luxus und die Schönheit der Fabrikate gleich ſehr überraſchen. Einfarbige Stoffe trägt man gar nicht, glatte Caméléon oder Glacés ſind die einfachſte Art, die man zu hohen Kleidern oder Morgentoilette verwendet. Für Haustoilette giebt es einen neuen Lüſtreſtoff von Wolle und Seide: Afghane, der ebenſo zweckmäßig als hübſch iſt. Man hat ihn in vielen Caméléonfarben, entweder ganz glatt, oder mit Streifen oder Gittern in derſelben Farbe gemuſtert. Außer dieſem auch ſehr preiswürdigen Zeuge bezeichnen die franzöſiſchen Journale als am meiſten getragen den Cachemir d'Écosse, dies iſt, wie ſchon der Name zeigt, ein ſehr bunt gedruckter, weicher, wollener Zeug. Beide Stoffe ſind in großer und ſchöner Auswahl bei Ohrtmann (Leipzig, am Markt) zu ſehen. In dieſem ſtets ſo reich verſehenen Lager ſind auch die ſchweren ſeidenen Winterſtoffe in prächtigſter Mannigfaltigkeit zu finden. Zuerſt alſo die Familie der Pekins.

Pekin caméléon uni, ein glatter ſchillernder Zeug in allen Farben.

Pekin à échelle, ein drei Finger breit buntgeſtreifter Pekin, der mit querlaufenden, leiterartigen, ſtarken Repsſtrichen gemuſtert iſt. Dieſer Zeug, rose de Chine und roſa geſtreift, und mit gleichfarbiger Leiter oder perlgrau und weiß geſtreift, oder ganz lichtlila und dunkelviolet, ſieht zu Geſellſchaftskleidern ſehr elegant aus. Auch in Caméléonſtreifen mit ſchwarzer Leiter nimmt er ſich zu Ueberröcken gut aus.

Pekin royal iſt noch reicher und bunter wie der ebengenannte, mit großem, meiſt gerankten Atlasmuſter verziert. Dieſer meiſt

modefarbige oder caméléonartige Stoff mit ſehr grell und bunt abſtechendem Muſter iſt ſchwer zu beſchreiben. Zu Soiréetoilette iſt's eine ſehr brillante Farbenverbindung: modefarbiger Grund mit franzöſiſchblau und orange Muſter, oder goldgelber Grund mit lila und violeter Zeichnung gedeckt. **Reps** breit und bunt geſtreift, auch mit Atlas oder Moorſtreifen abgewechſelt, und zwiſchen den Strichen ein kleines Muſter, hinauflaufend wie Bandzacken, iſt neu und ſchön. Einzelne Kleider dieſer Art ſind folgendermaßen zuſammengeſtellt: ein himmelblauer Atlasſtreif (zwei Finger breit), ein eben ſolcher Repsſtreif und ein weißer Repsſtreif, aber zwiſchen den blauen und weißen Repsſtreifen eine dunkelblaue Bandzacke; eben daſſelbe Muſter in lila und roſa iſt ſehr hübſch, noch eigenthümlicher nimmt es ſich aus in folgender Verbindung: ein dunkelgrüner Atlasſtrich, ein eben ſolcher Repsſtrich, ein lichtlila Repsſtrich, das Ganze mit orange Lüſtre und einem violetten Zackenrand zwiſchen dem lila und grünen Repsſtrich. Orange als Lüſtre, oder Muſter, oder Ausputz iſt ſehr modern. Lichtlila und lichtgrün ſind in allen Caméléonſchattirungen hervortretend.

Mystère de Paris, ein ſchwerer Seidenſtoff, ſehr bunt und ſehr verworren gemuſtert, iſt noch als Neuigkeit zu erwähnen. Die reichen **Damaſte**, die glänzenden **Pompadours** muß man ſelbſt in den Magazinen ſehen und wählen.

Jedoch noch auf eine Einzelheit der Ohrtmann'ſchen Handlung muß die Aufmerkſamkeit geweckt werden, nämlich auf ihr wunderſchönes Shawllager. Dort zeigt man ſowohl ganz große, ächt türkiſche Shawls, die aus 7/8 Kante und 1/8 Grund beſtehen und die Tauſende koſten, als feine franzöſiſche Tücher und Shawls, die in Friſche der Farben und Schönheit der Zeichnung die erſteren übertreffen. Ueber den ſchweren, faſt nur aus bunter Kante beſtehenden großen Langſhawls iſt es in Paris ſehr bon genre, eine ganz neue, ſehr einfache Shawlart zu tragen, die ſehr viel Grund hat und eine ſchwache Kante von doppelten Palmetten. Schwarz, weiß oder ponceau zur Grundfarbe. Alle Shawls werden mäntelartig umgeſchlungen. J.

Feuilleton.

* „Sehen wir uns ſpäter noch?" fragte in Paris ein Faſhionable den andern, als ſie zuſammen das Kaffehaus verließen, und erhielt zur Antwort: „Nein, ich muß heute Abend um ſechs Uhr der Frau v. B.... einen Morgenbeſuch abſtatten." In der That, die Leipziger Mittagsmahlzeitweiterhinausſchiebungsenthuſiaſten, welche ſich vor Kurzem im „Tageblatte" geltend machten, hatten ganz Recht. Wenn wir, wie die Franzoſen, deren Moden wir doch ſonſt gern annehmen, des Abends zu Mittag ſpeiſten, ſo könnten wir auch mit Sonnenuntergang Morgenviſiten machen. Die großen Theater in Paris können jetzt ſchon nicht mehr vor acht Uhr beginnen, weil man erſt um ſieben Uhr dinirt. Ich weiß nicht, welche geiſtreiche Frau geſagt hat: „Wenn das ſo fortgeht, ſo werden wir künftig erſt den folgenden Tag zu Mittag ſpeiſen"; aber ſo viel weiß ich, daß jetzt mehr über Indigeſtionen als ſonſt geklagt wird. Nicht unintereſſant ſind folgende hiſtoriſche Angaben über die Eßzeit in Frankreich. In älterer Zeit pflegte man allgemein wenige Stunden nach dem Aufſtehen zu frühſtücken. Das Diner war um zwölf Uhr Mittags, das ſogenannte Gouter, was unſerm Veſperbrod entſpricht, in der Dämmerzeit und das Souper in den ſpäteren Abendſtunden. Im vierzehnten Jahrhundert nahm man die Hauptmahlzeit des Morgens um zehn, zwei Jahrhunderte ſpäter um elf Uhr. Dieſe Sitte beſtand noch vor und nach der erſten Revolution in den Klöſtern, in den Collegien und bei den Landleuten. Im ſechzehnten Jahrhundert und zu Anfang des ſiebzehnten dinirte man noch in den beſten Häuſern um die Mittagsſtunde. Ludwig XIV. ſelbſt ſpeiſte ſtets um zwölf Uhr, und nur weil zu dieſer Zeit zugleich Cour war, ſetzten ſich die Höflinge ſpäter zu Tiſch. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dinirte die vornehme Welt um Ein Uhr und die einfache Bürgerſchaft um zwölf Uhr. Gegen das Jahr 1750 ſpeiſte man ſchon ſpäter, doch ſpäteſtens um zwei Uhr. Dreißig Jahre nachher war um drei Uhr Mittagsmahlzeit. Das Souper verfolgte die nämlichen Progreſſionen: ſechs, ſieben, acht, und

endlich neun Uhr. Vor etwa ſechzig Jahren ſoupirte man um zehn Uhr des Abends. Das Goutiren iſt ſchon ſeit langer Zeit abgekommen, ausgenommen bei Kindern, welche überhaupt auch in Betreff der übrigen Mahlzeiten naturgemäßer leben. — Werdet wie die Kinder, denn dieſe wiſſen noch nichts von euren Luxusunarten.

* Die Deutſchen ſind doch immer die Katzen, die zwar keine Krallen zeigen, aber doch die Kaſtanien gern für Andere aus dem Feuer holen, wie es im Sprichwort heißt. Von Bonifacius Moßblech iſt in der deutſchen Buchhandlung von Jules Renouard zu Paris ein Wörterbuch der ocean'ſchen (Marquesas-Sandwich) Sprachen erſchienen. Von den Deutſchen könnte man ſagen, wie Napoleon von den Bourbonen, aber umgekehrt: Sie haben viel gelernt und vergeſſen doch ſtets das Beſte: das Handeln.

* Ein drolliges und doch ſo wehmüthig nachklingendes Gedicht aus dem Jahre 1594 theilte jüngſt Hoffmann von Fallersleben in der Abendzeitung mit:

Bartjammer.

Pfui, daß mir der Bart nicht wachſen will!
Die Jungfrau ſagt: Kein Bart haſt nicht.
Pfui, daß mir der Bart nicht wachſen will!

Pfui, daß mir der Bart gewachſen iſt!
Die Jungfrau ſpricht: Dein Haar das ſticht.
Pfui, daß mir der Bart gewachſen iſt!

Pfui, daß mir der Bart grau worden iſt!
Die Jungfrau ſpricht: Gar alt du biſt.
Pfui, daß der Bart grau worden iſt!

* Wenn man einen Blick auf das Budget der größten Theater der europäiſchen Hauptſtädte wirft, ſagt ein Correſpondent in der Deutſchen Allg. Zeitung, muß man ſich geſtehen, daß wir in dem goldenen Zeitalter der Sängerinnen und Tänzerinnen leben, und daß eine durch Natur und Kunſt begünſtigte Kehle oder ein paar kunſtgerechte Beine ebenſo liberal belohnt werden, wie das Genie eines Miniſters oder Generals, welche das Vaterland gerettet haben. Hier beiſpielsweiſe nur die Angabe einiger durch die große Oper in Paris gezahlten Gehalte. Mad. Stoltz, Prima Donna, Contrealto, 75,000 Fr. jährlich und außerdem 100 Fr. für jede Vorſtellung; Mad. Dorus-Gras, Prima Donna und Sopran, 60,000 Fr. und 80 Fr. pr. Vorſtellung; Mlle. Megouillet, Sopran, 22,000 Fr. und 40 Fr. pr. Vorſtellung; Mad. Dobrée, Sopran, 19,000 Fr. und 50 Fr. pr. Vorſtellung; Charlotte Griſi, erſte Tänzerin, 40,000 Fr. und 60 Fr. für jede Vorſtellung; Mlles Fitz-James und Leroux, Tänzerinnen, jede 18,000 Fr. und 50 Fr. pr. Vorſtellung; Mad. Maria, Tänzerin, 25,000 Fr. u. ſ. w. Dieſe Statiſtik geht durch mehr oder weniger bedeutende Summen hindurch bis zu den Statiſtinnen herab, welche „Marcheuſes“ heißen, weder tanzen, noch ſingen können, und mit einem jährlichen Gehalte von 900 Fr. abgefunden werden.

* Es iſt merkwürdig in der Geſchichte der deutſchen Adelsgeſchlechter, wie viele derſelben ſich zu Thronen emporgeſchwungen, mächtig geworden und auf ihnen ſich ausgebreitet haben. Das altſächſiſche Grafenhaus Wettin hat gegenwärtig acht Throne inne: Großbritannien, Belgien, Portugal, Sachſen, Altenburg, Coburg, Weimar, Meiningen; das Habsburg-Lothring'ſche Haus vier: Oeſtreich, Toscana, Modena und Parma; das oldenburgiſche Haus drei: Rußland, Dänemark und Oldenburg; das zollern'ſche Haus drei: Preußen, Hechingen und Sigmaringen; das Haus Wittelsbach zwei: Baiern und Griechenland; das Haus Naſſau zwei: Niederlande und Naſſau; das welfiſche Haus zwei: Hannover und Braunſchweig; Wirtemberg einen. Beiläufig geſagt, ſind der gegenwärtig regierende König von Sachſen und ſein Bruder zugleich die letzten Abkömmlinge der Hohenſtaufen.

* In der herzogl. braunſchweigiſchen Theaterkapelle heißt der Kapellmeiſter Müller, Müller der Symphoniedirector, Müller der Concertmeiſter, Müller der erſte Violiniſt und ebenfalls Müller der erſte Violoncelliſt. Das iſt doch in der That eine Generalkapelle! Namen wie Müller, Schulz u. ſ. w. ſind kaum mehr als perſönliche Bezeichnungen zu betrachten; ſie können nur für ein Genus genommen werden, gleichwie Obſt, Getreide, Federvieh. Wehe einem Talente, das Müller heißt und ſeinen Namen nicht ändert!

* Die zwölf arabiſchen Hengſte, welche neulich in Trieſt für die Stutereien des Kaiſers ausgeſchifft wurden, ſollen von wahrhaft bewundrungswürdiger Schönheit geweſen ſein. Man hatte nicht nöthig, nach ihrem Geburtsſchein zu fragen, um ſie für ächt zu erkennen; ihre Geſtalt, ihr Anſtand, ihr Feuer, ihr ſtolzer Schritt, ihr durchſichtiger Teint, mit Erlaubniß der Damen zu ſagen, legitimirten ſie hinlänglich. Vernet hat keine ſchönere Pferdeideale gemalt, Fürſt Pückler keine ſchönere geträumt, Abd-el-Kader keine ſchönere geritten. Der tadelloſeſte engliſche Lord (ich ſpreche von keinem Parlementslord, ſondern von einem vierfüßigen) hätte ſich kaum anmaßen dürfen, einem der königlichen Thiere das Waſſer zu reichen. Der Gedanke an ſie macht mich ſchon zum Enthuſiaſten, was man verzeihlich finden wird, da heutzutage die Enthuſiaſten oft ohne Gedanken beſtehen. Was den Ge-

burtsſchein der Roſſe betrifft, auf den ich eben hingedeutet, ſo iſt dies aber kein enthuſiaſtiſcher Scherz. Die Araber, wenigſtens manche Stämme, pflegen nämlich bei der Geburt eines Füllen von edler Race einige Zeugen zu verſammeln, wie neulich das „Ausland" mitgetheilt hat, und eine Beſchreibung der Kennzeichen und Merkmale des Füllens, nebſt den Namen des Hengſtes und der Stute, niederzuſchreiben. Solche genealogiſche Certificate werden häufig, in ein kleines Stück Leder gewickelt und mit Wachstuch überzogen, dem Pferde an den Hals gehängt. Für Pferdeliebhaber wird folgendes Schema eines ſolchen Stammbaumes nicht unintereſſant ſein: Im Namen des gnädigen Gottes, des Herrn aller Geſchöpfe! Friede und Segen ſei mit unſerm Herrn Mahomed und ſeiner Familie und ſeinen Anhängern bis zum Tage des Gerichts! Und Friede ſei mit allen Denen, welche dieſe Schrift leſen und deren Inhalt verſtehen! Gegenwärtige Schrift bezieht ſich auf das graulich-braune Füllen mit vier weißen Füßen und einem weißen Abzeichen an der Stirn. Es ſtammt aus der ächten Race Saklavy und heißt Obegan; ſeine Haut iſt ſo glänzend und rein wie Milch; es gleicht den Renoſſ, von welchen der Prophet ſagt: „Wahre Reichthümer ſind eine edle und feurige Pferderace", und von welchen Gott ſagt: „Die Kriegsroſſe ſtürzen ſich auf den Feind mit mächtigem Schnauben und ſtürzen ſich in die Schlacht früh am Morgen." Und Gott ſprach die Wahrheit in ſeinem unvergleichlichen Buche. Dieſes graue Saklavy-Füllen wurde gekauft von Kosran, dem Sohne Emhez's, aus dem Stamme Zeba. Der Vater dieſes Füllens iſt der treffliche braune Hengſt aus der Race Kohezlan, welcher den Namen Mardſchan führt; ſeine Mutter iſt die berühmte weiße Saklavyſtute, bekannt unter dem Namen Dſcherna. Demgemäß, was wir geſehen haben, bezeugen wir hier auf unſere Glückſeligkeitshoffnung und auf unſere Gürtel, o Scheichs der Weisheit und Beſitzer der Pferde, daß dieſes graue, erwähnte Füllen noch edler iſt, als ſein Vater und ſeine Mutter, und dies bezeugen wir nach unſerer beſten Kenntniß durch dieſe gültige und vollkommene Schrift. Dank ſei Gott, dem Herrn aller Geſchöpfe.

Geſchrieben am 15. des Safar im J. 1245.

Namen der Zeugen.

Ein ſolches Thier von guter Familie macht aber auch ſeinem edlen Abkommen alle Ehre. Zum Beiſpiel: Einige Engländer ſchlugen den Beſitzern arabiſcher Hengſte in der ſyriſchen Wüſte ein Wettrennen vor. „Auf wie viel Tage?" fragten da die Araber. Erröthend antworteten die Engländer: „Wir pflegen mit unſern Pferden nur ein paar Stunden weit zu reiten." — „Gut denn, auf vier Stunden." Was geſchah? Die engliſchen Renner kamen, zum Niederſinken erſchöpft, eine Viertelſtunde ſpäter am Ziele an, als die arabiſchen Roſſe, welche daſelbſt ungeduldig den Boden ſcharrten und weiter wollten.

* Victor Hugo's älteſte Tochter, Leopoldine, verheirathete Vacquerie, die kürzlich in der Seine ertrunken iſt, war im Jahre 1824 geboren, alſo bei ihrem Tode neunzehn Jahre alt. Bei ihrer Vermählung, am 15. Februar dieſes Jahres, ſchrieb ihr der Vater ein Abſchiedsgedicht, deſſen rührende Verſe wir ſo treu als möglich wiederzugeben verſuchen:

Liebe treu den Mann, der dir
Seine Liebe hat geweiht,
Sei ſein Kleinod, ſeine Zier,
Die du uns warſt jederzeit.

Theures Kind, o lebe wohl!
Dich empfängt ein neues Glück,
Und mit deinem Lebewohl
Bleibt uns nur der Schmerz zurück.

Ach, wir hielten dich wohl gern,
Doch die Sehnſucht ruft dich dort;
Tochter, Gattin, Engel, Stern,
Höre noch mein Abſchiedswort:

Sage uns: „Ich ſcheide ſchwer!"
Sage dort: „Ich bring' Euch Heil!"
Werd' uns eine Trauerzähr',
Und ein Lächeln ihm zu Theil.

* Der Umgebung Leipzigs ſteht eine ſehr bedeutende Verſchönerung bevor, welche ſehr bald ins Leben treten ſoll, und für welche ſich der König ſo lebhaft intereſſirt, wie es heißt, daß er zu dem Koſtenbetrag, welchen die Ausführung des Plans erfordert, eine Summe von 70,000 Thalern beizuſteuern erklärt hat. Während ſeines letzten Aufenthaltes in unſerer Stadt hat er ſich bereits vorläufig mit mehreren Mitgliedern des Stadtraths und einigen Stadtverordneten darüber beſprochen, und ſie aufgefordert, das Project nach Kräften zu fördern; er ſelbſt würde ſie dabei, ſo viel er vermöchte, unterſtützen. Der herrliche Proſpect, der ſich am Eingange des Roſenthals öffnet, ſoll nämlich zu einer Hauptzierde des letztern erhoben werden. Künftig wird man hier in einen Kunſthain eintreten, der einen erhebenden Eindruck zu machen nicht verfehlen kann. Lebensgroße und koloſſale Statuen ſollen auf der großen Wieſe an paſſenden Stellen aufgeſtellt, der Teich mit maleriſchem Gebüſch umpflanzt und mit einem geſchmackvollen Schwanenhaus geſchmückt werden, und jenſeit des Teiches wird ſich ein im edelſten Stile erbautes Schloß

erheben, welches zu einem Muſeum benutzt werden ſoll. Der erſte Gedanke zu dieſem gewiß zu billigenden Plan iſt, wie verlautet, von einem hieſigen angeſehenen Kaufmann ausgegangen, welcher ſich ſchon manches Verdienſt um die Stadt und das Land erworben. Von einer Commiſſion, die ſich mit den Vorbereitungen zur Ausführung zu beſchäftigen hätten, hört man noch nichts, überhaupt ſcheint die ganze Sache noch ſehr geheimnißvoll betrieben zu werden. Darf man einem Gerüchte glauben, ſo geht man auch damit um, in der Nähe der ſogenannten Bürgeraue ein kleines Jagdſchloß zu bauen und ein Gehege für Hirſche anzulegen, doch hat dieſe unverbürgte Nachricht nicht viel Wahrſcheinlichkeit für ſich.

* In Spanien hat man jetzt keine Zeit mehr zu Etikettenſtreitigkeiten; dafür üben ſich die Tänzerinnen darin. Perrot, der vor Kurzem von London, mit goldenen Lorbeeren beladen, welche bekanntlich auf engliſchem Boden ſehr gut gedeihen, zurückgekehrt, erzählt folgendes Stückchen, das er ſein „Pas de Talleyrand" nennt. Seit ſechs Monaten, während welcher die Fanny Elsler und die Cerrito in London geweſen, waren ſich die beiden Fußnebenbuhlerinnen oder die beiden Paar Nebenbuhlerfüße einander vorſichtig ausgewichen. Doch eines Tages ſollten ſie zuſammen pirouettiren. Bei der Probe der „Echos" führte Perrot die Damen gegen einander, welche ſich gegenſeitig einen tiefen Knix machten. Kaum war dies geſchehen, ſo begann der große Zwiſt. Man muß nämlich wiſſen, daß bei einem Pas de deux die Ehre des Vortritts dem ſchwächern Theile gebührt. Nun aber verzichtete die Cerrito auf dieſe Ehre und die Elsler lehnte ſie ebenfalls im Gefühle ihrer amerikaniſchen Kunſtmajeſtät ab. Endlich, da man ſich durchaus nicht einigen konnte, machte die Italienerin den Vorſchlag, man möge zwei Roſen, eine weiße und eine rothe, in einen Hut werfen und das Loos entſcheiden laſſen. So drohte der Welt Gefahr, daß ſich in England aufs Neue der Kampf der rothen und weißen Roſe erneuern möchte. Perrot vergoß Tropfen der Todesangſt — doch, Heil der edelmüthigen Friedenſchlichterin, dem weiblichen Louis Philipp, dem klugen Talleyrand der Tänzerinnen! — Fanny Elsler wendete ſich mit einem Lächeln, das ihre ganze Ueberlegenheit ausſprach, zu Perrot und ſagte (die Weltgeſchichte wird dieſes Wort ebenſo gut aufbewahren, als manchen Ausſpruch Napoleon's): „Freund, ich will den Anfang machen; ich ſehe, es iſt wahr: jeder Anfang iſt ſchwer, und man ſoll mir nicht nachſagen, daß ich Schwierigkeiten ſcheue." Die Cerrito biß ſich auf die Lippen, und nun war es zu ſpät, zu ſagen: Fräulein Fanny Elsler iſt eine gute Anzahl Jahre älter, als ich, deshalb weiche ich, die Jüngere, gern! Dieſe Worte würden ihren Eindruck gewiß nicht verfehlt haben, denn gewiſſe Damen kann man eher ohne Gefahr Giftmiſcherinnen nennen, als ihnen ihr Alter vorrücken. Freuen wir uns, daß der Friede Europas diesmal noch ungeſtört geblieben iſt!

* Es iſt nicht zu leugnen, daß die Freigebigkeit des Kaiſers von Rußland auf ſeinen Reiſen durch Deutſchland etwas Imponirendes hat. Bei ſeiner letzten Anweſenheit in Berlin hat er jeden Gemeinen und Unterofficier ſeines (des ſechsten Linien-) Regiments nicht weniger als einen Ducaten geſchenkt. Außerdem wies er ſechstauſend Thaler der Berliner Armenkaſſe an. Aus wie vielen kleinen Quellen mögen die großen Goldſtrömungen am Throne zuſammenfließen!

* Der alte grundgelehrte Zopf Morſovius ſchrieb zu ſeiner Zeit eine Abhandlung über einen gewiſſen Nicolaus Peter in Amſterdam, deſſen Stimme ſo gewaltig geweſen, daß er durch dieſelbe Weingläſer ſprengen konnte. Heutzutage laſſen auch Sänger von eben nicht gewaltiger Stimme, zwar nicht Weingläſer, aber doch Pfropfe von Champagnerflaſchen ſpringen. Die Zöpfe unſerer Zeit ſchreiben keine lateiniſche Abhandlungen mehr, doch Recenſionen und Gelegenheitsgedichte, und bringen begeiſterte Toaſte aus.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 1. Wiener Moden. Damenmoden: Häubchen mit Bändern und Bandroſe (Mad. Langer). Kleid von meergrüner Seide (Herr Beer). — Hut von gelber Seide mit zwei Federn (Mad. Langer). Kleid mit Stickerei von roſafarbnem Seidenſtoff (Herr Beer). Stockſonnenſchirm. — Die Kleider werden jetzt einfacher; bei vielen Damen ſieht man gar keinen Ausputz.

No. 2 Pariſer Moden. Herren- und Damenmoden: Glacirtes Seidenkleid mit Gros-Grain gegittert, Chemiſette à la vierge, gezogene Capote mit Band-Rüche, Fächer; — Blaues poult de-soie-Kleid mit erweiterten Aermel-Aufſchlägen und Sammtbeſatz; — Herr im Gehrock und Shawl-Weſte.

Anzeiger. № 1.

Bei Alb. Förſtner in Berlin iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vor und hinter den Couliſſen.

Almanach
erprobter Bühnenſpiele, humoriſtiſcher Polterabend-Masken, Theater-Myſterien, Schauſpieler-Novellen und Anekdoten.
Für 1844.
Herausgegeben von
FR. ADAMI.
Mit einem Koſtümbilde. In farb. Umſchlage cart. 1⅓ Thlr.

Inhalt: **Lord und Räuber.** Tragikomiſches Melodrama von Fr. Adami. — **Der Onkel als Modell.** Poſſe in 1 Akt, frei nach dem Franzöſ. von J. Dorich. — **Mathilde.** Modernes Familien-Gemälde in 5 Akten, von Fr. Adami. — „Humoriſtiſche Polterabend-Masken", von J. Lasker. — „Kotzebue", von W. Müller. — „Ueber Schauſpieler-Vereine", von L. Schneider. — „Bruchſtücke aus der Biographie des penſionirten Schauſpielers L. Schneider." — „Künſtler-Silhouetten", von J. Lasker. — „Eine Benefiz-Heirath." — „Flüchtige Skizzen der Mitglieder des Königl. Theaters in Berlin", von Feodor Wehl. — „Anekdoten-ABC" ꝛc. ꝛc.

In der **Palm**'ſchen Verlags-Buchhandlung in Erlangen iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dewald, G. A. St., Geographiſches Taſchenbuch für Jedermann. Eine Zuſammenſtellung alles Wichtigen und Bemerkenswerthen aus der mathematiſchen, phyſiſchen und politiſchen Geographie, der Dampfſchifffahrt und der vorzüglichſten Eiſenbahnen Deutſchlands. Nebſt einem tabellariſchen Anhange der europäiſchen und außereuropäiſchen Münzen, Maaße und Gewichte, einer chronologiſchen Ueberſicht der allgemeinen Weltgeſchichte und vielen geographiſchen Bemerkungen. Mit mehreren aſtronomiſchen Abbildungen und Charten. Gr. 12. eleg. geheftet 2 Fl. oder 1 Thlr. 10 Ngr. (8 gGr.)

Statt aller Anpreiſungen verweiſen wir nur auf das drei Seiten lange Inhaltsverzeichniß, woraus die große Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, die behandelt wurde, erſichtlich iſt.

In der **Palm**'ſchen Verlags-Buchhandlung in Erlangen iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

1001 Viertelſtunde,
enthaltend
tartariſche Originalerzählungen, vorgetragen von dem Arzte Ben-Eriduin zur Unterhaltung des blinden Königs Schems-Eddin.
Herausgegeben von
Dr. J. H. Deſſauer.

Erſte Lieferung.

Das Ganze wird vollſtändig in 2 Bänden oder 12 Lieferungen, zu dem Preiſe von 5 Ngr. (4 gGr.) oder 18 Xr. für jede Lieferung, wovon, um die Anſchaffung zu erleichtern, monatlich nur eine erſcheinen ſoll.

☞ Eine ausführliche Anzeige iſt in allen Buchhandlungen gratis zu haben, und ſind dieſelben von uns in den Stand geſetzt, den Subſkribentenſammlern auf 12 Exemplare das 13. frei zu liefern.

Red.: unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierzu als Beilage eine Anzeige von S. C. Hoyer, Marchand-Tailleur in Leipzig

WIENER MODEN.

PARISER MODEN.

Zeitung für die elegante Welt.

11. October **№ 41.** 1843.

Ueberſicht: Sylvia, eine Novelle von Th. Mügge. — Neues Theater (III. Klein. — Moſen. — Prutz). — Nachrichten.

Sylvia.

Eine Novelle von Th. Mügge.

Mitten in einer ſtürmiſchen finſtern Nacht näherte ſich vor einigen Jahren ein leichter Reiſewagen der Hauptſtadt, und ſchon fuhr der Poſtillon zwiſchen den Landhäuſern hin, die zerſtreut den Weg einfaßten, als plötzlich die Pferde, durch irgend einen Gegenſtand ſcheu gemacht, zur Seite ſprangen, und ehe ihr ſchlaftrunkner Lenker ſie meiſtern konnte, den Wagen an einen Baum warfen, von dem er abprallend mit zerbrochner Achſe in den ziemlich tiefen Graben ſtürzte. — Der Diener des Reiſenden ward vom Bock auf's Feld geſchleudert, wo er ziemlich wohlbehalten aufſprang, der Poſtillon wälzte ſich unter dem Sattelpferde, ſchreiend und fluchend raffte er ſich auf, ſchob die Schuld auf die verdammten Mähren und warf einen Blick auf den umgeſtürzten Wagen, deſſen Räder nach oben ſtanden. Du lieber Gott! rief der Diener, der in der Finſterniß umhertappte, was iſt aus meinem jungen Herrn geworden! Er rüttelte an der Wagenthür, deren Drücker ſich verbogen hatte, und ſchrie dann kläglich: Es rührt ſich nichts; er iſt todt! er iſt mauſetodt! — Er wird doch nicht, ſagte der Poſtillon bedächtig. Es war aber auch ein ſchmählicher Sturz, der ganze Wagen iſt hin.

Was fangen wir an? fuhr der Diener fort. Licht her! Hilfe! Da iſt ein Licht, dort in dem Hauſe. Lauf hin, ſchrei ſie heraus.

Der Poſtillon machte ſich auf den Weg, aber Licht und Hilfe kamen ſchneller als er. Ein alter Herr in Schlafrock und Pantoffeln, eine große weiße Nachtmütze aufgeſtülpt, eine grüne Schirmlampe in der Hand trat aus der Thür und fragte mit lauter Stimme, was es da gebe? Im nächſten Augenblick ſchrie er nach einer Laterne und ein Paar Namen von Dienſtleuten hinterher, die er zur Hilfe beorderte, dann machte er ſich ſelbſt auf den Weg, ſtolperte aus dem Gitter hervor, das ſein Haus umgab, ſchlug den Schlafrock um ſeine Lampe und erreichte glücklich damit den Schauplatz der Verwirrung.

Das iſt ein ſchweres Unglück, ſagte er, als er die Betarde erblickte, deren Verdeck eingebrochen, die Fenſter in Stücken, die Koffer abgeriſſen umherlagen. Hierher, werft den Wagen auf die Seite, daß man dazu kann. — Da liegt ein Menſch, ſchrie er, und ließ einen Strahl ſeiner Lampe in's Innre fallen, da liegen die Füße, der Kopf nach unten; die Kiſſen ſind voll Blut, raſch, zieht ihn hervor! Er machte eine Bewegung, dem Verunglückten zu helfen, plötzlich fuhr ein Windſtoß über die Straße und löſchte die Lampe aus, aber der alte Herr warf ſie in's Gras und ein Paar Minuten ſpäter hielt er den lebloſen Körper in ſeinen Armen. Poſtillon und Bediente nahmen die Füße, ſo trugen ſie ihn dem Hauſe zu.

An der Thür kam ein halb angekleidetes Dienſtmädchen mit Licht, die laut aufſchrie über den Leichenzug, und von der Treppe herab fragte eine feine Stimme, wer denn eigentlich verunglückt ſei?

Nur hier herein, ſagte der alte Herr und ſtieß die Thür eines Zimmers auf; hier auf den Sopha mit ihm und Waſſer herbei, die Kleider ab. Setz deine Leuchte hin, Mädchen, und lauf was du kannſt, ſchaff einen Arzt.

Einen Doctor? Ja, wo ſollen wir den finden, mitten in der Nacht.

Ih, ich weiß einen, rief der Diener, einen Verwandten meines jungen Herrn, der am Thore wohnt.

Er ſprang auf und wollte hinaus; an der Thür aber ward er von einer jungen Dame aufgehalten, die durch den Spalt in's Zimmer ſah. Sie war in einen weiten Nachtmantel gewickelt, aus dem ſie jetzt den einen Arm im weißen Battiſtjäckchen hervorſtreckte. Eilen Sie ſchnell, ſagte ſie, aber wer iſt der arme junge Mann?

Ach Gott! was wird ſein Vater ſagen, erwiderte der Diener kläglich, der arme unglückliche Vater, der ſo viel Geld und Gut hat und nur dieſen einzigen Sohn.

Aber wer iſt er denn? Wo wohnt er? Iſt er hier aus der Stadt?

O freilich! fuhr der Menſch fort.

Der alte Herr ſtreckte den Kopf zur Thüre heraus. Seid Ihr denn noch da, ſchrie er, habt Ihr keine größere Liebe für Euren Herrn im Leibe?!

Der Diener eilte davon, die junge Dame aber trat raſch in das Gemach, wo viele Hände ſich um den Verunglückten bemühten. Der alte Herr mit ſeinem ſcharfgeſchnittenen Geſicht und weißem Haar beugte ſich über ihn hin und löſte Halstuch und Kragen, ein Mädchen hielt den Kopf, ein junger Burſche zerrte an den Stiefeln, eine vierte weibliche Perſon brachte Waſſer, Schwamm und Licht, deſſen Schein auf das bleiche und jugendliche Geſicht des Fremden fiel.

Ich glaube, ſagte der alte Herr, indem er mit ſeinen Bemühungen einhielt, unſere Mühe wird ganz vergebens ſein, er hat den Hals gebrochen, daran iſt nichts zu ändern. Nun, ſterben müſſen wir Alle, und eigentlich hat er das Ziel erreicht, ſo glücklich und leicht, daß Tauſende ihn darum beneiden können. Aber es iſt doch ſchade um das junge Leben, das ſo elend umkommen muß, ſchade um den hübſchen jungen Mann, der noch wohl viel davon erwartete.

Er blutet ja! rief das Fräulein ängſtlich und ſeine Stirn iſt grauſam aufgeſchwollen.

Ah, Sylvia! ſagte der alte Herr verwundert, indem er ſich umwandte, du biſt auch hier?

Ja, Onkel, erwiderte ſie lebhaft und ich wollte wohl, daß ich etwas thun könnte, um zu helfen. — Sie nahm bei dieſen Worten den Schwamm aus der Hand des Mädchens und fuhr leiſe über die blutige Stirn und Wange des Verletzten, dann ein Leinentuch, das ſie zuſammenlegte und mit Waſſer befeuchtete, nun rief ſie nach einem andern, und bewickelte damit die Halsſeite. Ihre kleinen warmen Hände drückten wohlthuend Augen und Schläfe des armen jungen Mannes, ſie befeuchtete ſeine Stirn und Lippen mit einer ſtarken Eſſenz, die der Onkel herbeibrachte, blies ſanft und kühlend darüber hin, und war noch in voller Beſchäftigung, immer neue Verſuche zur Wiederbelebung zu machen, als der Diener mit dem Arzte erſchien, der ſchweigend an das Lager trat, die geſchäftige Pflegerin faſt unſanft zur Seite ſchob, den Puls unterſuchte, und dann den Befehl gab, daß jeder das Zimmer auf der Stelle verlaſſen möge.

Es lag eine ſolche Beſtimmtheit in ſeinem Weſen und ſeinen Worten, daß Alle gehorchten, obwohl die junge Dame einen Augenblick Luſt zu haben ſchien, ſich zu widerſetzen. Ihr ſchönes und ſtolzes Geſicht hatte ſich geröthet und ihre Augen muſterten zornig den unfreundlichen Mann, der, ohne ſie im mindeſten zu beachten, ſich ſchon wieder mit dem lebloſen Körper beſchäftigte und mit Hülfe des Burſchen, dem er zu bleiben gebot, ſich anſchickte, eine Ader zu öffnen. — Der Onkel faßte ihre Hand und führte ſie hinaus, an der Thür aber ſah ſie noch einmal zurück in das Geſicht des Doctors mit ſeinen harten, kalten Zügen, den großen ſtarrblickenden Augen, die auf den Gegenſtand ſeiner Sorgfalt geheftet waren, als wollten ſie ſich einſaugen, und es kam ihr vor, als lächelte er plötzlich boshaft oder ſpöttiſch. Der ſchwarze Haarbüſchel auf ſeiner Stirn fiel tief herab, die Augen leuchteten dämoniſch daraus hervor, das ganze Geſicht ſchien wie krampfhaft zuckend. Sie ſchrie laut auf und blieb ſtehen. Der alte Herr aber führte ſie die Treppe hinauf und ſagte begütigend: das ſcheint ein grober Patron zu ſein. Ein Doctor am Krankenbett iſt aber ein General auf dem Schlachtfelde, da heißt es kurzweg: gehorcht! und da wir nun einmal unſer Haus zu einem Lazareth gemacht haben, ſo müſſen wir es uns auch gefallen laſſen, ausgewieſen zu werden. Geh du zu Bett, Sylvia, damit doch einer von uns eine gute Nacht hat! Menſchenfreundlichkeit iſt eine hübſche Sache an und für ſich, wer ſie aber üben ſoll, muß ſich nichts aus Unruhe und Beläſtigungen und aus allerlei Aerger machen.

Ich hoffe nicht, ſagte die Nichte, daß du deine großmüthige Hilfe bereueſt.

Nein, nein, verſetzte der alte Herr, geſchehen iſt geſchehen, und ſeinem Mitmenſchen muß und ſoll man in der Nacht beiſpringen, aber ich könnte nicht ſagen, daß ich eben ſehr böſe geweſen wäre, wenn mein Haus etwas weiter rechts oder links lag. Er ging mit großen Schritten auf und nieder, dann ſagte er: Nun, er iſt guter Leute Kind. Wer in einem Reiſewagen Extrapoſt fährt, muß Geld haben, meine Menſchenfreundlichkeit wird mir alſo wenigſtens keine Koſten verurſachen, wie einmal in meiner Jugend, wo ich einen armen Teufel von Schuſter aus dem Waſſer zog, ſelbſt todtkrank wurde, dafür aber ſechs Verhöre beſtand. Denn der Kerl hatte einen Betrug gemacht und zuletzt mußte ich an die ſieben oder acht Thaler Gerichtsgebühren bezahlen. Nun, Sylvia, fort mit dir.

Ich will nicht ſchlafen, Onkel, ſagte die junge Dame.

Warum denn? rief der alte Herr verwundert; ich wollte, ich könnte an deiner Stelle zu Bette gehen.

Wie könnte ich denn ſchlafen, fuhr ſie heftiger fort, wenn unter mir ein Menſch im Sterben, ein Todter, oder ein ſchwer Leidender liegt.

Ach! wenn man jung iſt, ſagte der Onkel, was macht man ſich doch für Hirngeſpinſte, da hört man und ſieht und empfindet man nicht allein durch Decke und Boden, ſondern viele Meilen weit. Du kannſt nichts helfen und nichts ändern mit deinem empfindſamen Herzchen. Soll der Menſch leben, ſo wird er leben, muß er ſterben, ſo wird der langbeinige Doctor ihn auch nicht wieder aufwecken. Sterben iſt ein großes, allgemeines Geſetz. Es giebt ein Schickſal, dem niemand entlaufen kann, ob ſo, ob ſo; ob heut oder morgen, oder in fünfzig Jahren, im Grunde iſt es alles einerlei, ich habe es ſchon vorhin geſagt. Denn das Leben iſt über den Erdball verbreitet, über die ganze Welt, und hat ſie gemacht. Ich glaube, es dunſtet aus, verborgen und geheimnißvoll, es iſt eine Maſſe, ein Meer, ein Lichtballen, es gießt ſeine zahlloſen Aetherſtröme in die Myriaden Weſen allerlei Art, die ihren Antheil verbrauchen und dann in ihr Nichts zurückſinken. — Statt der alten entſtehen neue, und ſo geht es fort bis in's Unendliche; das Geweſene iſt geweſen, wer fragt danach, wie es umgekommen? Die Eintagsfliege und der Menſch, es iſt Alles daſſelbe, nur in verſchiedene Form gegoſſen. Ein Menſchenleben iſt unmerklich in dem Zifferblatt der Zeituhr, und was iſt es zur Ewigkeit? Ein Hauch, ein Nichts. Man muß das Leben nützen, wie man kann, man muß es ſich angenehm machen, man muß das Menſchenglück erhaſchen und erjagen, ſonſt kommt der Tod und reißt uns fort, wirft uns in ſein finſteres Haus und lacht uns aus.

Der alte Herr ging mit großen Schritten auf und ab, während er ſprach, Sylvia hatte ſich auf dem Divan niedergekauert, ſtützte den Kopf in die Hand, über welche ihre Flechten fielen, und hörte aufmerkſam zu.

Haſt du denn das Glück erjagt? fragte ſie.

Soviel ich konnte, ja, erwiderte er, indem er vor ihr ſtill ſtand. Wenn man jung iſt, lebt man in den Tag hinein und ſucht das Glück ſelten, wenn es nicht von ſelbſt kommt. Und was nennen ſie Glück, dieſe Menſchen? Wie verſchieden iſt das! Geld und Gut, Ehre und Ruhm, Brod und Zufriedenheit, Arbeit und Sorgen, Elend ſelbſt, das Alles iſt Glück. Und was der Eine ſehnſüchtig wünſcht, das ſchüttelt der Andere wie eine ſchreckliche Laſt von ſich, ermordet ſich vielleicht darum. Ich habe auch in den Tag hineingelebt, habe dann nach Glück geſtrebt in meiner Weiſe, habe mich wenig daran gekehrt, was die Menſchen ſagten, und bin alt geworden ohne unglücklich zu ſein. Ja, Sylvia, ohne Weib und Kind alt geworden, ohne Ehe, ohne einen Hofmeiſter im Unterrock.

Ohne Liebe? Onkel, ſagte ſie.

Liebe! rief er, was hat die Liebe mit der Ehe zu thun? Du närriſches Mädchen, ſoll dir dein alter Onkel mitten in der Nacht, mit weißem Haar und ſchlotternden Knieen beichten, ob ſein Herz auch einmal die allgemeine Narrenjacke angezogen und welche Sprünge es darin gemacht hat? Doch mag es ſein, fuhr er fort, es iſt eine hübſche Nacht dazu. Unter uns ein Sterbender, hier ein junges Kind mit ſüßen, vollen Lippen und ſchmelmiſchen Augen, begierig auf Glück und Liebe. So höre denn, meine Sylvia, eine ganz gewöhnliche Geſchichte, wie ſie alle Tage in der Welt vorkommt, doch vergiß ſie darum nicht. Ich liebte auch einmal ein Mädchen, hübſch und jung und nebenbei mit Geld und Gut bedacht. Ich war damals eben vierzig Jahre alt, Profeſſor an der hohen Schule, und als ein gelehrter, weiſer Mann bekannt.

Weiſer! ſagte Sylvia lächelnd.

Peſt! ja, weiſer, rief der alte Mann. Ich hatte immer eine Abneigung gegen die Ehe gehabt. Es kam mir vor wie ein unleidlicher Zwang, wie eine von den zehntauſend Dummheiten, mit denen ſich die Menſchen beknechtet haben. Aber was half das, ich ſteckte doch den Verlobungsring an den Finger und ſollte ein Paar Wochen darauf in den Eheſtandshimmel ſpringen. Da dachte ich mir aber, wie mein junges Weib um mich herum rumoren und hantiren würde mit Beſen und mit Bürſten; wie ich vierzig Jahre alt geworden ſei, immer ruhig und vergnügt unter meinen Büchern, und ein Schauer trat mich an, wenn ich meine Braut von achtzehn Jahren ſo toll und wild lachen und ſpringen ſah. Es zuckte mir in allen Gliedern, es zuckte aber auch in meinem Herzen, es war ein Kampf, der mir ſehr viele harte Stunden machte, ich glaube aber wahrhaftig, ich liebte ſie noch mehr, wie meine Ruhe. Nun hatte ich auch manche Feinde und Neider, und darunter war Einer, ein verſchmitzter, kühler Menſch, eine von den Naturen, die an der Mutterbruſt ſchon berechnen, wieviel Milch drinnen iſt, deren Herz eine Wiegeſchale von Eiſen und Marbelſtein und ihr Kopf ein Waarenlager für zahlloſe Pläne, Geld und Gut zu gewinnen, koſte es, was es wolle, durch Liſt, Täuſchung, Ränke, Alles einerlei. Der Menſch machte ſich an mein Minchen, prahlte mit ſeinen Reichthümern, wußte Gift in ihr Ohr zu träufeln, und am Hochzeitsmorgen, wo ich mit meinem Blumenſtrauß an ihre Thür poche, in meinem neuen Rock mit großen Perlmutterknöpfen, der noch oben hängt, mit Unterkleidern von ſchwarzer Seide und Schnallenſchuhen, war ſie verſchloſſen.

Verſchloſſen?! rief Sylvia. Sie war todt!

Dummes Zeug! ſagte der alte Herr, doch ja, todt für mich! In der Nacht war ſie davongegangen mit dem elenden Kerl, über die Grenze, da hatten ſie ſich trauen laſſen, und vier Wochen nachher kamen ſie zurück, als Mann und Frau. Die Aeltern weinten Freudenthränen, und ich, Sylvia, nun ich — ich wurde ausgelacht, wie es ſich gebührte. Wohin ich ging und kam, wieſen ſie mit Fingern auf mich. Das iſt der Profeſſor, dem die Braut davongelaufen, der alte Narr, warum war er nicht klüger!

Armer Onkel! ſagte Sylvia.

Nein, nein! rief der Onkel, indem er wieder ſtillſtand und ſein langes mageres Geſicht ein eigenthümliches Grinſen annahm, ſie hatten Recht, o! gewiß, ſie hatten Recht, warum war der alte Narr nicht klüger. Siehſt du, Sylvia, fuhr er dann ruhiger fort, ſo bin ich der Ehe entgangen; pfui Teufel! ich haſſe die Ehe, und es iſt mir lieb, ſehr lieb, daß es ſo gekommen iſt. Vielmals habe ich meinem Schickſal gedankt dafür, ich bin überzeugt, es wäre mir entſetzlich geworden, ſo recht von Herzensgrunde zuwider. Liebe! es mag drum ſein, es regt ſich in der Menſchenbruſt, in der kälteſten, ein Funke, der göttlich ſein kann, aber Ehe, das iſt die allerſchlechteſte Erfindung, die je gemacht wurde, zwei Menſchen zu Sklaven zu machen, das merke dir, Sylvia. — Und ward ſie denn glücklich? fragte Sylvia leiſe.

Was weiß ich's! rief der alte Herr, in meinem Leben habe ich mich nicht wieder darum gekümmert. O, warum ſollte ſie nicht glücklich geworden ſein? Ein eitles Weib wird immer glücklich, ſo lange ihr falſches Herz Spielzeug genug findet. Sie iſt früh geſtorben, das iſt Alles, was ich weiß.

Und du? ſagte Sylvia.

Ich? nun ich — du willſt lachen, Mädchen, über meine Bekenntniſſe, ſo

lache denn meinetwegen; aber ſiehſt du, ich kann ſie immer nicht ganz und gar vergeſſen. Unten in meinem Schrank liegt der Verlobungsring noch, ich habe ihn oft tief fortgepackt und immer wieder hervorgeholt. Wenn ich ihn anſehe, fällt ſie mir ein; dann tritt ſie vor mich hin mit ihren leichten, kleinen Füßchen. Ich ſehe das hübſche Geſicht, die braunen, hellen Locken, die muthwilligen Augen, ich ſehe ſie ganz und gar, Sylvia, wie ſie war, als ſie den verdammten Ring an meinen Finger ſteckte. Es liegt ein Zauber darin, ein ſonderbarer, unheimlicher Zauber, es iſt freilich alles Narrheit und doch und doch — er legte die greiſe, große Hand auf ſein Herz und ging ſo weiter, bis er wieder fortfuhr: Siehſt du, Sylvia, ſo iſt ſie mir immer jung und ſchön geblieben, aber um keinen Preis möchte ich ſie haben, und hätte ich ſie geheirathet, könnte ich ſie kaum ärger haſſen, wie jetzt.

Du liebſt ſie noch, ſagte Sylvia lachend.

Keinen Menſchen! rief der alte Mann heftig, das ſoll mir keiner nachſagen. Ich habe mich zurückgezogen, wie die Schnecke in ihr Haus, ich haſſe das Geſindel eben nicht, dazu iſt es zu ſchlecht; laß es leben und verderben neben mir, was kümmert es mich, das elende, jämmerliche Pack. Es iſt einmal ſo und kann nicht dafür; ich ſage aber, wie mein alter Freund Konradi, der Prediger, einſt von der Kanzel zur größten Verwunderung ſeiner frommen Gemeinde ſagte: Gott hat die Welt geſchaffen und Menſchen darin, aber ſie ſind auch darnach! Dabei lachte er hell auf, ſchob die weiße Zipfelmütze von ſeiner kahlen Stirn tief in's Genick und ſtreckte den Finger lang gegen Sylvia aus. Du, ſagte er, biſt mir eigentlich auch recht zur Laſt hier. Wie deine Mutter ſtarb, meine Schweſter, die, wie alle Weiber, leichtſinnig war und einen Mann genommen hatte, der ſie unglücklich machte, bis er dafür in's Grab mußte, da hab' ich dich zu mir geholt, weil's nicht anders ging, jetzt ſind es acht Jahre. Du wirſt es ſo machen, wie ſie es gethan, die Jungen pfeifen, wie die Alten geſungen, das iſt ſo eingerichtet, und du ſiehſt ganz danach aus, auch dein vollgemeſſenes Theil von Eva's großer Erbſchaft zu verlangen. Ich will aber nichts davon wiſſen, rief er, geh' du deinen Weg zum Glück oder Unglück, was ſchiert es mich. Das Leben liegt vor dir, bette dich darin, wie du willſt, weich oder hart, mich laß in Frieden. Es iſt unausſtehlich, daß man immer noch an andere Weſen denken ſoll und keine Ruhe davor hat.

Plötzlich drehte er ſich um, ging auf Sylvia zu und ſagte hart: Ich glaube, Mädchen, du lachſt mich aus?!

Ich lache nicht, erwiderte ſie, aber horch!

Von unten herauf ſchollen Stimmen, dann ein dumpfes Lachen. Eine Thür wurde zugemacht, Tritte auf dem Flur, dann eine Stimme, die ein barſches: Gute Nacht! rief; darauf ging Jemand aus dem Hauſe. Das war der langbeinige Doctor, ſagte der alte Herr und lief an's Fenſter, das er öffnete. Was zum Henker! er läuft davon und läßt den Todten auf meinem Sopha liegen? Was habe ich mit eines fremden Menſchen Leiche zu ſchaffen? Ich ſeh es kommen, ſie muthen mir den ganzen Trauerzug zu, und als Zugabe das übliche Frühſtück auf meine Koſten.

Indeß ging die Thür auf und der ſchmutzige Junge trat herein.

Nun, Friedrich? rief Sylvia.

Iſt's vorbei? ſagte der Onkel.

I Gott bewahre, er lebt ja, rief der Junge. Das Genick iſt ganz, es iſt blos erſchüttert worden, wie der Doctor ſagt. Die Knochen ſind auch alle

ganz, ein Paar ſind nur verrenkt, und in drei bis vier Tagen wird er wieder aufſtehen können.

Dem Himmel ſei Dank! rief Sylvia fröhlich und klatſchte in die kleinen Hände.

Der alte Herr warf ihr einen finſtern Blick zu. Wo iſt der Doctor hingegangen?

Nach Hauſe; morgen früh kommt er wieder.

Und was ſoll mit dem Erſchütterten werden?

Der ſoll ruhig liegen bleiben, ſagte der Junge. Der Doctor hat Ihr Bett genommen, hat es ihm untergepackt, und da liegt er nun.

Drei Tage?! rief der alte Herr empört und ſchüttelte die geballten Fäuſte.

Höchſtens vier, ſagte der Junge, dem die Wuth ſeines Herrn ſehr viel Vergnügen machte.

Und nun frage ich, ob noch ein Menſch auf Erden lebt, dem Aergeres begegnen konnte, rief der Onkel mit unausſprechlicher Bitterkeit. In meinem Zimmer, auf meinem Sopha, in meinem Bett, ich — ich, der ich mich ſo weit von aller Laſt, von aller Gemeinſchaft mit der Welt zurückziehe. Ich will es aber nicht dulden, ſchrie er, er muß und ſoll mir aus dem Hauſe! Er iſt hier aus der Stadt, er hat Aeltern. Wer ſind ſeine Aeltern?

Er hat blos einen Vater, ſagte der Junge.

Wer iſt der Vater?

Der ſoll nichts wiſſen, bis er wieder geſund iſt. Er hat den Doctor ſehr gebeten und darum bleibt der Bediente auch hier.

Der alte Herr lachte wie unſinnig auf. Immer beſſer, rief er; damit der Herr Vater ja keine Laſt und keinen Kummer habe, bin ich gut genug.

Wie heißt der Vater?

Ich glaube Lobach oder Lorbach, es ſoll ein Banquier ſein.

Der alte Herr trat jäh einen Schritt zurück, dann ließ er den aufgehobenen Arm ſinken, ſtampfte heftig mit dem Fuß auf und riß die Nachtmütze von ſeinem kahlen Haupte.

Wenn du den Verunglückten ausſtoßen willſt, ſo krank er iſt, ſagte Sylvia, ſo erlaube wenigſtens, daß es mild und ſchonend geſchieht. Wir wollen ſeinen Diener rufen, ihm ſagen, daß es unmöglich ſei, ihn länger aufzunehmen, und morgen ganz früh den Vater benachrichten.

Den Vater? nein, auf keinen Fall, ſchrie der Onkel heftig. Soll mir der auch noch hierher kommen?!

Man kann ihn ja in einen großen Korb legen und forttragen, ſagte der Junge.

Dummkopf, rief der alte Herr, hat nicht der Arzt geſagt, kein Glied ſollte aus ſeiner Lage gebracht werden?

Er lief mit großen Schritten auf und ab, dann ſtand er wieder ſtill und ſagte erſchöpft: So laſſe ihn denn liegen und wache bei ihm; ich möchte aus der Haut fahren, aber was ſein muß, muß ſein. Das hat man vom Leben und von den Menſchen, nichts als Laſt, nichts als Unruhe; aber ſobald er kann, ſoll er fort; ſehen will ich ihn auch nicht, kein Wort, keinen Dank, was heißt Dank bei dieſen undankbaren Weſen? Und dieſer da — hier ſchwieg er ſtill, dann ſchlug er ſein helles, zorniges Lachen auf und rief: der wird fortfahren, wo ein Anderer aufgehört hat. Die ſchadenfrohen Mächte ſind immer geſchäftig, Unheil anzuſpinnen, ſchlage du ein Kreuz, Sylvia, ehe du einſchläfſt. Ich ſuche mir ein Lager. Gute Nacht!

(Fortſetzung folgt.)

Neues Theater.

III. Klein. — Moſen. — Prutz.

Klein iſt mit einer Trilogie „Maria von Medicis“ aufgetreten, hat bis jetzt zwei Theile davon „Concini“ und „Luines“ geliefert, und von mehrern Seiten Preis und Anerkennung dafür geerntet. Das Drama Luines betreffend kündigt er den Theaterdirektionen an, daß er das Buch auch für die Bühne eingerichtet, und daß es die Berliner Intendanz angenommen habe. Ich will nicht voreilig darauf beſtehn, daß es mir durchaus unwahrſcheinlich ſei, ein wirkſames Theaterſtück aus dem vorliegenden Buche gemacht zu ſehn, und daß mir der zehnfach ſich zerſplitternde Hergang, der Mangel an wirklich lebendigem Pathos in der Handlung, die harte unerquickliche Sprache eine Wirkung von der Bühne herab zerſtörend zu beeinträchtigen ſcheine. Ich will es für möglich halten, ein Theaterſtück aus dieſem Buche, welches intereſſante Elemente enthält, zu machen. Nur darauf muß ich beſtehn, daß dafür eine Fähigkeit Klein's entwickelt werden müſſe, welche in dieſen beiden Büchern noch nicht zu finden iſt, und daß ein wirkliches Theaterſtück Luines noch einen ganz andern Autor bringen werde als den Autor dieſer zwei Bände.

Ueber den Autor dieſer zwei Bände ein billiges und leidlich richtiges Urtheil zu fällen iſt außerordentlich ſchwer. Ohne vorherrſchende Billigkeit iſt ſchnell damit fertig zu werden. Ohne dieſe Billigkeit hätte man bloß zu ſagen: dieſe Dramen ſind breit, ſchwülſtig und unerquicklich. Die Breite iſt der Grundfehler. Je breiter der Autor faßt, deſto mehr meint er zu geben, und deſto weniger giebt er, weil er Spreu und Beikram zuſammenträgt, um durch Menge eine Charakteriſtik zu erſetzen, für welche ihm eine gedrängte Faſſung verſagt iſt. Schaaren von beiläufigen Menſchen ſind weniger als ein Paar nöthiger Menſchen. Und auch die Wirkung durch Maſſe und Schaar, welche in dem bloß für Lektüre beſtimmten Drama erreichbar, auch dieſe Wirkung, welche wir in Vitet's „barricades“ und „états de Blois“ bewundern, auch dieſe iſt dem Autor dieſer Stücke verſagt, weil ihm die feſſelnde Auswahl der Perſonen und Vorgänge, weil ihm die Auswahl der immerdar zum Mittelpunkte drängenden Perſonen und Vorgänge, weil ihm der einfache, kompakte Ausdruck des Talentes mangelt. Es iſt Alles Studie, Skizze, krauſe Bleiſtiftzeichnung ohne Licht und Schatten, ohne Perſpektive und darum ohne Macht.

Und warum wäre es unbillig, dem Verfaſſer mit einem ſo blanken Urtheile entgegen zu treten? Wenn nicht die Hoffnung eines Talents zu ſchonen iſt, wozu ſchonen in dieſer peinlichen Ueberfluthung der Literatur durch Mittelmäßigkeiten? — Klein kann durchaus nicht eine Mittelmäßigkeit genannt werden. Mich täuſchen nicht leicht die formloſen ungeheuerlichen Anſätze, hinter welchen ſich Mittelmäßigkeit deutſcher Dramatiker gern verbirgt. Aber ich möchte nicht ſagen, daß man hinter dieſen Klein'ſchen Anhäufungen die Mittelmäßigkeit zu fürchten habe. Ich finde auch in dem zweiten Stücke, in Luines, einen bemerkenswerthen Fortſchritt zu einer dramatiſchen Intrigue, und ich muß einräumen, daß wenn auch nicht ein zweifelloſes Talent doch eine mannigfache Anlage hinter dieſen verſchwendeten Wort- und Menſchenmaſſen zu beachten ſei. Zunächſt eine Kenntniß der franzöſiſchen Geſchichte, wie ſie unter deutſchen Autoren ſelten iſt. Was mag bei dieſer Kenntniß den Autor veranlaßt haben, den Helden des erſten Stückes, Concini, viel unbedeutender und nichtiger und deshalb dem Leben des Stückes gefährlicher zu machen als die geſchichtliche Ueberlieferung heiſcht? Ich habe vielfältige franzöſiſche Schilderungen des Marſchall d'Ancre geleſen, und darunter nicht nur keine, die ihn ſo erbärmlich dar-

geſtellt hätte, ſondern auch keine, die auf ſolche Erbärmlichkeit angeſpielt hätte. Und doch ſind die Franzoſen parteiiſch und unbarmherzig gegen die Ausländer, welche ſich in ihre Staatsleitung eingedrängt haben. Sie ſchelten, ſie erniedrigen ihn, aber dumm und feige zugleich machen ſie ihn nicht. Ebenſowenig entſpricht Klein's Luines, der geſchickte unbedeutende Jagdjunker, welcher die Neigung Königs Ludwig gewinnt, von vornherein dem Luines, wie ihn die franzöſiſche Geſchichte durchgängig ſchildert, wenn ſie auch im weiteren Verlauf des Luines'ſchen Lebens mit Klein's Schilderung eines routinirten Miniſters übereintreffen mag. Aber bei Luines iſt die Abweichung nicht groß, erſtreckt ſich nur auf die erſte Zeit, und geht für den Dichter in die ganz erlaubte Richtung: ſie bereichert den Helden.

Das fiele indeſſen Alles, ſei es zuſtimmende, ſei es abſprechende Bemerkung über wahrſcheinliche oder nicht wahrſcheinliche Richtigkeit des Hiſtoriſchen, das fiele Alles machtlos zur Seite, wenn ein ergreifendes Leben in den Figuren Klein's wäre. Das iſt aber nicht vorhanden. Es ſind dieſe Figuren nicht Ideale unbeſtimmter Schwärmerei, aber ſie ſind Puppen des Raffinements, es iſt nicht poetiſche Schwärmerei, es iſt Verſtandesſchwärmerei. Daß auch der Verſtand ſchwärmen kann iſt nirgends deutlicher zu ſehn, als an ſolchen deutſchen Dramen, welche aus Shakſper'ſchen Abſichten und dramaturgiſcher Doktrin zuſammengeſetzt ſind. Man leſe die Vorrede Klein's: ſo kann nur ein dramaturgiſcher Profeſſor ſchreiben, der Zeit ſeines Lebens keinen dramatiſchen Akt in ſeiner Seele gefunden, ſondern Alles was er giebt zuſammengeleſen hat. In dieſer formel-ſchwülſtigen Vorrede iſt all das Rüſtzeug verſteinert, welches unſre heutigen Alexandriner als Rüſtzeug neuer Schöpfungen ausgeben möchten. Arme Adepten! Mit ſchulphiloſophiſchen Hilfsmitteln wird kein Drama geboren, nicht einmal mit den beſten philoſophiſchen Hilfsmitteln. Wenn Ihr nicht mehr ſeid, oder wenn Ihr nicht wenigſtens was Anderes ſeid als die Erklärer des poetiſchen Wunders, dann glaubt Euch Niemand Eure Kunſtſtücke; und wenn Ihr keinen Glauben findet, ſo ſeid Ihr auch keine Dichter. Die Rötſcher und Aehnliche mögen ihre Verdienſte haben, aber wenn die Autoren bei ihnen ſchöpfen wollen, bei ihnen, die vom Abhub der Autorentafel äußerſt dürftig leben, dann wehe uns!

So zeigt ſich Klein überaus geneigt, gegen das Herkommen, gegen die Convention zu ſchlagen. Seine Schläge erreichen aber nicht einmal die Convention, denn zwiſchen dieſer und ſeinem ausholenden Arme iſt der leere Raum der Abſtraktion. Der iſt noch gefährlicher als die Mauer des Herkommens. Dieſe erleidet Spuren des Angriffs und erleidet am Ende Breſchen, jener leere Raum aber bleibt ewig unverändert. Und dränge Klein vor bis an die Conventions-Mauer unſrer ſtürmiſchen Dramatiker, bis an die Shakſpere-Mauer — denn dieſe ſteht ehern zwiſchen ihm und dem wirkſamen Stoffe — bräche er hindurch, ſo erführen wir wahrſcheinlich dann erſt unverkennbar, daß er gar nichts Eigenes habe.

Nach welcher Seite ich immer ſehen und gehen mag bei dieſem Autor, deſſen einzelne Verdienſte ich gern hervorheben möchte, ich komme überall an denſelben Abgrund, welcher alle einzelnen Vorzüge verſchlingt: an den Mangel eines feſſelnden und wirkſamen Talentes. Es ſind Kompoſitionsfähigkeiten vorhanden, Fähigkeiten für Charakteriſtik, für Geſchichtſchreibung, für Gedankengruppirung, es begegnet auch mitunter eine überraſchend glückliche Wendung im Dialog — aber das Alles bildet noch kein Enſemble, ja es berechtigt kaum zu irgend einer Erwartung für die Zukunft. Ich zweifle nicht, daß der dritte Theil dieſer Trilogie, Richelieu, welcher im Stoffe ſelbſt mehr Einheit und Macht bietet, eben ſo ſehr Luines übertreffen werde, wie Luines den Concini übertraf, aber trotz dem erwarte ich von dem Autor nicht eher ein wirkſames Drama, als bis er an einer freien, des hiſtoriſchen Anhalts ledi-

gen, und in engem Kreiſe ſich bewegenden Kompoſition eine Schöpfungsfähigkeit gezeigt hat, die meines Erachtens in den bisherigen Stücken noch nicht zu finden iſt.

Moſen.

Natürlich wird es mir nach dem bibliſchen Sprichwort ergehn: den Splitter im fremden Auge entdecke ich und den Balken im eignen Auge entdecke ich nicht. Das iſt nun nicht zu vermeiden, und es iſt jedenfalls ergiebiger, wenn Dramatiker über Dramatiker offenherzig ſchreiben, als wenn der unergiebige Zuſtand fortdauert, daß bloß die abſtrakte Kritik die neunundneunzig Mal gemahlenen Körner zum hundertſten Male mit unſern Stücken mählt. Die Praxis, auch wenn ſie uns nur unzureichend gelingt, bringt doch jedem von uns eine organiſche Einſicht in die Technik, welche bei uns Deutſchen ſo ſehr vernachläſſigt iſt, und bei unſerm Reichthum an allgemeiner Kritik wird unſer in der Technik vielleicht befangener Standpunkt Wink und Fingerzeig theoretiſcher Aeſthetik hinreichend erhalten. Am Ariſtoteles in der Mehrzahl fehlt es uns ja bekanntlich nicht; hoffentlich bringen unſre Fehler und Irrgänge einen Ariſtoteles zu Wege. Das gebe der Himmel! Was ich von dieſem Realphiloſophen der Griechen über Drama geleſen habe, das erſcheint mir wie gediegenes Gold und ganz unvergleichlich viel tiefer, richtiger und weiſer als der reichliche Wortſchwall neuerer philoſophiſcher Zeit. —

Mein werther Freund Moſen möge mir's alſo geſtatten und gelegentlich mit gleicher Münze vergelten, wenn ich über ſeine dramatiſche Thätigkeit dasjenige blank herausſage, was ſich mir dabei aufdrängt. Leider habe ich ſeine neuſten Stücke „der Sohn des Fürſten" und „Bernhard von Weimar" nicht geſehn, und von jenem nur die Auszüge im Morgenblatte geleſen. Dieſen Auszügen nach ſchien mir die Form fehlgegriffen zu ſein. Don-Carlos-Jamben für den jungen alten Fritz, das heißt ſich einer weſentlichen Charakteriſtik von vornherein begeben. Sonſt iſt die Wahl des Stoffes gewiß ſchon ein großer Fortſchritt in Moſen's dramatiſcher Bahn. Hier liegen die Perſonen und Verhältniſſe ſo nahe, daß er ihnen Auge in Auge gegenüber treten und das vermeiden muß, was ihm ſonſt gefährlich iſt: das vage, ſogenannte poetiſche Anblicken der Perſonen und Verhältniſſe. Dieſes im Allgemeinen Verſchwimmende, in der bauſchigen Phraſe und Metapher nur für das Ohr Umherrauſchende iſt unſer Todesfleck. Wer dazu neigt, wie Moſen, dem ſind Stoffe wie Kaiſer Otto, ja ſelbſt Rienzi, die beiden beſſeren ſeiner früheren Stücke, äußerſt gefährlich. Das liegt weit ab, das rollt wie unartikulirter Meeresſtrudel um allgemeine Ideen, um Kaiſerthum und Freiheit, und lenkt ab von aller unmittelbar ergreifenden Phyſiognomik und Geſtaltung. Dieſe allgemeinen Ideen bilden kein wirkſames Drama. Wehe uns, wenn aus unſern Geſtaltungen keine Ideen ſtrahlen, und wir gedankenloſe Techniker würden, aber von unſern Schulideen aus ſollen wir nicht zur Verkörperung von Ideen trachten — das wird immer Lebloſigkeit bringen; nein, aus perſönlich geſtalteter Handlung, aus eigenthümlicher Gruppirung nur ſollen und können uns Ideen gewonnen werden, die wahrhaft lebendig für uns ſind. Freilich iſt es unſer größtes Leid, daß unſre prachtvolle Kaiſergeſchichte außerhalb unſers lebendigen Nationalintereſſes liegt, ſo weit ſie prachtvoll und groß iſt! Freilich iſt dies das große Unglück für unſer Nationaldrama! Aber es iſt doch leider ſo. Lebendige Erinnerung für uns datirt ja leider erſt von der großen Spaltung, welche Reformation heißt, und von da hört leider auch das einige Intereſſe auf, und der Sachſe und der Baier hören auf das Wort „deutſches Vaterland" wie auf einen abſtrakten Klang, und erſt das Wort Sachſen oder Baiern trifft ſie. Aus der Zeit alſo, welche nationallebendig, ſtört uns der Partikularismus, mit welchem unſer

Publikum die Darſtellung ſolcher Zeit auffaßt, ſo daß jeder ſein Stück für die einzelne Landſchaft ſchreiben möchte; — und zwiſchen uns und unſrer Heldenzeit liegt das todte Meer der Trennung und der bloß äußerlichen Erinnerung. Wer ſich alſo getrieben fühlt, aus der eigentlichen Kaiſerzeit ſeinen Stoff zu wählen, der hat für ein doppelt ſtarkes Intereſſe der perſönlichen Handlung zu ſorgen. Und dieſe Handlung gerade iſt nicht Moſen's Stärke. Beweis dafür ſind ſeine „Bräute von Florenz." Hier iſt ein Stoff voll perſönlicher Handlung zur Ungenießbarkeit verbaut durch Manierirtheit. Die dramatiſche Handlung ſchleicht geſpenſtiſch ſchattenhaft im Hintergrunde umher und den Hauptraum überfüllt die ſchwülſtige Rede. Shakſpere's Rede ohne Shakſpere's dramatiſche Unmittelbarkeit, eine Pein auf der Bühne! Sie entſpringt lediglich aus der falſchen Manier, die Welt des Wortes als die Hauptwelt anzuſehn, ſtatt die Handlung und zunächſt nur die Handlung dreiſt beim Schopfe zu faſſen und ſie zunächſt allein organiſch zu entwickeln. Dann erſt werden die Charaktere natürlich und lebendig, dann erſt wird die Sorge für Charakteriſtik ächt und wirkſam, dann erſt wird das Wort treffend. Und je ſparſamer dies Wort, deſto heilſamer für uns, denn der Schwall deſſelben iſt die gefährlichſte Untiefe unſrer Bühne.

Vielleicht macht es ein Bild am Deutlichſten, wie meines Erachtens das Verhältniß Moſen's zur dramatiſchen Dichtung beſchaffen ſei: Er ſteht neben ihr, neben der ſchönen, nicht ganz unerfahrenen Dame und ſpricht ihr Pläne, Abſichten und Verſe vor; ſein Auge leuchtet, ſeine Hand geſtikulirt. Aber das Auge ſieht nicht auf die Dame, ſondern ſieht an ihr vorüber, und die Hand ficht in der Luft; die Dame wird am Ende gelangweilt davon, denn es kann ſolchergeſtalt kein gegenſeitiger Austauſch, keine Liebesbegegnung ſtattfinden, und wenn er ſich nicht bald ein Herz faßt, ſo wird ſie ihm den Rücken kehren und wird ſagen: Was hält er mich auf, wenn er ein Lyriker bleiben will, der nichts braucht als blaue Luft!

Prutz.

Ueber „Karl von Bourbon" iſt nicht viel zu ſagen. Wäre Prutz nicht als politiſcher Dichter und wohlunterrichteter Literarhiſtoriker bekannt geweſen, ſo wäre wohl dieſer Knabe Karl nicht über ſeinen Stand erhöht worden. Er iſt ein in Kompoſition und Durchführung todtes Anfängerſtück, und es iſt für mich wahrhaft erſchreckend geweſen, darüber Langes und Breites an kritiſcher Empfehlung leſen zu müſſen. Oder iſt ſolche Urtheilsloſigkeit an Kritikern und Schauſpielern nicht erſchreckend? Wer ſoll uns denn durch Lob und Tadel behilflich ſein, wenn Kritiker und Schauſpieler ſo geſchmacklos ſind! Wenn es ſich noch um irgend eine Ueberſchwenglichkeit handelte, dann wäre der Irrthum leicht verzeihlich; — aber um das nüchternſte, jedes wirkſamen Lebenspulſes baarſte Schema handelt ſich's. Eben ſo thäte es dem Stücke keinen beſonderen Eintrag, daß die hiſtoriſchen Details in der Mehrzahl unrichtig ſind, daß die weltbekannte alte Familie Foix zu einer Parvenü-Familie, daß, wenn ich mich recht erinnere, mitten in die altfranzöſiſche Provinz Dauphiné das franzöſiſche Ausland verlegt wird. — Dergleichen ſind in der That Kleinigkeiten unter den Händen des Talents. Aber Talent! Talent! Man läßt ſeine Stiefel nicht bei einem Schuſter machen, der nur in wohlgeſetzten Worten über Schuhwerk zu reden, aber nicht zuzuſchneiden und zu nähen weiß, und bei der ſchweren dramatiſchen Kunſt ſollte guter Wille und literariſche Bildung genügen?! Es iſt wohl frevelhaft, Jemand die Zukunft abzuſprechen, aber ich kann für Prutz im Drama eine Zukunft nicht entdecken, ſo lange ich nicht hinter ſeiner ganz achtungswerthen politiſchen Thätigkeit in Verſen irgend ein Zeichen wirklich mächtiger Leidenſchaft und eine Spur

von wirkſamer Kompoſition erblicke. Letztere iſt gewiß theilweiſe durch Uebung anzueignen, und in dieſem Betracht alſo dürften wir uns vielleicht von ſpäteren Stücken des Autors ſtärkeren Reizes verſehn.

Nachrichten.

Leipziger Kunſtausſtellung. Ein zweiter Gang nach der Ausſtellung hat mich überzeugt, daß die diesjährige mehr und mehr eine unſrer intereſſanteſten wird. Ich finde überhaupt, daß wir Unrecht haben, uns Bildern gegenüber ſo gefährlich unzufrieden zu geberden als es Mode geworden iſt. Warum ſollen die Düſſeldorfer nicht romantiſch ſein, wenn ihnen nur auf romantiſchem Wege Reiz und Schönheit aufgeht?! Warum keine Genrebilder, da ſie doch ſo nahe liegen? Warum keine Landſchaften, da der Sinn für Natur zu ſo wohlthuender Ergiebigkeit ausgebildet werden kann?! Ich bin auch am Glücklichſten vor einem vollen hiſtoriſchen Bilde, aber ich kann doch nicht einem wohl gewachſenen Manne vorwerfen, daß er nicht höher, nicht ſo hoch gewachſen ſei wie es einem Helden gezieme! Wir brauchen Alles, was ſich in ſeinem Bereiche zur Vollkommenheit ausbildet. Wir freveln überall gegen ſchöpferiſche Talente, Gott ſei Dank, daß ihrer doch alle Tage immer mehr aufwachſen. Sie allein bringen uns über das Unzuſammenhängende unſrer ſich in Allem neu geſtaltenden Welt hinweg: die bloß Betrachtenden und Kritiſirenden vermögen das nicht. Deshalb iſt mir ein Saal voll Bilder ſtets voll thatſächlichen Lebens. Eine Achenbach'ſche Marine, friſch, tüchtig wie immer, und eine Semiramis von Köhler aus Düſſeldorf war angekommen. Eine Semiramis, welcher man einen Aufruhr meldet, als ſie eben von ihren Dienerinnen geſchmückt wird. Man ſieht ſeitwärts in die Stadt hinab, und ſieht den Aufruhr toben unter dem koloſſalen Standbilde eines Elephanten und einem fernen pyramidenartigen Thurmbau, der an den babyloniſchen Thurm erinnert. Lange aber ſieht man nur auf zwei weibliche Figuren: auf das mächtige Weib Semiramis, welche entrüſtet nach der Stadt hinabblickt und rückwärts nach dem Schwerte greift, und auf die wunderſchöne, weißgekleidete Dienerin, welche fortfährt, ihrer Herrin die ſchwarzen Haare zu flechten, und ſinnlich aſiatiſch, weiblich untheilnehmend hinabſchaut auf den Aufruhr wie auf etwas Beiläufiges. Dieſe beiden Weiber ſind ſehr ſchön und verkündigen ein großes Malertalent. Da die andern Perſonen, links von Semiramis eine Mohrin, rechts von ihr eine Zitherſpielerin, welche ihr Inſtrument vor Schreck fallen läßt, und noch weiter rechts ein Krieger, der zeigt und erzählt was da unten vorgeht, da dieſe Figuren nur zur Erklärung vorhanden ſind, ſo wird man das Bild nur als ein großes Genrebild bezeichnen. Was thut der Name! Semiramis und ihre weiße Dienerin ſind eines großen Namens und Rahmens würdig. Ich wundre mich, daß Köhler der Semiramis keine höhere Stirn gegeben. Hat er Thatkraft, die das Gedankenleben überwiegt, andeuten wollen? Und ich wundre mich, daß er der Mohrin die vordringende Stellung verliehn. Sie bietet die Krone für das Haupt der Herrin. Das giebt unnützerweiſe Unruhe auf dieſer Seite. Die Haarflechterin iſt ja auch noch nicht fertig. Warum alſo die nicht einmal ganz begründete theatraliſche Geberde der Mohrin. Der Maler vermeidet doch am Beſten was nicht in ſich einen Ruhepunkt hat. Wenn die Mohrin zurückträte, ſo wie ſie vordringt, ſo gewänne, glaub' ich, das Bild ungemein. In dieſem Augenblicke iſt es der Matador der Ausſtellung. Von großen Landſchaften feſſeln mehrere; Italieniſche, Salzburger und Eifel-Gegenden ſind neben den techniſch ſehr tüchtigen Niederländern die beſten. Unter jenen die Grotte der Egeria von Schirmer in Düſſeldorf, von den Salzburgern eine von Carl in Düſſeldorf und von Hengsbach ebendaher, und die Mühle im Thale, eine Eifelgegend von Haecke ebenfalls aus Düſſeldorf. Auch eine heimathliche Winterlandſchaft von Zimmermann in München hat mich diesmal angezogen.

Leipzig hat kein Leſekabinet das nur auf eine annähernde Vollſtändigkeit Anſpruch machen könnte. Wer ſollte dies glauben von der Hauptſtadt des Buchhandels! Das bisherige Muſeum wird ſein öffentliches Leſezimmer ebenfalls in Kurzem ſchließen. Hier iſt es alſo wirklich einmal ein Bedürfniß, und ein würdiges Bedürfniß, welches den Buchhändler Ernſt Goetze veranlaßt, die Theilnahme des Publikums in Anſpruch zu nehmen. Er will ein „Allgemeines Leſemuſeum" gründen, in welchem alle bedeutenden politiſchen Journale Europa's nebſt den nöthigen Karten und Wörterbüchern, die wiſſenſchaftlichen

Zeitſchriften aller Fächer, alle beſſeren ſchönwiſſenſchaftlichen Blätter, die bedeutendſten Flugſchriften und Cours= und Marktberichte zu finden ſein ſollen, und er eröffnet dazu ein Abonnement. Dreihundert Abonnenten — je 10 Thaler — ſind dazu nöthig. Wird Leipzig ſolchergeſtalt zu Stande bringen, was Städte wie Würzburg, Heidelberg ꝛc. lange haben? Ich werde dem Publikum nach abgeſchloſſener Rechnung die Antwort mittheilen.

Die ſchöne Athenienſerin. Dies neue vieraktige Luſtſpiel von Feldmann wurde jetzt zum erſten Male in Leipzig vor einem Meßpublikum gegeben, und machte in der erſten Hälfte entſchiednes, in der zweiten Hälfte nur leidliches Glück. Dies wird ihm wohl auf allen Bühnen ſo ergehn, denn es iſt voll heiteren, witzigen Lebens im Detail und iſt von komiſcher Anlage — dies fördert die Wirkung der erſten Hälfte: Ein deutſcher Baron will durchaus keine Deutſche, ſondern nur eine Griechin heirathen, ſein Freund will im Gegentheil nur eine Deutſche, und der Diener des Baron, dieſen an Originalität überbietend, will abſolut eine Mohrin. Dies wird vom erſten Akte zum zweiten nach Athen verrathen, und zwei Damen, eine Deutſche und eine Griechin tauſchen ihre Herkunft mit einander aus, und empfangen ſo, die Griechin als Deutſche, die Deutſche als Griechin in Athen, die modernen Argonauten, welche denn auch tapfer in's Garn gehn und an der Deutſchen die griechiſche Naſe, an der Griechin die deutſche Gutmüthigkeit preiſen, kurz, ſich zu Gunſten des Publikums lächerlich machen. Aber nun beginnt die zweite Hälfte: Publikum iſt vollſtändig in's Geheimniß eingeweiht, und ſoll doch noch zwei Akte, darunter eine Rückkehr nach Deutſchland, erleben. Hier war eine unerwartete neue Wendung nöthig. Dieſe bleibt aus und das Stück muß ſich mit der Munterkeit der Einzelnheiten und der Mohrinmanie Jakobs zum Ende friſten. Dennoch iſt der Plan ſchon luſtſpielmäßiger als in den früheren Sachen des Autors, und wir können immer noch hoffen, daß er allmählig ein volles Luſtſpiel gewinnen werde. Es wurde lebhaft, aber etwas zu oberflächlich geſpielt: es fehlten, wie gewöhnlich in Deutſchland, Proben. Politiſche Einlagen, beſonders gegen die Zollgrenze in Hannover, fanden rauſchenden Beifall. Induſtrielle Politik iſt bereits vollſtändig populair — wir gehen wirklich den engliſchen Weg, wenn er nur auch zu ſonſtigen engliſchen Vortheilen führt.

Maria Schweidler, die Bernſteinhexe. Der intereſſanteſte aller bisher bekannten Hexenprozeſſe; nach einer defekten Handſchrift ihres Vaters, des Pfarrers Abraham Schweidler in Coſerow auf Uſedom, herausgegeben von W. Meinhold, Doctor der Theologie und Pfarrer ꝛc. — Motto aus Jean Paul: „Gemeine Seelen machen in den Hexenprozeſſen Alles zum Werke der Einbildung. Wer aber viele Hexenprozeſſe geleſen, findet es unmöglich.“ — Unter ſolchem Titel iſt dieſen Sommer, Berlin bei Duncker und Humblot, ein ſehr merkwürdiges Buch erſchienen, welches mich im höchſten Grade intereſſirt und zu einer weiteren Bearbeitung des chronikartig dargeſtellten Stoffes veranlaßt hat. Dr. Meinhold hat in der Kirche des Dorfes Coſerow auf der Inſel Uſedom ein in Schweinsleder gebundenes Manuſcript gefunden, welches zweihundert Jahre alt und in ſeiner zweiten Hälfte mit der genauen Schilderung des Hexenprozeſſes angefüllt geweſen, unter welchem des Schreibers, Pfarrer Schweidler's, Tochter bis zum Aeußerſten gelitten hatte. Die erſte Hälfte ſchildert in naivſter und ausführlichſter Weiſe die Drangſale der damaligen Peſt= und Kriegeszeit kurz vor und bis zu der Landung des Schwedenkönigs Guſtav Adolph, und iſt auch ſehr lehrreich und in der veralteten Sprech= und Anſchauungsweiſe intereſſant. Der Hexenprozeß nun in der zweiten Hälfte hat Dr. Meinhold zur Herausgabe des Manuſcripts bewogen. „Es geht nicht bloß“, ſagt er, „ein ſo tiefer dämoniſcher Zug durch die meiſten dieſer Schaudergeſchichten, daß den aufmerkſamen Leſer Schauder und Entſetzen anwandelt, ſondern die ewigen und unveränderlichen Geſetze der menſchlichen Empfindungs= und Handlungsweiſe werden auch oft auf eine ſo gewaltſame Weiſe unterbrochen, daß der Verſtand im eigentlichen Sinne des Wortes ſtille ſteht; wie denn z. B. in einem der Originalprozeſſe, die ein juriſtiſcher Freund in unſerer Provinz aufgeſtöbert, ſich die Relation findet, daß eine Mutter, nachdem ſie bereits die Folter überſtanden, das heilige Abendmahl genoſſen und im Begriff iſt, den Scheiterhaufen zu beſteigen, ſo ſehr alles mütterliche Gefühl bei Seite ſetzt, daß ſie ihre einzige, zärtlich geliebte Tochter, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, gegen welche Niemand einen Verdacht hegt, ſich in ihrem Gewiſſen gedrungen fühlt, gleichfalls als Hexe anzuklagen, um, wie ſie ſagt, ihre arme Seele zu retten. Das Gericht mit Recht erſtaunt über dieſen vielleicht nie wieder vorgekommenen Fall, ließ ihren Geſundheitszuſtand von Predigern und Aerzten unterſuchen, deren Original=Zeugniſſe den Akten noch beiliegen und durchaus günſtig lauten. Die unglückliche Tochter, welche merkwürdiger Weiſe Eliſabeth Hegel hieß, wurde in Folge dieſer mütterlichen Ausſage denn auch wirklich hingerichtet.“

Ich bin von früh auf des Herausgebers Meinung geweſen, daß das Hexenweſen eine tiefere Grundlage gehabt habe, als die nächſte Beſchuldigung ordinairen Betruges, und ſelbſt der neuere Hinweis auf thieriſchen Magnetismus andeutet. Jede Zeit hat ihre Wunder, die vom rationellen Standpunkte bekämpft werden müſſen, die aber dem Dichter nicht genommen werden können. Meine kleine Vaterſtadt hatte mehrere ausführliche Traditionen dieſer Art, denen gemäß eine erhöhte Menſchenkraft in gewiſſen als verdächtig bezeichneten Familien erblich, und von Generation zu Generation ſchwächer geworden war. Eine Frau aus ſolcher Familie, die mit geheimnißvollen Naturkräften ſehr vertraut, galt uns ſogar noch für eine Hexe und wäre als ihre Großmutter unfehlbar zur gerichtlichen Verantwortung gezogen worden. Mich fand alſo dieſer Hexenprozeß aus Uſedom hinreichend abergläubiſch, ich dankte Herrn Dr. Meinhold die Herausgabe außerordentlich, und dankte es ihm außerdem, daß er nicht ſeinem erſten Plane nachgegeben und eine Novelle daraus gemacht, ſondern die Chronik unverändert herausgegeben hat. So konnte ich ſie unbefangen mir aneignen und diejenige Form, welche mir die paſſende ſchien, mit dieſem vaterländiſchen Geheimnißſtoffe ausfüllen. Das habe ich denn gethan, und wenn es den Herrn Intendanten der Theater gefällt, wird die „Bernſteinhexe" dieſen Winter von der Bühne herab die Theilnahme des Publikums in Anſpruch nehmen. Sie bereitet ſich ſchon an einigen Orten Koſtüm und Dekoration. Wie ich der Chronik treu geblieben, mag man mit dieſem Buche vergleichen, und ob ich dem jetzigen Geſchmacke gegenüber zu weit oder nicht weit genug gegangen bin, wird mir die Aufnahme des Stückes darthun und die Kritik im Beſonderen zeigen. **Laube.**

Diskuſſion über die Sprache. In Betreff dieſes neulich angeregten Thema's ſind ſchon einige Zuſchriften eingegangen. Ich habe ſie dem Schriftſteller, welcher das Thema angeregt hat, zugeſendet, und er berichtet darüber Folgendes: „No. 1. iſt gutmüthig zuſtimmend aber verſchwimmend und hilft uns nichts. No. 2. ſagt „ich bin geſtanden" iſt allein richtig, und muß durchgeſetzt werden. Sagen doch dieſelben Norddeutſchen neben dem „ich habe geſtanden — ich bin gegangen!" verbinden alſo das viel aktivere Gehn mit Sein. No. 3. iſt ſehr grammatikaliſch und ſehr bös auf uns. Er nennt die Anregung wie ſie geſchehn geradezu kindiſch und bezeichnet mich als einen ſehr ſchwachen Grammatikus. Da mag er wohl Recht haben. Ich meine nur eben, die Grammatik thut's hierbei nicht allein. Thäten's ein Paar Grammatiker, es wäre uns bald geholfen, aber wie! Grimm's Name iſt doch wahrlich ein ehrwürdiger, und doch iſt es ohne den geringſten Erfolg daß er uns beweiſt, die Unterſcheidung zwiſchen „wieder" und „wider" ſei ganz falſch. Dieſe Unterſcheidung iſt Geſetz geworden und kein Grammatiker hebt ſie wieder auf. Eben ſo wenig nimmt man den neulichen Beweis an, es müſſe heißen, „ein Amt begleiten" ſtatt bekleiden. So erfolglos wird es mit der Sicherheit unſrer No. 3. ſtehn. Er belehrt uns, daß wir „adjektiviſch" ſagen müßten für das, was wir „kurzweg" genannt bei dem Gebrauche der Mittelwörter „erſchienen, verſtorben" ꝛc. Wohl, das kann geſchehn, obwohl wir es auch nicht für eine erſchöpfende Bezeichnung halten, und, ſetzt er hinzu, Worte wie „erſchienen, verſtorben, verzagt, ungerathen, verzweifelt, auferſtanden, aufgefahren, untergegangen, gefroren, verweſt und alle ſolche Worte hätten nur die Bedeutung der Vergangenheit, und könnten ohne Weiteres adjektiviſch gebraucht werden. Das ſei längſt durch die Bibelüberſetzung ausgemacht. Schön; dieſe Verſicherung iſt uns ſehr angenehm, denn ſie erleichtert unſre Sprache, wenn wir auch keineswegs der Meinung ſind, daß Alles was die Bibelüberſetzung bringt wirklich durchgedrungen ſei in das ſprachliche Gewiſſen, das heißt den Takt jedes Autors beruhige. Eben ſo wenig geſchieht dies durch Grammatiken, ſondern ſoll eben durch ſolche Diskuſſion erreicht werden. Ich ſchreibe z. B. ſeit mehr denn zwanzig Jahren für den Druck, und ſehr viele der grammatiſchen Verſicherungen der No. 3. beruhigen mein Sprachgewiſſen keinesweges. — Dann geht, und dies iſt ſehr dankenswerth, No. 3. auf eine ſyſtematiſche Beantwortung ein. Ich übergehe Alles das, was auch mir unzweifelhaft iſt. Z. B. iſt es auch für mein Ohr angenommen: der Bediente, Berittene, Beſorgte, Erfahrene, Verſchwiegene, Eingebildete, Verdiente, Gelernte (ein gelernter Tiſchler). No. 3. führt dazu aus der Bibel an „unaegeſſen" — „Ich will ſie nicht ungegeſſen (d. h. ohne daß ſie gegeſſen haben) von mir laſſen." Da iſt ein Beiſpiel aus der Bibel, welches nicht durchgedrungen, und No. 3. ſagt ſehr richtig, daß man nur noch bei dem Compoſitum „pflichtvergeſſen" die adjektiviſche Form brauche. Das „vergeſſene Buch", was er auch anführt, iſt ja als Mittelwort eines aktiven Zeitwortes gar nicht fraglich. Dann kommt er aber zu den intranſitiven Zeitwörtern, um welche es ſich in unſrer Frage ganz beſonders handelte. Ich übergehe, was auch er als grammatiſch unzuläſſig erklärt, denn er läßt mehr zu als ich. Hierbei z. B. „das uns begegnete Schiff", der „uns gefolgte

Feind", was mir widerſtrebt, obwohl es als kurz und unzweideutig wünſchenswerth iſt. Die „gewichene Wand" ſag ich auch nicht, das ſagt aber wohl mancher gute Autor. Und hier kommen wir zu der wunden Stelle. No. 3. ſagt: Bei den ſubjektiven Zeitwörtern, bei denen ſich das Mittelwort immer auf das Subjekt bezieht, könnte dies immer adjektiviſch gebraucht werden, wenn der Sprachgebrauch es nicht bei denen verböte, welche das Hilfszeitwort „haben" annehmen. Das Hilfszeitwort „ſein" erlaube aber ſeinem Mittelworte adjektiviſch aufzutreten. Und zwar

a) bei ſolchen, die eine Veränderung des Zuſtandes ausdrücken, wie „geborſten, gebrochen, gediehen" ꝛc. Darunter auch „geſtorben, gewachſen." Das „gewachſene Waſſer" iſt mir ſchon äußerſt mißlich, ich will es aber als eine willkommene Erlaubniß annehmen, da ein geübter Grammatiker es verſichert. Zu dieſem a. rechnet er nun alle die mit den Vorſylben „er, ver, ent", und die mit trennbaren Vorwörtern (aus, ein, auf, unter, durch ꝛc.) zuſammengeſetzten ſubjektiven Zeitwörter. Darunter iſt denn auch das uns bedenklich „erſchienene", das alſo ſeine grammatiſche Vertheidigung findet.

b) Bei ſolchen, die eine örtliche Bewegung (Veränderung des Orts) ausdrücken. Hier giebt er zu, daß der adjektiviſche Gebrauch bei den Stammwörtern nicht recht gewöhnlich ſei, und führt als mißlich an „der gedrungene Wuchs." Dies iſt aber gerade gewöhnlich, und wir ſehen, wie der Grammatiker mit dem Sprachtakte und Gebrauche im Widerſpruche ſteht. Deſto gewöhnlicher aber ſei der adjektiviſche Gebrauch bei den mit Vorſylben zuſammengeſetzten Mittelworten, z. B. „eingefallen, durchgefallen, vorgefallen, ausgeritten" ꝛc. Gewöhnlich und ungewöhnlich. War es nun ſo kindiſch, die Frage anzuregen? Was z. B. der No. 3. hier gewöhnlich ſcheint, das iſt es mir gar nicht. Die „vorgefallenen Unruhen" zögere ich zu ſchreiben, „der ausgerittene Mann" ſchreibe ich, weil es zweideutig, gar nicht. Hier wär alſo geradezu nöthig, ſich über die einzelnen Worte zu vereinigen, denn die Regel reicht gar nicht aus, und dafür ſollten die Journale dienſtbar ſein.*)

Petersburger Nachrichten. Ich bin erſt ſeit kurzer Zeit wieder zurückgekehrt in die Heimath, und zwar nach einem Jahre langen Aufenthalte in der ruſſiſchen Hauptſtadt, und kann Ihnen kaum beſchreiben, welch einen Eindruck die deutſche Stimmung und die deutſchen Nachrichten über Rußland auf mich machen. Ich bin kein Freund oder Verehrer des ruſſiſchen Staates, aber wie beſcheiden ſind meine Wünſche und Abneigungen gegen Rußland im Vergleich mit alle dem, was ich hier zu Hauſe höre und leſe. Es klingt ja wie es 1813 gegen die Franzoſen klang! — dem ſei wie ihm wolle, einige Nachrichten, auch wenn ſie allgemein angenommene Meinungen als irrthümliche bezeichnen, werden nicht vom Uebel ſein.

So iſt faſt alles Bedenkliche, was von Zeit zu Zeit über das innere Leben und die Perſönlichkeiten der kaiſerlichen Familie verbreitet wird, unrichtig. Dies Familienleben iſt ein ganz wohlgeordnetes. Die Gemahlin des Thronfolgers iſt ganz ohne Noth bedauert worden: ihr Gemahl iſt weder von Krankheit aufgerieben, noch auch mit ſeiner Herzensliebe anderswohin gewendet. So viel wir in Petersburg erfahren und geſehn haben war es eine Partie wirklicher Neigung und iſt es eine glückliche Ehe. Man ſieht das Paar immer zuſammen, und wenn ſie am Kai ausſteigen um Arm in Arm ſpazieren zu gehn, oder wenn ſie einander von Weitem begegnen, ſo iſt es immer ein vertrauliches, argloſes Zuſammenſein oder ein Winken und Nicken, wie es nur einem liebevollen Verhältniſſe entſpricht. Daß der Thronfolger bis jetzt noch keine Proben beſondrer Fähigkeit an den Tag gelegt, das mag ſeine Richtigkeit haben. Aber er iſt ja noch jung, in der Entwickelung begriffen, und nicht in der Stellung, ſich durch Eigenthümlichkeit hervorzuthun. Denn das ruſſiſche Hofleben hat ja ſeine, wenn auch nicht ſpaniſche doch militairiſche Etikette. Laſſen wir dem jungen Manne, welchem ſo viel bevorſteht, die lächelnde Unbekümmertheit der Jugend, welche überall an ihm ſichtbar! — Auch die Kränklichkeit der Kaiſerin wird übertrieben: allerdings wird ihr das Gehen ſehr ſchwer, und ſie läßt ſich deshalb in Theater, Concerte ꝛc. auf einen Seſſel tragen. Auch peinigt ſie wirklich das Zucken der Geſichtsnerven, aber nicht in ſolchem Grade wie man es ſchildert, wenigſtens bemerkt man nicht eben viel davon, wenn man ſie ſieht. Dabei fällt mir ein, daß ja in Deutſchland wenig oder gar nicht die Rede davon geweſen iſt, in welcher raſchen und grandioſen Weiſe das Winterpalais, das Reſidenzſchloß der kaiſerlichen Familie wieder erbaut worden iſt. Es iſt eine kleine Stadt dies ungeheure Gebäude mit ſeinen vielen Portalen und Höfen, und der

*) Hoffentlich thun es diejenigen, welche hinreichenden Raum haben. In unſerm Blatte war es uns nur um die Anregung zu thun, und wir können in Zukunft nur kurz gefaßte und begründete Reſultate mittheilen. D. R.

Kaiſer z. B. benutzt darin einen großen Hof als Exercirplatz. Vielleicht ſkizzirt ihn Horace Vernet einmal, der wie Sie wiſſen gar oft darin geweſen und erſt kürzlich von Petersburg abgereiſt iſt, um über Paris flugs an die Grenzen der Algier=Wüſte zu reiſen zur Terrain=Aufnahme der Aumale'ſchen Smalah. Das Hauptbild nämlich, das er hier gemalt, war eine Darſtellung der kaiſerlichen Familie, welche im Koſtüm des vor einiger Zeit hier dargeſtellten Turniers gemalt iſt. Im Weſentlichen alſo ein Reiterbild. Der Kaiſer, unter allen Beziehungen die Hauptperſon im ganzen Reiche, iſt ſehr ſchön dargeſtellt. Die Großfürſtinnen, denen man Stolz nachſagt, und die dem Maler nicht haben ſitzen wollen, ſind wohl ähnlich — ſie ſind bekanntlich ſchön — aber ſie ermangeln der Lebendigkeit, welche bei Vernet gewiß nicht verloren gegangen wäre, wenn die Damen ſich näher herbeigelaſſen hätten. Außerdem hatte er ein großes Schlachtbild vor, ich glaube die Schlacht bei Borodino, ich weiß aber nicht, ob er's vollendet hat. Einen Theil ſeiner Zeit hat er mit dem Kaiſer auf Reiſen zugebracht. Vernet iſt als Franzoſe und Schlachtenmaler durch und durch ſoldatiſch, und dies mag ihn dem Kaiſer doppelt angenehm gemacht haben. Er wurde denn auch von dieſem ungemein ausgezeichnet. Wie viel von der unnatürlichen Allianz Rußlands und Frankreichs zwiſchen ihnen die Rede geweſen ſei, weiß ich freilich nicht zu ſagen. Der kleine, zierlich gebaute, ſtark ſchnurrbärtige Maler, der außerordentlich lebendig iſt, und für ſehr liebenswürdig galt, erſchien hier meiſt in franzöſiſcher Uniform. Ob es Nationalgarden= oder ſonſt eine Uniform war, iſt mir unbekannt. — Das franzöſiſche Theater iſt auch das beſte der hieſigen Kunſtinſtitute; das deutſche iſt ganz mittelmäßig und vom Publikum vernachläſſigt. Nicht der Sprache wegen, denn man driſcht hier in der Geſellſchaft franzöſiſch, deutſch, engliſch, ruſſiſch durcheinander, welches gewiß ein ſchlechtes Zeichen für irgend ein eigenthümliches ſchöpferiſches Treiben dieſes Staates iſt. So wird denn auch in dem großen Theater, welches prachtvolle Ballete giebt, die Hauptſorgfalt auf Schimmer und äußerliche Täuſchung verwendet. Man fängt hier Alles, und faſt Alles iſt Nachahmung, von der Spitze und nicht vom Grunde an. So wird die höhere Schicht der Geſellſchaft früh blaſirt und die eigentliche Nation, die man in irgend einem höheren Leben vergeblich ſucht, in keiner Weiſe organiſch herangebildet. Ich für meinen Theil ſehe keine Zukunft dafür ab, bis es durch Volksſchulweſen gelingt, die eigentlichen Ruſſen heraufzubilden. Daß man bei Ihnen darüber klagt, es fehle unter dieſen an derjenigen Ehrenhaftigkeit, welche für jegliches Staatsgedeihn unerläßlich, das mag nicht ganz ohne Grund ſein, wenn auch Cuſtine in vielem Betracht zweifelsohne übertrieben hat. — Das geſellige Leben iſt ſehr überfüllt mit Eſſen und Trinken und Prahlerei. Die Unterhaltung, ich will ſagen das Geſpräch iſt nicht ſo beengt von Polizei, als Sie ſich vorſtellen. Der immer lebhafter ſich zeigende Haß des Auslandes gegen Rußland gebiert natürlich keine ſüße Erwiderung, und ich geſtehe, daß mich die hochmüthige Art, in welcher namentlich über den Einfluß auf Preußen und Deutſchland geſprochen wird, immer in die Seele hinein verletzt hat. Mit Maaßregeln allein, nicht mit Höflichkeit kann dagegen etwas ausgerichtet werden. Seien Sie überzeugt, daß der jetzige Beſuch des Kaiſers in Berlin von den Ruſſen wie ein Triumph gefeiert wird. — Was man ungemein vermißt in Petersburg, das ſind ſchöne, oder wenigſtens friſch ausſehende Frauen. Das vorherrſchende Leben in Stubenwärme und in Pelzhüllen bleicht und verdirbt alle Geſichtsfarbe, da dieſe Damen nur in Wagen und Schlitten auskommen und ſo gut wie gar keine Fußbewegung in der Luft haben. Jetzt laben ſie ſich an den Myſtères de Paris, die auf allen Tiſchen zu finden waren. —

Das erſte Wort, das ich, an's vaterländiſche Land ſteigend, hörte war folgendes: In Berlin iſt eine neue Convention von Pillnitz unter Präſidentſchaft des Kaiſers von Rußland, und der König von Preußen garantirt dem neuen Schwiegerſohne des Kaiſers die einſtige däniſche Herrſchaft über Schleswig und Holſtein, der Kaiſer bringt übrigens alle Abende beim Prinzen von Preußen zu, auch die Zukunft Preußens in Voraus feſſelnd. Dieſe Nachrichten ſchienen mir von keiner großen Klugheit, aber von einer entſchiedenen Stimmung zu zeugen. Friedrich Wilhelm IV., welchen man in Petersburg den Deutſchen nannte, wird nun und nimmermehr zwei ſo werthvolle deutſche Länder wie Schleswig und Holſtein dem modernen deutſchen Reiche entziehn laſſen. Sie ihm näher einzuverleiben iſt im Gegentheile ſeine Aufgabe. Wehe uns, wenn Preußen wirklich aus Courtoiſie ungenügend Wache hielte und die Oſtſee ein ruſſiſcher See würde. Die Abſichten auf Griechenland könnten wir gleichgültiger anſehn. Aber Rußlands ſteigende Macht im Norden iſt Preußens Niedergang. Was würde der alte Fritz dazu ſagen, wenn man um einigen hohlen Zeittendenzen zu begegnen die kernigſten Landesintereſſen auf's Spiel ſetzte! —

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 2.

№ 2. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1843.

Moden.

Die Herrenmoden ſind ſeit längerer Zeit ziemlich ſtetig und ſcheinen ſich auch den Herbſt hindurch in denſelben Formen zu erhalten, wenn auch Einzelnheiten verſchiedene Veränderungen erleiden. Eine Ueberſicht des ganzen Anzugs iſt daher nöthig, um das einzelne Neue bemerklich zu machen. Beim *Frack* unterſcheiden ſich drei verſchiedene Arten. Zuerſt der Frack für Geſellſchaften, der alſo ſehr elegant gemacht ſein muß und den man ſehr viel ganz ſchwarz ſieht. Die Schöße deſſelben ſind zwar breit, aber vorn doch etwas ausgeſchnitten und haben keine Taſchen oder Patten auf der Hüfte. Die Bruſtklappen ſchlagen ſich breit zurück und zeigen ganz die Bruſt des feinen Batiſthemdes.

Der zweite Schnitt des Fracks hat die Schöße in der Taille ſo breit wie die Bruſttheile und auf der Hüfte ziemlich breite Patten. Die Bruſtklappen ſind groß und der Kragen breit.

Die dritte Art des Fracks geht vorn gerade herunter und kann von oben bis in die Taille zugeknöpft werden. Das nähert ſich ſchon mehr einem Phantaſieſchnitt, wird auch beſonders zur Jagd und auf den Promenaden getragen. Im Allgemeinen ſagt man, daß der Frack in der Bruſt nicht mehr ſo anliegend, ſondern behaglich weit ſein müſſe; doch iſt dies bei ſcharf einſchneidender Taille nicht ſehr zu empfehlen, da es dann leicht im Rücken, wie in der Bruſt häßliche Fältchen giebt.

Der *Gehrock* hat auch drei verſchiedene Schnitte. Erſtens vorn gerade, mit einer Reihe Knöpfe, ganz kleinen Klappen und nicht zu großem Kragen von Sammt. Der Rockſchoß geht nur bis eine Handbreit oberhalb des Knies.

Zweitens der gekreuzte Rock, deſſen Bruſtklappen und Kragen natürlich breiter ſind und vom ſelben Zeuge. Der Rockſchoß hat blinde Falten und die Aermel haben offene Aufſchläge, das heißt nicht feſt auf den Aermel geſteppt. Die Taille iſt von gewöhnlicher Länge hinten und ſitzt gerade über der Hüfte auf.

Drittens hat der Gehrock eine weite, tiefe Taille im Rücken und ſchräge Taſchen vorn unter dem Abfall der Hüfte.

Auch den Paletot trägt man noch, obgleich der *Twine* jetzt bedeutend das Uebergewicht hat und der enger ſchließende *Ueberziehrock* dieſen Winter das Eleganteſte ſein wird. Wieder vier verſchiedene Schnitte wären für den Paletot zu nennen.

Erſtens der Sackpaletot, ringsum gerade und gleichmäßig weit, oder vielmehr eng wie ein Sack.

Zweitens der griechiſche Paletot, ohne Kragen, mit ziemlich weitem Schnitt und mit Schnüren verziert.

Drittens der Caban, der im Schnitt im Ganzen durchaus dem gewöhnlichen Paletot folgt, nur daß die Armlöcher anders geſchnitten ſind und daß man ihm einen Capüchon giebt.

Viertens endlich der anſchließende Paletot, der vorn gekreuzt iſt, deſſen Schöße vorn an-

geſetzt ſind und zuſammenſtoßen, und der unter der Seitennaht keine Falte hat.

Die Twines ſind ſowohl vorn gerade, als gekreuzt; ſie unterſcheiden ſich allein dadurch, daß der Rockſchoß vorn nicht angeſetzt iſt und daß die Aufſchläge ohne Nath ſind. Die melirten Zeuge ſind dazu ſehr beliebt.

Der Ueberziehrock iſt eigentlich nur ein weiterer Rock, der entweder den Schnitt eines anſchließenden Paletots hat oder die Form eines Gehrockes mit weiter, überlanger Taille, wie obige Schnittangabe Nr. 3. Violet, blau, ganz unſcheinbar mit grau melirt, oder auch grünbräunliches Tuch wählt man dazu gern.

Trotz dieſer oft wiederkehrenden, hinten überlangen Taillen und der breit unter der Taille hervorgehenden Weſten ſcheint es doch, als würde man für gewählte Toilette bald die Taille etwas über die Hüfte hinaufrücken. Doch iſt dieſe Verkürzung erſt ein Verſuch.

Die Form der **Beinkleider** hat durchaus nichts Neues und nichts Beſtimmtes. Halb weit ſind ſie alle, ſeien ſie auch mit oder ohne Falten ausgeführt und mit Stegen verſehen oder nicht. Die Zeuge dazu ſind noch immer ziemlich bunt, oft ſehr groß gegittert; jedoch neuer ſind die Muſter mit abgeſetzten Strichen, was alle Arten von Schraffirung bildet. Chinirt und geſtreift zuſammen iſt auch beliebt.

Die **Weſten** behalten noch ihre vier ſchon länger getragenen Schnitte. Erſtens nämlich lbe gekreuzte Weſte, alſo mit zwei Reihen Knöpfen und mit breiten Bruſtklappen, die willkürlich bis oben zu ſchließen ſind.

Zweitens ebenfalls gekreuzt, jedoch mit einem großen Shawlkragen.

Drittens vorn gerade und eine Reihe Knöpfe, welche die Weſte halbhoch ſchließt bis zum Anſatz eines kleinen Shawlkragens.

Viertens ganz glatt, ohne Kragen und ohne Klappen, mit einer Reihe Knöpfe und die Bruſt weit offen.

Alle Weſten ſind vorn in der Taille länger, als der Rock, und die hervorſtehende Weſtenſpitze iſt oft ohne Knöpfe wie kleine Schöße geformt. Glatter und brochirter Sammt mit ſchottiſchem Muſter und mit ſehr bunter Farbenzuſammenſtellung und Cachemir mit türkiſchem Muſter ſind die geſuchteſten Zeuge dazu. Breit geſtreift iſt der neuſte Geſchmack, natürlich wird dann die Weſte ſo geſchnitten, daß die Streifen von der Mitte der Bruſt ſchräg auseinander laufen. Sehr elegant iſt Cachemirgrund mit Streifen von buntem, gewirktem türkiſchen Muſter, oder ſchillernder Sammt mit matten, brochirten Streifen von abſtechender Farbe.

Die **Cravatte** oder der Slip deckt meiſt das Hemd ſehr zu; nur für Geſellſchaften, wo das weiße Halstuch mehr und mehr unerläßlich wird, zeigt ſich die Wäſche. Zu den ſehr bunten Weſten trägt man das ſchwarze Atlastuch, aber iſt die Weſte nur dunkler, ſelbſt ohne einfärbig zu ſein, ſo kann die Cravatte nicht grell genug ſein, und die Modeloſung ſchottiſch und türkiſch gilt auch dabei. Schräg geſtreifte Muſter und gewundene Streifen ſieht man auch ſehr oft. Muſter weiß in weiß iſt ſehr ſchön zu großer Toilette, z. B. matter weißer Seidenſtoff, mit Sammtmuſter brochirt.

Die **Wäſche** der Herren bleibt ſich immer ziemlich gleich, die Halskragen und Manſchetten ſchlagen ſich glatt, ſchmäler oder breiter um und die Hemdbruſt liegt in großen Quetſchfalten glatt auf. Buſenſtreife, Stickerei und Spitzenmanſchetten ſind ſehr elegant, tauchen doch aber nur ſelten auf.

Nur die **Hüte** ſcheinen eine große Veränderung zu erleiden, ſie werden nämlich niedriger und erhalten eine ſehr ſchmale Krempe, doch iſt es kaum glaublich, daß ſich dieſe häßliche Form lange halten ſollte.

J.

Feuilleton.

* Folgende intereſſante Anekdote theilt das „Rheinland" mit. Bei einem Feſte, welches Herr v. Marboeuf, nachheriger Gouverneur von Corſica, Napoleon zu Ehren gab, wurde Letzterem ein italieniſcher Improviſator vorgeſtellt. Napoleon war beſonders guter Laune und die ganze Geſellſchaft war auf die Improviſation ſehr geſpannt. Herr v. Marboeuf bat den Kaiſer, dem Stegreifdichter ein Thema zu nennen. „Die Nichtigkeit des Ruhms", ſagte Napoleon. Ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, improviſirte der Italiener ein Gedicht folgenden Inhalts: „Ich glaubte bis jetzt an die Nichtigkeit des Ruhmes, ich verglich ihn immer mit dem Rauch, den der Wind davonträgt; aber jetzt, da ich

den größten Mann unſerer Zeit vor mir ſehe, wie kann ich da noch länger zweifeln, daß der Ruhm etwas Wirkliches iſt? Er ſetzt ja ſeinen Ruhm in das Glück ſeines Volkes!" Verwundert über dieſe ſo ſchnell improviſirte Schmeichelei, welche überdies in ganz tadelloſen Verſen und Reimen ausgeſprochen wurde, ſagte Napoleon zum Marſchall Lefebre: „Hätte der Menſch nur nicht eine ſolche Galgenphyſiognomie, ich würde ihn auf der Stelle zum Kammerdiener machen." — Neuerdings leſen wir, daß unſere deutſche Stegreifdichterin, Frau Caroline Leonhardt-Lyſer, ſich zum Improviſiren im Engliſchen vorbereite. Iſt dies kein Puff, ſo iſt es wenigſtens ſehr deutſch.

* Das lange Lebensalter der Familie O'Connell iſt in Irland ſprichwörtlich geworden. Der im Jahre 1833 zu Meudon bei Blois in Frankreich verſtorbene Onkel des iriſchen Agitators, General Graf O'Connell, war das jüngſte von zweiundzwanzig Kindern, deren Hälfte neunundneunzig Jahre alt wurde. Es iſt alſo genügende Hoffnung vorhanden, daß der jetzt achtundſechzigjährige Daniel noch ein paar Decennien zum Heile der Irländer leben bleibe. Daniel O'Connell iſt, engliſchen Notizen zufolge, am 6. Auguſt 1775 zu Carhen bei Caherciveen in der Baronie Iverneß, in der Grafſchaft Kerry, geboren. Sein Vater war Morgan O'Connell, aus Carhen, ſeine Mutter Katharine, eine Tochter John O'Mullane's aus Whited-Church in der Grafſchaft Cork. Seines Vaters Mutter ſtammte aus der Familie der O'Donouges (Lhuv) oder von den ſchwarzen Häuptlingen ihres Stammes. Daniel O'Connell ward auf dem Continent erzogen, theils zu Löwen, theils zu Saint-Omer und theils zu Douay. Nach England zurückgekehrt, ſtudirte er Jurisprudenz und ward Oſtern 1796 Advocat in Irland. Am 3. Juni 1803 heirathete er eine Verwandte, Maria, Tochter des Arztes Edward O'Connell in Tralee, beerbte ſeinen Vater 1809 und erhielt 1825 durch den Tod ſeines Onkels Maurice O'Connell das Stammgut ſeiner Familie. Wir machen bei dieſer Gelegenheit unſere Leſer auf die meiſterhafte Charakteriſtik O'Connell's in Cormenin's (Timon's) „Livre des Orateurs" aufmerkſam, das nächſtens in einer Ueberſetzung bei J. J. Weber erſcheinen wird. Das Werk iſt eins der beſten der in der neueren Zeit in dieſem Genre geſchriebenen, ebenſo ausgezeichnet durch Reichhaltigkeit der Mittheilungen, Schärfe des Urtheils und, wir möchten ſagen, Hoheit der Anſchauung, als durch rhetoriſche Pracht und hinreißende Darſtellung.

* Die buchhändleriſchen Anpreiſungen von Büchern ſind oft ſehr komiſch. Neulich kam uns ein Intelligenzblatt zu Geſichte, auf welchem unter der Ueberſchrift: „Für Jedermann unentbehrlich!" auch unter Anderm ein „Rathgeber bei Behandlung aller Arten von Brüchen" und eine „Kunſt, ſich als Bucklicher in Geſellſchaften zu benehmen" angekündigt war. Welch' ein Geſchlecht ſetzt dieſer Verleger voraus! Die Phantaſie eines Hoffmann würde in ihrer höchſten Fieberhitze kaum darauf gekommen ſein, ſich ſämmtliche Bewohner der Erde als bucklich und mit Brüchen beladen zu denken.

* Neulich las man im Leipziger Tageblatte, das überhaupt oft koſtbare Stil- und Gedankenproben enthält, folgende lakoniſche Anzeige: „Geſucht wird ein Mädchen, das zu Hauſe ſchlafen kann."

* In einer Zeit, wie die unſrige, der das Bewundern von Geſchicklichkeiten aller Art im Blute liegt, läßt ſich wohl auch einmal darauf hindeuten, mit welcher enormen Fertigkeit das „Morgenblatt" ſich ſeine Mottos an die Stirne ſetzt. Man muß dies wahrhaft bewundern.

* Folgende Angaben über einen Luxusgegenſtand, deſſen bloßer Name ſchon ein weibliches Herz lauter ſchlagen machen kann, werden unſern Leſerinnen nicht unintereſſant ſein. Der jährliche Betrag der Spitzen, welche in Belgien fabricirt werden, ergibt eine Summe von zwölf Millionen Franken. Im Jahre 1842 wurden für 1,257,112 Franken geſetzlich ausgeführt, wovon 775,900 Franken auf Frankreich, 275,960 auf England und 189,476 auf Holland kommen. Im Jahre 1841 belief ſich die Summe auf 1,155,846, und im Jahre 1840 auf 77,526 Franken. Die Steigerung iſt alſo ſehr bedeutend, was freilich kein Wunder iſt, da Frankreich, England, Holland, Rußland und auch unſer Deutſchland größtentheils mit belgiſchen Spitzen ſich putzen, welche immer noch die beſten ſind. Gleich nach ihnen ſind unſere ſächſiſchen die feinſten. Aber auch die franzöſiſchen gewinnen immer mehr an Güte, obgleich ſie den belgiſchen noch bedeutend nachſtehen. Man kann auf Flandern etwa 6000 Spitzenklöpplerinnen rechnen; in dem weſtlichen Theile des Landes hat die Fabrikation zum Theil das Klöppeln mit der Hand verdrängt; man zählt hier 89 Anſtalten, in welchen junge Mädchen dieſen Induſtriezweig lernen. Im öſtlichen Flandern gibt es 26 ſolche Schulen, in denen 1970 junge Mädchen beſchäftigt ſind. Alle dieſe Schulen ſtehen unter der Direction von religiöſen Korporationen oder einzelnen Damen, welche das Luxusbedürfniß zu wohlthätigen Zwecken benutzen. Zu Antwerpen iſt eine Hauptanſtalt mit 252 Schülerinnen unter der Leitung von zwölf Directricen.

* Mehr als je ſind die Wohnungen großer Menſchen, nämlich verſtorbener, Cultusſtätten der allgemeinen Pietät. Kein Reiſender kehrt in Nürnberg ein, ohne das Albrecht Dürerhaus geſehen zu haben; das Goethehaus in Weimar iſt zum Nationaldenkmal erhoben worden, und ſelbſt an dem kleinen Bauerhäuschen im Dorfe Gohlis bei Leipzig, wo ſich Schiller kurze Zeit aufhielt, kann man an einer eiſernen Tafel leſen, daß hier das Lied „an die Freude“ gedichtet ward. Beiſpiele dieſer Art ließen ſich noch in Menge anführen. Beantworten wir diesmal nur noch die Frage: welche Wohnungen Napeleon in Paris ſeit ſeiner Ankunft bis zu ſeinem Weggang, alſo vom 19. October 1784 bis 1815 inne gehabt? 1) Ein kleines Gemach in der Militairſchule; 2) eine Manſarde auf dem Quai Conti; 3) ein Zimmer im Hôtel von Metz auf der Rue du Maie; 4) ein Zimmer im Hôtel der Menſchenrechte auf der Rue des Fossés Montmartre; 5) ein kleines Appartement auf der Rue de la Michodière, No. 19; 6) ein Zimmer im Hôtel Mirabeau auf der heutigen d'Auchinſtraße vor St. Roch; 7) das Hôtel der Colonade, auf der Rue neuve des Capucins; 8) das Hôtel auf der Rue de Victoire, welches jetzt Herr Jacques Coſte, der Gründer des „Temps“, bewohnt; 9) den Palaſt Luxemburg; 10) die Tuilerien; 11) während der hundert Tage das Elysée-Bourbon. Endlich kann man noch als ſeine zwölfte Wohnung den Dom der Invaliden bezeichnen.

* In Venedig ereignete ſich vor kurzem folgender betrübender Fall. An einem ſchönen hellen Morgen, wo die Sonne glänzend ſich auf dem Löwen von St. Marcus abſpiegelte, ſtürzte die ſiebzehnjährige Tochter des Glöckners aus der Nachbarſchaft der großen Glocke hernieder in die Tiefe und fand augenblicklich ihren Tod. Die Unglückliche war Braut, und hatte zufällig zur Probe eben ihr Hochzeitkleid angelegt, als ſie das grauſame Schickſal erreichte. Alexander Dumas ſoll bereits ein Trauerſpiel unter der Feder haben, das dieſen Vorfall zum Gegenſtand hat.

* Während des neulichen Verſuchs einer Gegenrevolution auf Hayti, von der die Zeitungen berichteten, erließ die proviſoriſche Regierung in der Hauptſtadt Port Republicain (ehemals Port au Prince) eine Proclamation, unter deren vier Unterſchriften auch die berühmten Namen: Jean Paul, Mirabeau und Voltaire vorkommen.

* In Paris iſt eine neue Art von Cenſur erfunden worden, nämlich für die theatraliſche Charakterdarſtellung. Der Leſer glaube nicht etwa, daß ſie ſich auf die Worte des Dichters bezieht, eine ſolche beſteht bekanntlich ſchon lange, ſondern lediglich auf die Auffaſſung einer Rolle von Seiten des Schauſpielers. Dem berühmten Lemaitre iſt verboten worden, in den dramatiſirten „Myſtères de Paris“ die Rolle des Maitre d'école zu übernehmen, weil man fürchtet, daß er wieder ein ſo grelles Bild menſchlicher Verworfenheit aufſtellen werde, wie er es in dem von ihm geſchaffenen Robert Macaire gethan, der durch ſeine Darſtellung zu einem allgemeinen Typus geworden und ganz ins Volk übergegangen iſt. Und das geſchieht in dem freien Frankreich? Es wird noch ſo weit kommen, daß die Cenſur einem Schauſpieler eine Miene, eine Bewegung, einen Seufzer ſtreicht. Hält die Polizei ſo gewiſſenhaft auf Sitte, warum verbietet ſie nicht auch den Tänzerinnen gewiſſe Beinbewegungen, die mehr ins Gebiet der häuslichen, als der öffentlichen Kunſt gehören? Gegen dieſes Genre dramatiſirter Myſterien aber hat man nichts einzuwenden. Bei dieſer Gelegenheit erinnere ich mich eines Beiſpiels der Wiener Theatercenſur, das ich von einem unſerer bedeutendſten Künſtler erzählen hörte. Dieſer ſollte nämlich im „armen Poeten“ von Kotzebue auftreten. Jedermann kennt dieſes harmloſe Rührſtück und möchte in Verlegenheit kommen, wenn er eine Stelle bezeichnen wollte, die der öffentlichen Wohlfahrt gefährlich wäre. Die Wiener Theatercenſur aber hat ſcharfe Augen. Als nämlich Lorenz Kindlein einem armen Jungen ein Tuch geſchenkt, ſetzt ihn ſeine keifende Wirthin darüber zu Rede und behauptet in ihrem Eifer, der Vagabund verdiene eher das Zuchthaus, als eine milde Gabe. „Liebe Frau“, antwortet da der Poet, „im Grunde leben wir ja Alle in einem großen Zuchthauſe.“ Der Schauſpieler ſagte dieſe Worte auch in der Probe, aber der Regiſſeur deutete auf den rothen Strich in ſeinem Manuſkripte und ſagte: „Schaun's Herr .... das geht nicht; wir dürfen doch den Zuſchauern nicht ſagen, daß die Welt ein Zuchthaus ſei. Das ſehen Sie doch ſelber ein.“ Kurz, die Stelle mußte weggelaſſen werden. Ein andermal war Probe zum „Kaufmann von Venedig“, und derſelbe Schauſpieler ſpricht nach der Vorſchrift Shakeſpear's den Vers: „Ich haſſ' ihn, weil er von den Chriſten iſt.“ „Schaun's“, beginnt abermals der Regiſſeur, „das geht nicht.“ — „Aber wenn ich die Stelle weglaſſe, wird mir ja das Motiv der ganzen Rolle genommen!“ — „Ah, glauben's das nicht“, iſt die Antwort. „Ein ſolch' Motiv können wir nicht gelten laſſen, das iſt gegen unſere Vorſchriften.“ — Niemand wird leugnen, daß die öſtreichiſche Theatercenſur ſich aufs Amputiren verſteht, aber ſo weit wie die Pariſer iſt ſie doch noch nicht gegangen. O belle France!

* Unſern ſächſiſchen Leſern wird folgende genaue Notiz über den Stand der ſächſiſchen Armee nicht unwillkommen ſein. Sie beſteht, nach einem neulichen Bericht in der Deutſchen Allgemeinen, aus 1 Cavaleriebrigade, 3 Regimenter zu 6 Schwadronen, 1885 Mann; 2 Linien-Infanteriebrigaden, 3 Regimenter zu 3 Bataillons, 5577 Mann; 1 Diviſion Leibgarde zu 2 Compagnien, 363 Mann; 1 Halbbrigade leichter Infanterie, 3 Bataillons, 2133 Mann; ein Regiment Fußartillerie zu 10 Compagnien, 785 Mann; 1 Brigade reitender Artillerie zu 2 Compagnien, 148 Mann; 1 Trainbrigade, 186 Mann; Armeecommando und Brigadeſtäbe 12 Mann; überhaupt Combattanten 13,091 Mann, Nichtcombattanten 336 M., zuſammen 13,427 Mann.

* Eine merkwürdige Mordgeſchichte, die eine pikante Novellette geben könnte, erzählt Kohl in ſeinem neueſten Buche: „Reiſen in Irland“, Dresden und Leipzig, Arnold'ſche Buchhandlung: „Ein Irländer wurde vor einigen Jahren — wahrſcheinlich von Pibboumen, oder von Pipebaymen, oder andern Verſchwornen — gedungen, einen gewiſſen ihm bezeichneten Herrn zu morden. (Erinnert das nicht an die Mörder in den Shakeſpear'ſchen Tragödien?) Als er auf dem Wege war, um ſein Opfer aufzuſuchen, überfiel ihn auf offener Heerſtraße ein gräßliches Ungewitter. Ein Herr, der den Schutzloſen und Jammernden auf der Straße fand, nahm ihn in ſeinem Wagen auf und führte ihn in ſein benachbartes Schloß, wo er ihn in der „servants-hall“ (Bedientenſtube) erquicken, trocknen und atzen ließ. Als der Mann ſich nach dem Namen ſeines Wohlthäters erkundigte, fand es ſich, daß es gerade derjenige Herr war, deſſen Mörder er werden ſollte. Er kehrte darauf zurück, ohne ſeine That vollführt zu haben. Unterwegs kam er mit einem ſeiner Genoſſen zuſammen, dem er den Vorfall erzählte und dem er verſicherte, daß es ihm nun ganz unmöglich ſei, dieſen Mann, der ſo freundlich gegen ihn geweſen, um's Leben zu bringen. Sein Genoſſe, der einen Auftrag in Bezug auf das Sein und Nichtſein eines andern Herrn empfangen hatte, machte ihm darauf den Vorſchlag, daß ſie ihre Opfer austauſchen möchten, er wolle ſeinen Herrn nehmen, der ihm ſo ſchon widerſtehe, und dafür ſolle der Andere den ihm bezeichneten auf ſich nehmen. Dies ging der Irländer, der auf dieſe Weiſe ſein Gewiſſen von Undank frei fühlte, ein, und ſie führten beide ihre Unthat aus. — Es iſt ein origineller Zug von entſchiedener Gutmüthigkeit und, ich möchte ſagen, naiver Rohheit in dem irländiſchen gemeinen Mann. Er kann keine Fliege leiden ſehen, er jagt keinen Hund im Sturm vor die Thür, er liebkoſt mit dankbarer Rührung ſein Schwein, das ihm „die Rente bezahlen hilft“, aber wenn er in eine Prügelei verwickelt wird, ſo kommt es ihm auf einen zerſchlagenen Schädel mehr oder weniger nicht an, und einen reichen Grundbeſitzer in jene Welt zu befördern, dünkt ihm für nicht viel mehr, als eine gerechte Nothwehr. Das irländiſche Volk iſt aber auch in der ſchlimmſten Lage von der Welt — gedrückt von England und ſeinen Reichen, und auf einen Boden noch dazu angewieſen, der nichts hergibt. Nicht genug, ſagt Kohl, konnte ich mich wundern über die Langſamkeit, mit der das Getreide in Irland reift. Sie ſäen das Wintergetreide im November und das Sommergetreide im Februar. Und erſt im Anfange oder in der Mitte Septembers können ſie an die Ernte des Weizens denken. Die des Hafers, welches ihr Hauptgetreide iſt (Roggen kennen ſie gar nicht), fällt noch ſpäter. Nicht ſelten bei naſſen und kühlen Sommern fällt die Weizenernte in die Mitte des Octobers, und die Hafererndte zieht ſich oft bis in den November hinein. In Süddeutſchland am Rhein erntet man den Roggen um den 22. Juli herum, in ſandigen Gegenden noch früher, und der Weizen, die Gerſte, der Hafer folgen in kurzen Intervallen. In Kurland und Lithauen, Ländern, die mit Irland ungefähr unter einem Breitengrade liegen (der 55. Breitengrad geht durch das nördliche Irland und Lithauen) erntet man ebenfalls gewöhnlich zu Ende Juli und Anfangs Auguſt, während man daſelbſt erſt im April das Sommergetreide ſäet, in welchem Monat erſt die Winterſchneedecke den Boden verläßt. Während daher auf demſelben 55. Breitengrade in Lithauen die hitzige Sommerſonne das Getreide in der kurzen Zeit von kaum 3 bis 4 Monaten wachſen und reifen läßt, zieht ſich in dem kühlen, nie heißen und nie kalten Klima Irlands unter demſelben Breitengrade jenes Wachsthum durch 7 bis 8 Monate hin. Einen ſchlagenderen Beweis der Verſchiedenheiten zweier Klimate unter demſelben Breitengrade kann man nicht haben.

* Der Frack, den die Mode gern abſchaffen möchte, wenn ſie nur gleich eine andere Geſellſchaftstracht dafür hätte, iſt ſeltſamer Weiſe die irländiſche Nationaltracht und wird auch ſelbſt von dem Zerlumpteſten getragen, wie der obenangeführte Kohl berichtet. Die iriſchen Kleiderlumpen, ſagt er, haben etwas ganz Beſonderes, denn ſo abgetragen, ſo zerarbeitet, ſo bis in die urſprünglichen Wollfäden, ja ſo auf dem Leibe ſelbſt in Staub aufgelöſt, ſieht man ſie in keinem andern Lande. An den Ellbogen und an den eckigen

Theilen des Leibes gehen die Kleider wie die Blätter einer zerfallenden Roſe auseinander. Die Kanten der Röcke hängen in Treſſen aufgelöſt herunter. Oft iſt weder das Aeußere vom Innern, noch das Obere vom Untern, noch der Aermel vom Leibſtück zu unterſcheiden. Die Beine und Arme finden zuletzt ihre gewohnten Wege nicht mehr. Jeden Morgen wird das Koſtüm auf eine andere Weiſe drapirt, und es könnte ein Wunder ſcheinen, wie ſie noch einen ſolchen Haufen verſchiedener durch Fäden vereinigter Lappen auf dem Leibe zurechtbringen, wenn es nicht am Ende ziemlich einerlei wäre, ob ſie die Hoſe als Rock oder den Rock als Hoſe gebrauchen wollten. Die Lumpen des Irländers erſcheinen in unſern Augen um ſo komiſcher, da der Zuſchnitt ſeines Nationalkoſtüms der unſeres eleganten Geſellſchaftskleides iſt, ich meine unſeres Fracks, des engliſchen „Dresscoat". Bei uns tragen alle geringen Leute nur den langen und rund um den Körper gehenden Ueberrock, oder erſcheinen bei der Arbeit in kurzen runden Jacken. In Belgien, Frankreich und andern Ländern haben die Arbeitsleute die ſehr zweckmäßige Blouſe. Auch in England haben ſie in vielen Grafſchaften ähnliche Blouſen, und man hat dort in England ſogar mehrere ſehr intereſſante Muſter angegeben, welche zweckmäßigſte Kleidung man dem arbeitenden Ackersmanne geben könnte. Paddy findet dies alles wahrſcheinlich nicht elegant genug. Denn er hat, wie geſagt, ſich als Nationalkleidung den franzöſiſchen Geſellſchaftsrock „dress-coat" gewählt, mit dem hohen unnützen Kragen hinten im Nacken, mit den beiden herunterhängenden Schwalbenſchwänzen und mit der offenen Bruſt vorn. Dabei trägt er kurze Hoſen bis zum Knie und von da an Strümpfe und Schuhe oder Kamaſchen, iſt alſo in Bezug auf den Zuſchnitt von oben bis unten ein „real gentleman". In der That die unzweckmäßigſte und lächerlichſte Tracht, die ſich arbeitende Ackersleute nur wählen konnten! Denn ſie ſchützt nicht gegen die Unbill des Wetters und iſt bei der Arbeit vielfach hinderlich; doch iſt ſie ganz allgemein in Irland. Und faſt unerklärlich bleibt es, wie dies ſo gekommen, da die iriſchen Ackersleute in dieſer Beziehung faſt einzig in der Welt daſtehn. Man ſagt, daß beſtändig eine ſehr bedeutende Maſſe alter Fracks aus England eingeführt wird, wo ebenfalls die Farmers, nicht aber die Labourers für gewöhnlich ſolche Fracks tragen. Vielleicht vermochte daher der billige Preis, zu dem ſie dieſe alten Kleider kaufen konnten, die Irländer dazu, ihre alte, jetzt völlig verſchollene iriſche Nationalkleidung, die wahrſcheinlich viel zweckmäßiger war, abzulegen und in einer Art franzöſiſchen groben und zerlumpten Ballcoſtüms auf den Düngerhaufen zu ſteigen. Uebrigens werden doch wohl die meiſten Röcke im Lande ſelbſt gemacht und zwar aus einem groben grauen Wollenzeuge, das ſie „frieze" (unſer deutſches Fries) nennen. Der beſchriebene Rock heißt daher bei ihnen auch frieze-coat. Nur am Sonntage und nur bei wohlhabenden Bauern zeigt ſich der Frieze-Coat in ſeiner ganzen Vollſtändigkeit, vier vollzählige Knöpfe hinten, ſechs vorn. Am Alltage fehlen ihm nicht nur zuweilen die Knöpfe, ſondern er geräth oft in einen jener wunderlichen Zuſtände, die wir oben beſchrieben. Zuweilen fehlt einer der beiden Schwalbenſchwänze völlig und der andere hängt ſehr melancholiſch und wie ein Witwer in den freien Raum hinab. Sehr häufig ſieht man ſolche lange ſpitze Schöße an einem oder einigen Fäden baumeln. Es fällt Paddy nicht im Geringſten ein, dieſen Unglückſeligen mit einigen Stichen aufzuhelfen oder ſie mit einem endlichen Schnitt lieber ganz von ihrer peinlichen Situation zu erlöſen. Alle Morgen zieht er den Frack mit dem baumelnden Schooße wieder an und trägt ihn ſo lange, bis er von ſelbſt abfällt, und dann läßt er ihn liegen, wo er liegt. „Just as it happens, so he leaves it". Da dieſe langen Schöße gewöhnlich das Erſte ſind, was ſich im Leben vom Rocke trennt, ſo ſollte Paddy dieſen Wink längſt verſtanden und ſich zweckmäßigere Jacken angeſchafft haben. Er hätte dann auch nicht nöthig, was er, ſo lange der Rock noch neu iſt, oft thut, dieſe Schöße beim Arbeiten mit einem Bindfaden aufzuheften und ſich um den Leib zu binden. Dazu kommt nun noch ihre Kopfbedeckung, die ganz mit dieſem Fracke harmonirt. Dieſelbe beſteht nicht etwa, wie es am beſten wäre, in einer leichten waſſerdichten Mütze, ſondern in einem auf das Komiſchſte verunglückten und defigurirten Filz- oder Seidenhute, der Gott weiß wie oft ſchon im Regen zu Brei ſich auflöſte und nachher wieder zurecht trocknete. Daß unſere höhern und müſſigen Klaſſen ſich eine ſo zweckwidrige und unbequeme Kopfbedeckung, wie unſer Hutkaſten es iſt, gefallen laſſen und aus Mode- und Nachahmungsſucht nicht davon ablaſſen wollen, begreift ſich noch allenfalls. Aber wie bei Millionen von Leuten der arbeitenden Klaſſen ſolch ein Kleidungsſtück ſich lange Jahre im Schwunge halten kann, iſt unverſtändlich, und man weiß es nicht mit dem geſunden Menſchenverſtande, der den Maſſen eigen zu ſein pflegt, zu reimen.

* Die berühmte Oper „Richard Löwenherz", die neuerdings wieder eine ſo glänzende Aufnahme in der Opera-Comique ge-

habt hat, war zu den Zeiten der Republik vom Repertoir verbannt worden. Napoleon jedoch gab Befehl, ſie wieder einzuſtudiren, und ſie wurde darauf zu Saint-Cloud mit eben ſo viel Glanz als Sorgfalt der Ausführung gegeben. Die Decorationen waren nach Zeichnungen, die man aus Deutſchland hatte kommen laſſen, mit höchſter Naturwahrheit gemalt. Die Koſtüme auch der untergeordnetſten Mitwirkenden waren ſämmtlich neu und bis auf den geringſten Knopf mit hiſtoriſcher Treue gearbeitet. Der berühmte Gardel hatte den Auftrag erhalten, für ein Ballet zum Feſte im dritten Acte zu ſorgen. Bei dieſer Gelegenheit ereignete ſich ein Vorfall, welcher den geſunden Sinn und Geſchmack Napoleons, auch in Beziehung auf Kunſtwerke, beweiſt. Gardel hatte nämlich geglaubt, den anmuthigen und zu der Situation paſſenden Tanzarien des Componiſten der Oper noch einen neuen Tanz hinzufügen zu müſſen, welcher freillich in einem ganz andern Genre geſchrieben war. Das hielt die Handlung auf, beeinträchtigte das Intereſſe und brachte einen unangenehmen Contraſt hervor. Der Kaiſer fühlt' es ſogleich; er ließ Gretry in ſeine Loge rufen, und nachdem er ihm die feinſten Schmeicheleien geſagt und ihm eine Penſion von ungefähr 6000 Franken angekündigt hatte, ſprach er: „Freuen Sie ſich Ihres Triumphes; er iſt doch nicht ohne eine leichte Wolke. Warum haben Sie in Ihren dritten Act Arien von neuen Tänzen eingelegt?" Gretry rechtfertigte ſich und zeigte ſich ſelbſt damit unzufrieden. „Alſo Gardel hat dieſe Dummheit gemacht? Man laſſ' ihn kommen." Und als er ſchüchtern erſchien, ſprach Napoleon: „Herr Balletmeiſter, glauben Sie, daß ſich zu meiner Uniform der Hut Franz des Erſten paſſen würde? Nein, nicht wahr? In Zukunft laſſen Sie es alſo bleiben, moderne Arien zu den ältern Gretry'ſchen zu mengen. In der Verwaltung, in der Politik, und ſelbſt in der Muſik iſt das Heil nur in der Einheit zu finden." Dieſen Wink Napoleon's ſollten unſere Theaterdirectoren, Dichter, Componiſten und Schauſpieler nicht vergeſſen.

* Ein Franzoſe gibt folgende Winke über die Art, zu ſprechen. Jedermann beſitzt eine natürliche und eine künſtliche Stimme. Die natürliche dient für die gewöhnliche, ſchlichte Redeweiſe im Leben, für geſchäftliche und freundſchaftliche Unterhaltung, die künſtliche oder, wie der Kunſtausdruck lautet, die Sonntagsſtimme, iſt der öffentlichen Rede, den Ceremonienviſiten und den Liebeserklärungen geweiht. Sie hat viel Klingenderes, Metallenerés, Nachdrücklicheres als die gewöhnliche. Nehmt einmal Jemanden, der dieſen Unterſchied nicht gelten laſſen will, bei der Hand und führt ihn in eine Geſellſchaft ein, die er nicht kennt, und ich wette, ſobald er die Salonluft riecht, wird er die Herrin des Hauſes mit der Sonntagsſtimme begrüßen. Die Stimme eines Menſchen iſt ſehr bezeichnend, aber ſowie der Karikaturiſt in große Verlegenheit kommen würde, wenn er ſie malen ſollte, ſo müſſen auch wir uns auf einige allgemeine Kennzeichen beſchränken. Eine gemeine Stimme iſt beinahe ohne Ausnahme eine unerläßliche Begleiterin eines hohlen und flachen Kopfs, einer ordinairen Erziehung und eines plumpen, unausgebildeten Charakters. Eine ſchreiende Stimme kann niemals einer Perſon für die gute Geſellſchaft angehören. Eine gedrückte Stimme zeigt einen Menſchen von geringem Geiſt und kleinlichem Charakter an. Eine harte, herbe Stimme iſt ein Zeichen von Stärke, Energie und Ausdauer, ſie müßte denn durch den häufigen Gebrauch von Spirituoſen oder durch die Gewohnheit, ſich in ſchlechter Geſellſchaft vernehmen zu laſſen, hart und rauh geworden ſein. Dann wäre ſie in das Reich der ſogenannten Bierbäſſe zu verweiſen. Die Phyſiognomie zweier Menſchen läßt dich augenblicklich, wenn nicht den Gegenſtand ihres Geſprächs, doch wenigſtens ihre Sprachmanier erkennen; denn ein Menſch, der zu langſam ſpricht, macht uns ſchläfrig, wer zu ſchnell ſpricht, ſpannt uns ab; wer ſich überſtürzt und faſelt, erregt unſere Ungeduld; wer nach Worten ſucht, greift unſere Nerven an; wer ganz eintönig redet und kaum die Zähne dabei öffnet, langweilt uns auf das Entſetzlichſte; wer beim Sprechen huſtet, oder ausſpuckt, oder durch die Naſe ſpricht, flößt uns Ekel ein; wer ſchreit, erſchreckt uns; wer, wie man ſagt, vom Hundertſten ins Tauſendſte kommt und an keinen Gegenſtand feſthält, macht uns entweder lachen oder verſetzt uns in Zorn; endlich, wer den Faden des Geſprächs verliert und alle Minuten einmal wiederholt: „Was wollt' ich ſagen?" oder „Wo war ich denn?" der bringt uns geradezu zur Verzweiflung. Sprechen iſt eine Kunſt, die oft geiſtreiche Menſchen nicht verſtehen und in der Flachköpfe ſich ſehr gut forthelfen. Dadurch laſſen wir uns nicht ſelten eine Zeitlang zu Urtheilen verführen, die wir ſpäter beſchämt zurücknehmen müſſen. Aber nichts gewinnt und feſſelt mehr die Männer, wie die Frauen, als die Vereinigung von Geiſt und ſchönem Ausdruck.

* Auch die Naſe iſt ein Pſychometer. Man hat die Bemerkung gemacht, daß diejenigen Damen, welche ſich gern mit Roſeneſſenz parfümiren, oder überhaupt den Geruch der Roſen vorzugsweiſe lieben, zur Eiferſucht ſehr geneigt ſind. Diejenigen hingegen, welche

gern Moſchus riechen, ſollen Anlage zur Herrſchſucht haben. Es wäre demnach allen Männern, welche auf Freiers Füßen gehen, zu rathen, ſich um die Naſencapricen ihrer Angebeteten zu bekümmern. Schlimm wär' es, wenn die Vorliebe für Eau de mille fleures ebenſo viele Launen bedeutete, als Blumendüfte in der Eſſenz enthalten ſind.

Hierzu drei Kunſtbeilagen:

No. 3. Mantelet von grünem Caméléonſammt, glacirtes Kleid mit zwei Falbeln, unten mit Rüchen ausgeputzt, weißer Seidenhut mit roſa Schleifen innen. Roſa und lila weiß ſchillernde Popelinekleid mit Spitzenausputz und orientaliſchen Hängeärmeln.

No. 4. Hauben, Friſuren, Fichus und Berthen.

No. 5. Neue Militairtrachten in Preußen. IV. Erſtes und zweites Huſarenregiment und Garde-Artillerie.

Anzeiger. № 2.

Für Bühnendirectionen:

Die Bernſteinhexe.

Hiſtoriſches Schauſpiel in 5 Akten.

Nach einer wahren Geſchichte aus Schweidler-Meinhold's Chronik

von

Heinrich Laube,

iſt als gedrucktes Manuſkript direkt vom Verfaſſer in Leipzig zu beziehen.

Bei Fr. Baſſermann in Mannheim iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schwarzwälder Dorfgeſchichten

von

Berthold Auerbach.

Zwei Theile in Einem Bande.

In Umſchlag brochirt. 2 Thlr. (3 Fl. 30 Xr.)

Neu erſchien bei mir und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Monaldi.

Eine Erzählung.

Aus dem Engliſchen des amerikaniſchen Malers Waſhington Allston überſetzt von Kahldorf.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im Juli 1843.

F. A. Brockhaus.

Soeben iſt bei uns erſchienen:

Gedichte

von

E. M. Arndt.

Der neuen Ausgabe

zweite vermehrte Auflage.

Gr. 12. broch. Preis 2 Thlr.

Leipzig, im September 1843.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

Red.: unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nebſt einer Bücher-Anzeige von F. A. Eupel in Sondershauſen.

[illegible]

IV.

Königliches I^{s} u. II^{s} Husarenregiment. Garde-Artillerie.

by Google

Zeitung für die elegante Welt.

18. October **№ 42.** 1843.

Ueberſicht: Sylvia, eine Novelle von Th. Mügge (Fortſetzung). — Genrebilder aus Berlin (1. Die Freien. 2. Varnhagen von Enſe. 3. Bettina). — Nachrichten.

Sylvia.

Eine Novelle von Th. Mügge.

(Fortſetzung.)

2.

Sylvia ſchlief nicht. Als der alte Onkel gegangen war, lachte ſie leiſe vor ſich hin und blieb auf dem Sopha ſitzen, wo ſie die Füße an ſich zog, den Nachtmantel dicht um ihren Körper ſchlug und den Kopf in beide Hände verbarg. Unten gingen die Thüren zuweilen auf, dann richtete ſie ſich empor, bis Alles ſtill war, und nun erloſch das kleine Licht, aber ihre Augen blieben wach und eine ſonderbare Kette von Bildern und Gedanken tanzte und ſpann ſich um ſie aus in dem dunklen Zimmer. Da lag er vor ihr, der junge Unglückliche, und ſein bleiches, edles Geſicht hob ſich, wie aus Trauerflören, zu ihr auf, bis es ganz hell und glänzend war. Nun ſchaute er ſie an mit ſeinen ſchönen klaren Augen, deren Blick in ihr Herz drang, daß es laut klopfte. Er ſtreckte die Hände nach ihr aus und ſie reichte ſie ihm, da zog er ſie feſt an ſeine Bruſt; er trug ſie fort wie in Sturmes Eile, ſie jauchzte laut. Aber hinterher kam der alte Onkel, als hätte er Meilenſtiefeln, immer näher und näher, in ſeiner Weiſe ganz entſetzlich lachend. Rieſenhafte, dunkle Hände ſtreckten ſich von ihm aus, immer länger, immer grämlicher, immer entſetzlicher. Weiße Schatten flogen an ſie hin und wollten ſie aufhalten, aber feſter umſchlang ſie ihren Freund, da ſtrauchelte er und konnte ſich nicht halten, und fiel und rollte über einen jähen Abhang, und vergebens ſtreckten ſich ihre Arme aus, vergebens verſuchte ſie einen Schrei um Hilfe, mit ſinnbetäubender Geſchwindigkeit ſtürzte ſie mit ihm in einen unermeßlichen Abgrund, aus dem ein dumpfes Wimmern und Aechzen aufquoll. Das erweckte ſie. Sie richtete ſich auf und glaubte noch fortzuträumen, und hörte zitternd den bangen Ton, der aus dem Boden emporſtieg. In dieſem Augenblick fiel es ihr erſt ein, was wahr, was falſch ſei. Leiſe öffnete ſie die Thür, ganz

leiſe ſtieg ſie die Stufen hinunter; nun horchte ſie an dem Zimmer des Kranken, dann ſchlüpfte ſie hinein und ſetzte ſich auf den Stuhl an ſein Bett. Der Knabe, welcher Wächter ſein ſollte, lag feſt eingeſchlafen in einem Winkel, der Diener des Fremden war in der Nebenkammer geherbergt, Niemand kümmerte ſich um den fieberkranken Mann, der leiſe ſtöhnend, Kopf und Arme von Binden umwunden, mit halbgeſchloſſenen Augen und heißen trockenen Lippen zu phantaſiren ſchien. Sylvia ſah ihn lange mitleidig an und ſuchte bei dem ungewiſſen Dämmerſchein der verhängten Nachtlampe in ſeinen Zügen zu leſen. Dann ergriff ſie ſeine Hand, die von der Decke ſeitwärts herabgeſunken war, und brachte ſie in ihre Lage. Bei aller Behutſamkeit aber erwachte der Kranke und ſagte mit ſanfter Stimme: du thuſt mir weh, ich fühle einen ſtechenden Schmerz.

Was kann ich thun? flüſterte ſie und ließ ihn los.

Mich dürſtet ſehr, ſagte er, gieb mir zu trinken.

Sie ergriff ein Glas, bereitete ein kühlendes Getränk und brachte es mit zaghafter Hand an ſeinen Mund. Er trank in langen, durſtigen Zügen. Habe Dank, ſagte er, als er zurückſank, du haſt mir wohl gethan, ich will es nicht vergeſſen, deine Hand lindert meinen Schmerz — er murmelte Worte, die Sylvia nicht verſtand, und ſchloß die Augen.

So ſaß ſie denn lange Zeit noch und behütete ihn. Bald beugte ſie ſich zu ihm nieder, um auf ſeine unruhigen Athemzüge zu lauſchen, bald ſah ſie ihn ſtarr an mit ängſtlichem Forſchen und dann lächelte ſie und ſchüttelte den Kopf. Ich darf nicht länger bleiben, murmelte ſie endlich vor ſich hin und ſtand auf. Was iſt es denn, das mich mit ſo lebhaftem Antheil an dieſem Leidenden erfüllt? Morgen wird er wohler ſein, am nächſten Tage wird er uns verlaſſen, ſeinen Dank ſagen und uns vergeſſen. Vergeſſen? ſagte ſie mit einem ſchnellen Blick auf den Schlafenden, nein, das wird er nicht, das darf er nicht, aber wiederſehen werden wir uns ſelten, oder nie. Wie thöricht iſt doch dieſer alte Mann, fuhr ſie nach einer Pauſe fort, indem ſie an ihren Onkel dachte, er will die Welt ganz von ſich ſtoßen und lebt doch in ihr, und die Welt iſt ſo ſchön! Warum will er dieſen jungen, reichen, edelgebildeten Fremden nicht ſehen, warum nicht ſeinen Dank annehmen? Warum nicht ſeinen Vater empfangen, in wechſelſeitige Freundſchaft treten und mich — mich beglücken, ſagte ſie leiſe. In ſeinen Augen ſchien ein rechter Haß zu liegen, er ballte die Hände, wie er ſeinen Namen hörte, o! er iſt böſe, ſehr böſe und menſchenfeindlich, er könnte ihm in ſeinem Zorne ein Leid zufügen.

Indem ſie dies ſagte, hörte ſie ein Rauſchen hinter der Wand. Sie erſchrak heftig, erinnerte ſich aber ſogleich, daß eine ſchmale geheime Treppe von dieſem Zimmer aus in das obere Stockwerk führe und daß es nur ihr Oheim ſein könne, der da heruntertappe. Seltſame Gedanken ſtiegen in Sylvia auf. Was wollte er hier, was konnte er wollen? Sie fühlte plötzlich einen kühnen Muth in ihrem Herzen, nicht zu entfliehen; es war ihr, als müſſe ſie den Schlafenden ſchützen, und ſchnell ſchlüpfte ſie hinter eine der ſchweren tief niederhängenden Gardinen, grade als ſich vor ihr die Tapetenthür öffnete und der hagere, große Mann in ſeinem blumigen Schlafrocke, ein Nachtlicht in der Hand, ganz leiſe hereintrat. An der Thür ſtand er ſtill, Alles ſorgſam überblickend, dann ging er ſchneller auf das Bett zu.

Es war ein gar ängſtlicher Anblick für Sylvia und ihr Herz ſchlug ſo gewaltig, daß ſie die Hand feſt darauf preßte, um es nicht zu verrathen, als der alte Mann ſich tief zu dem Schlafenden niederbeugte, in der einen Hand

das aufflackernde Licht, mit der andern ſich ſelbſt ſtützend, und wie er, ohne ſich zu bewegen, viele Minuten lang ihn anſah. Dann und wann nur nickte er langſam und die weiße Mütze machte ſchwankend die Bewegung immer heftiger, bis ſie von ſeiner Stirn gleitend auf das Kiſſen fiel. Nun öffneten ſich ſeine Lippen, aber Sylvia hörte keine Worte, dann that er das Licht von ſich, ſetzte ſich auf den Stuhl, verſchränkte die Arme und das zitternde Mädchen konnte deutlich ſehen, wie roth und böſe ſein Geſicht ausſah, wie es ſich unheimlich verzerrte und das weiße Haar auf ſeinem halbnackten Scheitel geſpenſtig aufſtieg und zu leuchten ſchien. Er ballte ſeine großen Hände, ſeine langen Arme fuhren hin und her und zerſägten die Luft, bis ſie endlich müde niederſanken und eine Erſchlaffung eintrat, in welcher er ganz ſtill und regungslos ſaß. Nach einer langen Weile erſt ſtand er auf und ging zu dem großen alterthümlichen Schreibpult, in welchem er Kaſten aufzog, verborgene Fächer öffnete, welche Sylvia nie geſehen hatte, zwiſchen Papieren und Documenten umherſuchte — zuletzt aber mit einer freudigen Bewegung etwas ergriff, das er hoch emporhielt und dann in ſeiner Hand verbarg. Das junge Mädchen erkannte, was es war, das Licht hatte darauf geblitzt, es war der Ring, von dem er ihr geſprochen, den er jetzt an ſeinen Finger ſteckte, welcher alt, morſch und vertrocknet, das ſpäte Pfand ſeiner Liebe nicht feſthalten wollte.

Ein grauſamer Schmerz malte ſich in dem Geſicht des Greiſes, als er die Hand aufhob und betrachtete. Er ließ ſeinen Kopf tief niederſinken, dann ſchüttelte er ihn langſam und murmelte Worte vor ſich hin, die ſeine Seufzer unterbrachen. Langſamen Schrittes trat er dann wieder an das Bett, und plötzlich war die Rührung in ſeinen Zügen verſchwunden, er richtete ſich ſtolz in ſeiner ganzen Länge auf, ſo kräftig und gebietend, als ſei ſeine Jugend wiedergekehrt.

Junger Thor, ſagte er mit einer Stimme, die tief aus ſeiner Bruſt kam, leiſe und dumpf an den Wänden hinlief und ſich in Sylvia's Herzen verlor, du junger gedankenloſer Thor, welche böſe Stunde, wo die finſtern Geiſter deines Schickſals Macht über dich hatten, führte dich in dies Haus zu mir, der ich dich haſſe, zu mir, der ich dich verflucht habe, wie du geboren wurdeſt, her zu mir, wo du neuen Fluch aufwecken wirſt? Ich ſage dir aber, fuhr er dann drohend fort, du biſt umſonſt gekommen, was kümmert es mich, was kannſt du mir noch anhaben? Was geſchehn wird, ſoll und wird geſchehen, denn ſteht nicht geſchrieben, an den Kindern ſoll es vergolten werden? Ich ſehe dich, wie das heiße Blut dein Herz zerreißen will, denn du biſt jung und leichtſinnig, ich ſehe deine Augen voll Angſt, deine Stirn voll Gram, deinen Sinn vergiftet von kämpfenden Leidenſchaften, denn du biſt ein Kind der Welt und des Augenblicks, allen den unermeßlichen Qualen überliefert, die das traurige Gemiſch von Böſe und Gut in unbeſtändige Menſchenbruſt legt. Kind, Kind, ich ſage dir, der Zufall hat die Welt gebaut; ſchadenfroh in zahlloſen Geſtalten, als Teufel und als Gott waltet er in ſeiner Schöpfung; er hat dich nicht umſonſt in dies Haus geführt, er wird mich rächen an dir, ha Sylvia! —

Sylvia! ſagte der Kranke mit leiſer Stimme.

Rufſt du ſie ſchon, flüſterte der alte Mann mit ſeinem heiſeren Lachen, o, ſorge nicht, ſie wird kommen. Die ſchöne Schlange wird ſich um dein Herz legen, ſie wird dein Blut ausſaugen, ſo muß es geſchehen. Wenn du verzweifelſt, du närriſcher junger Menſch, tanzt ſie glückſelig mit Blumen

im Haar, voll Liebes- und Lebensluſt, und wenn du zum Todtenſprung bereit biſt, wird ſie in eines andern Mannes Arm liegen, verzehrt von Wonne.

Vergieb, o! vergieb! murmelte der Schlafende und ſtreckte die Hand aus.

Keine Vergebung, rief der alte Mann, Auge um Auge, Zahn um Zahn, ſo lautet der Spruch, und ſo wird er ſich erfüllen. Ja, ſagte er, und beugte ſich über den Kranken, das ſind ihre Züge? ich erkenne ſie wieder, und hier iſt der Ring, hüte dich, Kind, hüte dich vor ſeinen geheimnißvollen Kräften, ihr Gift wird dich verzehren. Er ſchüttelte drohend den Finger, da flog der Ring ab und kollerte klingend über den Boden hin zu Sylvia's Füßen hinter den Vorhang. Der alte Mann eilte ihm nach, plötzlich aber fuhr er zurück, der Vorhang wich, Sylvia's weiße Geſtalt trat langſam daraus hervor in das Dämmerlicht.

Wer biſt du? ſchrie der Greis. Schatten, Phantom, Geſpenſt! willſt du ihn beſchützen?! Und plötzlich faßte ihn ein Schauder an, er floh zu der Thür, durch welche er eingetreten war, er ſah ſich nicht um. Sylvia ſchlüpfte aus dem Gemach, der Knabe wachte auf, der Diener eilte herbei und unterſtützte ſeinen Herrn, der ſich aufgerichtet hatte. Was war das? ſagte er, wer ſaß an meinem Bett und ſchützte mich vor der ſchrecklichen Geſtalt? Der Diener ſah den Knaben an und ſchüttelte den Kopf; ſie legten die Kiſſen und ſprachen leiſe von dem Lärm, den ſie gehört, furchtſam ſchauten ſie umher, und ſchliefen wieder ein.

3.

Am nächſten Morgen kam der Doctor und fand ſeinen verunglückten Verwandten nicht ganz nach Wunſch. Er machte ein finſtres Geſicht, prüfte von neuem die Verletzungen, unterſuchte die Geſchwulſt, verordnete und ſetzte ſich dann neben das Bett, indem er dem Kranken die größte Ruhe empfahl.

Haſt du meinen Vater ſchon geſehen, Rudolf? fragte der junge Mann.

Geſehen und geſprochen, erwiderte der Arzt, er ahnt nichts, er ſchwimmt in Speculationen, die ſo glückliche Reſultate weiſſagen, daß er geſprächig und luſtig iſt.

Der Kranke lächelte. Ich kann es denken, ſagte er vor ſich hin.

Geſtern war ich bei Seefelds, fuhr Rudolf fort, wir tanzten nach dem Eſſen, Conſtanze war bezaubernd, du wurdeſt ſehr vermißt.

Fragte ſie nach mir?

Ich verbiete dir alle Aufregungen, verſetzte der Doctor und drückte ihn in die Kiſſen zurück, indem ein zuckendes Lächeln ſeine Lippen verzog. Ihr feines Geſichtchen wurde roth, wie ſie deinen Namen nannte, das kann dich befriedigen; bei den Mädchen iſt das Blut verrätheriſch, wie das Herz. Ich ſah ſie an und ſie wandte ſich ab, vermuthlich um mir die ſchöne Taille zu zeigen, das neue Brüſſler Kleid, den Goldblumenbeſatz, und was weiß ich noch weiter. Ich genoß was zu genießen war; ſie iſt reizend, bezaubernd, vollendet, das wiſſen wir Alle und du auch.

Der Kranke ſchwieg ein Weilchen, dann ſagte er: Wie lange ſoll ich hier liegen?

Drei Tage.

Drei Ewigkeiten!

Danke deinem Glück, erwiderte der Arzt, daß die eine dich an ihrem Thore für diesmal noch abwies.

Bei wem bin ich hier?

Bei einem alten wunderlichen Kauz, einer Art Hexenmeiſter, der eine liebliche Sylphe gefangen hält.

Sonderbar, ſagte der Kranke. Ich glaube, daß ich beide ſah.

Geſtern, als ſie dich in dieſe Hexenküche ſchleppten, rief Rudolf ja. Ich fand ſie beide an deinem Lager geſchäftig und bereit in ihrem Dienſteifer dich zu erwürgen. Der alte Profeſſor Helmſtädt hat früher Chemie und Naturwiſſenſchaften eifrig getrieben und gelehrt, dem Stein der Weiſen nachgeſpürt und was ſonſt die Welt im Innerſten zuſammenhält, und iſt darüber faſt ein Narr geworden. Was die Sylphe betrifft, ſo iſt ſie, wie die Welt ſagt, ſeine Nichte, andere meinen ſeine Tochter oder ſonſt ein Weſen erzeugt durch den Umgang mit Elementargeiſtern, um Mitternacht durch Zauberſprüche heraufbeſchworen.

Der Kranke ſah ſeinen Freund mißbilligend an. Wie heißt ſie? fragte er. Heißt ſie nicht Sylvia?

Ah! rief der Doctor, die kleine Zauberin hat ſich alſo ſchon in deine Träume und Phantaſien geſchlichen. Nimm dich in Acht, Victor, das iſt gefährlicher als du meinſt. Wir müſſen dieſen Geiſt bannen.

Dadurch am beſten, ſagte der Sohn des Banquiers, daß ich ſo ſchnell als möglich dies Haus verlaſſe. Wieviel Ungemach bereite ich dieſen guten Leuten und durch welchen Dank kann ich die Schuld abtragen?

Dank wollen ſie nicht, verſetzte der Arzt ſpöttiſch; deswegen alſo keine Sorge. Ehe ich in dein Zimmer trat, ſtieg ich die Treppe hinauf, öffnete eine Thür und ſtand plötzlich vor dem alten Herrn und deſſen Zögling. Er ſah ſonderbar aus in ſeinem Schlafrock von Damaſt, deſſen Gewebe mit Ranken und Zeichen, wie mit kabbaliſtiſchen Charakteren durchzogen war, dazu hatte er ein brennend rothes Tuch um den langen Hals geſchlungen und einen ſchneeweißen Turban auf ſein ſilbernes Haar geſetzt. In der Ecke des Sophas ſaß die Sylphide, halb liegend, ihre Flechten aufgelöſt, ſchwarz und glänzend wie Ebenholz, den zarten Körper in ein Mäntelchen gehüllt und offenbar im magnetiſchen Schlaf, den ihr der Alte beigebracht hatte, denn ſie rührte ſich nicht, und doch waren ihre großen Augen offen und feſt auf mich gerichtet.

Höre auf mit deinen Poſſen, rief Victor lächelnd.

Poſſen! fuhr ſein Freund fort, ich verſichere dich, daß ein Schauer mich überkam und mein Wort ſtockte, was ſonſt nicht leicht geſchieht. Ich fing an, dich zu entſchuldigen, zu danken und Erklärungen zu geben, die er aufmerkſam anhörte, aber, wie es ſchien, kein Wort davon verſtand, denn plötzlich wies er nach der Thür und ſchrie: Laſſen Sie mich in Ruhe, wenigſtens hier oben. Heilen Sie ihn, morden Sie ihn, begraben Sie ihn, es iſt mir Alles einerlei, ich will nichts damit zu ſchaffen haben.

Nehmen Sie wenigſtens unſern Dank, ſagte ich, aber er ließ mich nicht ausreden. Alles, was Sie ſagen können und wollen, rief er, weiß ich und will es nicht hören. Meine Stunden ſind gezählt, ich habe keine Zeit für den Schnickſchnack von Worten. Guten Morgen, Herr! den einzigen Gefallen thun Sie mir und beläſtigen Sie mich nicht weiter. Damit kehrte er ſich um, die Sylphide ſah mich grimmig an, ich machte ihr eine tiefe Verbeugung und ging lachend zur Thür hinaus.

Und bei dieſen Leuten, die ſo widerwillig Gaſtfreundſchaft üben, willſt du mich laſſen? ſagte Victor nach einer kurzen Pauſe. Ich muß fort, ſchaffe die Mittel, laß mich bringen wohin du willſt.

Nicht von der Stelle, rief der Arzt. Du bleibſt, weil du mußt. An den Zorn des alten Sonderlings kehren wir uns nicht, je toller er ſich geberdet, um ſo größer ſeine Strafe; was aber das liebliche, ſchmollende Kind betrifft, ſo iſt es viel zu intereſſant, um ſeine Nähe ſo leichtſinnig zu verlaſſen.

Dieſe letzten Worte erregten ſonderbare Gedanken bei dem Leidenden. Er warf einen Blick auf ſeinen Vetter, der raſch über dieſen hinglitt und doch von einer Reihe von Combinationen begleitet wurde. Ein Unwille erfüllte geheim ſein Herz, eine Unruhe und Schattenbilder ſchwankender Geſtalten, die ſich noch lange nicht auflöſen wollten, als der Arzt gegangen war. Müde ſank er endlich in die Kiſſen zurück, ſchlief lange und feſt, und wie er die Augen wieder erhob, war das Zimmer voll Sonnenſchein und Widerglanz der klaren Himmelsbläue draußen, das Rebengelände an den Fenſtern neigte und beugte ſich ſanft und ſtreute flüchtige Schatten, aber mitten in dieſem Lichtgefunkel, ganz überfloſſen davon, ſaß ein ſchönes ſtilles Mädchen, den Kopf auf ihre Hand geſtützt, dieſe von dem dunklen Gewebe ihrer Locken umrankt, und die großen Augen mit dem Ausdruck theilnehmenden Kummers auf ihn gerichtet.

Einen Augenblick war er im Anſchauen verloren, halb träumend, dann immer bewußter ſah er ſie an. Sylvia! ſagte er unwillkührlich laut und ängſtlich faſt, daß er doch noch träumen möge. Sie beugte ſich und lächelte, faßte ſeine Hand, die er gegen ſie erheben wollte, und ſagte ſanft: Sie dürfen ſich nicht bewegen. Dem Himmel Dank, daß Sie ſich kräftiger fühlen. Das war eine böſe, böſe Nacht, daran werden Sie denken, ſo alt Sie werden, und ich auch.

Sie auch! wiederholte er.

Ih freilich, erwiderte ſie erröthend. Ich wollte eben einſchlafen, da hörte ich durch das Brauſen des Windes Menſchengeſchrei und Hilferuf. Ich ſprang auf, im Hauſe war es laut, Licht und Gemeine. Da wurden Sie eben hereingetragen, bleich, blutig, ein Todter. Ihr Haar hing wild über den Nacken, der Kopf leblos und entſtellt nieder, die Augen geſchloſſen, ach! es war ſehr traurig und entſetzlich.

Und doch war ich nicht ſo ſehr eine Leiche, ſagte er bewegt, um nicht eine Klageſtimme zu hören, eine Thräne zu fühlen, die heiß auf mein Geſicht fiel, eine ſanfte Hand zu empfinden, die Hand des Barmherzigen, die meine Wunde wuſch. Ich ſtrengte mich an zu ſehen, aber meine Augen waren trübe und ſchwer, und doch ſchwebte eine lichte Geſtalt vor mir auf und ab, ich hörte wie aus ungeheurer Ferne einen Namen, den ich nie vergeſſen werde, ein anderes Auge, ein inneres ſchickte mir ſein Licht und nun weiß ich nicht, war es Traum, war es Wachen, Phantom oder Wirklichkeit, aber die ganze Nacht über ging es und kam und behütete meinen Schlaf, linderte meinen Schmerz, ſchützte mich vor böſen Geſpenſtern, nein, nein! meine edle Freundin — geſtatten Sie mir dieſen Namen — ich habe eine ſchöne, eine unvergeßliche Nacht verlebt, deren Andenken viel Böſes vergeſſen läßt.

Eine Nacht voll Fieber, ſagte ſie lächelnd. Sie werden nicht wieder ſo träumen.

Gewiß nicht, erwiderte Victor, ich werde Ihr Haus noch heut verlaſſen.

Sie werden bleiben, rief Sylvia faſt befehlend, bis Sie geheilt ſind. Ich weiß Alles, ſagte ſie dann, ich ſprach mit Ihrem Arzt, als er von Ihnen ging, dann mit meinem Oheim, er bittet Sie durch mich, Ihre Heilung abzuwarten. Und darum kam ich hieher, fuhr ſie mit einer lebhafteren Regung

fort, mein Oheim will keinen Dank, aber ich, und der ſoll ſein, daß Sie hier friedlich wohnen bis Sie — von uns ſcheiden können.

Und die Beläſtigungen, welche ich Ihnen bereite?

Ich habe Alles eingerichtet, wie es ſein ſoll, fuhr ſie fröhlich fort. Hier iſt ein Tiſchchen gedeckt mit Allerlei, was Ihnen wohl thut und was ich liefern kann. Der Doctor hat den Küchenzettel gut geheißen, nun ſpeiſen Sie, dann ſchlafen Sie, dann laß ich mich melden und plaudre mit Ihnen, oder wenn Sie es lieben, leſe ich Ihnen etwas vor. So wird der Abend kommen und morgen werden Sie aufſtehen können. Das Wetter iſt herrlich; unſer Garten hat eine Terraſſe nach dem Felde hinaus, wir können weit hinblicken über die Wieſen und Wälder, und nun, mein Herr, keine Ausflüchte, ſondern Gehorſam, ſtrengen Gehorſam Ihrem Arzte, der bin ich.

Sie hob drohend und lächelnd den Finger und ſchlüpfte hinaus, während der Athem der Geſundheit die kranken Glieder des jungen Mannes zu durchdringen ſchien. Er hatte ſich ganz aufgerichtet, ſo leicht und wohl war ihm, er hätte ihr nacheilen, ihr ſeinen Dank ſagen, weiter und immer weiter ihre Worte anhören mögen, und er ſeufzte, daß ſie ſo ſchnell gegangen war. Zum erſten Male hatte er ſie geſehen und doch war ſie ihm ein bekanntes, befreundetes Weſen. Ja, es giebt Menſchen auf Erden, rief er, die wunderbar unſer Herz rühren, die mit einem Blick, mit einem Wort unſere Bruſt öffnen, aus denen der Quell des Vertrauens, der Neigung ihnen entgegenſtrömt, während Andre, Blutsfreunde, Väter und Mütter und was die Natur mit uns verband, uns ewig fremd und fern blieben. Seine Stirn wurde düſter, er zog ſie in Falten zuſammen, die der Geſchwulſt Schmerzen machten und ſeufzte dann, weil er an ſeinen Vater dachte, an Hoffnungen, an Plane, an das Leben, das plötzlich vor ihm ſeine Thore öffnete und einen raſchen tiefen Blick in die Ferne thun ließ, der ſein Blut aufregte. Was iſt das? murmelte er vor ſich hin, welche Thorheit?! Was reißt mich denn fort, welche Kuckukseier brütet mein Gehirn aus! Was hat ſich denn in meinem Denken und Wollen verrückt, daß es ein ganz Anderes zu ſein ſcheint? Vor wenigen Stunden noch war all mein Sinnen, alle meine Erwartungen von Leben und Zukunft ganz anders geordnet, und Alles ſo klar und ſicher, ſo feſt und unwandelbar, als könne und dürfe ſich nichts daran verſchieben. Und nun — und nun — fuhr er ſinnend fort. O! mein Vater hat Recht: die Grundſätze, das überlegene, kluge Thun, das macht den Mann. Wehe dem, der dem heißen Blute gehorcht, er iſt ein Narr, ſeine Welt Schaum, ſein Leben Täuſchung!

(Fortſetzung folgt.)

Genrebilder aus Berlin.

1. Die Freien!

In Deutſchland ging die Geſchichte des Geiſtes immer von der Kneipe aus, und er wird auch dann erſt ſeine Erfüllung bekommen, wenn er wieder bis in die Kneipe dringt. Nur mittelmäßige Menſchen glauben, es müſſe der Gedanke ein ſo reines Gefäß haben, als er ſelbſt iſt. Sie vergeſſen, daß man zu dem reinſten Duft der Blume erſt Dünger haben muß. Die ungeſtalteten Inſtrumente geben den reinſten lieblichſten Ton von ſich, und in einer Kneipe wachſen die reinen kräftigen Ver-

nunftſchlüſſe beſſer als auf dem gepolſterten Sopha. Nichts Lächerlicheres, als wenn ein Mann, der der Idee lebt, nach äußerer Eleganz ſtrebt. Hat man eine ſchöne weiße poetiſche Haut, ſo ſteht ein zerriſſener Ellbogen gar nicht ſo ſchlecht als manche glauben. —

Die Freien — ſo nannte ſie zuerſt Hohn und Verleumdung, dann nahmen ſie ſelbſt den Namen, wie einſt die Gueux in Frankreich an — ſind durchaus keine Menſchen= noch Götterfreſſer, wie man ſie gewöhnlich hinſtellt. Es ſind ganz ruhige, ſogar ſentimentale Weintrinker und Vernunftverzehrer. Sie disputirten unter Cigarrendampf und Liebeserinnerungen und ſchreiben Zeitungsartikel, die meiſtentheils von der Cenſur geſtrichen werden, unter gebratenem Hecht, Beafſteak und Bairiſch Bier. Aber warum heißen die denn die Freien? — Weil ſie weder philoſophiſche noch ſoziale Vorurtheile haben, und aufrichtig, weil ſie etwas gelernt haben.

Man mag mir es glauben oder nicht, mag mir es übel nehmen oder nicht, ich will hier meine vollkommene Meinung ausſprechen, je nach der Ueberzeugung, die ſich mir während meiner einjährigen Reiſe in Deutſchland aufdrang. Die Deutſchen haben oft die ungeheure Arroganz und klagen die franzöſiſchen Journaliſten der Ignoranz an. Sie ſprechen in den politiſchen und literariſchen Zeitungen über Sozialismus, Fourrierismus und Communismus, als hätten ſie ſich Jahrelang damit abgegeben. Ich habe aber auf meiner Reiſe in Deutſchland nicht zehn Journaliſten angetroffen, die den Feuerbach geleſen haben, noch weniger den Bruno Bauer, geſchweige St. Simon, Fourrier, Conſidérant, Leroux, Cabet, Paget, Buret, Royer, Parent du Chatelet. — Und doch ſchütteln ſie die Wörter Communiſt, Sozialiſt ſo aus dem Aermel heraus, ſpotten und lachen darüber, ja denunziren oft. Und wie viel deutſche Schriftſteller giebt es, denen die franzöſiſche Literatur vom 17. Jahrhundert genau bekannt iſt? Und die iſt doch unſere Amme — ſie war es ſchon von Schiller und Goethe und Herder und Kant und Hegel. Ich will Euch viele Sprüche in Schiller aufſuchen, die im Montaigne ſtehen, und Leſſing, der helle große Mann, hat ſehr viel in der franzöſiſchen Philoſophie geſchöpft. Sogar Schloſſer weiß dies Jahrhundert nicht ganz zu würdigen, denn man muß nicht glauben, daß die Sozialiſten unſerer Zeit ſo aus dem Stein gewachſen ſind. Es iſt alles hübſch vorbereitet worden, und ſchon vor 50 Jahren hat es Communiſten gegeben. Es hat mich dieſes tief betrübt und ich geſtehe, meine Achtung vor der deutſchen Journaliſtik, in der ich ſelbſt überall herumfahre — aus Noth, verſteht ſich — iſt nicht weit her. In Berlin aber habe ich ernſte Geiſter getroffen, die wenn auch in der Kritik ſehr oft ungerecht und einſeitig, doch alle eine tiefe Kenntniß der ernſten franzöſiſchen und deutſchen Literatur haben. Sie fingen nun an praktiſch zu werden und waren auf dem Wege, die Hegel'ſche verrückte Terminologie gegen reines klares Deutſch zu vertauſchen. Da mit einem Male ſah man .... Doch hier breche ich ab. Man hieß ſie die Freien, die ſogenannten Atheiſten, und die Geſchichte der Rheiniſchen Zeitung, die ſie eigentlich gegründet haben, iſt bekannt. Ich hab ſie recht lieb die Freien und wenn ſie mich wieder lieb haben, ſo iſt mir's lieber, als wenn mich ſieben Achtel der deutſchen Blätter loben.

Man kann ſie die Parias der Berliner Geſellſchaft nennen. Sie kommen ſelten in die Salonwelt, mit Ausnahme Bruno Bauer's, der oft in den Salon der genialen Frau v. Arnim kömmt. Sie erzählt ihm die Sottiſen, welche die Herren Profeſſoren und Beamten ſeinetwegen machen. Theils, geſtehe ich, ſind ſie zu rauh in ihren Meinungen, weil ſie eben noch im Gähren ſind, theils ſind ſie ſich ſelbſt genug. Es ſind ungefähr ein Dutzend Schriftſteller, Lehrer und Künſtler, letzterer weniger, die auch Filialverzweigungen in der amtlichen Geſellſchaft haben und die ſich ein oder zwei Mal in der Woche in einer Weinkneipe in der Poſtſtraße bei

Wallburg vereinigen, um dort ein Glas Wein zu trinken, und über Literatur und Leben zu ſprechen. Von Politik wird ſelten geſprochen, denn ſie ſtehen eigentlich um ein ganzes Jahrhundert außer unſerer Zeit und bekümmern ſich auch nicht darum. Sonſt haben ſie kein Verhältniß miteinander, höchſtens treffen ſich einige von ihnen bei Steheli des Nachmittags, um bei einer Taſſe Kaffee die Blätter zu durchblättern und des Abends im Leſekabinet, im Rauchzimmer, um eine Partie Schach oder Domino zu ſpielen.

Die Freien haben, wie jede Coterie, ihre mauvaise queue, ich glaube ſogar, hie und da giebt's auch Naderer unter ihnen. Indeß giebt es nirgends ſo viel Sprechfreiheit und ſo wenig Spione wie in Berlin. Gefährlich ſind ſie ohnedies nicht. Im Gegentheil halte ich ſie für die eifrigſten Patrioten und im Ganzen könnten ſie, beachtete ſie der Staat mit mehr Liebe, Preußen mehr nützen als ſchaden. Doch um dies zu beweiſen, müßte man Preßfreiheit haben.

Es iſt hier der Ort nicht, das Syſtem oder den Zweck der Freien auseinanderzuſetzen. Ihre ganze Exiſtenz iſt eine zufällige, aber man mag darüber ſagen was man will, lächeln oder gleichgiltig ſein, es iſt eine der wichtigſten Erſcheinungen unſerer Zeit und dieſe Erſcheinung verdient um ſo mehr Berückſichtigung, weil ſie ſonſt nirgend anders als in Berlin auftauchen konnte. Man mag ſpotten wie man will, ja ſie ſogar verfolgen, ſie ſind bis jetzt noch eine ungeheure Minorität. Aber in der Geſchichte der Menſchheitsentwickelung iſt nie eine Idee umſonſt dageweſen. Sie iſt oft geſtorben, dieſe Idee, gewaltſam oder durch Selbſtmord, aber nur um ſpäter wieder aufzuerſtehen und auf's Neue zu blühen. Ich könnte Vergleichungen anſtellen zwiſchen Wallburg's Kneipe und einer Pariſer Kneipe im ſiebzehnten Jahrhundert, unterlaſſe es jedoch. Oft aber, als ich um zwei Uhr in der Nacht die Poſtſtraße verließ, blickte ich noch einmal um mich und dann fielen mir die Worte eines franzöſiſchen Propheten ein, deſſen Namen ich nicht nennen will: et dire que dans ce trou l'histoire pétrit son avenir! — Jetzt lacht mich aus. Ich denke immer: wenn Gott wollte, daß wir in die Vergangenheit ſtatt in die Zukunft, d. h. hinter uns ſtatt vor uns ſehen ſollten, ſo hätte er uns die Augen in den Rücken und nicht zwiſchen Naſe und Stirn geſetzt. —

2. Varnhagen von Enſe.

Varnhagen gehört in Deutſchland zu den wenigen offiziellen oder halboffiziellen Männern, die ſich um Wiſſenſchaft und Literatur bekümmern, mehr geiſtig als materiell leben und die Politik nicht von der Philoſophie trennen. In Deutſchland, in der deutſchen Diplomatie iſt Varnhagen ein weißer Rabe. Mag er denken wie er will, Grundſätze vertheidigen, die nicht jedem zuſagen, er iſt ein durch und durch geiſtig-bewegter Mann, dem keine neue Regung, ſei ſie auch noch ſo klein, und flüſterte ſie auch noch ſo leiſe, fremd bleibt. Er iſt einer von den ſeltenen Männern, die mit der Wiſſenſchaft und Literatur beſtändig fortſchreiten und nicht, wie ſo Manche, glauben, daß ſie nichts mehr zu lernen brauchen, ſobald ſie einmal eine Stelle oder einen Verleger haben. Varnhagen iſt vielleicht der einzige Mann von Adel in Deutſchland, dem die ganze europäiſche Literatur bekannt iſt, der an jedem nur einigermaßen intereſſanten Buche regen Antheil nimmt und es ſich kauft. Seine Bibliothek, die jedem Wiſſenſchaftdurſtigen offen ſteht, iſt auserwählt, und hätte ich heute noch eine Profeſſorſtelle zu vergeben über europäiſche Literatur, ich wüßte keinen zweiten, der ſie wie Varnhagen ausfüllen könnte.

Es thut mir leid, daß Varnhagen meine elſäſſer Novellen ſo über alle Maaßen lobte. Ich habe nicht mehr ſo freie Hand, alles zu ſagen, was ich ſagen wollte,

nicht etwa, daß ich etwas zu tadeln hätte — ich gehöre nicht zu denjenigen jungen Leuten, die einen jeden erfahrenen Mann zum Jakobiner machen wollen, oder die jeder That eine egoiſtiſche Abſicht unterſchieben. Bin ich in ihrer Gegenwart und ſeien ſie zehn Mal höher geſtellt als Varnhagen, ſo ſage ich ihnen offen, ja manchmal derb meine Meinung, aber ich höre auch und mache in meinem Innern Vergleichungen und da bricht ſich dann ſo manches unter einem andern Licht. Ich habe oft ganze halbe Tage mit Varnhagen disputirt. Er kann lebhaft werden wie ein Jüngling, er ſchleudert Blitze und Donner wie ein ſtätiges Genie, ja er iſt ein ganz anderer Mann alsdann als in ſeinen Schriften, wo er ſich nie ereifert und immer ruhig ſich erſt ſeine Bahn glättet, ehe er ſie betritt. Wie oft habe ich ihn mit meinen etwas extravaganten Ideen in Zorn verſetzt, dann lief er wie wüthend die Stube auf und ab, ſchlänkerte mit den Armen und warf hie und da ein Buch zur Seite. Bei einem jeden andern Mann hätte ich einzulenken geſucht, aber ich kannte Varnhagen ſchon. Das Geiſtige hält bei ihm die Oberhand, bei ruhigerem Blute überlegt er doch die Idee und wenn etwas dran iſt, ſo erkennt er ſie an. Uebrigens glaube ich, daß Varnhagen einer von den Menſchen iſt, denen geiſtige Unruhe geſünder iſt als materielle Ruhe, und ich will es hier geſtehen, ich habe ihn oft deßwegen aufzurütteln geſucht. Dazu bedarf es nicht viel. An Rührigkeit und geiſtiger Regung übertrifft er ſo manchen deutſchen gelehrten Jüngling. Varnhagen wird hierin nie alt werden.

Berlin iſt eine Stadt, vielleicht die einzige in Deutſchland, wo Geiſt und Spontaneität noch Werth haben. Nicht etwa in den Kaufmannsſalons, höchſtens in denen der zweiten Klaſſe, aber es giebt dort Anhaltspunkte genug. So z. B. bedarf es bei dieſen nicht der philiſterhaften Empfehlungen um Eingang zu haben. Wer ſich ſelbſt empfehlen kann, der kömmt ſchon durch. Aber es kommt dann viel auf die erſte Empfehlung an. Bei Varnhagen bedarf es der Empfehlung nicht, hat man nur etwas Geiſt und Herz; er iſt ganz ohne Vorurtheile, wie etwa ein franzöſiſcher Gentilhomme im wahren Sinne des Wortes, und will er einem wohl, ſo kann er einen allenthalben ſelbſt empfehlen.

So wie es aber kein Licht ohne Schatten giebt, ſo giebt es keine großen Eigenſchaften, die nicht auch ihre Kinderſeite haben. Im gewöhnlichen Leben hängt Varnhagen oft am Kleinlichen, ja Lächerlichen. Er weiß es und thut es dennoch. Es iſt dies eine Schwachheit, die um ſo unverzeihlicher iſt, weil ſie ihn an ſeinem Wirkungskreis hindert. Aber, wird man ſagen, hat denn Varnhagen einen wirkenden Wirkungskreis? — Er könnte einen der ſchönſten haben. Ich an ſeiner Stelle würde all dieſen Plunder bei Seite werfen, mich blos mit geiſtigen unadeligen Leuten umgeben und einen Cirkel bilden, wozu ſo mancher ſtolz ſein würde zu kommen, den ich nicht kommen ließe. Man muß in einer Stadt wie Berlin nicht gerade ſchreiben, um zu wirken, es ſind Elemente genug da, um blos durch das geſellige Wort zu wirken. Aber da ſchraubt ſich ein jeder ab wegen des Bischen elenden Lebens. — Ja, wenn er noch ein Gourmand wäre, aber nein, Varnhagen hält gar nichts auf das Eſſen, ich habe mich davon perſönlich überzeugt, er iſt ein Sokrates in ſeiner Küche und ein Diogenes in ſeinem Keller. — Und wer, in allem Ernſte, ſo wenig adelige Gebräuche hat wie Varnhagen, der könnte Vieles wirken, beſonders für die kräftige Jugend. Die Wahrheit iſt, daß Varnhagen dem Geiſte nach eher Franzoſe als Deutſcher iſt, und da ſind ihm die meiſten deutſchen literariſchen Ziegenhainer zu plump und zu unſozial.

Varnhagen beſitzt ſo manches Dokument, das nach ſeinem Tode neue Wahrheiten auf alte Männer werfen wird. Auch ſteht er mit bedeutenden Männern in Frankreich und England in Correſpondenz.

Bekannt iſt, daß Varnhagen vielleicht die ſchönſte Hand in Deutſchland ſchreibt.

Am liebenswürdigſten iſt er, wenn er ſo manche Jugendſtreiche erzählt. Ich muß wiederholen, daß Varnhagen anders erzählt als er ſchreibt. Er iſt bei weitem nicht ſo glatt und ſo regelmäßig, ſondern kann Sprünge machen, wie die noch liebenswürdigere Bettina. Wenn beide beiſammen ſind — und es geſchieht dies oft — ſo tanzen ſie die ſchönſten politiſch=ſozialen Gallopaden miteinander. Aber die Bettina kann ihm noch zwei Doublets vorgeben, ſie tanzt ganz nach der neueſten Mode, zweiſchrittig geſchliffen, während er noch dreiſchrittig walzt. Da muß es die ſchönſten Verwirrungen geben. Indeß tönt die Muſik der Seele fort, ſie verſtehen ſich doch und bleiben dann ſtehen, um das Tanzen Anderer zu kritiſiren.

Varnhagen hat mir meinen Aufenthalt in Berlin ſo viel als möglich verſüßt und das ohne daß er mich ſonſt gekannt hätte. Ich kann ihm nur danken. Ich würde aber dieſes Bild nicht entworfen haben, wüßte ich nicht, daß er für ſolche Dinge ganz gleichgiltig iſt. Varnhagen weiß ſehr gut, daß es oft nichts Undankbareres giebt als die Dankbarkeit, beſonders die der Journaliſten.

3. Bettina.

Die Zeit der Kindheit liegt weit hinter uns! Bettina iſt zwar noch ſo einfach und unbefangen wie ein Kind, aber ihr Streben iſt das Streben eines Mannes, der die Freiheit und die Menſchheit liebt, und nur in ihren perſönlichen Familien= und Geſellſchaftsverhältniſſen iſt ſie ein Weib und muß als ſolches behandelt werden.

Die Welt iſt dumm, die Welt iſt blind
Wird täglich abgeſchmackter,
Sie ſpricht von dir, mein ſchönes Kind,
Du haſt keinen guten Charakter.

Dieſen herrlichen Vers Heine's kann man auf ſie anwenden. Bettina heuchelt nicht. Wen ſie nicht leiden kann, dem ſagt ſie es in's Geſicht hinein oder heißt ihn unhöflich gehen; wem ſie aber gut iſt, dem reicht ſie brüderlich, nicht ſchweſterlich, die Hand und öffnet ihm ihre Geheimniſſe und dieſe Geheimniſſe ſind immer bunte Kinder des ernſteſten Strebens, die unter blumigen und poetiſchen Gedanken in einem Feenwald von vergangenen Mährchen und zukünftiger Glückſeeligkeit herumhüpfen. Man weiß nicht, ſoll man mehr ihre wunderliche lyriſche Phantaſie als ihre ſoziale in Blumen eingewickelte Philoſophie bewundern und lieben. Es iſt alles ſo durcheinander, Bindfaden und Strauß, Wurzel und Blüthe, daß man unmöglich das Eine vom Andern trennen kann. Kaum läßt ſie einem die Scholle fühlen, worauf ſie ihre Ideen pflanzt, die doch bitter ſein kann und zum Nachdenken Anlaß giebt, ſo reicht ſie einem ſchon die Knoſpenblüthe zum Riechen dar. Man kömmt bei ihr gar nicht zur Beſinnung, und wenn man ſie verläßt, iſt man geiſtesberauſcht.

Bettina giebt ſich ſtark mit den ſozialiſtiſchen Beſtrebungen unſerer Zeit ab. Dies iſt ganz naturgemäß. Der Sozialismus iſt nicht allein eine exakte Wiſſenſchaft von dem wir bis jetzt nur die Anfangsgründe kennen, ſondern er iſt auch höchſt poetiſch. Alles Kritiſch=negative in ihm beruht auf der Philoſophie und der Logik, das Poſitive hingegen in ihm iſt der Art, daß jedes poetiſche Gemüth unwillkürlich davon angezogen wird. Beſonders iſt dies bei den wahrhaft gebildeten Frauen der Fall. Das Weib urtheilt vor Allem nach dem Gefühl, mit dieſem Lebenskompaß ſegelt es über ſtürmiſche Meere und Seen und malt ſich eine neue Landgegend mit den himmliſchſten glückſeeligſten Farben aus. Dazu fühlt das Weib mehr noch als der Mann die Ungerechtigkeiten unſeres ſogenannten Rechts und die falſche egoiſtiſche Baſis unſerer Geſellſchaft. Ueberhaupt waren Frauen von jeher die eifrigſten Ver=

theidigerinnen und Märtyrerinnen jeder neuen Idee, die dem Herzen entſpringt. Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn Weiber wie die Sand und Bettina ſich mit den männlichen Beſtrebungen des Sozialismus eifrig abgeben. Ein einziges ſolches Buch, eine Broſchüre von ihrer Hand, eine Bemerkung, ja eine einzige Diskuſſion darüber hat mehr Werth als zwanzig Romane von der Paalzow und der Hahn-Hahn, die männlichen Romanſchriftſteller nicht ausgenommen. Solche Frauen ſind in Deutſchland um ſo merkwürdiger, da gewöhnlich, was die Frauen betrifft, die Deutſchinnen hinſichtlich der Literatur und ſozialen Lebens noch weit zurück ſind. Ich bin während meiner Reiſe in Deutſchland ſowohl im Norden als im Süden in ſogenannten gebildeten Geſellſchaften genug geweſen, wo die feinſten Damen nicht einmal Goethe's Wahlverwandtſchaften geleſen hatten. In Schwaben habe ich nicht eine Dame unter vierundzwanzig, die ich aufzählte, getroffen, die Heine's Gedichte kannte, und, Scherz und Politik bei Seite, ſein Buch der Lieder wird einſt hoch über Uhland und allen lebenden Dichtern prangen. Von Rahel, Bettina und Charlotte Stieglitz erzählte ich ihnen, als ſeien ſie in China geboren. Nicht eine Beſtrebung der bewegt-geiſtigen Zeit iſt der Majorität der deutſchen Damen heimiſch bekannt, namentlich im Süden nicht. Tritt alſo hie und da ein deutſches Mädchen oder Weib aus dieſer vegetativ-paſſiven Stellung, ſo kann man ihm nicht genug Anerkennung und Aufmerkſamkeit zollen, namentlich wenn der innere Kern ſo golden und ſo ächt iſt. —

Bettina kennt alle Staats- und Familiengeheimniſſe der hohen Geſellſchaft in Berlin. Da ſie gern lacht und einen hellen Verſtand hat, ſo weiß ſie ſo manche Anekdote, die gedruckt dem Helden derſelben nicht ſo ganz angenehm wäre. Sie erzählt ſolche Dinge, die oft von der höchſten Wichtigkeit ſind, mit einer Ironie und einem ſo graziöſen Lächeln, daß man ſie wirklich eher für ein Mädchen von ſiebzehn Jahren als für eine Frau in den Vierzigen hält. Sie ſelbſt geht nie an den Hof, doch ihre Töchter, die ebenfalls ſehr ausgeprägte Charaktere haben. Indeß iſt ihr Wirken kein paſſives. Bettina tritt handelnd auf, wo ſie nur kann, und da der König Geiſt, Grazie und Aufrichtigkeit liebt, ſo wage ich es zu behaupten — obſchon ſie es nie geſtehen wollte — daß ſie oft mehr Einfluß hat in ihrer nichtoffiziellen Stellung als ſo Mancher, der ſich damit brüſtet. Nicht etwa, daß ſie ſich direkt mit Politik abgiebt — dazu iſt die Politik zu langweilig — doch giebt es in einer Stadt wie Berlin tauſend Dinge, wovon man den König, wenn man das Glück hat, von ihm gehört zu werden, unterhalten kann. Für eine zarte Seele giebt es nichts Süßeres, als Andern auf dieſe Art Gutes und Schönes zu erweiſen, ſo manche Thräne zu ſtillen und ſo manche Beſorgniß zu beſchwichtigen. Wenn dem ſo iſt wie ich vermuthe, daß der König in heitern aufgelegten Stunden ihr oft die poetiſchſten Billetchen ſchreibt, ſo zeigt dies nur eine neue Seite des Königs von Preußen, der ohnedies der galanteſte Fürſt in Deutſchland und durch und durch ritterlich geſinnt iſt.

Bettina iſt noch ſchön zu nennen. Ihr Geſicht iſt klein, ihre Augen noch ſehr lebhaft. Ihr Haar fällt ihr in kleinen Locken auf die denkende Stirn. Sie macht ſelten Toilette, ſondern zieht einen großen rothen Shawl über ſich, und ſo empfängt ſie diejenigen Perſonen, die ſie eben empfangen will. Sie ſpricht ganz Frankfurteriſch, und bleibt nicht zehn Minuten auf einem Platze. Ich war einmal vier Stunden bei ihr und konnte blos zuhören, ich, der ich gewöhnlich mehr, als drei Frauen zuſammen, klatſche und ſchwatze. Sie wird nie des Schwatzens müde, berührt aber in einem Sprunge die heterogenſten Gegenſtände und läßt hie und da die herrlichſten naivſten Bemerkungen fallen. Man hat bei ihr nicht Zeit weder zu lachen noch zu weinen, denn ſie reißt Einen von dem Einen zu dem Andern, und das geht beſtändig wie ſo ein Weberſchiffchen von geſchickter Hand geführt. Ich habe es ſchon

geſagt, ſie berauſcht Einen. Beim Fortgehen reicht ſie ihren Freunden männlich die Hand. Möge ſie noch lange die Zierde des deutſchen Frauengeiſtes repräſentiren. Denn Bettina iſt das größte Weib Deutſchlands!

Nachſchrift. In meinem Notizenbuche finde ich unter dem Namen Carrikaturen: Univerſität, Kirchen, Journaliſtik, Theater. Berlin iſt die einzige Stadt in Deutſchland, wo ein Mann von Talent bei freier Preſſe ein intereſſantes, in das Leben greifendes Journal herausgeben könnte. Es iſt eine Schmach für Berlin, nicht ein Blatt zu haben, in welchem ein Talent, das Charakter hat, auftreten kann. Das Magazin für die Literatur des Auslandes von Lehmann, und der Geſellſchafter von Gubitz ſind die beſten. Letzterer trotz ſo mancher Vorurtheile. Ich behalte mir die Carrikaturen auf Franzöſiſch vor, ſobald ich Muße dazu haben werde.

A. Weill.

Nachrichten.

Berlin, den 12. Oktober. Eine ſchaudervolle Mordthat, die in dieſen Tagen hier verübt worden iſt, giebt gegenwärtig den Stoff für alle Unterhaltungen ab. Die Sache aber iſt folgende: ein Schneidermeiſter, einunddreißig Jahre alt, hat einen liederlichen und faulen Burſchen von ſechszehn Jahren in der Lehre, dem er ſich gezwungen ſieht dann und wann handgreifliche Demonſtrationen zu ertheilen. Den Burſchen wurmt das, und da er zu jener Race von Menſchen gehört, die Friedrich v. Schlegel als Beſtien bezeichnet und zwar als ernſthafte, ſo beſchließt er, ſich zu rächen. In einer der kurz vergangenen, mondhellen Nächte ſteht er aus ſeinem Bett auf und geht durch mehrere Zimmer an das ſeines Meiſters, wo er mit einem Tiſchmeſſer demſelben die Bruſt über dem Herzen durchbohrt. Furchtbar blutend ſpringt der Meiſter aus dem Bett, erkennt ſeinen Mörder und ruft: um's Himmels willen, Albert, was machſt du? Aber vom Blutverluſt ſchon entkräftet, ſinkt er an der Schwelle zum nächſten Zimmer, mit dem Geſicht auf den Boden ſchlagend, zuſammen. Der Burſch wendet ihn hier auf den Rücken um, und ſticht in einem fort in die Bruſt hinein, wobei er von zwei Tiſchmeſſern die halben Klingen, wahrſcheinlich an Rippen und Bruſtknochen, abbricht und ein anderes ganz krumm biegt. Ein viertes, was er ebenfalls benutzt hat, iſt unbeſchädigt; mit demſelben hat er ſich aber ſelbſt in der einen Hand verwundet und durch ſein eigenes ſtrömendes Blut iſt er wahrſcheinlich erſt aus ſeiner beſtialiſchen Wuth zur Beſinnung zurückgekommen. Nachdem er ſich überzeugt hat, daß ſein Meiſter vollkommen todt iſt, geht er in furchtbarer Ruhe auf eine nahgelegene Wache, wo er ſich ſelbſt als Mörder angiebt und verhaften läßt. — Der Meiſter ſoll ein guter, verträglicher Menſch geweſen ſein, der erſt ſeit einem Jahre verheirathet iſt und deſſen Frau eben in Wochen liegt. Aus Schonung hat man ihr das Unglück noch nicht mitgetheilt.

Um nicht länger bei dieſer ſchrecklichen Begebenheit verweilen zu müſſen, will ich ſogleich zum königlichen Theater übergehen, in welchem ſich geſtern Herr Briccialdi auf der Flöte öffentlich producirt hat. Herr Briccialdi iſt ein junger, ſchöner Mann, nur etwas fad im Geſicht, was aber faſt allen Muſikanten eigenthümlich zu ſein pflegt. Sein Inſtrument bläſt er mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit; ſchade, daß das Inſtrument ſelbſt von dieſer Fertigkeit wenig gewinnen kann. Die Flöte iſt ein einſilbiges Tonwerk, es kommt mir vor wie's Stiefmütterchen im Orcheſter. Es hat ganz das Gedämpfte, Sammetne und Beſcheidne im Klang, was das Stiefmütterchen in der Farbe hat. Es reizt nicht auf, es beſänftigt, wird aber darum auch gar ſo leicht langweilig. Die Engel im Himmel ſollen die Flöte ſpielen. Aber ich habe doch die Flöte nicht ſpielen gelernt, ich fürcht', ich werde nicht in den Himmel zu den Engelchen kommen, die dem lieben Herrgott während des Kaffeetrinkens ihr Morgenſtändchen herunterſpielen. Herr Briccialdi aber könnte Vorbläſer dort werden, wenn er außer dem Talent für die Flöte auch noch ſonſt welches hat, in den Himmel zu kommen. Es iſt das eben nicht leicht, die meiſten bringen's mit dieſem Talent nur bis zur Taſchenſpielerei und zum Hokuspokus.

Herr v. Küſtner hat alle Bedingungen, die Döring geſtellt, zu befriedigen geſucht, und auch den König für dieſes Engagement geſtimmt; es kommt alſo jetzt nur darauf an, daß Döring die Verbindlichkeiten zu löſen vermag, die er in Hannover eingegangen iſt,

um der unſere zu werden. Am liebſten hätte Herr v. Küſtner ſowohl Döring als auch Grunert engagirt; unter den gegenwärtigen Umſtänden läßt ſich dies wohl aber noch nicht bewerkſtelligen.

Der Freimüthige, unter Redaktion des Dr. Lasker, hat mit dem 1. Oktober zu beginnen angefangen. Das Feuilleton darin iſt eines der angenehmſten, was ich kenne, leicht, gewandt, überall mit ſchlagenden Pointen. Dabei wirklich mehr humoriſtiſch als witzig; wenigſtens iſt der Witz darin ſehr merklich von dem berliniſchen verſchieden.

Aus Fouqué's Nachlaß iſt ein Roman: „Abfall und Buße, oder: die Seelenſpiegel“ in drei Bänden erſchienen. Den Freunden und Anhängern des verſtorbenen Dichters möge er freundlichſt empfohlen ſein.

Geſtern früh iſt auch einer von den wenigen Originalen, die Berlin beſitzt, der in der ganzen Stadt bekannte Oberſtlieutenant v. Treskow geſtorben. Er lebte noch aus der Zeit des großen Friedrich herüber und gehörte damals zu der ſogenannten: übermüthigen Garde du corps. Es waren luſtige Leute mit allerhand tollen Streichen im Kopf; im Frieden klatſchhaft, wie die alten Weiber, aber im Kriege tapfer, wie die Eiſenfreſſer. Noch am letzten Abend vor ſeinem Tode habe ich ihn geſprochen: er war in nichts verändert. Seine erſte Frage war: was giebt es Neues? Seine letzte Antwort: Die Welt iſt anders geworden. Er hat eine Zeit durchgemacht, von der Perücke und dem Zopf herab bis auf die Haartracht à la Raphael und die malcontents. Wie aber die Moden ſpurlos an ihm vorübergegangen waren, ſo waren es auch alle Zeitrichtungen und Zeitintereſſen, die das achtzehnte Jahrhundert erzeugt hatte und die nirgends einen Anknüpfungspunkt an die achtziger und neunziger Jahre von ſiebzehnhundert verriethen. Er war wie ein Fels aus jener Zeit; für die neue hatte er nichts, als ſeine Neugierde mit herübergebracht. Darum aber war er für mich von großem Intereſſe, denn an ihm konnte ich alle jene kleinen Manieren und Handgriffe ſtudiren, die mir der Schlüſſel zu mancher Polterkammer der preußiſchen Geſchichte von ſiebzehnhundert geweſen. Ich wußte darum auch mit ihm umzugehen, und kann wohl ſagen: er hat mich lieb gehabt. Er hat lange gelitten; das Alter allein hat ihn nicht morſch gemacht, es mußte ſich eine zehrende Krankheit zu Hilfe rufen. Fahr wohl!

Der Herzog von Bordeaux hat ſich einige Zeit hier aufgehalten, ohne Aufmerkſamkeit zu erregen. Das weiche, fette Fleiſch und die gebogene Naſe hat er von den Bourbonen, das blonde Haar und die blauen Augen aber von Oeſtreich. Ein beſonderer Geiſt ſpricht nicht aus ſeinen Zügen; es liegt ganz jene grâce nonchalante des ancien régime darin.

Intereſſante Neuigkeiten giebt es ſonſt nicht, die eine ausgenommen, daß ich ſelbſt meines Lebens hier nicht mehr ſicher bin. Wenn ich intereſſante Neuigkeiten ſage, ſo meine ich natürlich nur immer das Intereſſe, was ich daran nehme, und daß mein Leben mich intereſſirt oder mir Intereſſe einflößt, wird wohl jedem erklärlich ſein, wiewohl unter Umſtänden mein Tod ſo manchem intereſſanter wäre. Mein Leben aber iſt hier bedroht durch einige Anbeter des Ballets, die mir ein Verbrechen daraus machen, daß ich nicht eben ein ſolcher Narr ſein will, als ſie welche ſind. Sie können nämlich gar nicht begreifen, wie ich Fanny Elsler und Mad. Brün für beſſere Tänzerinnen halten kann, als alle übrigen des hieſigen Ballets. Sie wollen mich ermorden, weil ich auf Adele Polin keine Sonette dichte.

Feodor Wehl.

Wien, im October. Die Wiener Nomaden kehren nun wieder aus allen Weltgegenden zurück: die Luſtlager, die fünf Meilen in der Umgegend in jedem Dörfchen und Städtchen aufgeſchlagen waren, werden abgebrochen; Strauß, Sperl, Luzer, Staudigl, Burgtheater kommen wieder an die Reihe und die wenigen Salons, in denen etwas Geiſt konſumirt wird, werden wieder erleuchtet: Der Salon der Frau Baronin P. der eleganteſte, der Salon der Madame J—n der liberalſte, lebhafteſte und gemiſchteſte; der Salon der Madame W., wo man Grillparzer, Feuchtersleben ſehen und Bauernfeld vorleſen hören kann. Nun beginnt wieder das tolle Leben der Matſchaker=Hofgeſellſchaft; da wird geleſen, bozirt, geſungen, muſizirt. Holtei fehlt dies Jahr, der ehemalige Präſes dieſer Studentenwirthſchaft, in der eigentlich der Geiſt aus der Ludlamshöhle fortlebt. Die Concordia iſt eine ähnliche, aber privilegirte, von höchſter Polizei gebilligte Geſellſchaft, etwas weniger gewählt und ehrenvoll für die Theilnehmer, was ſchon daraus erſichtlich, daß eigentlich der Lokal=Poſſendichter und Schreiber, Eduard Kaiſer, den Präſidentenſtuhl einnimmt. — Aber höher als dieſe Clubbs ſteht der juridiſch=politiſche Leſeverein — ein großes Lokal, darin ſich die vortrefflichſten Leute verſammeln, um die beſten Zeitſchriften aller Länder und die modernſten Werke zu leſen und darüber zu debattiren. Ich will nicht ſagen, daß man hier politiſire, das wäre in unſerem Sinne Angeberei, und könnte der vortrefflichen Anſtalt ſchaden, die ſo hoffnungsvoll gedeiht und eine wahre Oaſe iſt für Unſer Einen.

Doch ich bin wohl zu furchtſam; es muß ja bald ganz anders werden; wir ſind ja (was Sie vielleicht noch gar nicht wiſſen, weil wir noch etwas Cenſur haben) mit Einem Male entſetzlich revolutionair geworden. Die böhmiſchen Stände haben erklärt, ſie wollten nicht mehr bloße Puppen vorſtellen, die Stände ſollen eine Wahrheit werden, und der Landtag hat ſich (unerhört ſeit der Schlacht am weißen Berge!) auf drei, ſage auf Drei Tage hinausgezogen. — Auch die öſtreichiſchen Stände behaupteten, ſie hätten ihre Finger nicht nur zum Unterſchreiben, ſondern auch zu einem tribunenmäßigen Veto — einen Mund nicht nur zum Lächeln, ſondern auch zum Sprechen und zu mancher heilſamen Grimaſſe — einen Kopf nicht nur zum Nicken, ſondern vielmehr auch zu Etwas Gedanken. — Kübeck will ſogar auf bürgerliche Wirthſchaft halten, und ſich von den Haushältern Rechenſchaft über Einnahmen und Ausgaben ablegen laſſen. Er hat es im Staatsrath durchgeſetzt, trotz allen Sträubens der Haushälter. C'est le commencement de la fin, ſagte Talleyrand. Ja L. A. Frankl wird politiſch; er ſingt: Ich möchte ſterben, ein Lied der Freiheit ſingend. Das iſt ein bedenkliches Zeichen der Zeit!!!

Kurz, alle Politik conzentrirt ſich jetzt bei uns. Schon vor einigen Tagen iſt ein dekorirter Baier hier geſehen worden; der griechiſche Orden auf ſeiner Bruſt ſagt: Iſt Alles auch verloren, iſt's doch die Ehre nicht. Ja, es werden ganze Schiffsladungen von Baiern hier erwartet, die längſt in Trieſt angekommen — das geht jetzt ſchnell. Vivat der Dampf! — Die Aktien der Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft zwiſchen Trieſt und Griechenland ſollen bedeutend geſtiegen ſein. — Die retrograden Baiern dürfen auch nicht Quarantaine halten, erſtens, ſagt man, weil ſie in letzter Zeit ſich den Griechen nicht nähern durften, zweitens, weil dieſe Reiſenden nicht mit derjenigen Peſt behaftet ſind, die man hier zu Lande fürchtet.

Sie wiſſen, daß wir dieſen Sommer von der Verfaſſerin des „Ulrich" heimgeſucht wurden, und daß wir Theodor Mundt ſammt Gemahlin erwarten. Auch unter beſuchenden Dichtern, der Sage glaubend, berichte ich kommenden Monat, Baierns König, Walhallas Erbauer, deutſcher Lieder Sänger in Oeſtreichs Hauptſtadt, den Strom Donau herabſchwimmend, zu kommend, oder zu kommen gedenkend. — Der königliche Sänger ſoll ein neues Bändchen Griechenlieder hier herauszugeben beabſichtigen, die in Baiern die Cenſur nicht paſſiren würden.

Hätte ich, als ich Ihnen zuletzt ſchrieb, gewußt, was ich einige Tage ſpäter erfahren, ich hätte mir auch die kleinen, unſchuldigen Ausfälle gegen die Medaillenleute nicht erlaubt. Die Armen ſind geſtraft und gedemüthigt genug. — Wieſo? wodurch? — Weil nun auch Groß-Hoffinger in ihrer Reihe prangt, mit der großen Huldigungsmedaille des Königs von Preußen. — Erinnern Sie ſich an Herrn Groß-Hoffinger? — Es iſt der glorreiche Verfaſſer des „Königs", Hans Normann ehrenvollen Angedenkens; derſelbe, der vor Jahren in Leipzig das Sultanenleben geführt, Gold verſchwendete, das aus nie entdeckten Quellen floß, der nach Verſiegung dieſes Bornes plötzlich vom Schauplatze verſchwand, in Süddeutſchland wieder auftauchte, und nach inbrünſtigem Flehen und hundert kriechenden Briefen nach Wien wieder in Gnaden aufgenommen und hier mit einer halb-politiſchen Zeitſchrift „der Adler" belehnt wurde, und nun voll Entzückung über öſtreichiſche Cenſur eine Dankadreſſe nach der andern an eine höchſte Polizei richtet. — Man hat ſich hier manche Späße über die Medaille erlaubt.

Wieder ein Todesfall. Sephine iſt nicht mehr!!! Kennen Sie vielleicht den Namen gar nicht? Er gehörte einer alten Frau, die ſehr ſchlechte Proſa und wo möglich noch ſchlechtere Verſe ſchrieb. — Nur noch in Kurzem einige literariſche Notizen. Tengoborſkys Werk über die Finanzen kennt man hier kaum, und der Wiener Correſpondent der Allgemeinen rühmt es als ſehr geleſen, als ſehr vortrefflich. Wir finden das Lob ſehr natürlich, daß aber der Verfaſſer des Buches eben ein Ruſſe ſein muß, iſt doch ſonderbar. — Für den zweiten „Wiener Poeten" hält man hier unter andern auch Rumpelmeier. Man thut ihm gewiß Unrecht; die Verſe wären beſſer, wenn ſie von ihm wären. Lenau ſoll einen neuen Band Gedichte herausgeben. Wir freuen uns. — „Die ſchöne Athenienſerin" iſt nicht ganz ſo gut wie die frühern Luſtſpiele von Feldmann aufgenommen worden. Donizetti's „Tochter des Regiments" gefällt im Kärnthnerthortheater.

Gegen die Ueberhandnahme fremdländiſcher Ausdrücke zu wirken iſt im Literatenvereine neuerdings wieder lebhaft zur Sprache gekommen. Niemand verkannte, daß Stellung und Aufgabe des Vereins nicht der Art ſei, um in ſolcher Angelegenheit direkt etwas zu verſuchen. Aber eine Anregung für die zahlreichen Mitglieder ſtehe ihm zu, und auch die bloß ausgeſprochene Anſicht könne nützlich ſein. Wer möchte widerſprechen, daß wir erſchrecklich bereitwillig ſind, durch allerlei von fernher zuſammengetragene Bezeichnungen einen Jargon aus unſrer Sprache zu machen? In dieſen Blättern

iſt erſt kürzlich wieder davon die Rede geweſen, und es iſt dabei bemerkt worden, daß es ſich mit dem Auflehnen gegen dies Unweſen noch lange nicht um einen gründlichen und der Gründlichkeit wegen übertreibenden „Purismus" zu handeln brauche. Viele Fremdwörter haben durch Alter Bürgerrecht erhalten, andere durch unſre Trägheit für neue Wortbildung. Die jetzige Aufgabe wäre alſo wohl folgende: Gegen die bereits üblichen fremden Worte in den Bedeutungen ſtreng und wegwerfend zu verfahren, welche durch ein deutſches Wort ohne Beeinträchtigung des Sinnes erſetzt werden können. Ferner die Spezialwiſſenſchaften, z. B. die der Kriegskunſt, welche äußerlich hiſtoriſcher Weiſe, das heißt träger Weiſe all ihre Kunſtausdrücke in franzöſiſcher Sprache mit ſich ſchleppen, ſchonungslos angreifend zu verfahren. Die „Liſière, der Ravin, die Retranchements, die Tête" ꝛc. ꝛc. können ohne Schwierigkeit deutſch gegeben werden, und die zahlreichen Berichte über Truppenübungen letzterer Zeit haben in dieſem Betracht einen allgemeinen Schrei des Erſtaunens über dieſen Krautſalat des Ausdrucks zu Wege gebracht. Natürlich wird man ſich zunächſt darauf berufen, es wäre für Sachverſtändige nicht möglich, ſich anders als in den hergebrachten Ausdrücken kurz verſtändlich zu machen. Wer hindert denn die Berichterſtatter, für die erſten Jahre das fremdländiſche Stichwort in Klammern beizuſetzen? Warum könnten ſie nicht ferner in ihren militairiſchen Journalen die Verdeutſchungen bekannt machen zur Beſprechung, zur Bekanntwerdung und zur Annahme? Haben auch viele Journaliſten das innere Weſen der Kriegsübungen im Frieden ſchlecht verſtanden und unpaſſend beurtheilt, in der Entrüſtung über den Jargon haben ſie alle Recht. — Endlich allen neuerdings eindringenden Worten — und dies ſind doch wohl nur ſolche die neue auch in unſrer Sprache unbekannte Begriffe ausdrücken — ein deutſches Wort zu erfinden. Wie kraus und gewaltſam dies öfter klingen mag, nach einem Jahre iſt es jeder Zunge und jedem Ohre geläufig. Der ſchwierigſte Punkt iſt die Mode, da wir in dieſer ſo ſchwer von der Nachahmung laſſen, und auch wirklich eine gewiſſe Gegenſeitigkeit unter den Nationen täglich unerläßlicher wird. Es hängt dabei viel von den Berichterſtattern über Mode ab, denn Einiges kann auch immer ſogleich in unſere Sprache übertragen werden. Alles freilich nicht, und hier wie in dieſer ganzen Angelegenheit wird es vornehmlich darauf ankommen, einen prüfenden Sinn zu wecken, das Rothwälſch der vornehmen Geſellſchaft nirgends zu ſchonen und nach Belebung unſrer Sprache zu trachten.

Halm's Stücke ſeien von Enk. Dies Geklatſch wird jetzt mit einer immer größeren Sicherheit in der D. Allg. Zeitung behauptet. Ich kenne Halm, und kann dem Publikum verſichern, daß mir die pikante Notiz ſo lange wie eine abgeſchmackte Verläumdung erſcheinen wird, bis Halm ſelbſt ſagt: Es iſt keine klatſchhafte Verläumdung. Vielleicht entſchließt er ſich einige Erläuterungen zu geben, wie Enk zu den Abſchriften der Stücke und wie man dadurch zu den Vermuthungen gekommen ſein könne. Sein nächſtes Stück wird das Geſchwätz von ſelbſt vernichten. Es iſt unglaublich, mit was für fabelhaften Drachen ein Dichter zu fechten hat — Halm dürfte jetzt krank und unproduktiv werden, dann wäre die Lüge begründet, und brauchte doch nicht um ein Haar weniger Lüge zu ſein. Und auf was für Stützen beruht das ganze Gerüſt? Man ſoll in Enk's Nachlaß die Abſchriften der Halm'ſchen Stücke gefunden haben! Wenn es alſo Jemand einfällt, die Stücke eines Dichters abzuſchreiben und verſiegelt bei ſich finden zu laſſen, ſo gewinnt er dadurch ein Vorrecht auf die Autorſchaft! Immer dieſelbe leichtſinnige Grauſamkeit gegen Dichter! Man entrüſtet ſich über den Frevel, der an Taſſo begangen wurde; und man iſt wahrhaftig heutiges Tages, auch ohne Herzog zu ſein, mit einem viel geringeren Grunde zufrieden, Jemand die Macht des Geiſtes abzuſprechen! Kurz, die Mittelmäßigkeit ſucht jederzeit ihre Rache gegen diejenigen, welche ſich hervorthun.

Der deutſche Waidmann und deſſen Preisaufgaben. Ich leſe ſeit länger denn einem Jahre regelmäßig eine deutſche Jagdzeitung, genannt „der deutſche Waidmann", welche von Hellrung in Hannover bei Hellwing herausgegeben wird, und kann jetzt nach einer ſo langen Probe dieſelbe als eine ihrem Zwecke vollkommen entſprechende, alſo gute Zeitung den Jagdfreunden empfehlen. Das iſt nichts Geringes; denn ſolche Blätter vergreifen ſich leicht im Tone und werden entweder ungenießbar techniſch oder oberflächlich ſchöngeiſtig. Ich erwähne des „deutſchen Waidmannes" jetzt, weil es manchem Leſer von Intereſſe ſein kann zu erfahren: daß er den Termin für Einſendung von Preisarbeiten bis zum 15. November verſchoben hat. Der Preisaufgaben ſind zwei: Kompoſition eines Jagdliedes, und eine Jagdnovelle. Die Manuſcripte ſind an die Hellwing'ſche Buchhandlung nach Hannover zu ſenden.

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode № 3.**

№ 3. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1843.

Moden.

In Deutſchland bildet man Vereine gegen Kleiderpracht, und von Frankreich aus berichten die Modejournale, daß eine entſchiedene Richtung für das Einfachere ſich geltend mache. Es war wohl vorauszuſehen, daß dem bis zur Spitze geſteigerten Luxus des vorigen Winters und der überladenen Pracht der jetzigen Mode eine entgegengeſetzte Wendung raſch bevorſtände. Der gute Geſchmack kann nur übergangsweiſe einer ſo unſchönen Ueberladung huldigen, und der künſtleriſche Sinn unſerer Zeit, ſowie ihre praktiſche Bildung wird dieſer übertriebenen Kleiderpracht natürlicher entgegenwirken, als es je Verein oder Geſetz bewerkſtelligen können, da dieſe ſtets das eigenſte Schaffen der Mode in der perſönlich bildenden Freiheit beeinträchtigen würden. Weit entfernt, zu behaupten, daß ſchon jetzt die hier und dort ſich zeigende Einfachheit Typus der Wintermoden ſei, ſo iſt doch die größere Bevorzugung von wollenen Stoffen für Mittelkleider, die Vereinfachung der Kleiderbeſätze, ſo daß man ſelbſt ganz glatte Röcke trägt, und die oft wiederkehrende Weglaſſung von Feder und Blumenausputz auf den Hüten eine Vorbereitung zu der möglichen Wendung. Die wollenen Stoffe ſind wie die Seidenzeuge meiſt ſehr bunt, in türkiſchem, ſchottiſchem und meiſt geſtreiftem Druck, oder einfarbig mit abſtechendem Lüſtre. Zu einem einfachen *Morgenrock* oder *Peignoir* nimmt man gern ſolch' wollenen Lüſtre, Afghane oder ſchottiſchen Flanell. Dieſe Peignoirs haben den gewöhnlichen Schnitt, nämlich wie ein weiter, vorn offener Ueberrock, mit einem faltigen Leibe, über der Bruſt willkürlich geſchloſſen oder offen ſtehend, und mit gleichweiten langen Aermeln wie an einem Männerſchlafrock, auch mit Aufſchlägen. Dieſe Aufſchläge, ſowie ein ziemlich großer Umſchlagkragen von Sammt oder Plüſch ſind meiſt der einzige Ausputz dieſer Morgenkleider. Ein ganz einfaches weißes Jaconetkleid ohne allen Beſatz, mit langen Puffenärmeln und einem hohen Faltenleibe, der um den Hals mit einem kleinen Pliſéſtreifen ſchließt, trägt man darunter. Natürlich hat man dieſe Morgenkleider in demſelben Schnitt reicher von carrirtem bourre de soie oder von velours-peluche, mit bunter Seide gefüttert und am Rande ringsum mit einer ſchmalen Poſamentirarbeit beſetzt. Zu den einfachen Morgentoiletten trägt man viel geſtickte Batiſt-Linon-*Hauben* mit einer Art Rüche um das Geſicht, in der Art, wie das beiliegende Modekupfer Nr. 6 einige Modells zeigt. Elegantere Morgenhauben ſind von Spitzen gemacht, mit Band ausgeputzt, ja oft auch um den Kopfanſatz mit einzelnen Blumen verziert. Alle Hauben und Aufſätze ſtehen auf der Höhe des Kopfes und gehen weit nach dem Geſichte zu, ſo daß ſie den Querſcheitel des Haares decken.

Zu *Haustoiletten* verwendet man ebenfalls den Caméléon-Afghan als Ueberrockkleid mit glattem Leib und Bruſtklappen, mit engen, langen Aermeln und Ueberärmeln, oder mit halbweiten Aermeln, und macht

einen Ausputz von abſtechendem Sammt darauf. Auch den caschmir d'Écosse trägt man viel im Hauſe. Dieſem gibt man gern den halbhohen Kleiderſchnitt, und zwar mit einem leicht gefältelten Leibe, den ein ſchmales Bändchen um den Hals ſchließt. Sehr oft haben dieſe türkiſch-bunten Kleider gar keinen Ausputz auf dem Rocke, ſind ſie aber verziert, ſo bleiben für die geſtreiften und gegitterten die Schrägen, für die vollgemuſterten die Falbeln verwendet Pelerinen ſind zu ſolchen Mittelkleidern ſehr beliebt, jedoch ſo, daß ſie die Büſte eng umſchließen. Man macht ſie daher aus vier Theilen, zwei hinten und zwei vorn, auf der Achſel mit einer Bogennaht zuſammenſtoßend, welche die Schwingung des Nackens gut abzeichnet und keine Falte über der Armkugel gibt. Sie ſind meiſt mit ſchmalen Schrägen oder Knöpfen verziert. Elegantere Hauskleider ſind von einfachem Pékin, Caméléon, oder bunt geſtreift; perlgrau, lila, lichtgrün und Modefarbe ſind wohl die ſich am öfterſten wiederholenden Schattirungen; im Allgemeinen trägt man alle Farben. Die glatten, anſchließenden Taillen mit abgerundeter Schneppe ſind für alle Kleider paßlich und viel getragen. Die Röcke ſind immer ſehr weit und hinten ſehr lang, für die Galakleider des Winters prophezeiht man die Schleppe und die ſehr lange und ſpitze Schneppentaille wie zu Louis XV. Zeiten. Seidene Hauskleider garnirt man meiſtentheils, entweder vorn herauf mit doppelten Aufſchlägen, die unten breit ſind und oben ſchmal zulaufen, und mit Gorl beſetzt ſind. Die Bruſt muß dann entſprechende Klappen haben oder rings um den Rock mit drei Puffen à la vieille gezogen ſein, oder auch mit einer nicht ſehr weiten, aber wie die halbe Rocklänge breiten Falbel beſetzt werden. Das Haar trägt man im Hauſe ſehr einfach. Das lange Haar hinten halbhoch gebunden und in ein Neſt gelegt, und mit den untern Enden eine offene Puffe in Mitte des Neſtes gebildet. Oder man ſchlägt den dichtgeflochtenen Zopf wie einen Kranz über die Höhe des Kopfes. Das Stirnhaar wird entweder in viele leichte engliſche Locken gekraußt, oder auch nur zu drei ſehr dicken und langen Locken an jeder Seite gedreht. Aber ſo allgemein wie die Locken iſt auch der glatte oder noch mehr der gehobene Scheitel herrſchend. Den bei Blondinen insbeſondere ſo beliebten welligen Scheitel erzeugt man, wie bekannt, am leichteſten dadurch, daß man Abends das Haar ganz derb einflicht, nachdem man es vorher befeuchtet hat. Schwarze Filet-Halbhandſchuhe (mitaines) liebt man im Hauſe ſehr und trägt ſie ſelbſt zu langen Aermeln viel, doch ſind ſie für nicht ſchöne Hände arg verrätheriſch, dafür vortheilhafter ſind die Handſchuhe von ſchwarzem Sammt, an der Seite mit Gold geſchnürt.

Zum Stadtanzuge zieht man über die eben beſchriebenen Hauskleider entweder eine warme Hülle, wie z. B. der ſchwarze Zugmantel unſeres heutigen Modebildes Nr. 7, oder einen Mantelet von Flanell, oder man ſchlingt einen großen reichen Shawl um. Auf das Haar ſetzt man vielleicht einen grünen Sammthut mit in derſelben Farbe ſchattirten Federſpitzen, quer über dem Kopfanſatz garnirt. Oder man wählt einen tief-blau caméléon Sammthut, mit einzelnen vollen Roſen verziert. Die Hausſchuhe werden durch Stiefelchen erſetzt, die genau mit der Farbe des Kleides harmoniren müſſen, um den Fuß recht vortheilhaft zu zeigen.

Größere Toilette verlangt nun ſchon ein Viſitengang. Dabei zeigen die Pariſerinnen ein Kleid von Pékin Protée oder Pékin royal, das iſt ein buntgeſtreifter Pékin mit Moorſtreifen, und an den Streifen mit einer Zackenkette gemuſtert. Ein ſchönes Kleid dieſer Art hatte grüne Moorſtreifen zwiſchen ſchwarzen Pékinſtreifen, mit feuerrothen Zäckchen gerändert. Ein anderer für dieſen Zweck beliebter Stoff iſt der Caméléon-Singapour, ein mehrfacher Lüſtreſtoff mit brochirten Ranken, oder der Alcyonne, ſchottiſch und caméléon, brochirt und glatt gemuſtert. Das elegantere Kleid verlangt natürlich auch einen geputzteren Hut, und man würde dazu vorſchlagen einen Sammthut mit einem geſprenkelten Paradiesvogel, zwiſchen zwei Bandkronen angebracht, oder einen weißen ungeriſſenen Sammthut, mit Straußfederſpitzen garnirt, und der mit weißer Blonde verziert wäre. Ein Mantelet von violettem Sammt, mit Poſamentierarbeit beſetzt, würde den Anzug vollenden. Im Wagen wirft man über das Ganze einen Lochleven von ſchottiſchem Tartan, oder ein Yacht Victoria von buntem Flanell. Beides ſind ein paar ſehr breite Echarpen oder eine Art Plaid, die leicht den ganzen Oberkörper einhüllen. Wenn man ſchon jetzt neue Putzhüllen zeigt, deren Form allerdings ſehr den vorjährigen Sorties du théâtre ähnlich ſcheinen, ſo hegt man bei der noch ſehr frühen Jahreszeit einige Zweifel, ob dies auch wirklich der diesjährige neue Schnitt werden wird. Sicher iſt aber, daß Pelzwerk wieder ſehr elegant ſein wird, ſelbſt zum Kleiderausputz.

Eriloniſirte Zeuge, insbeſondere ſolcher Flanell, bleibt zu dem ſehr viel weniger geſteiften Unterzug doch unerläßlich. Auch zu Schnürleibchen ſchlägt man Flanell vor. Dies ſcheint jedoch nicht ſehr thunlich. Schnürleibchen macht man jetzt meiſt ohne Achſelbän-

der, und oben neben dem Blankſchnitt ſetzt man zu beiden Seiten elaſtiſche Stückchen ein, die der Bewegung der Bruſt volle Bequemlichkeit geben ſollen. Auch Halbſchnürleibchen, nur bis in die Taille gehend, rühmt man ſehr in Paris. J.

Feuilleton.

* Ein Feuilletoniſt lieſt kein Buch, ohne zugleich an ſein Publikum zu denken; er hat immer die Feder in der Hand zu einer Notiz; er correſpondirt auf tauſend kleinen Blättchen Jahr aus, Jahr ein mit ſeinen Leſern über die verſchiedenſten Gegenſtände. Ich führe dies nur an, um aus Jean Paul's „Siebenkäs", den ich wieder einmal zu meiner Erholung leſe, folgende Stelle abzuſchreiben: „Der Ehemann ſollte mehr den Liebhaber und dieſer mehr jenen ſpielen. Es iſt nicht zu beſchreiben, welchen mildernden Einfluß kleine Höflichkeiten und unſchuldige Schmeicheleien gerade auf die Perſonen haben, die ſonſt keine erwarten und erlangen, auf die Gattinnen, Schweſtern, Verwandte, ſogar wenn ſie Höflichkeit für Das halten, was ſie iſt. Dieſe erweichende Pomade für unſere rauhen, zerſprungenen Lippen ſollten wir den ganzen Tag auflegen, wenn wir nur drei Wörter reden, und eine ähnliche Handpomade ſollten wir im Handeln haben. Ich halte, hoff' ich, meinen Vorſatz, keiner Frau zu ſchmeicheln, und ſogar meiner eignen nicht; aber 4½ Monate nach der Kopulation fang' ich an, ihr zu ſchmeicheln und fahre fort mein Lebelang." Dieſe Worte, für Deutſche geſchrieben, ſollten ſich deutſche Liebhaber und Eheleute auch vorzugsweiſe einprägen, denn in keinem Lande nimmt Amor wohl ſo viel peinliche Rückſichten, und trägt Hymen dagegen ein ſo ſchlotteriges Negligé, als in unſerm geliebten Vaterlande. Vielleicht kommen wir nächſtens ausführlicher auf dieſes Thema zurück.

* Ein ſehr hübſches Beiſpiel von der Schlauheit des Fuchſes iſt folgendes, für deſſen Wahrheit gebürgt werden kann. Eines Tages befindet ſich der Förſter N. bei D. im Walde; da bemerkt er einen Fuchs, der ſich vorſichtig umſieht und den Kopf nach allen Seiten wendet, ohne, wegen des Windes, die Witterung des Jägers zu bekommen. Dieſer vermuthet einen klugen Streich Reineckes und beſchließt, hinter einem Baume verborgen, ihn zu beobachten. Jetzt ſpringt der Fuchs mehrere Male auf den ziemlich hohen Stumpf einer gefällten Tanne; darauf begibt er ſich eilig hinweg. Nicht lange nachher kommt er, einen ziemlich großen Baumaſt im Maule tragend, zurück und ſpringt mit dieſem auf den Stumpf, was ihm freilich einige Mühe zu machen ſcheint, aber doch gelingt. Nun buckt er ſich lauſchend hinter dem Tannenſtumpf zuſammen. Wenige Minuten vergehen, da erſcheint eine Sau mit mehreren Friſchlingen. Der Fuchs verhält ſich ruhig, ſobald aber eins von den Kleinen dem Baumſtumpf nahe kommt, ſpringt Reinecke hervor, packt es raſch und ſpringt mit der Beute auf jenen hinauf, wo er vor der Verfolgung der Sau in Sicherheit iſt. Jetzt wird es dem beobachtenden Jäger klar, was der Fuchs vorhin mit dem Aſt im Maule beabſichtigt; er hatte nämlich prüfen wollen, ob er mit einer Laſt, wie die eines Friſchlings, würde im Stande ſein, ſich auf den Baumſtumpf hinan zu retten.

* Wie noch heutzutage der Volksunterricht in Frankreich beſchaffen iſt, erſieht man aus einer Notiz, welche kürzlich das Journal „le Rhone" mittheilte. In dem Arrondiſſement von Charolles (Saone und Loire) exiſtirt eine Gemeinde, in welcher eine einzige Perſon gegenwärtig leſen und ſchreiben kann. Der Maire verſtand bisher dieſe Kunſt noch allein, erregte aber dadurch eine ſolche Oppoſition gegen ſeine Perſon, daß man ihn als Ariſtokraten verſchrie und bei der letzten Wahl aus ſeiner Stellung verdrängte. Man wählte dafür einen würdigeren, einen ächten Volksmann, der ebenfalls des Schreibens und Leſens nicht mächtig iſt. Wahrlich, man iſt verſucht, an die Schwarzkünſtler und Hexenmeiſter des Mittelalters zu denken, welche verbrannt wurden, weil ſie — mehr als Andere gedacht hatten. Die benannte Gemeinde befindet ſich nun indeſſen in großer Verlegenheit, weil ſie Niemanden hat, der ihre Geburts-, Tauf- und Todtenregiſter führen kann, und ſo wird ſie ſich wohl entſchließen müſſen, wie einſt der Convent, daß es einen Gott gebe, zu decretiren, daß eine Schreib- und Leſekunſt einigermaßen nöthig ſei. Die Sache wäre komiſch genug, wenn ſie nicht

einen gar ſo ernſten Hintergrund hätte. Paris und dieſe Gemeinde — welch' ein furchtbarer Contraſt!

* London hat (außer ſeiner Nachtwächterarmee von zwölftauſend Mann) eine Polizei, welche im vergangenen Jahre über eine Million Thaler (195,759 Pf. St.) gekoſtet hat. Ihr Perſonal bilden 20 Oberaufſeher mit 200 bis 600 Pf. St. Gehalt, 110 Inſpectoren mit 50 bis 400 Pf. St. Gehalt, 465 Sergeanten, deren jeder 60 bis 80 Pf., und 3790 Conſtabler, von denen der Mann 44 bis 81 Pf. St. jährlichen Gehalt bezieht. Außerdem empfängt Jeder freie Dienſtbekleidung und Heizung, wöchentlich 40 Pf. Steinkohlen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier nur Diejenigen gezählt ſind, welche nicht allein Polizeibeamte *ſind*, ſondern auch *heißen*. Jeder Staat braucht, ſo lange die Menſchen die unzähligen großen und kleinen Janustempel ihrer Fallen und Schlingen und Netze *offen* haben, ebenſo wie die Journaliſtik, ſeine anonymen und pſeudonymen Officianten, welche im Verborgenen für die Wohl- und Wehefahrt der Menſchheit Sorge tragen helfen.

* Der vor nicht langer Zeit verſtorbene Herzog von Suſſex war ein großer Gourmand im — Cigarrenrauchen. Sein nachgelaſſener Cigarrenvorrath wurde mit *vierzehnhundert* Pfund Sterling verkauft. Von der ausgezeichnetſten Sorte bezahlte man für eine Kiſte zu tauſend Stück 250 Pfund Sterling. Der Herzog ließ ſich von den feinſten Blättern der beſten Jahrgänge die allerfeinſten in Havannah ausleſen und zu Cigarren verarbeiten. Mehrere Kiſten waren 30 Jahre alt.

* Das Jahr 1666 war für London, was für Hamburg das Jahr 1842 geweſen. Am 13. September brach eine große Feuersbrunſt aus und richtete eine furchtbare Verwüſtung an. Der Brand währte drei Tage lang, während welcher neunundneunzig Kirchen, unter ihnen die große Kathedrale, das Rathhaus und 13,200 Privatwohnungen, die ſechzig Straßen bildeten, ferner ſechsundzwanzig Magazine und eine beträchtliche Anzahl Bibliotheken, Schulen, Hoſpitäler und prächtige Paläſte zerſtört wurden. Auf der Stelle, wo das Feuer ausgekommen, errichtete man eine Gedächtnißſäule von achtundachtzig Fuß Höhe und neunzehn Fuß ſechs Zoll breiten Umfang im Geviert. Die Hauptfaçade iſt mit einem Basrelief in Marmor geſchmückt, auf der einen Seite iſt die Feuersbrunſt, auf der andern der neue Bau dargeſtellt. Außerdem ſind verſchiedene Figuren angebracht, unter denen König Karl der Zweite, dem man den Plan zum Wiederaufbau der Stadt überreicht, abgebildet iſt. Am Soccus ſind vier Salamander eingehauen; oben ſteht eine große bronzene Vaſe, aus welcher ſich Flammen erheben.

* In einem *ſchwediſchen* Romane der neuſten Zeit beginnt das erſte Kapitel mit einem Motto aus Goethe's Fauſt, und zwar mit den Verſen, die der Erdgeiſt ſpricht:

„Du flehſt erathmend mich zu ſchaun,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu ſehn;
Mich neigt dein mächtig Seelenflehn,
Da bin ich" u. ſ. w.

Als einfache Unterſchrift ſetzte der Verfaſſer darunter: Deutſches Lied. Der deutſche Ueberſetzer nun, der die Verſe nicht als Goethe'ſche erkannt hatte, gab die ſchwediſche Uebertragung auf folgende, in Vergleich zu dem Original höchſt ſpaßhafte Weiſe wieder:

„Du bitteſt und du wünſcheſt, du hegeſt das Verlangen,
Zu hören meine Stimme, mein Angeſicht zu ſehn,
Ich bin dir gern zu Willen, du rühreſt mir die Seele,
Hier bin ich" u. ſ. w.

Was kann nicht Alles aus einem Dichter gemacht werden, wenn man ihn ein paarmal hin und her überſetzt.

* Im vergangenen Monat empfing die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften „die Ankündigung eines Mittels *gegen das Durchgehen der Pferde*." Dieſes Mittel beſteht nämlich darin, an dem Geſchirr eine Vorrichtung anzubringen, wodurch den Pferden plötzlich die Augen bedeckt werden können. Der Mann, welcher ſeine Erfindung für neu ausgibt, hätte ihre Anwendung, welche ſich allerdings bewährt, ſchon vor mehreren Jahren in Deutſchland ſehen können. Wir ſelbſt hatten vergangenes Jahr Gelegenheit, uns in einem böhmiſchen Badeorte von der Wirkſamkeit jenes Mittels zu überzeugen. Die Pferde, welche ſich in vollem Lauf auf einmal im Dunkeln fühlten, blieben augenblicklich ſtehen, und der Kutſcher gewann ſo Zeit, ſie zu beruhigen.

* Als ſich bei der neulichen griechiſchen Revolution der König Otto plötzlich von ſeinen „getreuen Unterthanen" umringt ſah, glaubte er Anfangs, man wäre gekommen, ihn zu ſeinem Geburtstage zu beglückwünſchen. Sein erſter Ausruf war ein freudiger. So verſichern Privatbriefe. Nun, Hellas conſtitutionelle Wiedergeburt iſt es werth, daß einmal des Königs Geburtstag ungefeiert bleibt. Bei ſeinem künftigen wird man ſich, wenn es Gott und die Griechen wollen, um ſo freudiger des doppelten Geburtsfeſtes erinnern.

* Auch in Amerika wird den Deutſchen angerathen, ſie möchten ihre jetzige Tracht

ablegen und ſich wieder naturgemäßer und nationeller kleiden. Die in Philadelphia erſcheinende deutſche Zeitung: „Alte und neue Welt", welche Weſſelhöft verlegt und redigirt, enthält folgende bittere Verſe, die freilich etwas nach amerikaniſcher Journaliſtik ſchmecken:

O Hermann, blicke nicht auf deine Söhne nieder!
Statt Bärenfelle tragen ſie jetzt Mieder,
Lünetten, Knotenſtöcke
Und langgeſchwänzte Röcke;
Und Zwickelbärte und Meduſenköpfe
Sind Zier und Schmuck der deutſchen Tröpfe.
Drum blicke nicht auf deine Söhne nieder,
Du findeſt Gecken nur, nicht Männer wieder.

* Wohl in keinem Lande der civiliſirten Welt glaubt das Volk zuverſichtlicher an Wunder und übernatürliche Kräfte, an Geiſter und Geſpenſter, Elfen, Feen, Kobolde u. ſ. w., als in dem grünen Irland. Paddy iſt von der Exiſtenz und Thätigkeit der „guten Leute" (good people) ſo lebhaft überzeugt, daß er ſich leicht ſelbſt ein Mährchen einlügt, welches ihm begegnet ſein ſoll. Ganz beſonders neigen ſich die Eingebornen des „Königreiches" Kerry, der Heimath O'Connell's, vermöge ihrer lebhaften Phantaſie zu jenem Wunderglauben hin und wiſſen die ſeltſamſten Geſchichten zu erzählen. Kohl in ſeinem bereits in der vorigen Nummer dieſer Blätter angeführten Reiſewerke erzählt mehrere charakteriſtiſche Beiſpiele, und hebt vorzüglich den Umſtand hervor, daß in Irland die Leute Alles ſelbſt erfahren und mit eigenen Augen geſchaut haben. Die Armen! Es iſt, als ob ſie, je mehr man ihnen vom Glauben an die Menſchen raubt, nicht wüßten, wem ſie denſelben zuwenden ſollten, und ſich nun unſichtbare hülfreiche Mächte geſchaffen hätten, um dem Bedürfniſſe ihres guten Herzens zu genügen. Man muß über ihren Aberglauben lächeln, aber man kann es nicht ohne eine gewiſſe wehmüthige Rührung. „Euer Ehren", ſchreibt Kohl, „wollen unſere Feengeſchichten nicht glauben!" ſagte einer meiner Reiſegefährten zu mir, als ich zu ſeinen Erzählungen den Kopf ſchüttelte, „aber ich wette darauf, hier ſind Viele unter uns, die an ſich ſelbſt das Wunderbarſte erfahren haben, das faſt unglaublich klingt, und das man doch glauben muß, weil es ein ſimples, unbeſtrittenes Factum iſt. Ich will Ihnen hier gleich einen vorführen." Er nahm einen der etwas bei Seite Stehenden an den Arm und führte ihn in die Mitte des Kreiſes. „Sehen Sie, dies iſt Tom O'Sullivan, der Sohn von Patrik O'Sullivan, dem Sohne von Phelin Fad. Dieſer, mein Freund, iſt jetzt einer unſerer beſten Dudelſackpfeifer in Kerry. Und doch hat er bis in ſein dreißigſtes Jahr nicht einen Dudelſack mit ſeinem Munde berührt. Es ereignete ſich aber, daß er einſt auf einer Wanderung durchs Gebirge ſich müde auf einem Platze niederlegte und daſelbſt einſchlief, ohne zu wiſſen, daß dieſer Platz ein den „guten Leuten" geheiligter war, wie es deren viele in unſerm Lande gibt. Im Schlafe nun erſchienen ihm die Feen, und ſpielten ihm auf einem Dudelſacke die ſchönſten Melodien von der Welt vor, und legten dann den Dudelſack bei ihm nieder. Als er aufwachte, griff er um ſich ins Gras und fand daſelbſt in der That einen ſchönen Dudelſack, den er jetzt mit ſich nahm. Er probirte ihn zu ſpielen, und ſiehe da! er konnte alle die ſchönen Arien, welche ihm die Feen im Traume vorgeſpielt hatten, ganz von ſelbſt und ohne alle Schwierigkeit nachahmen, und ſeit der Zeit iſt er nun, wie geſagt, der beſte Dudelſackpfeifer in unſerer Gegend. Das iſt ein Factum, Euer Ehren! Iſt es nicht ſo, Tom?" „Iſt das ſo, Tom?" fragte ich den Muſiker. „Ja, gerade ſo iſt es, Euer Ehren. Und recht hübſche Leutchen waren es, die es mich lehrten. Und obgleich es jetzt ſchon dreißig Jahre her iſt, daß ſie mir den Dudelſack gaben, ſo beſitze ich ihn doch noch immer, und es ſpielt ſich noch immer ſo gut darauf, wie zu Anfang." Wie zartfühlend der „derbe" und nicht ſelten grob genannte Paddy ſein könne, beweiſt die Sage von der Prinzeſſin, welche dem königlichen Fluſſe Shannon den Namen gab, und beſonders die Schlußwendung. Vor Alters ſei nämlich eine Prinzeſſin geweſen, eine geborene Königstochter von Munſter, und auch in Bezug auf Schönheit und Tugend eine Königin unter den Töchtern des Landes. Dieſelbe habe ſich einſt an einem einſamen Orte im Shannon gebadet und ſei dabei von Männern überraſcht worden. Darüber ſei ihr zartes, jungfräuliches Geſicht von ſolchem Schrecken und Entſetzen ergriffen worden, daß ſie augenblicklich ins Waſſer geſunken und unter den Wellen verſchwunden ſei. „Noch ehe Schaamröthe in ihre Wangen treten konnte, verſchwand ſie unter den Wellen." Dieſes Ausdrucks bediente ſich der Erzähler, und die Umſtehenden wiederholten: „Noch ehe Schaamröthe in ihre Wangen treten konnte! — hübſch! hübſch!" Ihrem Andenken zu Ehren erhielt dann der Shannon ihren etwas veränderten Namen.

* Eine wahrhaft ausgezeichnete Erſcheinung in der neuſten franzöſiſchen Literatur, auf die wir unſere Leſer aufmerkſam machen, iſt das bei E. Fleiſcher in einer Ueberſetzung erſchienene Buch von H. Lauvergne (Oberarzt der Marine und des Hospitals am Bagno zu Toulon): „Die letzten Stunden und der Tod in

allen Claſſen der Geſellſchaft, aus den Geſichtspunkten der Humanität, der Phyſiologie und der Religion." Mit ebenſo viel ſcharſem, als poetiſch-tiefem Sinne hat der Verfaſſer gleichſam den Quellen des Todes nachgeſpürt, und in den uns vorliegenden reichhaltigen Bänden gibt er die Reſultate ſeiner langjährigen Erfahrung. Niemand wird ohne das lebhafteſte Intereſſe den Beobachtungen Lauvergne's folgen und ohne wichtige Aufſchlüſſe über — das Leben bleiben. Im Tode iſt das Leben enthalten, haben wir ſchon an einem andern Orte geſagt, dieſes iſt ein verſchloſſenes Gefäß, jenes der Schlüſſel dazu. Shakſpeare ſagt: Beachtet wird das Leben erſt zuletzt. Folgende Schilderung mag zugleich die meiſterhafte Darſtellungsweiſe des Verfaſſers beurkunden. „Das Antlitz des Soldaten, der auf dem Schlachtfelde ſtirbt, drückt die verſchiedenen Zuſtände aus, in welchen ſich ſeine Seele befand, bevor er ſeinen letzten Seufzer ausſtieß. Meiſtens erſchöpft die Wirkung der Schußwunden, die nach längerem oder kürzerem Todeskampfe das Leben rauben, die Nerventhätigkeit unter den ſchrecklichſten Qualen. Man lieſt ohne Mühe in den Zügen derer, die den Boden mit ihrem Blute düngen, wie viel ſie gelitten haben, wie ſehr auf ihnen das Leben laſtete, das ſich gewaltſam vom Körper ablöſen wollte. Noch ſtärker malt ſich dies in den Zügen der Todten, wenn die Schlacht gegen einen ſchon früher ſiegreichen Feind abermals verloren wurde und wenn die Beſiegten mit dem Vorgefühl der Niederlage den letzten verzweifelten Widerſtand leiſteten. Unſere in den Eisfeldern des Nordens hingeopferten Phalangen, die mehr noch gegen die mörderiſche Kälte, als gegen die ruſſiſchen Kugeln ankämpften, trugen dieſe ſchmerzhafte Verfallenheit der Züge im höchſten Grade an ſich. Ein Beobachter, der auf dem Schlachtfelde durch die einander gegenüber geſtandenen Reihen gegangen wäre, hätte an dem bloßen Ausſehen der todten Krieger die ſiegreiche Partei errathen können. Doctor Larrey, dieſer gute Schutzengel aller Soldaten des Kaiſerreichs, hat mir oft von dieſem ausdrucksvollen Todeskampfe erzählt, in dem er der helfende und tröſtende Arzt war, und von dem er zugleich Gemälde lieferte, die einmal einen künftigen Homer unſerer Iliade begeiſtern können. Wenn der Schuß die Eingeweide zerriſſen hat, ſo nimmt der phyſiſche Ausdruck des Todes die düſterſte Färbung an, die ſich nur denken läßt. Unterleibswunden entſtellen plötzlich die Züge, machen das Feuer des Blickes erlöſchen und das Geſicht lang durch die Erſchlaffung ſeiner Muskeln, und die Haut nimmt eine braungelbe Farbe an. Tödtliche Wunden durch ſtechende Waffen, wie Dolch, Degen, Bayonnet, ziehen die Geſtalt auf krampfhafte und leidenſchaftliche Weiſe zuſammen. Dies begreift ſich, wenn man ſich lebhaft vorſtellt, wie bei einem Handgemenge, wo Mann auf Mann losgeht, der Trieb zum Widerſtande, der unſere Kräfte verdoppelt, die Seele in die höchſte Aufregung verſetzt und in ihr die Kampfbegierde anfacht. In dieſem Zuſtande, wo Körper und Seele die höchſten Anſtrengungen machen, ſtirbt der Unterliegende ganz und auf einmal, das Leben entflieht wie ein Blitz, und deshalb bleibt der trotzige und kräftige Ausdruck des Geſichts, womit der Todte ſeinen Gegner bedroht hatte, ganz unverändert. Die Seele hat ihre Wohnung ſo ſchnell verlaſſen, daß ſie nicht Zeit hatte, die einzelnen Theile derſelben vorher in Unordnung zu bringen, und ſo findet man das Gebäude noch in ſeiner ganzen lebendigen und regelmäßigen Pracht; nur der geheimnißvolle Bewohner fehlt; er iſt für immer davongegangen." Sehr charakteriſtiſch iſt, was Lauvergne von den Seeleuten ſeines Vaterlandes ſagt: „Matroſen aus dem nördlichen Frankreich beobachten ein dumpfes Schweigen und beharren in einer gänzlichen Unthätigkeit; manche wollen die ewige Ruhe im betäubten Schlaf erwarten, ſie ſchleichen ſich nach den Wein- und Rumfäſſern und ſaufen ſich voll bis zur Bewußtloſigkeit. Der Matroſe aus dem Süden dagegen, voll von ſeinem heiligen Glauben und Aberglauben, wie er ihn noch aus der Kinderzeit her in ſich erhalten hat, nimmt ſeine Zuflucht weit ſeltener, als ſein Kamerad aus dem Norden, zur Betäubung durch Branntwein, ſondern er weint und betet zur Jungfrau mit der Naivetät und dem Vertrauen eines feſten Gläubigen. Er thut der Madonna ein Gelübde, und kommt er davon, ſo wird er in der Heimath zu einer der vielen Kapellen, die auf den Bergebirgen der Provence ſtehen, pilgern, daſelbſt Kerzen anzünden, baarfuß die Meſſe hören und ſein ex voto am Altar aufhängen, wobei er es niemals an dem Gemälde fehlen läßt, das eine Jungfrau in den Wolken darſtellt, die ihm während des Sturms erſchien, um ihm ſeine Rettung zu prophezeihen. Wer je einmal das prächtige Marſeille beſucht, wandere auch nach Notre Dame du bon Secours, er beſteige den Hügel in der frühen Morgendämmerung, um die erſte Meſſe zu hören, und wohl wird ihn eine fromme Rührung anwandeln, wenn er einen dem Schiffbruch glücklich entgangenen Matroſen erblickt, der ſich nun demüthig naht, um ein Blatt, mit ſeinem Unglücksleben bemalt, an die Mauern dieſer Baſilica aufzuhängen, die bereits mit manchen tauſend ſolcher, von der Jungfrau

gnädig abgewendeten Kataſtrophen tapeziert ſind.“

* Wer erklärt, fragt derſelbe Lauvergne, den wir eben ſprechen ließen, wer erklärt die Stimmung eines Mannes, der zwanzig Jahre lang über Tauſende den Tod die Looſe ſchütteln ſah, ohne das ſeinige zu finden, und nun eines Tages unter dem Zelte, entfernt vom Feinde, verkündet, daß es ihn heute treffen werde? Das Heldenepos des kaiſerlichen Frankreichs iſt reich an Beiſpielen dieſer Art. So erwacht in dem Kriege von 1813 der Marſchall Beſſières an dem Tage ſeines Todes mit der beſtimmten Ueberzeugung, daß es heute ſein letzter ſei. „Mich nimmt heute eine Kanonenkugel mit; nüchtern ſoll ſie mich nicht treffen.“ Er lieſt die Briefe ſeiner Frau noch einmal durch und wirft ſie dann ins Feuer. Eine Stunde darauf ſteigt der Kaiſer zu Pferde und Beſſières folgt ihm. Das blaſſe und traurige Ausſehen des Marſchalls fällt Jedem auf. Herr de Baudus, ſein Adjutant und Vertrauter, ſagt zu Denen, die es bemerkt haben: „Bekommen wir heute eine Schlacht, ſo wird der Marſchall getödtet.“ Das Treffen beginnt, und ſehr bald reißt eine Kugel den edlen Degen des Kaiſerreichs in zwei Stücken. Seine Uhr war ſtehen geblieben, ohne daß ſie auch nur berührt worden wäre. Wie Beſſières, ſo wußte auch Lannes ſeinen nahen Tod voraus. Als 1809 der Krieg mit Oeſtreich ausbrach, nahm Lannes von ſeiner Frau und ſeinen Kindern Abſchied mit der feſten Ueberzeugung, daß er ſie nicht wiederſehen werde. Am 22. Mai fand er auf dem Schlachtfelde von Eßlingen ſeinen Tod. — An dem Tage vor der Schlacht bei Marengo ſagte Deſaix zu ſeinem Adjutanten: „Es iſt lange her, daß ich in Europa keine Schlacht mitgemacht habe; die Kugeln kennen mich nicht mehr; heute begegnet mir gewiß etwas.“ Und am folgenden Tage lag Deſaix als Sieger auf dem Lorbeerbette. — Ebenſo warf ſich der General Laſalle in einer Nacht, wo er nicht ſchlafen konnte, mit der Vorahnung ſeines Todes herum. Es war vor der Schlacht bei Wagram. Er ſchrieb noch an demſelben Tage an Napoleon, um ihm ſeine Frau und ſeine Kinder zu empfehlen. Sonſt ein Mann wie von Eiſen, konnte er ſich jetzt der heftigſten Bewegung nicht erwehren, und äußerte unaufhörlich gegen ſeine Freunde: „Morgen bleibe ich.“ Und das Geſchick der Schlachten hielt Wort. — Vor der Schlacht bei Bautzen führte Duroc gegen den Kaiſer eine ganz beſondere Sprache, Napoleon konnte ihn nur halb beruhigen; ſelbſt abergläubig wie ein Corſe, wurde er von der Eröffnung, die ihm Duroc machte, betroffen. Während des Gefechts brachte man ihm die Nachricht, daß ſein Freund gefallen ſei, und die Augenzeugen erzählen, daß Napoleon ſich vor die Stirn geſchlagen und ausgerufen habe: „Meine Ahnungen trügen niemals!“

* Die Menſchen verfeinern ſich auch äußerlich immer mehr; dies hat die jetzige Leipziger Michaelismeſſe wieder bewieſen. Die feinen Tucharten und tuchartigen Stoffe ſind ſehr gut gegangen und gut bezahlt worden; dagegen haben die groben eine totale Niederlage erlitten. Niemand hat nach ihnen gefragt, und ſie müſſen nun wieder ihren Rückzug in die werdauer Winterquartiere antreten, wo bis auf beſſere Zeiten einige Schlachtfeſte weniger gehalten werden und die gelegentlichen fidelen Leichenſchmäuſe etwas magerer wie gewöhnlich ausfallen dürften. Das Mißverhältniß zwiſchen Fabrikation und Verbrauch hat ſich übrigens aufs Neue recht klar herausgeſtellt. Von 90 bis 100,000 Stücken Tuch iſt ungefähr die Hälfte abgeſetzt worden.

* Bekanntlich taucht, wenn auch nicht im wirklichen Meere, doch in dem Meere der Journaliſtik von Zeit zu Zeit die große fabelhafte Seeſchlange auf. Nun, Waſſer genug hat ſie da allerdings. Auch jetzt ſoll ſie ſich wieder an der norwegiſchen Küſte gezeigt und gleich einer Inſel zuſammengeknäult auf der Oberfläche des Waſſers gelegen haben, ſo daß vorüberfahrende Schiffer an ihr landen wollten. Es wird noch dahin kommen, daß man das Unthier gleichbedeutend mit „Puff“ gebraucht und eine journaliſtiſche Münchhauſeniade mit der Aufſchrift „große Seeſchlange“ bezeichnet.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 6. Pariſer Moden Damenmoden: Einzelne Schnitte; ein Chemiſette von Batiſt mit geſticktem Jabot und geſtickter Krauſe. Aermel von Mull mit Spitzeneinſatz. Morgenhauben von geſticktem Batiſt-Linon. Taille eines wollenen Hauskleides. Vordertheil eines Ballkleides von roſa Tarletan, mit Bandrüchen und Knoten ſind die Spitzen aufgeſetzt, das Unterkleid iſt von roſa Seide.

No. 7. Pariſer Moden. Damen- und Herrenmoden: Die Dame im Herbſtmantel von Atlas. Herren im Ueberziehrock und Twine.

Anzeiger. № 3.

URANIA.

Taſchenbuch auf das Jahr 1844.

Neue Folge. Sechſter Jahrgang.

Mit dem Bildniſſe Karl Förſter's.

8. Auf feinem Velinpapier. Eleg. kartonirt. 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Die Wellenbraut. Von K. Gutzkow. — II. Phyſiologie der Geſellſchaft. Von A. v. Sternberg. — III. Das Heimweh. Novelle von Jul. Moſen. — IV. Der Wilddieb. Von W. Alexis. — V. Nur keine Liebe. Novelle von Levin Schücking.

Von frühern Jahrgängen der Urania ſind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgeſetzten Preiſe** zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelaſſen werden. Von der neuen Folge koſten die Jahrgänge 1839 und 1840 jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brokhaus.

Bei **Wilh. Engelmann** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands und Oeſterreichs zu haben:

G. G. Gervinus,

Neuere Geſchichte der poetiſchen

National-Literatur der Deutſchen.

Erster Theil.

Von Gottſched's Zeiten bis zu Goethe's Jugend.

Zweite Auflage.

Gr. 8. Broſch. 3¼ Thlr.

Die ältere Literatur, 2 Theile, koſtet 5¾ Thlr.
Die Literatur des Mittelalters 2¾ Thlr.
Die neuere Literatur 2 Thle., 7¾ Thlr.

Das neueſte Werk der

Gräfin Hahn-Hahn

Cecil.

2 Bde. 8. eleg. geh. 4 Thlr.

iſt nunmehr erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Es nimmt dies **Buch** voll tiefer pſychologiſcher Wahrheit, voll treffendſter Charakterzeichnung, in ſchöner Sprache dem Leſer die feſſelnde Verknüpfung der Situationen vorführend, um ſo mehr einen erſten Platz in der Literatur ein, als jede Härte, die der Gräfin hin und wieder vorgeworfen, hier vermieden iſt und der wohlthuende Eindruck eines ſchön empfundenen Dichterwerkes durch nichts geſchmälert wird.

Gleichzeitig wird ausgegeben:

Emma von Niendorf

Aus der Gegenwart.

8. eleg. geh. 1 Thlr.

Dies geiſtreich geſchriebene Buch wird das Intereſſe der gebildeten Welt in hohem Grade auf ſich ziehen. Es enthält: Sommertage mit Clemens Brentano. — Ein berühmter Pilger. — Weihe der Mozartſtatue. — Das Kloſter der barmherzigen Schweſtern in München. — Doctor Strauß in Sontheim. — Kaulbach's Atelier. — Magneta's Seelenmärchen.

Thekla von Gumpert

Der kleine Maler und das Enkelkind.

Eine Erzählung für Kinder.

Mit Abbildungen. 8. eleg. geb. 1⅙ Thlr.

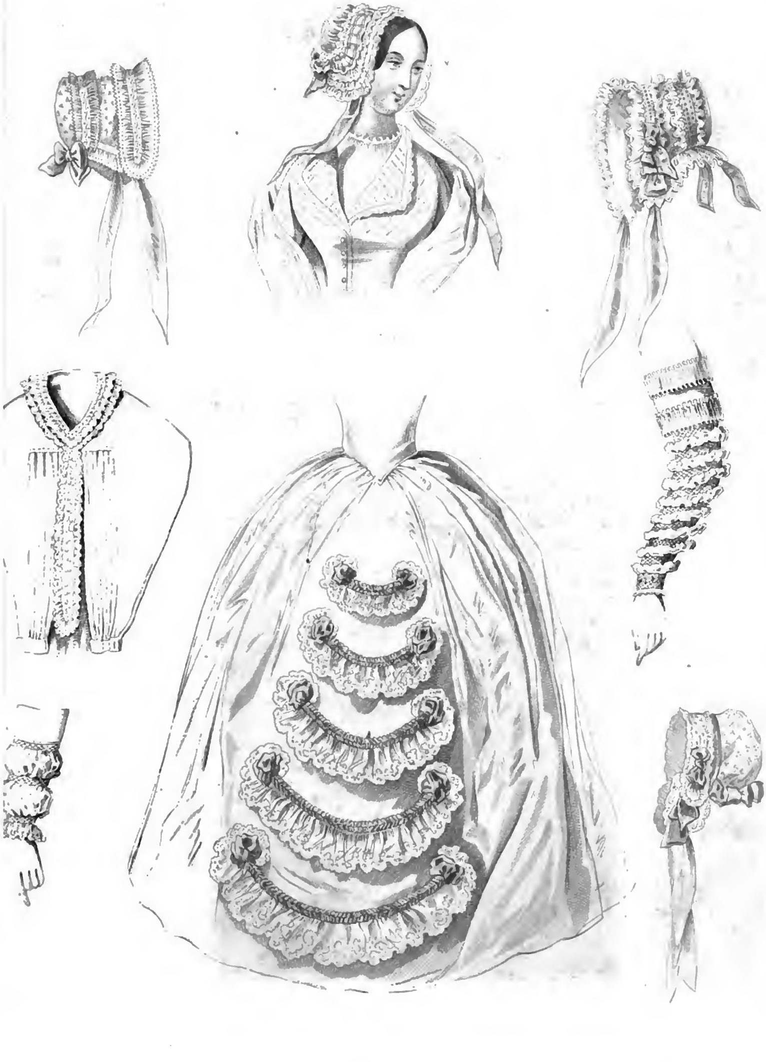
Die verſtorbene Dichterin Agnes Franz äußerte ſich über dieſe anziehende Schrift, die ihr im Manuſcripte vorgelegt wurde:

„Der Stoff iſt anziehend und muß die Theilnahme der kleinen Leſer bis ans Ende wach erhalten. Eltern und Lehrer werden es gern in der Kinder Händen ſehen, weil ein durchaus guter und frommer Geiſt durch daſſelbe weht, und ohne Abſicht zu verrathen, manch' gute Lehre darin niedergelegt iſt."

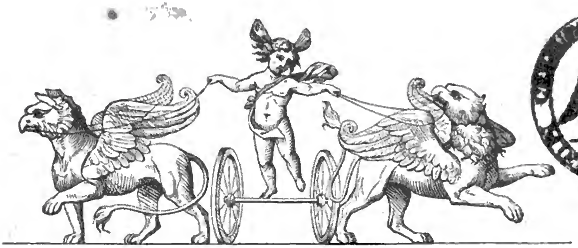
Berlin, den 2. October 1843.

Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

Red.: unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.



Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

25. October **№ 43.** 1843.

Ueberſicht: Sylvia, eine Novelle von Th. Mügge (Fortſetzung). — „Waldfräulein.“ — Saracḥaga's Broſchüre. — Nachrichten.

Sylvia.

Eine Novelle von Th. Mügge.

(Fortſetzung.)

4.

Am nächſten Tage hatte ſich Victor wirklich ſo weit erholt, daß er aufſtehen und am Nachmittage von ſeinem Diener in den Garten geführt werden konnte. Es war im Spätſommer, wo auf der norddeutſchen Ebene die Luft ſich durch Wind und Trockenheit von den Dünſten reinigt, und ein durchſichtig klarer, faſt italieniſch warmer Himmel, gewöhnlich tiefblau, oft Wochen lang über Wald und Felder hängt. Der Garten des Landhauſes, das dem Profeſſor gehörte, war ziemlich groß und parkartig eingerichtet. An der einen Seite bewegten hundertjährige Silberpappeln ihre glänzenden Blätter, Pinien und prächtige Buchen faßten einen Weg ein, der tief herabführte, die andere Hälfte war voll Obſtbäume der edelſten Art, deren gelbliches, ſonnenbeſtrahltes Laub eine Fülle von Früchten verbarg und vorſchimmern ließ. Hohe Gehege und Laubengänge von Wein ſperrten dem Nachbar die Einſicht von der Mittagsſeite. Ein gewürziger Duft zog unter den Bäumen hin, und längs des Hauſes liefen ſchöne große Blumenbeete in ziemlicher Ordnung mit Taxushecken eingefaßt, mit Georginen reich beſetzt, ein Gewimmel glänzender Farben, jener zarten Schmetterlinge der Pflanzenwelt, die nach kurzem wonnigen Leben die Flügel ſinken laſſen und ſterben.

Mit langſamen Schritten, auf ſeinen Stock geſtützt, ging der junge Mann zwiſchen den Bäumen hin und hörte den Worten des Dieners zu, der ihn zu unterhalten ſtrebte, indem er ihm erzählte, daß der alte Herr dieſe Blumen ſelbſt pflanze, dieſe Bäume ſelbſt verſchneide und vom frühen Morgen an hier umherhantire, wobei nicht ſelten Alles, was Hände habe, helfen müſſe, auch das ſchöne Fräulein, die mit den kleinen weißen Fingern Baſt

herbeibringe, die Flüchtlinge an den ſchirmenden Stützen befeſtige und hier ſogar ein Beet habe, das ihr ganz allein gehöre.

Aber das Beet iſt faſt leer, ſagte Victor, indem er dem Fingerzeig des Dieners folgte.

Der Menſch lächelte pfiffig und ſagte dann: Wo ſollten denn alle die ſchönen Blumenſträuße und Töpfe herkommen, die Fenſter und Tiſche bei uns einnehmen? Das liebe Fräulein hat ſie hier abgeſchnitten und das Zimmer damit ausgeſchmückt. Ich mußte ſie aufſtellen, während Sie ſchliefen, und heut wieder, denn ſie meinte, ein Kranker müſſe Blumen um ſich haben, an den ſchönen Farben richte ſich ſein Gemüth auf, und der Geruch ſtärke die Lebenskräfte.

O, Sylvia! ſagte Victor leiſe.

Es iſt ein ſonderbarer Name, meinte Franz lachend, und ſchüttelte den Kopf, ich hätte niemals geglaubt, daß ein vernünftiger Menſch ſo heißen könnte, aber ich weiß eigentlich auch nicht, wie ſie anders heißen ſollte, ſo freundlich, ſo gütig und ſo ſchön wie ſie iſt. Es würde keiner paſſen.

Was der Menſch in ſeiner Weiſe ſagte, drang tief in Victor's Gemüth. Er hätte auch keinen paſſendern Namen für ſie gewußt, keinen ſchöneren als den zarten, den ſie trug, deſſen Klang in ſeiner Bruſt einen Zauber erregte, als ſei es eine Beſchwörungsformel, die Geiſter wecke, welche nicht wieder gebunden werden konnten, hätte er Salomonis Siegel beſeſſen. Geſtern hatte er mit allem Muthe um ſeine Empfindungen Schranken gezogen, die er Grundſätze nannte, und ach! wie bald waren dieſe niedergeriſſen. Die Stunden waren ihm vergangen wie Minuten, Sylvia's ſüßes Geplauder dünkte ihm erfüllt von den erhabenſten, ſchönſten Gedanken, ihr Schweigen aber entzückte ihn noch mehr. Es entzückte ihn Alles, ihr Blick, ihr Lächeln, die Einfalt ihrer Worte, das Natürliche ihres Weſens, ihr Vertrauen, ihre Freude und ihr Ernſt, der zuweilen plötzlich hervortrat. War ſie gegangen, dann erwachte er und dachte nach und ſchalt ſich über ſeine geringe Stärke, kam ſie wieder, dann brach, was er ſich aufgebaut, ein einzig Wort, und jetzt ſah er ſuchend, bittend, unmuthig umher, ſie war nicht da und doch hatte ſie verſprochen bei ihm zu ſein. Er wollte ſie überraſchen, ſeine Seele ſpiegelte ſich in ihrer Freude, wenn ſie ihn hier fände; ſehnſüchtig Glück von Herz zu Herz, das iſt die Liebe.

Plötzlich hörte er Stimmen in einer Laube, die Bohnen und Winden mit zahlloſen Blüthen dicht umrankten. Sein Schritt wurde ſchneller, ſein Körper richtete ſich auf, er ließ den Diener los, die Röthe der Erwartung trat in ſeine Fibern. Da ſtand er dem Eingang gegenüber, ſah hinein, trat zurück, zog den Hut und ſetzte ſeinen Weg langſam fort. Es war der Profeſſor und ein alter Herr, die ſaßen beiſammen da drinnen, als er ſie aber flüchtig angeſehen und ſie ihn, kehrten ſie ihm den Rücken zu. Victor konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren, die alten Herren ſahen gar ſehr ſonderbar aus. Der Profeſſor zumal, der einen großen Rock von grünem verſchoſſenen Parkan angezogen, dazu trug er gelbe, enge Unterkleider und Schuhe, in denen ſeine mächtigen Füße ſteckten, welche er über's Kreuz gelegt hatte. Auf dem Tiſch lag ein Strohhut mit unmäßigen Krämpen, er ſelbſt ſaß mit ſeinem kahlen Haupt; dicht daneben aber ſchwänzelte die Perücke ſeines alten Freundes, welche auf einen Spazierſtock gepflanzt war, der im weichen Boden feſtſteckte, und ſo dünn und lang und knochig der Profeſſor war, ſo dick und gepolſtert und klein ſah ſein Freund aus. Schwarz war er von Kopf zu

Fuß, aber den Stock hatte er abgelegt und an eine der Latten in der Laube aufgehängt; vor den Herren ſtand eine Kaffeemaſchine und gefüllte Taſſen mit dem ſchönen ſtarken Getränk; daneben ein alterthümliches Käſtchen mit Tabak, und in den Händen hielten ſie die langen, feinen, weißen Thonpfeifen mit farbigen Spitzen, deren blauringelnde mächtige Wolken die wichtigen und tiefſinnigen Gedanken anzeigten, von deren Verfolg ſie aufgeſtört waren.

Siehſt du nun noch nicht ein, ſagte der Profeſſor nach einer langen Pauſe, was die ſogenannte Menſchlichkeit, das Mitgefühl, die Großmuth für Dummheiten ſind, deren Folgen auf den zurückfallen, welcher Narr genug iſt, ſie zu üben? Selbſt hier ſind wir nicht ſicher vor der Strafe. Hier hinkt der Kerl herein, ſtarrt uns an, lacht uns aus, und hat morgen nichts Eiligeres zu thun, als ſeinen ganzen Kreis mit Lügen und Verläumdungen zu unterhalten, ihr Gelächter, ihren Witz und Spott aufzuregen, das iſt ſein Dank für unſere Mühen und Entbehrungen. Und deswegen, ſagte der kleine dicke Herr, indem er Stahl und Stein vom Kaffeebrete nahm und Feuer ſchlug, deswegen kannſt du noch zornig werden? Wer wird ſich über etwas ärgern, das dem Menſchenvolk ſo nöthig iſt, wie Luft und Brod. Verläumdung, Lüge, nichtswürdige Schlechtigkeit, darin beſteht ja ihr ganzes Weſen, ſo im Kleinen wie im Großen, im Einzelnen wie im Ganzen. Wie könnte denn das Getriebe ſonſt dahin kommen, wo es iſt? Iſt es denn jemals anders geweſen? Sie haben ſich geplagt und geſchunden, gezwickt und gezwackt, belogen, betrogen, geknechtet, gemordet, ſo lange ſie da ſind. Das iſt ihre innerſte Natur, wer kann alſo von dem Geſindel beſſeres erwarten? Laß ihn gehen und gaffen, laß ihn lachen und verhöhnen, er thut ſeine Schuldigkeit, er lobt ſeinen Schöpfer, der ihn nicht beſſer gemacht hat. Dieſer ringelnde Ameiſenhaufen mit ſeinen beſtialiſchen Neigungen, mit ſeiner blinden Wuth und Gier nach Genuß und Beſitz mit allen ſeinen niederträchtigen Eigenſchaften und Launen, mit ſeinen lächerlichen Ueberhebungen von Hochmuth und Dünkel, ſeiner ekelhaften Demuth, ſeinen Thorheiten, die er Leidenſchaften nennt, iſt er denn nicht ſo tief verächtlich, daß man ſich nicht ärgern kann.

Wahr, wahr! rief der alte Mann mit leuchtenden Blicken, es iſt ein miſerables Machwerk, nothdürftig zuſammengeflickt aus Koth und Staub, dann hinausgeworfen um ſelig zu werden, und das Hohngelächter der Hölle als Mitgift auf den langen Weg.

Darum, du weiſer Mann, ſagte der kleine Herr, bemitleide ſie, vergieb ihnen, was ſie thun, und laß ſie ihres Weges wandeln.

Der Reiſe ohne Ende, ſprach der Profeſſor vor ſich hin, des blutigen Kampfes ohne Raſt und Ziel, oder meinſt du — glaubſt du — daß es einſt mit ihnen beſſer werden könnte?

Ich glaube nichts, erwiderte der Andere gleichmüthig und ſtopfte ſeine Pfeife nach. Weißt du, was der Narr fand, der das heilige Bild in Sais aufdeckte, als er nach der höchſten Wahrheit ſuchte? Er fand eben nichts, da ſtürzte er vor Schreck todt zu Boden.

Der Profeſſor ſenkte ſein Haupt tief auf die Bruſt. Ich könnte dir erzählen, ſagte er leiſe, was mir in letzter Nacht begegnet iſt, wo ich tief aufgeregt über dem Sohn des Weibes ſtand, die mich um mein Leben betrogen hat.

Alter Freund, ſagte ſein Gefährte, du warſt der Betrüger an dir ſelbſt, nicht ſie, zu dieſer Einſicht hätteſt du kommen ſollen. Welche Mährchen regen ſich denn in deinem Hirn?

Der alte Mann ſeufzte; er ſah in die Glut der verſinkenden Sonne, und legte die Hand auf ſeine kahle Stirn.

Wie kann ſo viel Empfindelei und heißes Blut in einer verſinkenden Hülle wohnen, fuhr der Andere fort. Rufe Phantome auf und ſie verfolgen dich; ſei Herr und Meiſter deiner ſelbſt, dann biſt du frei. Dich beſchäftigt nun das ſogenannte Schickſal, das über die beiden jungen Perſonen hängt, deine Phantaſie brütet, du verlangſt vom Zufall Rache.

Nein, nein! ich verlange nur Ruhe. Mag er kommen oder gehen, mag er das Mädchen lieben und täuſchen oder ſie ihn, es iſt mir Alles Einerlei.

Du machſt deine Experimente, wie einſt mit Säuren und Alkalien, ſo jetzt mit der Vorſehung, erwiderte der kleine Herr lächelnd. Du willſt den Niederſchlag beobachten und die Auflöſung eines dunkeln Problems darin finden. O, du armer Freund! auf welchen kleinen Gewinn ſetzeſt du deine Seele! Gieb wohl Acht, daß du nicht verlierſt, denn wenn du gewinnen ſollteſt, könnte leicht dein Herz daran brechen.

Sie ſchwiegen eine Weile ſtill und ſchauten in die werdende Nacht. Der Himmel hing licht und funkelnd in ſeinem jungen Sternenkleide hoch oben, leiſe Lüfte rauſchten in den Bäumen, die Blüthen nickten ſchlaftrunken, und weiche Schleier hüllten alle Fernen ein. Die beiden Greiſe wurden aus ihren ſinnenden Betrachtungen durch laute Stimmen aufgeweckt, welche von der Terraſſe am Ende des Gartens kamen. Der Wind trug die Töne her, Sylvia's Luſt und Lachen und die frohen Worte ihres jungen Freundes.

Sie lachen, rief der Profeſſor zornig, und wie bald werden ihre Augen weinen, wie bald wird Schmerz und Noth ſie finden und dann werden ſie ſchreien, daß ſie grenzenlos elend ſind. O! armſeliges Menſchenkind, heut ein Gott und morgen mitten in der Hölle, jetzt beglückt bis zur Unſterblichkeit und in der nächſten Minute ein welkes Blatt, losgeriſſen vom Stamme und im Wirbelwinde der Zeit verweht. Elendes, verkümmertes Weſen, ein Hauch, ein Nichts, ein Ungefähr! Was iſt der ganze Bettel deines Daſeins werth? Laß uns gehen, mich verdrießt dieſe Luſtigkeit, ſie iſt ſinnlos wie Alles auf Erden.

Der alte Herr war aufgeſtanden und folgte ihm. Sie traten beide hinaus, da nahm er die Spitze ſeiner Pfeife und zeigte in das Sternengewölbe. Wo wäre es denn beſſer? ſagte er, was weißt du davon? Haſt du einen Begriff von der Unendlichkeit, von dem, was ſie Welt nennen? Kümmert dich das, was dort vorgeht im Sirius, ob dieſe Sterne Irrwiſche ſind, oder Sonnen genannt werden? O! du Thor, grolle gegen deinen Gott mehr noch, wie gegen ſeine Welt, aus der du nicht herauskannſt, ein unfreies, unedles Geſchöpf. Laß das Gewürm glücklich ſein den kurzen Tag über, ſie ſind beſtimmt in Liebe und Hunger ihr Elend zu vergeſſen, danke deinem Schickſal, daß du das nicht nöthig haſt, darum gönne ihnen den bunten Schimmer ihrer Hoffnungen. Sie lachen da oben, ſie ſchwören ſich wohl ewige Liebe und Treue; o, Ewigkeit! was biſt du in der Menſchen Mund, o! ewiges, weltſchaffendes, welterhaltendes Weſen, brauchteſt du ein Bild, um deinen Spott mit dir ſelbſt zu treiben?!

Die beiden Alten gingen langſam dem Hauſe zu, das Lachen der fröhlichen Sylvia ſchallte ihnen nach. Sie ſaßen auf der Bank ſchon ſeit Stunden unter dem grünen Laubdache und hatten unaufhörlich zu erzählen und zu fragen. Victor hielt Sylvia's Hand in der ſeinen und las in ihren klaren Augen, worin der Sternenſchimmer ſich ſpiegelte. So wendet ſich doch alles

Unheil in Freude, ſagte er. Würde ich je hier ſitzen, je dies Glück empfinden können, wenn mein Wagen nicht von irgend einem wohlthätigen Schutzgeiſt an den Baum geſchleudert wurde.

War es ein Schutzgeiſt? fragte ſie.

Es war die Mutter alles Glücks auf Erden, rief er, ſie, der man die ſchönſten Feſte feiert. Er zog ihre Hand an ſeine Lippen und ſagte leiſe: Sylvia, es war Gott ſelbſt, der mich herführte.

Ich glaube es, erwiderte ſie.

Und wenn es ſo iſt, warum ſprechen wir es nicht aus? Es drängt mich, Sylvia, doch was bedarf es denn der Worte. Was ich empfinde, ſeit ich Sie ſah, ſeit jener Nacht, ſeit jenem Augenblicke, es iſt, wie mich dünkt, wie eine Schrift mir aufgedrückt, die alle Menſchen leſen können.

Ich habe es auch geleſen, ſagte ſie, und Antwort gegeben.

O, Sylvia, rief er entzückt, meine geliebte, theure Sylvia!

Sie beugte ſich zu ihm und prüfte ſchalkhaft lächelnd ſein Geſicht. Plötzlich ſchlang ſie beide Arme feſt um ihn, ein Kuß brannte auf ſeinen Lippen, dann war ſie aufgeſprungen, drückte die Hände auf ſeine Schultern und hielt ihn zurück. Ich wußte es wohl, flüſterte ſie, ſo würde es kommen, ſo mußte es kommen, ich hörte dieſe Worte nicht zum erſten Male, aber zwiſchen uns liegt eine finſtere Kluft.

Ich ſchwöre es! ſagte er feierlich.

Keinen Schwur, rief Sylvia, und zog ſeine Hand nieder. Wenn es ſein ſoll, werden wir uns finden, ein Schwur iſt eine Kette, die drückt und hemmt, Niemand ſoll ſich verſchwören. Sie lieben mich, Victor, Sie ſagen es und ich glaube es gern; nun gilt es aber gegen das Leben zu kämpfen, und was darin nicht paßt, zu ändern. Ihr Vater —

Mein Vater! ſagte er und plötzlich kühlte ſich ſeine Begeiſterung ab, er wurde verlegen. Wer ſprach Ihnen von meinem Vater?

O! ich weiß manches, erwiderte ſie, das wird ſchwer werden, und den rechten Willen erfordern, ſolchen ſtarren Sinn zu bekehren.

Sehr ſchwer, murmelte er vor ſich hin.

Und dennoch wird es geſchehen, ſagte Sylvia. Gewiß, gewiß, ich glaube es feſt und beſtimmt und will nicht davon laſſen; wenn's aber doch ſein ſollte — ſie neigte ſich zu ihm nieder und ſagte leiſe: das Lieben kann uns kein Menſch nehmen und geben, das wächſt wie ein Zauberbaum tief im Herzen, da will ich es immer pflegen und behüten, das gelobe ich.

Du ſchönes, unſchuldiges Kind! rief Victor tief bewegt; mögen die Menſchen thun, was ihnen gefällt, hier vor Gott, vor ſeinen Sternen, vor Nacht und Himmel gelobe ich dir, daß nichts uns trennen ſoll.

Still, ſtill! ſagte ſie und deckte die Hand auf ſeine Lippen; nun kein Wort mehr, heut nicht und morgen nicht, wir haben beide genug geſagt. Iſt es Wahrheit, wird es ſich erfüllen, iſt es Täuſchung, wird es untergehen. Es nebelt, Victor; der Rauch ſteigt von den Wieſen, die alten Siberbäume nicken uns geſpenſtiſch mit den Köpfen, Nacht und Sterne träufeln ein geheimes Gift herab.

Nacht und Sterne, flüſterte er bittend, ſind die verſchwiegenen Freunde der Liebenden.

Der Arzt befiehlt, rief Sylvia, und der Kranke gehorcht. Nur im Licht des Tages gedeiht das Gute. So führte ſie ihn dem Hauſe zu.

(Fortſetzung folgt.)

„Waldfräulein.“

Was ſoll hier Kritik?! Es iſt ein ſchönes Gedicht, dies Epos von Zedlitz; da iſt mit wenig Worten Alles geſagt. Da iſt nicht zu dingen und zu markten, es ſoll genießen, wer ſie noch genießen kann, die einfache ſaftige Frucht der Dichtung!

Was Zedlitz ſeinem Gedichte „An die Leſerinnen“ vorausgeſchickt, das erledigt, finde ich, Alles was etwa von beſchränktem Standpunkte aus gegen die überall keimende Sinnenwelt des Waldfräuleins eingewendet werden könnte:

„Wer horchen will der Mähr, die ich erzähle,
Und will mir folgen in des Waldes Mitte,
Entſchlage ſich, ich bitte,
Dem Weltton, den Ihr fälſchlich nennt den feinen,
Sich überlaſſend dem Gefühl, dem reinen;
Nicht Sittlichkeit iſt jede ekle Sitte.“

„Wenn Ihr den Bock den „Gatten“ nennt der „Ziege“,
Glaubt wohl manch Einer hier, und dort manch Eine,
Daß er kein Bock mehr ſcheine,
Ein Junker ſei und artiger Geſelle;
Denn nur nach Außen habt Ihr Maß und Elle,
Und nennt das Trübe rein, und trüb das Reine.“

„Was feilſcht Ihr nach dem Schein? Das Weſen richtet!
Was auszuſprechen in der Väter Zeiten
Nicht edle Dichter ſcheuten,
Was Eltermütter angehört mit Züchten,
Davor braucht Eure Unſchuld nicht zu flüchten;
Wagt Tugend, Anſtand höher auszudeuten.“

„Von Liebe ſingt dies Lied, von jener ächten,
Wie in die Menſchenbruſt Natur ſie legte,
Waldeinſamkeit ſie pflegte;
Wie ſie erwuchs im lichten Blumenkleide,
Bis ſie allmächtig ward in Freud und Leide,
Zu Luſt und Qual dem Herzen, das ſie hegte.“

„Ein einfach Lied: dem Strauße wilder Blumen
Vergleichbar, wie im Wald, im Feld, auf Höhen
Sie durcheinander ſtehen,
An Farb' und Duft und an Geſtalt verſchieden,
Bald mehr, bald minder, wie Natur beſchieden,
Doch giftig Kraut iſt nicht dabei zu ſehen.“

„Wem ſtreng der Ruch dünkt, unſcheinbar die Farbe,
Nicht werth, daß man zum Kranz ſolch Waldzeug binde,
Weß Naſe Duft der Linde
Nicht leiden mag, und Thymian und Quendel —
Laßt ihm die Tulpen, laßt ihm den Lavendel;
Er iſt gewarnt; fern bleib er meinem Kinde!“

Wohl uns, daß wir ein ſüdliches Deutſchland haben! Unſere Dichter ſterben dort nicht aus; denn das wohlige, unverkünſtelte Leben mit der Natur, der volle unverbildete Klang urſprünglicher Stimmungen und Gedanken in unſrer Sprache

ſtirbt dort nicht aus, und erfriſcht uns immer wieder, wenn wir in Trockenheit vergeſſen haben, daß wir trocken geworden ſind.

Gewiß iſt es unſrer hektiſchen Prüderie auch ſehr heilſam, daß Zedlitz das Liebesleben des Frühlings blank und ſtark und mächtig hinſtellt. Ich weiß nicht, ob das Gedicht nicht gewonnen hätte, aber reicher geworden wäre es wohl, wenn er nach Aufgang der Liebesſonne über Waldfräulein und Aechterer im Speſſartwalde, wenn er nach dieſem Aufgang, der durch keine ſentimentale Zuthat verwürzt werden ſoll, das feinere Menſchenleben dieſer Liebesleute ebenfalls ein Abenteuer lang in Bewegung geſetzt hätte. Denn die herkömmlichen Prüfungen, welche ſie getrennt von einander beſtehen, können wir nicht dafür annehmen, zumal Waldfräulein nur unzweifelhaft reizloſen Geſellen begegnet. Sie finden ſich, verlieren ſich äußerlich, und finden ſich ohne gegenſeitige Frage und Zweifelsregung innerlich und äußerlich wieder. — Freilich iſt dieſe Einfachheit dem Stoffe und dem Herkommen ſolchen Stoffes angemeſſen. Aber Zedlitz hätte vielleicht die Kraft gehabt, ſein Mährchen dieſem herkömmlichen Rahmen von Ritterfahrt, Verſuchung und Turnier ein wenig zu entrücken. Auf neuen Reiz eigenthümlicher Phantaſtik bedacht zu ſein hätte ſeiner Fähigkeit wohl gelingen können.

Aber es ſei dies nur ſo obenhin geſagt. Ich empfinde ſelbſt, daß es unſtatthaft iſt, an einem ſo kräftig duftenden und geſchenkten Blumenſtrauße dergeſtalt mäkeln zu wollen, daß man während der Dankſagung unzufrieden einſchaltet: Warum iſt aber dieſe Blume und warum iſt jene nicht darunter? — Dem Dichter iſt nun eben gerade ſo Sang und Klang von der Lippe geſprungen, und da dies ein wohl- und vollklingendes Gedicht ergeben, ſo beſteht unſre angenehme Schuldigkeit nur darin: zu danken und zu genießen.

Die Cotta'ſche Buchhandlung hat dies zauberiſch anmuthige Mährchen wie in Sammt und Atlas angethan den Leſern überliefert.

Sarachaga's Broſchüre.

Georg von Sarachaga hat es übernommen, die Adelsſeite in der Göler-Haber'ſchen Angelegenheit zu vertreten. Er hat eine Broſchüre herausgegeben, welche den traurigen Streit vom anderen Standpunkte darſtellt. Zur Genüge wird auch dadurch die Sache nicht aufgeklärt. Das heißt, man kommt nicht zu dem Schluſſe: Ihr habt Recht gehabt! Unſre verzwickten Begriffe über herkömmliche Ehre bringen es mit ſich, daß man mißlich von einer Partei zur andern ſchwankt während man die beiderſeitigen Darſtellungen lieſt, und daß man am Ende ſagt: Haber mag wohl nach dem Alltagsausdrucke nicht ganz taktfeſt geweſen ſein, Euer Benehmen aber macht auch keinen angenehmen Eindruck, und wohlthuend wirkt wirklich nur der Ruſſe, welcher Eure durch Erklärungen und Vorbehalte verwirrten Zwirnsfäden ungeduldig durchhaut mit einem geſunden Schmähworte. Das ganze Gebäude Sarachaga's ſtützt ſich auf die Spitzfindigkeit: Haber war in Folge der Hawkins'ſchen Angelegenheit von Göler beleidigt, ja mit Schlägen bedroht worden, und hatte zu fordern und nicht Forderung zu erwarten. Da er Jenes nicht gethan hatte, ſo war er unſatisfaktionsfähig. Nun iſt es aber in Deutſchland Unſitte, irgend eine körperliche Mißhandlung in die Satisfaktionsfrage zu miſchen. Wir ſind darin feiner fühlend als die Franzoſen, welche mit Ohrfeigen ein Duell einleiten. Wir geſtatten nur eine moraliſche Beleidigung für geeignet, durch Zweikampf geſühnt zu werden, und der deutſche Student, welcher darin das edelſte Deutſchthum darſtellt, giebt und

fordert keine Zweikampfs-Genugthuung, wenn es ſich vorher um Schläge gehandelt hat. Jenes nächtliche Auflauern Göler's auf Haber alſo, der geſchlagen werden ſoll, iſt für uns ſchon höchlich verletzend, und wenn dies einmal voraus gegangen war, gleichviel ob ausgeführt oder nicht ausgeführt, ſo begreift man vom deutſchen Standpunkte nicht, wie Göler nicht jetzt von vornherein erklären konnte: dieſem Manne ſind von mir nur Prügel zugedacht, und eine Zweikampffrage braucht zwiſchen mir und ihm gar nicht erörtert zu werden! Hätte man am Oberrheine von der nahen franzöſiſchen Grenze die Unſitte des Schlagens angenommen, ſo wäre uns dies ein Aerger mehr in dieſem verderblichen Streite. — Es iſt aber ferner auch nirgends deutlich erſichtlich, daß Haber von dieſer Prügelabſicht Göler's ſpäter unterrichtet, alſo einer ſo feindlichen Stellung zu dieſem verſichert geweſen wäre. War er dies nicht, ſo fällt ſeine Verpflichtung, Göler ohne Umſchweif fordern zu müſſen, und mit dieſer Verpflichtung fällt der Grund Göler's, ihn hinzuhalten und ihm Genugthuung zu verweigern, da ſich doch Göler nirgends blank darauf beruft: Ich habe dieſen Mann nur des Geprügeltwerdens werth gehalten, und halte ihn nur dafür. Wenn dies aber Alles fällt, was bleibt da der Göler'ſchen Partei als Fundament ihrer weigernden und zurückweiſenden Stellung übrig?

So einfach zur Schmähung reif, wie Gutzkow im Telegraphen die Sache behandelt, iſt ſie freilich nicht, wenn auch eine Menge abgeſchmackter, abgeſtandener und widerwärtiger Elemente darin chaotiſch durcheinander geſtülpt ſind. Giehne, deſſen deutſche Wochenſchrift (Haber war deren Unterſtützer) hierüber eingegangen, ſpöttiſch dahinein zu ziehn, daß er Cartellträger geweſen, das iſt ganz und gar unnütz und unpaſſend. Wegen der unterlaufenden Abgeſchmacktheiten kann der Einzelne, dem eine Zweikampffrage auf den Hals kommt, nicht mit gleichen Beinen aus dieſer herausſpringen und rufen: laßt mich ungeſchoren mit Eurem Durcheinander von Rückſichten. Hoffen wir, daß diejenigen, welche zur Geſetzgebung beitragen, das Kind nicht ebenfalls mit dem Bade ausſchütten, und dieſen unglücklichen Fall Veranlaſſung werden laſſen zu neuen und zweckmäßigen Beſtimmungen. Ehrengerichte mit ausgedehnter Vollmacht unter allen Umſtänden und allen Klaſſen drängen ſich hierbei jedem Beobachter auf.

Den Auflauf in Karlsruhe laß ich hierbei unberührt mit all den Gerüchten, welche ihn begleitet. Ein komiſches darunter lautete: die Offiziere, welche die Truppen gegen den Auflauf zu führen gehabt, hätten im drängenden Augenblicke bemerken zu müſſen geglaubt, die Soldaten trügen nicht die richtigen Hoſen und müßten dieſe erſt wechſeln. Ein ernſthaftes deutete auf die bevorzugte Stellung, welche Haber dadurch in Karlsruhe genoſſen, daß er nicht nur für Don Carlos ſondern noch für eine andre Prätendentenfamilie Agent geweſen. Und dieſe bevorzugte Stellung habe ihm ſo viel bittre Feindſchaft zugezogen.

Aber die letzte Hälfte des Zweikampfs ſelbſt iſt ausführlicher Erwähnung werth: ſie iſt intereſſanter in Sarachaga's Broſchüre als ſie in Zeitungsberichten dargeſtellt wurde, und verſöhnt vollſtändig mit Göler. Jeder der Gegner hat zwei geladne Piſtolen in der Hand gehabt, und jeder hat von ſeinem Platze, 22 Schritt vom anderen, gefeuert. Faſt gleichzeitig; Wereſkin etwa eine Sekunde früher. Beide haben gefehlt; Sarachaga vermuthet, Göler's Kugel habe Wereſkin's rechte Schulter geſtreift. Nun rückt jeder, die Piſtolen in ſeinen Händen tauſchend, um 2—3 Schritt vor. Jetzt drückt Göler zuerſt ab; der Schuß verſagt. Darauf ſchießt Wereſkin — Göler in die Bruſt. S a r a c h a g a: Wer iſt verwundet? — G ö l e r: Ich bin verwundet, aber es macht nichts. Nun wirft Wereſkin die abgeſchoſſene Piſtole weg und tritt zur Barrière, Göler's Schuß erwartend, da ausgemacht war, ein verſagender Schuß ſolle nicht, wie gewöhnlich, zählen. Er iſt alſo nun 13 bis 14 Schritt

von Göler. Der ſchwer verwundete Göler zieht ein Zündhütchen aus der Taſche, ſetzt es auf, zielt, drückt ab. Es verſagt wieder. „Georg", ruft er, „ſieh einmal, was an dieſer Piſtole iſt!" Sarachaga reibt Pulver in den Cylinder, ſetzt ein neues Hütchen auf und giebt ſie Göler. Dieſer kann ſich ſchon nicht mehr aufrecht halten und wird von Fürſt Trubetzkoi, der unbetheiligter Zuſchauer war, geſtützt. Er zielt und drückt dennoch. Es verſagt wieder. Sarachaga: Wirf dieſe Piſtole von Dir, ich will eine andere laden! — Göler: Ja, aber mach ſchnell, denn ich werde ſehr ſchwach, ich habe faſt keine Kraft mehr. — Sarachaga bittet Wereſkin, der zu ſo wiederholten Malen auf ſich zielen und abdrücken ſieht, um die Piſtole, welche er noch in der Hand hat. Wereſkin: Dieſe nicht, nehmen Sie aber jene! Und dabei zeigt er auf die von ihm zu Boden geworfene. So geſchieht's. Sarachaga ladet ſchnell, da er Göler immer blaſſer werden ſieht, eine ſtarke Pulverladung ohne Pfropf hinein — Göler: Mach ſchnell, mach ſchnell, ich kann nicht mehr! — Er erhält die Waffe mit den Worten: Ziele gut, lieber Freund, und ruhig! Göler nickt und zielt ruhig und ſchießt. So wie er geſchoſſen ſagt er: Ich habe ſcharf gezielt, er muß todt ſein. In demſelben Augenblicke ſtürzt Wereſkin mit den Worten zuſammen: Ich bin todt! und verſcheidet nach wenig Sekunden. Er ward alſo mit demſelben Piſtol getödtet, mit welchem er getödtet hatte; denn Göler wurde nun auch ohnmächtig, und ſtarb zwei Tage darauf.

Nachrichten.

Berlin, den 19. Oktober. Am 14. wurde Shakſpere's „Ein Sommernachtstraum" im neuen Palais bei Potsdam zum erſten Male aufgeführt. Den Einladungen des Herrn von Küſtner zufolge hatte ſich ein ſehr zahlreiches, wenn auch minder glänzendes Publikum, als ſonſt, zuſammengefunden. Von bedeutenden Leuten bin ich nur der Herren Tieck, v. Raumer, von der Hagen, Schönlein, Theodor Mundt, Wach und Schindler gewahr worden. Glänzende Toiletten bemerkte man ſehr wenige, Schönheiten gar nicht. Ueberhaupt, muß ich ſagen, war über die ganze Geſellſchaft keine beſonders geiſtige Atmoſphäre verbreitet; die meiſten Geſichter ſahen fad und gelangweilt aus. Aufgefallen iſt mir nur Herr v. Rochow, deſſen Züge diplomatiſche Gedanken telegraphirten, und ein Paar Hoffräulein mit verliebten Augen.

Die Bühne iſt vortrefflich eingerichtet. In der Mitte der Scene ſteigen rechts und links Stufen in die Höhe, die zu einer Fläche führen, von der aus noch einmal Stufen zu einer noch höheren leiten, die zugleich den Hintergrund abſchließt. Stellt der Schauplatz den Palaſt vor, ſo ſind die Stufen Treppen, die in einen erhöhten Säulengang führen, ſtellt er den Wald vor, ſo bilden die Stufen Wege, die ſteilaufwärtsſteigend, ſich in die Bäume des Hintergrundes hineinverlieren. Der Raum unter den Stufen wird im erſten Falle als Eingang zu Gemächern, im letztern Falle als Felſengrotte benutzt. Es iſt erſtaunlich was der Bühne mit dieſer Einrichtung für Platz gewonnen wird, und wieviel erweiterten Spielraum die Handlung des Stückes erhält. Das Suchen und Irren der Liebenden nahm ſich beſonders gut mit dieſer Scenerie aus.

Geſpielt wurde in allen Theilen mit Fleiß und Liebe; im Ganzen vermißte ich ein wenig champagnerduftigen Uebermuth. Es wurde manches zu ſchwerfällig und ernſthaft genommen, manches zu derb und gewichtig, nicht traumhaft, nicht ſchwebend genug. Fräulein Charlotte v. Hagn als Droll hatte ihre ganze Anmuth in die Füße gelegt, und da ſtand ſie eben weder auf beſten noch feſten Füßen. Sie wackelte zu ſehr her und hin, ſie fiel zu oft aus der Poſitur. Mit den Füßen kokettiren, iſt jedenfalls eine kopfloſe Koketterie. Manche Stellen, beſonders die neckiſchen, glückten ihr ganz vortrefflich, weniger die deklamatoriſchen, in welchen ſie die Handlung anknüpfen oder ablöſen ſoll. In dieſen letzteren fehlt ihr das ſüße, duftige Weſen, der feine Takt des Verſtändniſſes. Die Hermia

gab Fräulein Clara Stich, den Oberon Fräulein Auguste v. Hagn, den Theseus Herr Rott, den Lysander Herr Devrient, den Demetrius Herr Grua. Den Squenz spielte Herr Schneider, den Schnock Herr Rüthling, den Zettel Herr Gern, den Flaus Herr Krüger, den Schnauz Herr Weiß, den Schlucker Herr Wiehl. — Herr Schneider war recht komisch, wiewohl er nach meiner Anſicht die Rolle in Auffaſſung ihres Charakters gänzlich verfehlt hat. Squenz hält ſich für ſehr gelehrt, er ſpricht überall mit einer gewiſſen Salbung; ſeine Komik muß mit einer impoſanten Ruhe über der Hanswurſterei der Uebrigen ſtehen. Herr Schneider war aber in der Hanſtwurſterei der erſte, der Vorläufer, der Aufforderer; auf dieſe Weiſe verloren die komiſchen Scenen an Kontraſt. Squenz iſt der Hanswurſt mit Pathos, die Narrenkappe auf dem Kothurn. Herr Schneider ſprach auch den Prolog haſtig, in athemloſer Angſt, und hat damit wirklich ſehr komiſch gewirkt, nur ſcheint mir dies durchaus in Anſehung des Charakters irrig und falſch. Daß er alles falſch ſpricht, liegt in der Sicherheit und Begeiſterung, mit der er es ſpricht; er achtet in ſeinem feurigen, ſalbungsvollen Eifer weder auf Komma, Punkt noch Ausrufungszeichen. Er hat es nur mit Worten zu thun, nicht mit Gedanken. Deswegen ſagt auch Lyſander: „Er hat ſeinen Prolog geritten, wie ein wildes Füllen; er weiß nicht, wo er Halt machen ſoll.“ Daß Herr Schneider nicht ohne Grimaſſe ſpielen kann, zeigte die falſche Naſe, die er allein für nöthig gehalten, um komiſcher zu ſein.

Die Muſik von Mendelssohn-Bartholdi iſt allerliebſt. Die Töne ſchlüpfen und huſchen wie die kleinen Kobolde auf der Grundmelodie herum, die wie ein ſchwankendes Seil über die Takte geſpannt iſt. Es hört ſich bezaubernd an; das Gehör wiegt ſich wie im Mondenſchein. Es iſt nichts Rührendes darin, es iſt Alles geſchickt und glatt; die Muſik iſt wie Mendelssohn ſelbſt. Weiche Manieren, ein ſüßes, ſpitzfindiges Lächeln, ſaubergeſcheiteltes Haar, im Auge einen ſchwärmeriſch-wehmüthigen Ausdruck. — —

Der Geburtstag des Königs iſt ziemlich ſtill vorübergegangen, obgleich er gerade auf einen Sonntag getroffen. In der Aula der Univerſität hielt Boekh eine lateiniſche Rede, in welcher er Friedrich den Großen mit Begeiſterung beſprach, Friedrich Wilhelm den Dritten mit Pietät, Friedrich Wilhelm den Vierten mit — wie ſoll ich ſagen? — mit gelehrter Diplomatie. Er wies von ihm auf Friedrich den Großen zurück, wie dieſer auf die Wiſſenſchaft gewirkt, und wie Friedrich Wilhelm der Vierte ähnlich auf ſie wirke oder auf ſie wirken wolle. Ich weiß nicht Alles genau, es iſt mir manches entgangen; ich habe wenig Latein gelernt, aber viel vergeſſen. Ein feines, elegantes Latein aber war es; es hatte ordentlich Manſchetten. Herr v. Raumer bekleidete bei dieſer Feierlichkeit zum letzten Male ſeine Rektorſtelle; er wird, wie ich höre, nach Amerika reiſen, und demnach hätten wir wieder ein intereſſantes Buch zu erwarten, wenn auch keine Briefe an Madame Crelinger.

Die beiden Pferdegruppen des Grafen Clot aus Petersburg habe ich nun mit eigenen Augen geſehen. Es iſt nicht zu leugnen, ſie ſind mit der gröſseſten Sorgfalt gearbeitet, und werden, wenn ſie aufgeſtellt worden, Berlin um ein impoſantes Schauſpiel reicher machen. Es ſind mächtige Geſtalten, doch würde der großartige Eindruck, den ſie hervorbringen, um ein Bedeutendes vermehrt worden ſein, wenn die Führer der Pferde etwas kleiner wären, und mehr durch die Kraft des Geiſtes als des Körpers die Thiere zu beherrſchen ſchienen. Auch könnten die Hinterfüße der Pferde, dünkt mir, kraftiger und weniger zaghaft einſetzen, dadurch würde das Aufbäumen des Vorderkörpers gewaltiger erſcheinen.

Balzac hat ſich, von Petersburg kommend, einige Tage hier aufgehalten. Ich hörte erſt von ſeiner Ankunft, als er Berlin ſchon wieder verlaſſen. Man wußte mir weiter nichts Merkwürdiges von ihm anzugeben, als daß er ſehr ſtark iſt, und ein rothes Halstuch trägt. Eine noch nicht ſehr lange errichtete Muſikalien-Verlagshandlung will in Berlin ein Journal für Muſik gründen, und damit einen Salon in Verbindung bringen, in welchem Conzerte und muſikaliſche Aufführungen ſtattfinden ſollen, welche die Abonnenten des Journals gratis, die Nichtabonnenten gegen Entrichtung eines gewiſſen Eintrittsgeldes beſuchen können. Gehörige Mittel und gehörige Kräfte in Einklang gebracht, möchten das Unternehmen leicht zu einem ſehr glücklichen machen. Ein anderes Mal mehr davon.

Ein Mann hat ſich in dieſen Tagen hier erſtochen, da er Schulden halber in's Gefängniß kommen ſollte. Er erſuchte den Poliziſten, der ihn abführen wollte, einen Augenblick zu verziehen, bis er ſich vollſtändig angekleidet haben würde. Darauf ging er in ein Nebenzimmer, in welchem ihn der Poliziſt, der endlich, da der Arreſtant gar nicht mehr zurückkommen wollte, hineingetreten war, ſterbend am Boden fand.

Das iſt Alles, was es hier Neues giebt.

Feodor Wehl.

Stuttgart, den 14. Oktober. Dingelſtedt iſt Hofrath geworden! Förmlicher lebenslänglicher Hofrath. Gewiß mit aller Milde des Urtheils muß man doch dieſe Beförderung des politiſchen Nachtwächters gerade zum Hofrath im Intereſſe Dingelſtedt's ſelbſt bedauern. Er, der erpichte Verfolger der Hofräthe, fiel nun in die eigene Grube. Armer! am Ende geräthſt du noch tiefer in die Titulatur, in den Geheimen Hofrath, wie dein Vorgänger, der ſelige Münch, der trotz ſeines Epithetons die ärgſte Klatſchſchweſter Europas war, zumal beim Trunke. Uebrigens darf ſich Dingelſtedt darauf gefaßt halten, das hieſige Mißtrauen gegen ihn noch erſtarken zu ſehen. „Er kann die 2000 Fl. Gehalt wohl brauchen", ſagte mir noch heute Jemand, „den ſeinen hat er verloren." Nirgend weniger als hier iſt man duldſam gegen einen Wechſel der Meinung, auch wenn er auf rein intellektuellen Gründen beruhen könnte.*) Zu gleicher Zeit erhielt Hackländer, deſſen Soldatenbilder ſeinen literariſchen Ruf ſo raſch anbahnten, die Stelle eines Sekretärs des Kronprinzen. Sie ſehen, unſer Hof, ſeither ſo bürgerlich-nüchtern, wird äſthetiſch, wie es der weiter hinten, in Sigmaringen, ſchon lange iſt. — Dreyſchock ſpielte hier und gefiel außerordentlich. Weniger beſucht waren die Concerte des Harfeniſten Pariſh Alvars. Auch in der Muſik bringt die Concurrenz Manchen um Brod, Credit und Genie. — Stuttgart iſt in einer unerquicklichen Uebergangsperiode begriffen. Zur großen Stadt noch etwas zu klein, verliert es doch allmälig die frühere treuherzige Phyſiognomie; die alten Mauern ſinken, neue Straßen, neue Bedürfniſſe, neue Anſchauungsweiſen geſtalten ſich, und doch fehlt es noch an allen Enden und Ecken, gerade wie im deutſchen Nationalbewußtſein. Daß es ohne Schwabenſtreiche nicht abgeht, bringt unſer altes Privilegium mit ſich, das übrigens unläugbar anderwärts wenig mehr reſpektirt wird. Man legt bei uns eine ſchöne neue Straße an, deren Fortſetzung entfernte Stadttheile verbinden würde: allein auf einmal kommt der Flügel einer ungeheuren Kaſerne dazwiſchen, in deren Platz man ſich verrechnet hat. Dann baut man wieder eine neue Straße ganz in der Ebene; allein man gräbt ab und auf, bis Thal und Berg herauskommt. Das iſt Geſchmacksſache. Beſſer geſagt, es iſt Symptom völligen Mangels an Formſinn. Malerei, Architektur, Bildhauerei, alles mißräth bei uns. Es giebt in Stuttgart nicht drei vollendet ſchöne neue Gebäude. Hier ſpukt der Kanzleizopf, da der Kaſernenſtyl, dort ein gothiſch ausgefallener Gedanke aus Hellas, überall die Geſchmacksloſigkeit. Da ich eben von Straßen rede, muß ich doch auch eine erwähnen, die mir jetzt erſt wegen ihres biographiſchen Intereſſes aufgefallen iſt. Ich meine die Lange Straße, die übrigens ſchon längſt überholt iſt. Von alten Zeiten anzufangen: Es ſteht darin das ſogenannte Landhaus, ein ehmals ſtändiſches Gebäude, in deſſen Hof ſich einſt der würtembergiſche Bonifazius, der Reformator Brenz, viele Tage hinter einem Holzſchuppen vor den öſterreichiſchen Soldaten verborgen hielt, einzig genährt von dem Ei, das eine Henne täglich legte. Die bekannten würtembergiſchen Publiziſten, Breyer und Johann Jakob Moſer ſtarben in Häuſern dieſer Straße. In das Haus gerade über jenem Landhaus kamen in den 1820er Jahren ganze Schaaren von Griechen:

*) Obwohl durch den Fehlgriff, welchen Dingelſtedt auch nach meiner Anſicht in Wien begangen, meine Theilnahme an ihm, an ſeinem Talente und an ſeiner Bildung nicht im Geringſten geſtört worden iſt, ſo muß ich doch zuſtimmen, daß dieſe Ernennung zum Hofrathe wie ein neuer Unglücksfall über ihn kommt. Wäre es ein Titel, der ein namhaftes Wirken bezeichnete, ſo hätte das nicht viel auf ſich: die Schreier fielen zupfend darüber her, und die Beſonneneren fänden es ganz in der Ordnung, daß er, aus der allgemeinen Journaliſtik ſcheidend, in eine näher begrenzte Thätigkeit einträte. Zumal in Würtemberg, in einem wohlmeinend und freiſinnig regierten Staate, unter einem Könige, von welchem Jedermann weiß, daß er einen talentvollen Schriftſteller immer nur mit würdiger Beſchäftigung betrauen wird. Aber Hofrath! Gerade dieſer verſchwimmende, nirgends faßbare und gerade von der jetzigen Zeit ſo hundertfach befeindete Titel muß ihm werden! Dies iſt ein ſo komiſches Schickſal, daß auch ich, der ich ihn herzlich liebe, das Lachen nicht umgehen und ihn gegen daſſelbe nicht vertheidigen kann. Es bleibt ihm nichts übrig, als mitzulachen, und die hundert Nadelſtiche, die nicht ausbleiben werden, ſtoiſchen Muthes zu ertragen. Von alle denen, die nicht an den zufälligen äußerlichen Umſtänden haften, kann er überzeugt ſein, daß wir um dieſes komiſchen Unglücks halber keinen Augenblick über ſein eigentliches Weſen irre werden. So wohlfeil laſſen wir uns nicht einen im Kern braven Autor zum Renegaten verkehren. Er möge ſich frei von Bitterkeit erhalten gegen die übertreibenden Ankläger, welche auch ihrer Schuldigkeit genügen müſſen, und möge unbefangen nach guten Werken trachten: dieſe werden am Sicherſten darüber aufklären, daß er eine edle, würdige Bildung darthun und unterſtützen, und dem fortſchreitenden Vaterlande dienen will auch wenn er es nicht mehr in den Kreiſen einer Partei kann.

L.

es gehörte damals einem eifrigen Philhellenen; in den 30er Jahren fand man dort die ausgezeichnetſten polniſchen Emigrirten. Paulus, Tieck, Schleiermacher haben daſſelbe Haus beſucht. In der gleichen Straße wohnte *Menzel* in den Tagen ſeines Ruhmes; dann *Gutzkow*, ſo lang er an Menzel's Blatt arbeitete. Auch *Hermes* wohnte dort, der von der Kölner zur preußiſchen Staatszeitung überging, was Niemand wundern konnte, der ihn damals hier ſagen hörte: „Für mich giebt es keine einſeitige Ueberzeugung; jedes Ding hat zwei Seiten, und ich ſetze meinen Stolz darein, jede derſelben ſiegreich zu vertheidigen." Am Intereſſanteſten aber iſt in dieſer Straße *Hegel's* Geburtshaus, das ſtill und anſpruchslos, ja düſter gegenüber dem Gaſthof zum König von Würtemberg ſteht.

Es iſt betrübt, wenn es ſo an Perſonen und Ereigniſſen fehlt, daß der Berichterſtatter den Straßencicerone machen muß. So iſt es nun aber einmal. Ein würtembergiſcher Herzog gab dem Commandanten eines alten Feſtungsneſtes auf die Meldung, es ſei nichts neues vorgefallen, zur Antwort: „ich bin froh, wenn nur nichts Altes eingefallen iſt." Das denkt auch der bedächtliche Geiſt, der unſre Zuſtände prägt. Es wird mit dieſem langſamen, unentwickelten, äußerungsloſen Weſen erſt beſſer werden, wenn die Eiſenbahn einmal handthiert und dieſe dicke, durch Jahrhunderte abgeſetzte Maſſe von Vorurtheilen, Prüderien, Unbehilflichkeiten in Bewegung ſetzt, um ſie nach allen vier Welttheilen zu verflüchtigen. Wie der rechtſchaffene Landmann Fruchtbäume ſetzt für ſeine Nachkommen, wenn er ſie auch ſelbſt nicht mehr erntet, ſo wird noch die jetzige Generation den beſchloſſenen Eiſenbahnbau beginnen, den eine dankbare Nachwelt benutzen wird. — Die Oppoſition, die 1838 bekanntlich in Maſſe ausgetreten iſt, wird den nächſten Landtag wieder beſchicken. Jener Schritt, der durchaus nur mit Lokalkenntniß beurtheilt werden kann, iſt faſt in ganz Deutſchland mißverſtanden worden, wie man überhaupt z. B. der badiſchen Kammer mehr Intelligenz beigemeſſen hat; allein man beantworte die einzige und entſcheidende Frage: wie weit ſind die Badenſer gekommen? Vollends die norddeutſche Oppoſition arbeitet ſich an Täuſchungen ab, welche in Würtemberg längſt durchgemacht, wenn auch nicht, Dank ſchwäbiſcher Schweigſamkeit und deutſch-nationaler Cenſur, der Preſſe überantwortet ſind.

Der Philoſoph Mendelsſohn und der Philoſoph Jacobi ſtanden ſich als Widerſacher gegenüber, ihre Enkel vereinigen, obgleich ſie ſonſt auf verſchiedenen Gebieten, der Eine für das Schöne, der Andere für das Nützliche thätig ſind, ihre Wirkſamkeit in einem Bereiche, inſofern ſie beide auf die Errichtung von Denkmalen in Leipzig für verdiente Männer hinarbeiten. Dr. Mendelsſohn hat den Denkſtein, der an Bach erinnern ſoll, bereits zu Stande gebracht, Dr. Jacobi zwar nur die Idee zum Aufſtellungspunkte des Thaerdenkmahls ausgeſprochen, aber dieſe im Kampfe mit vielen Gegnern nun glücklich ausgeführt. Wir können daher unſere Verwunderung nicht unterdrücken, daß die Mitwirkung dieſes letzteren, bis dahin in dieſer Angelegenheit ſo thätigen Mannes bei der jüngſt ſtattgefundenen Grundſteinlegung fehlte. Wir wiſſen nicht, ob er ſich aus übergroßer Beſcheidenheit ſelbſt zurückzog und nicht einmal z. B. die, irren wir nicht, von ihm verfaßte Urkunde, welche in den Grundſtein kam, verlas, oder ob wir letzteres einer Verſäumniß des Vorſtandes vom Ausſchuſſe, Dr. Cruſius, zuſchreiben ſollen, jedenfalls haben wir, indem wir uns über den Fortgang dieſes Unternehmens freuten, den Anreger ungern vermißt.

V. W.

Die Gewandhausconcerte haben wieder begonnen. Da Mendelsſohn nun ganz nach Berlin, und Ferdinand Hiller eingetroffen, ſo dirigirt ſie dieſer. Er thut dies mit Kraft und, ſo weit dies dem Direktor thunlich, mit mehrfacher Schattirung. Möchte der Geſang ſeiner Frau unſern ſchwachen Geſangskräften bald zu Hilfe kommen. Das dritte Concert am 19. wurde zum Theil dieſer Schwäche halber ein gar mittelmäßiges, und erinnerte durchaus nur an Studien des Conſervatoriums. Dazu die Symphonie des Augsburger Herrn *Drobiſch*, deren zweite Hälfte weniger langweilig war als deren erſte Hälfte, die aber trotzdem Niemand verführt. Glücklicherweiſe rettete ein entſchiednes Talent die Ehre des Abends. Ich ſchäme mich faſt es zu ſagen: aber es war wirklich ein neuer Clavier-Virtuos — die Epoche iſt alſo noch nicht abgelaufen! — ja gar eine Clavier-Virtuoſin, ein ganz junges Fräulein v. *Grünberg* aus Rußland. Sie nennt ſich Schülerin Henſelt's. Wie ſie es mit kleinen Händchen und der ſchwachen Kraft eines jungen Mädchens möglich macht, die ſchwierigſten Dinge zu bewältigen, ja energiſch und ohne Schein der Schwierigkeit zu bewältigen, und wie man ſo jung leiſe Grazie und ſtürmiſche Uebergänge in ein Clavierconcert legen kann, das mag der Gott des Virtuoſenthums wiſſen. Das aber weiß *ich* ſogar: dieſe kleine Dame macht die ſogenannte große Laufbahn des Virtuoſenthums.

Zwei neue Bilder von Bedeutung ſind auf der Leipziger Ausſtellung eingetroffen, ein hiſtoriſches von Volkhart, und ein großes Genrebild von Henry Ritter. Volkhart iſt hier in gutem Andenken durch ſeine Ermordung Rizzio's, ein Bild das viel Intereſſe weckte, wenn es auch nicht ganz gelobt werden konnte. Jedenfalls verſprach es eine reiche Zukunft des Malers. Leider kann man zweifelhaft ſein, ob das neue Bild ein Fortſchritt genannt werden dürfe. Es ſtellt dar, wie Maria Stuart durch eine Halle zur Hinrichtung ſchreitet: am Ausgange der Halle harrt der Henker mit dem Beil; weiter auf uns zu eine kleine Gruppe, darunter ein ſtreng zuſehender presbyterianiſcher Geiſtlicher, und ein auf die Knie ſinkender, die Schönheit oder das Unglück oder den Schreckensakt anbetender Knabe; dann die Hauptgruppe in der Mitte: Maria mit ihren Frauen, und ein Ritter der abgewendet vom Zuſchauer auf den Knieen liegt und ſie aufhalten zu wollen ſcheint; vor ihr eine junge Kammerfrau, welche bei dem Anblicke des Henkers entſetzt zurückprallt; hinter ihr eine alte Kammerfrau, welche ſie mit den Händen umfaßt; Maria ſelbſt, in ſchmerzlicher Faſſung blickt halb zum Himmel; endlich auf der rechten Seite des Bildes ein mit vorgeſtreckter Hand etwas im Intereſſe der Königin rufender Schotte, dem eine verzweifelnde Dame an die Bruſt geſunken iſt; ihm gegenüber und mehr im Hintergrunde ein Engländer, der die Bewaffneten, welche um ihn ſind befehligen mag, und welcher mit vorgeſtrecktem Arme dem Schotten Ruhe zu gebieten ſcheint. Das Bild iſt alſo breit in jeder Weiſe. Die Figuren ſind von jener Halb- oder Dreiviertel-Lebensgröße, die ſehr ſchwer günſtig-wirkſam zu machen iſt, und die Frauen ſind wie im Rizzio nicht ſchön genug. Für Maria Stuart, die übrigens wie manches Andere ſehr ſchön gemalt iſt, bedarf's durchaus einer rührenden oder überwältigenden Schönheit. Der Eindruck zerſplittert ſich durch die drei Partieen eines ohnedies bloß auf das Vorübergehn angewieſenen Erſcheinens. Bei ſolchem Stoffe eines bloßen Aufzuges müßte die Hauptgruppe um Maria ein gewaltigeres, den Zug bedrohendes oder doch mächtig erſchütterndes Leben zeigen. So wie das Bild jetzt iſt, gehen deſſen ſchöne Vorzüge in dem auseinander geblätterten Weſen an uns vorüber, wie unſer Auge an Gruppe zu Gruppe vorübergeht. — Henry Ritter's aus Canada, ebenfalls aus Düſſeldorf „Verlobung an der normänniſchen Küſte" iſt das beſte Genrebild größeren Stils, das ich ſeit langer Zeit geſehn. Innerliche, gemäßigte und in jedem Zuge charakteriſtiſche Laune, Macht der anmuthigen Schönheit in der allein unbetheiligten Braut, und kräftige Malerei ſtempeln das Ganze zu einem vollſtändigen Bilde.

Der Sommernachtstraum in Berlin. Die Theaterexperimente in Potsdam, welche ſich nicht auf Potsdam beſchränken, haben für mich etwas tief Niederſchlagendes. Ich ſehe darin lauter Flick- und Lappenwerk, welches mit gelehrter, innerlichſt trockner Begeiſterung zu ſcheinbarem Leben aufgeblaſen und mit moderner Muſik genießbar gemacht wird, eine wirklich noch verworrenere Miſchung verſchiedenartigſter Elemente als die Oper. Wollte man damit nichts als eine Laune oder eine Studie befriedigen, ſo könnte kein Menſch was dagegen haben. Denn am Ende ſind die einzelnen Elemente, welche dazu in Bewegung geſetzt werden, ganz würdige — griechiſche Tragödie, Ideen über griechiſches Theatergerüſt, Shakſper'ſches Scherzſpiel und Ideen über altengliſches Theatergerüſt das iſt alles an ſich ganz intereſſant. Muſik, die mit gleicher Behendigkeit und Charakterloſigkeit die Zendaveſta, die griechiſche Götterlehre, die Bibel, den Koran, den Simonismus und Communismus verherrlicht, iſt eine Lieblingskunſt der Zeit, nach welcher in jeglichem Koſtüm getanzt werden kann. Aber dieſe ganze Gebahrniß wird überall angekündigt mit dem Anſpruche auf eine Reform des Theaters. Darin, und daß es Raum, Zeit, Kraft in Beſchlag nimmt, zu Berlin in Beſchlag nimmt, wo es an alle dem jetzt erſtaunlich fehlt für das wirklich lebendige Theater, darin liegt das Aergerniß. Ich wollte ſchreiben: darin liegt die Gefahr; das wäre aber übertrieben. Denn wie ſorgfältig man darin umherſpäht, es iſt nirgends ein ſchöpferiſcher Keim zu entdecken. Nicht einmal ein wahrhaftiger hiſtoriſcher Reiz. Die Aechtheit des griechiſchen Theatergerüſtes unterliegt bekanntlich den ſchwerſten Zweifeln, und die Verwandlung des Chors in einen Opernchor, die Verwandlung des Ganzen in ein Opernweſen durch die überwiegende und Alles beherrſchende moderne Muſik zerſtört alle Täuſchung, welche auf eine geſchichtliche Wiedergabe angewieſen iſt. Nicht einmal das ſeiner Wohlfeilheit wegen berühmte altengliſche Theater, welches uns ſtets als eine drohende Reform in Ausſicht geſtellt worden, nicht einmal dies hat Stich gehalten: das altengliſche Scherzſpiel iſt mit vielerlei Dekorationsprunk aufgeführt worden! Dazu nun wiederum moderne Muſik allüberall, eine ganze Zauber-Opern-Partitur, und ſtolze Berichte darüber, die zu Anfang und zu Ende immer nur die Muſik zu loben haben — und dies iſt die Shakſpere-Eliſabeth-Zeit, dies iſt ein geſchichtliches Spiegelbild! — Nichts iſt es als

das gewaltſamſte Rokoko, welches noch dageweſen. — Wahrlich, wenn ich mir die zuſammengeladne Notabeln-Geſellſchaft vorſtelle, welche aus Würdenträgern aller möglichen Fächer und Wiſſenſchaften von der Kriegswiſſenſchaft bis zur Inſektenwiſſenſchaft zuſammengeſetzt iſt, und wenn ich mir die äußerſt wohlerwogenen Bemerkungen über ſolchen klaſſiſchen dramatiſchen Genuß vorſtelle, und wenn ich mir die verwegenen Hypotheſen aus dem Häuschen gebrachter Philologen und die verwegenen Phantaſieen alt gewordener Romantiker ausmale, dann drängt ſich mir immer der kleine Dantan und der noch näher liegende Hoſemann auf, und ich habe große Noth, die zuckenden Hände dieſer Schalke wegzudrängen. Wie unbedachtſam iſt auch die junge Welt, welche Schöpfungen, ſelbſt unzulängliche aber lebendige Schöpfungen allem innerlich todten Maskenſpiele vorzieht, wie unbedachtſam iſt ſie in ihrem Muthwillen unterſtützt worden durch die Berichterſtatter! Der in der A. Preußiſchen Zeitung kann's nicht verſchweigen — Gott lohne ihm die Offenherzigkeit! — daß langweilige Partieen vorgekommen ſeien, und beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit der Reiſe nach Potsdam und mit den verwickelten und ſüßen Tonarten und Uebergängen der Mendelsſohn'ſchen Muſik; der zweite aber in der D. Allg. Zeitung, der ſehr entzückt iſt und leicht ſchreibt, verräth zu unſerm Erſtaunen, daß er mit den Schauſpielern ſehr unzufrieden geweſen, und daß im letzten Akte der „praktiſche Adlerblick Shakſpere's" leider gänzlich fehle. O, dies iſt ein ganz Berliner Schalk! Er ſetzt hinzu: und doch habe das Berliner Theater noch bei weitem die beſten Kräfte in Deutſchland! Er will die ſo reich ausgeſtattete Burg in Wien ärgern ohne ſie zu kennen! Welche unmittelbare Folge des ſarkaſtiſchen Sommernachtstraums! — O Berlin! Der geeignetſte Ort, ein ſchöpferiſches Theater nachdrücklich und geſchmackvoll zu unterſtützen, ein Ort voll entgegenkommenden Sinnes für Theaterbeſtrebung, ein Ort, der ſo viel gerechte Anſprüche auf Namen und Weſen deutſcher Hauptſtadt machen, der durch das beſte deutſche Theater eine wirkſame Eigenſchaft deutſcher Hauptſtadt thatſächlich begründen könnte, wie ungenügend erfüllſt Du Deine Beſtimmung! Zufall und Unglück ſpielen allerdings in Betreff des Theaters eine große Rolle; aber was geſchieht, um ihnen die Spitze zu bieten? Das Opernhaus brennt ab! Wird man, wie Paris zu mehreren Malen blitzſchnell gethan, ein ſtellvertretendes Gebäude einrichten? Nein. Wird man die leichtere, viel mehr auf Sinnenreiz gerichtete Oper ſo lange einſchränken, bis das zerſtörte Haus wieder fertig, und wird man ſich deshalb mit verdoppelter Anſtrengung des für jede Nation hochwichtigen Schauſpiels mit verdoppelter Kraft annehmen? Kein's von beiden. Das kleine Schauſpielhaus muß auf Koſten des Schauſpiels die Oper, ſelbſt große Oper und Ballet übernehmen! Für die große Hauptſtadt bleiben drei bis vier Abende in der Woche frei für ein Schauſpiel — denn das Königſtädter zählt nicht für irgend einen ernſteren Zweck — und an dieſe drei bis vier Abende machen Anſpruch: Genrebilder, Divertiſſements, Virtuoſen! Und nun obenein Rokoko-Studien wie obiger Sommernachtstraum, welcher die Muſikliebhaberei, Befriedigung einer geweihten Neugier, Befriedigung einer mit den größten Kräften angegebenen Mode für ſich hat! Armes Schauſpiel! Noch mehr! Das Berliner Schauſpiel hat ſeit Jahren große Verluſte an Künſtlern erlitten, und ſelten Erſatz, in manchen Fächern nicht einmal Ausfüllung gefunden; wenn man ſtatt des opernhaften Spieles mit dem Sommernachtstraume die wirkſamere Belebung des dramatiſchen Intereſſes mit einer großen Tragödie Shakſpere's verſucht hätte, ſo würde man der Lücken mit Schrecken inne geworden ſein — wo ſoll das hinaus? Wäre das Burgtheater nicht mit der lähmenden Cenſur behaftet, ſo wäre es um das letzte theatraliſche Anſehn Berlins geſchehn, denn an der Burg iſt ein geſchloſſener Verein großer Kräfte und ein unzerſtörter Sinn für deutſches Schauſpiel, alle Blicke und Beſtrebungen würden ſich nach Wien richten! Iſt dies ein Verhältniß, welches Berlin anſteht? Weh uns, wenn es durchweg mit dem Sinn und der Vorliebe für Flickwerk vermittelſt alter Brokatfetzen und ausgebrochener Edelſteine vergangener Zeiten abgethan ſein ſoll! Daran fehlt es freilich nicht in der Geſchichte: Sophokles und Shakſpere werden um nichts geringer dadurch daß wir ſie zu Opern machen, poetiſche Inſtitutionen im Staats- und Kirchenweſen verlieren in ihrem Weſen nicht an Poeſie, daß wir ſie ſtückweiſe in unſre ganz veränderten Zuſtände einzwängen — aber wo bleibt das Recht, wo bleibt die Schuldigkeit der Gegenwart, wo bleibt die Schöpfung, welche allein zählt in der Geſchichte, welche allein wirkt und nachhält?! Für ein alexandriniſch Zeitalter ſind wahrhaftig die Elemente unſrer Zeit nicht günſtig, und deshalb finden die Schritte zu einem ſolchen Zeitalter einen herberen Undank als ſie an ſich verdienen.

Urania für 1843. Sie bietet, das Titelkupfer ausgenommen, viel Intereſſantes. Zuerſt eine Novelle von Gutzkow „die Wellenbraut", deren erſte Hälfte ganz reizend iſt. Die zweite Hälfte iſt den angelegten Verhältniſſen und Perſonen vielleicht ganz gemäß;

aber ſie ſchleppt ein wenig, ſteigert gar nicht, und fällt zu deutlich in ein Gleis Gutzkow'ſcher Frauenſchickſale, das er ſelbſt ſchon zu breit ausgefahren hat. Bei alledem iſt die Novelle eine ſehr dankenswerthe Gabe. — Es folgt „Phyſiologie der Geſellſchaft“ von Sternberg, Briefe des raffinirten Egoismus, welche ein Vater an ſeinen Sohn ſchreibt, und welche durch den Zuſatz „Ein Beitrag zu Knigge's Umgang mit Menſchen“ die dafür unerläßliche Laune erregen. Sie haben den Fehler, nicht neu zu ſein, welches in einem ein Jahr voraus datirenden Taſchenbuche allerdings ein Fehler. Ich erinnere mich nämlich, Vieles davon ſchon in einem Journale unter Sternberg's Namen geleſen zu haben. Wahrſcheinlich hat er alſo hier nur weiter ausgeführt, und für dieſes kauſtiſche Genre der Altfranzoſen hat er das nöthige Behagen und dreiſte Spiel des Geiſtes, welches ſich in ſeinem geſchickt gruppirten Stile immer anmuthig ausnimmt. — Zum Dritten kommt „Das Heimweh“, Novelle von Julius Moſen, deren erſte zwei Drittheile, das kleine Leben im Vogtlande vor hundert Jahren mit vortrefflicher Charakteriſtik ſchildernd, ganz allerliebſt zu nennen ſind. Dann verrinnt leider der Fluß in kleine Bäche: die Perſonen verſchwinden uns unter den Händen. — Der vierte Beitrag iſt von W. Alexis: „Der Wilddieb, eine Erzählung von ihm ſelbſt erzählt.“ Es iſt ein künſtlicher Wilddieb, der alle unbehaglichen Ranglogen unſrer jetzigen Cultur durchklettert, dabei mit allen ſcheidenden und herrſchenden Aktionen und Reaktionen in Berührung kommt, und mit erſchrecklich behender Zunge alles Mögliche beſpricht. Ob hinter der Satire noch eine eingerahmte Ironie hängt? ich weiß es nicht. Dieſe Art Darſtellung, auf Breite angewieſen und doch nicht durchweg mit hinreichendem Witze belebt, iſt meinem Geſchmacke nicht entgegenkommend. Mir iſt Alexis intereſſanter, wenn er mit einem maſſigen Stoffe ringt. Den weiß er tüchtig zu hämmern und zu formen. — Der letzte Beitrag iſt eine Novelle: „Nur keine Liebe“, von Levin Schüking. Die oft ſchwülſtige Schrift iſt geiſtreich und mit reifer Ueberlegung komponirt. Leider iſt die Kompoſition mit ſo viel Ueberlegung zertheilt, daß ſie für den Leſer zerſplittert erſcheint. Dadurch ermüdet ſie im Leſen und bringt ſich um den Eindruck, der gewiß mit dem vorhandenen Material zu erreichen wäre, wenn es von einem Mittelpunkte aus folgemäßig entwickelt und nicht ſprungmäßig angedeutet würde. — Wie paßt zu ſolchem Inhalte das vorgebundene Bild Karl Förſter's, eines mittelmäßigen Dichters, den man trotz einer Gedichtſammlung nicht kennt, und den von den fünf Autoren kein einziger als einen Dichter anerkennen wird?! Warum nicht lieber das Bild eines dieſer fünf Autoren? —

Das Redetalent auch unter uns auszubilden wird nun allmählig hie und da praktiſch verſucht. In Koblenz hat man es ſehr richtig ſo angefangen, daß die frei redenden Gymnaſiaſten auch nur über Gegenſtände ihres Gedankenkreiſes und nicht über Dinge ſprechen, die ihnen innerlich fern und fremd ſind. Nur auf ſolche Weiſe kann hohles Geſchwätz vermieden und etwas Markiges ausgebildet werden. — Hierbei hab' ich zu bemerken, daß ich in Betreff der zu reformirenden bloß klaſſiſchen Schulbildung auf ein Buch verwieſen worden bin, welches vor Kurzem in Halle fertig geworden iſt und dies Thema ausführlich behandelt. Verfaſſer iſt Dr. Sauſe, und das Buch heißt: „Verſuch einer Einrichtung der Schulen aus dem Geſichtspunkte des Lebens im Staate.“

Ametller ein deutſcher Journaliſt. Der Komet bringt die komiſche Behauptung, es ſei der ſpaniſche Parteigänger Ametller derſelbe junge Journaliſt Rudolph Mettler, welcher vor einigen Jahren in Leipzig und Hamburg mit unzureichenden literariſchen Hilfsmitteln Journale zu gründen ſuchte. Allen Reſpekt vor deutſchen Journaliſten, aber für gewöhnlich ſind ſie des Kriegshandwerks nicht ſo ohne Weiteres kundig, und wir müſſen für Rudolph Mettler's geſchichtliche Auszeichnung genauere Beſtätigung abwarten. Jedenfalls wäre eine ſolche bezeichnend für die raſche Laufbahn, welche jetzt in Spanien zu machen iſt.

Frauenromane. Das Morgenblatt zeigt einen in literariſcher Kritik ganz mächtigen und wohl überzeugenden Korreſpondenten aus Hannover. Er erzählt uns, daß jenes elegant gedruckte Büchlein über „die Attribute der Heiligen“, welches uns vor einiger Zeit überraſchte, von Herrn v. Malortie herrühre, und daß von Henriette v. Biſſing, deren erſter Roman „Amalie von Steinfels“ überſchätzt, deren zweiter „Viktorine“ unterſchätzt worden, ein dritter Roman „Waldheim“ unter der Preſſe ſei.

Ruſſiſcher Geſchmack in Rußland und Berlin. Aus Petersburg wird im Morgenblatte geklagt, daß die neue (giebt's eine andere?) ruſſiſche Literatur, die mit Puſchkin ꝛc. ſo lebhaft aufzublühn geſchienen, bereits in ſichtlichem Verfall ſei. Den ſtreng gewordenen Cenſurmaßregeln und der Parteienſpaltung unter den Schriftſtellern (Petersburger und Moskauer) wird der ſchnelle Niedergang zugeſchrieben. — Die deutſche Bühne in Rußland, von der höheren Geſellſchaft durchaus nicht begünſtigt, weiche mehr und mehr

dem Geſchmack an franzöſiſchem und italieniſchem Theater. — Werden wir nicht bald in Berlin eben ſo weit ſein? Die höhere Geſellſchaft fährt nach der Königsſtadt und zu den Franzoſen, und entſchuldigt ſich damit: Ihr habt keine Talente!

Das Duell-Drama, auf welches wir bei der erſten Erwähnung des Baden'ſchen Streites hindeuteten, iſt denn wirklich ſchon unterweges. So eben wird uns von Dresden aus mitgetheilt, daß ein Autor eifrig damit beſchäftigt ſei, und es bekannt gemacht ſehn wolle wegen etwaiger Konkurrenz. — Wir machen ihn nur darauf aufmerkſam, den Urſprung ſeines Stoffes ſo viel als möglich zu verbergen. Unſere Hof-Theater-Intendanzen ſind geborne Feinde deſſen was wirklich und lebendig intereſſirt, und glauben ſich zu der polizeilichen Aufgabe berufen, jegliches Leben der Gegenwart von der Bühne auszuſchließen. Auf dieſem Wege der raſchen Geſtaltung iſt die franzöſiſche Bühne ſo ſchöpferiſch, und man will bei uns lieber von dem Abhub derſelben leben, als dem heimathlichen Intereſſe das kleinſte Zugeſtändniß machen.

Der Schriftſteller Honek iſt aus Baden verwieſen worden, weil er in der Kölniſchen Zeitung über Baden und beſonders über den Spielunfug in Baden-Baden berichtet hat. Es iſt kaum glaublich! Politiſche Ausweiſungen ſolcher Art ſind das ſicherſte Mittel, jegliche politiſche Ausweiſung in Zukunft unmöglich zu machen. Der Schriftſteller tadelt ein öffentliches Laſter und die Regierung ſtraft ihn für dieſen Tadel!

Der Poſtaufſchlag auf Journale. Nächſt der Polizei iſt fortwährend die Poſt ein Hauptfeind der Literatur, und beſonders der periodiſchen. Ein Buch zu verſchicken iſt bei uns ſchon wegen der unbegreiflich hundertfachen Erſchwerung des „Kreuz-Kouverts" außerordentlich theuer, aber von den Zeitungen läßt ſich die Poſt in gewiſſen Verhältniſſen 100 Procent zahlen. Die Augsburger Allgemeine Zeitung koſtet in Augsburg noch nicht 8 Thaler, und ſchon in Leipzig koſtet ſie 14! Die preußiſche Allgemeine, die ſieben Stunden von Leipzig ausgegeben wird, und in Berlin 8 Thlr. koſtet, koſtet in Leipzig 11 Thlr. 8 Sgr. — Die Wiener Zeitſchrift, in Wien 13½ Thlr., koſtet in Leipzig 22 Thlr. Und nun wundre man ſich über die ſchwache Verbreitung periodiſcher Schriften in Deutſchland! — Und die Poſt lebt zum Theil von dieſen Blättern, und gewänne nichts minder, ja wahrſcheinlich mehr, wenn ſie geringere Aufſchläge machte. Zu welchen Reſultaten wird ſolche Ueberſpannung eines Monopols führen? —

Die Reinigung unſrer Sprache, und die Feſtſtellung derſelben, ein Thema, welches noch vor einigen Wochen wie eine Schneeflocke unſcheinbar ausſah, wächſt an wie eine Lavine von Journal zu Journal, von Geſellſchaft zu Geſellſchaft, und iſt bereits auf dem Punkte der ſchönſten Uebertreibung und Verwüſtung. Kein Wort mehr, das aus der Fremde ſtammt, kein einziges mehr! Fort mit den ſogenannten „techniſchen" Ausdrücken, fort mit dem wiederum ausländiſch benannten „Jargon" der philoſophiſchen Sprache, fort mit dem Ballaſt aus Griechen-, Römer- und Philologen-Zeit! So raſ't der See und will nicht nur e i n Opfer, er will unzählige haben! Ich habe ſelbſt anfangen helfen, dem „magnifik" und „fatiguirt" an den Hals zu greifen; aber ich habe von vorn herein vor „Purismus" (Verreinigung) gewarnt. Was geſchichtlich geworden und nicht auf leicht verſtändliche Weiſe erſetzt werden kann, das iſt nicht aufzugeben, oder nur mit Nachtheil aufzugeben. Sprache iſt doch nur Mittel zum Zwecke; der Zweck darf doch nicht verloren gehn! Wenn ich alſo eine Menge von Ideen und von Wendungen und von Schattirungen, und wie unüberſehbar iſt deren Anzahl! verlieren muß, weil ſie durchaus nicht urſprünglich deutſch zu geben ſind, da nun einmal „Politik" und „offiziell" und „Philoſophie" und „Literatur" ꝛc. ꝛc. nicht urſprünglich deutſche Worte ſind, ja dann wird mir die Sache wichtiger als der Ausdruck, und ich verlaſſe eine Fahne, welche der Uebertreibung dienen und den Erfolg vernichten, oder Schrift und Wort armſelig machen will. Ich verlange nur unausgeſetzte Wort-Erfindung in der Gegenwart und Zukunft für neue Begriffe, verlange für eingeſchleppte Worte, die ſich verſtändlich und hinreichend erſetzen laſſen, Ausmerzung, und für philoſophiſche oder ſonſtige Kunſtſprache (um nicht techniſche zu ſagen) ſparſamen Gebrauch. Solche Sparſamkeit wird Aushilfe ſuchen, und der fremd ausgedrückte Begriff wird allmählig und mannigfaltig in's allgemeine Verſtändniß übergehn. Reinigung aber nicht Verreinigung!

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 4.

№ 4. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. **1843.**

Moden.

Das beifolgende Modekupfer Nr. 8 mit drei der modernſten Herrentoiletten beweiſt, wie wenig ganz Neues dieſer Herbſt gebracht, wie entſchieden ſich aber auch die Mode für große Ueberziehröcke ausſpricht. Man hat eingeſehen, daß die vielleicht ſehr bequemen Sackformen und die Verläugnung aller Taille doch eigentlich ſehr häßlich iſt, und alle neuen Formen zeichnen daher die Taille ab, ja ſchneiden meiſt ſcharf ein. Die Mittelfigur des Modeblattes hat einen ganz anſchließenden Ueberziehrock, was im Augenblick das eleganteſte Stadt- oder Viſitencoſtüm iſt; darunter einen, bis gegen den Hals zuknöpfbaren Frack. Dieſe Ueberröcke ſind mit Seidenſtoff durchaus gefüttert, der in länglichen Vierecken abwattirt iſt; die ſehr breit rückſchlagenden Bruſtklappen und der Kragen ſind oft, ja vorzugsweiſe von Sammt gemacht. Die Aermelaufſchläge ſind ebenfalls von Sammt, rund geſchnitten und hohl. Die Schnure oder Borde iſt ringsum angeſtoßen, nicht aufgeſetzt. Die Knöpfe ſind groß und gewölbt. Ein Hauptmerkmal des guten Schnittes dieſer Ueberziehröcke iſt, daß der Rock derſelben in der Taille ganz glatt ſitzt und ſich über die Schenkel nur ſehr allmälig erweitert, unten aber ſehr faltig wird; da er ſehr lang iſt, ſo macht dieſer Rockſchnitt eine ſchlanke, elegante Figur. Man ſieht die Ueberziehröcke in allen Farben, außer in ſchwarz, die dagegen die Modefarbe für alle andern Röcke iſt. Königsblau, Durika, Goldbronze mit einem Olivenſchein und Ruſſiſchgrün ſcheinen zu Ueberziehröcken am geſuchteſten. — Die Modefigur am meiſten rechts trägt einen neuen Twine, Twine-Pardeſſus genannt, weil er etwas mehr Taille macht gegen die frühere Twineform. Dieſes ganze Coſtüm iſt ungewählter und ordinairer, als die Mittelfigur. Dieſe Twines ſind von brochirten Stoffen oder melirten Tuchen ſehr beliebt, wo man dann Aufſchläge und Kragen meiſt vom ſelben Zeuge macht. Auch füttert man ſie oft ſtatt der Wattirung auf Seide mit ſchottiſchem Tartan. Hinten iſt der Rock des Twine gewöhnlich zu, jedoch der Twine-Pardeſſus iſt gerade herunter offen, iſt aber mit Knöpfen und Knopflöchern verſehen, um ihn auch zu ſchließen. Die ſchrägen Taſchen deſſelben haben meiſt keine Patten. Nur ein neuer Winterrock zeigt ſich noch in dem Sackſchnitt, und dies iſt der Bär (Ours), ſo genannt, weil er aus einem langwolligen, ſehr dicken Stoff gemacht iſt; dies Zeug iſt eine Art Tüffel. Der Bär wird gewöhnlich ohne Rock darunter getragen und iſt Halbſack, d. h. deutet durch Aushohlung der Seiten und Rückennähte die Taille etwas an. Für Geſchäftsleute, für alle Tage und für jedes Wetter iſt er ſehr zweckmäßig. Er iſt von zu ſtarkem Stoffe, um wattirt zu werden, und iſt daher gewöhnlich mit einem leichten wollenen Zeuge gefüttert. Vorn ſchließt man den Bär mit weit auseinander ſtehenden großen Knöpfen bis oben hinauf. Kragen und Aufſchläge ſind von Sammt, deſſen Farbe paßlich iſt. Außer dieſen eben erwähnten Winterröcken werden die Herren wieder viel

Pelzröcke oder wenigſtens Pelzverbrämung tragen. Mäntel wird man nur im Wagen ſehen, der neue Schnitt dafür zeigte ſie ſehr lang und ganz ohne langen Kragen; die Vorderblätter mit Sammt gefüttert, den kleinen Kragen ebenſo überzogen und mit reichen Schnuren verziert. Blaues Tuch wird häufig dazu gewählt.

Das beiliegende zweite Modebild Nr. 9 zeigt einen neuen Damenmantel, und zwar nach einem deutſchen Schnitte, den ein ſächſiſcher Schneider erfunden hat. Er ſieht von bunt brochirtem Seidenſtoff mit anpaßlichem einfarbigen Seidenfutter ſehr gut aus. Ein Rand von Sammt, welcher zur Zeugfarbe ſteht, oder eine Poſamentirarbeit ringsum würde ihn noch eleganter machen. Doch könnte man ihn auch einfacher und doch geſchmackvoll von wollenem Zeuge mit ſchottiſchem Flanellfutter ausführen.

Die Pariſer Journale behalten die Namen **pelisse, bournous, mantelet, mante** ꝛc. für die Winterhüllen bei, obgleich ſie im Schnitt gegen die vorjährigen verändert ſind. Die Hauptſchnitte für Mäntel, die wir in der erſten Octobernummer anführten, bleiben die allgemein herrſchenden und zeigen ſich in allen Farben und von allen Stoffen. Von Pelzen ſpricht man ſchon viel, und zwar, daß man ſie in Sammt tragen würde, mit großen Kragen und halblangen, gleichweiten Aermeln mit Aufſchlägen. Zu Beſuchsanzügen empfiehlt man außer den Pelzhüllen einen Mantel von Atlas, der im Renaiſſancegeſchmack mit erhabenem Sammtbroché gemuſtert iſt. Dieſer Zeug in kaſtanienbrauner Farbe mit roſa oder blauem Seidenfutter und wattirt würde ſehr elegant ſein. Die wattirten Futter bilden am gewöhnlichſten längliche Vierecke, allein, ſoll es elegant wattirt ſein, ſo näht man Blumengeranke ab oder Renaiſſance-Arabesken. Um dieſe abgeſteppten Muſter mehr herauszuheben, legt man dünne Schnürchen unter, welche die Striche des Muſters bilden. Zum Ueberwurf über große Toilette am Schluſſe der Abendgeſellſchaften bleibt der Bournousſchnitt beliebt, und am eleganteſten ein ächter orientaliſcher oder eine Nachahmung deſſelben von weißem Caſchmir, mit einem Goldfilet umrändert und mit arabiſchen weiß und goldenen Quaſten geziert. Große Toiletten ſieht man wenig, doch zeigten ſie ſich bei den einzelnen Gelegenheiten, wo ſie erſchienen, ſehr reich und ſehr glänzend. Blumen oder Juwelen und Blumen mit Juwelen werden die beliebteſten Verzierungen ſein, ſelbſt für Kleider. Der Brillant wird zu allen Zeiten den ſchönſten Schmuck bilden, wem aber dieſer verſagt iſt, wird jetzt beſonders Granaten oder Türkiſe wählen. Auch falſche Steine ſind bei dem öftern Modewechſel nicht ausgeſchloſſen.

Drei große Toiletten von beſonderer Pracht waren folgendermaßen zuſammengeſtellt. Erſtens ein Kleid von royal Séſoſtris, und zwar auf weißem Grunde breite, kirſchrothe Atlasſtreifen. Die Taille deſſelben war ganz glatt, mit ſehr langer und ſpitziger Schneppe. Den Rock zierten drei Reihen venetianiſcher Spitzen, die auf dem Vorderblatte eine kirſchrothe und weiße Camelie mit Brillantherz feſthielt. Die kurzen, mit Spitzen bedeckten Aermel und die Spitzenberthe war von eben ſolchen Camelien gefaßt. Der Turban zu dieſem Anzuge war von kirſchrothem Tarlatan, mit Silberſternen beſäet und vorn mit einer Brillantagraffe geſchmückt. Der Turban iſt dieſes Jahr überhaupt ſehr beliebt. Die zweite Toilette beſtand aus einem roſa moirirten Pekinkleide. Der Rock deſſelben war mit Alençonerſpitzen ſo beſetzt, daß ſie eine förmliche Tunika bildeten. Aus den ganz kurzen Aermeln von Seidenſtoff fielen weite, lange Spitzenärmel bis auf die Hand. Der Aufſatz dazu beſtand aus einem Halbſchleier von Goldſpitze, der wie ein Netz über das Haarneſt gezogen war und zu beiden Seiten wie eine Barbe mit Goldfrannigen auf die Schultern fiel. Die dritte Toilette war ein lichtblau brochirtes Atlaskleid, mit drei Kegeln (quilles) von Brüſſeler Spitzen auf dem Vorderblatte beſetzt. Ueber der glatten geſteiften Schneppentaille lag eine breite Spitzenberthe, die vorn zwiſchen dem eckigen Ausſchnitt drei Reihen Brillantknöpfe ſehen ließ. Ein Turban von himmelblauem Caſchmir mit Silberfrannigen vollendete den Anzug. Alle dieſe Kleider hatten ſehr lange Röcke, aber keine Schleppe. Die Handſchuhe waren entweder mit Borden von Gold oder Silber, mit Barben oder Spitzen, ja ſelbſt mit ſchwarzem Sammt garnirt und ahmten die Form des Jagdhandſchuhs nach. Für Hauskleider oder Halbtoilette iſt ein hoher, viereckiger Leibausſchnitt, der an die Ritterfrauen erinnert, ganz neu. Unſer Modekupfer zeigt denſelben.

Als Merkwürdigkeit iſt noch Folgendes zu erwähnen: Zur Erleichterung des Anprobirens der Kleider hat man eine elaſtiſche Büſte erfunden, welche nach jedem Maaße die Verhältniſſe der Figur herſtellt, für welche das Kleidungsſtück gefertigt werden ſoll. Das viele Anprobiren hört alſo auf, indem ſich der Schneider nach ſeinem Maaße an der elaſtiſchen Büſte die Figur derjenigen Perſonen, für welche das Kleidungsſtück beſtimmt iſt, ſelbſt bilden kann.

J.

Feuilleton.

* Vor kurzem kam ein Oeſtreicher bei der Regierung mit der unterthänigſten Bitte ein, man möchte ihm doch ein Patent auf irgend eine neue Erfindung verleihen, da er durch unverſchuldete Unglücksfälle in große Noth gerathen ſei. Die Art der Erfindung ſelbſt überlaſſe er ganz einer hohen Staatsregierung. Was doch dem guten Oeſtreich Alles zugemuthet wird!

* In einem kleinen Blatte des Erzgebirges machte Jemand vor nicht langer Zeit folgende naive Anzeige, welche auch in ſtiliſtiſcher Beziehung ſehr zu beachten iſt. „Da ich wenig in Geſellſchaft komme, da ich wegen böswilligen Bankrotts in Unterſuchung geweſen bin, woran ich aber ganz unſchuldig bin, da ich auch in Mangel mehrern Verdachts freigeſprochen worden bin und mich gern mit einer anſtändigen jungen Frau oder Wittwe von hübſchem Aeußern und einigem Vermögen zu verheirathen gedenke, da ich nicht Gelegenheit habe, dies anders zu bewerkſtelligen, als in öffentlichen Blättern, ſo erſuche ich betreffende Supplicanten, welche mit mir den Weg durch das Leben gehen wollen, ſich unter der Adreſſe L. v. B. B. poste restante bei mir zu melden, worauf ich mit dem Verſprechen vollkommenſter Discretion keinen Anſtand nehmen werde, mich mit ihnen näher zu verbinden, da ich jetzt ganz einſam ſtehe. Einer für Viele!“

* Noch haben wir zwar keine Weltliteratur, auf welche Goethe hindeutet, und das mühſam erhaltene europäiſche Gleichgewicht baſirt nur auf der Eiferſucht und dem gegenſeitigen Mistrauen der einzelnen Staaten, aber in Einem ſind wir ſo ziemlich einig: in der Mode. Die Wiener Damen tragen die Victoriahäubchen ebenſo gut, wie die engliſchen Ladys, der Pariſer Fashionable freut ſich an ſeinem „ſächſiſchen Frack“, und wenn man von deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen Moden ſpricht, ſo meint man nur kleine Nüancen, unweſentliche Specialitäten, welche ſich dem großen Genus einer europäiſchen Mode unterordnen. Die Nationalcoſtüme ſind zum großen Theil auf den Mummenſchanz verwieſen und haben nur noch eine hiſtoriſche Bedeutung. Demungeachtet wird es uns nicht ſchwer, auch unter dieſer gleichen Hülle den Engländer von dem Franzoſen, dieſen von dem Deutſchen u. ſ. w. zu unterſcheiden; ja, wir erkennen ſogar den Wiener und den Berliner, noch mehr, die einzelnen Stände aus der gleichſam unter einer Scheere gehaltenen Maſſe mit Leichtigkeit heraus. Ehemals konnte ſich unter einer Löwenhaut auch Einer, der nicht Löwe war, verbergen; der Sammtmantel des Junkers half deſſen Junkerthum mitvertreten. Die Zeiten haben ſich geändert und die Löwenhaut allein macht nicht mehr den Löwen (Lion). Die Hand, welche gewohnt iſt, die Feile oder den Hammer zu führen, verräth ſich auch unter dem feinſten Glacéhandſchuh. Zwei Röcke, die ſich nicht von einander unterſcheiden laſſen, können durch Die, welche ſie anziehen, den verſchiedenſten Charakter annehmen. Der Frack von der Hand des erbärmlichſten Pfuſchers würde, in einem eleganten Salon getragen, den Preis gewinnen vor einem Meiſterſtück Human's in Paris, das auf dem Leibe eines Ladendieners ſäße. Idem non est idem. Kleider machen Leute, iſt ein veraltetes Sprichwort; der Schneider kann jetzt nicht mehr der Perſon aufhelfen, ſondern umgekehrt, die Perſon muß dem Schneider zu Hilfe kommen. Dieſe Bemerkungen fielen mir ein, als ich in dieſen Tagen einen „Nachruf an das Berliner Opernhaus“ in einem hieſigen Volksblatte („Eiſenbahn“) las. Der Verfaſſer gedenkt der „Stammgäſte“ der Logen und hebt in ſeiner witzigen Schilderung drei Genres hervor: die Gardelieutenants, die jungen Diplomaten und die Geldfashionables. Wir theilen unſern Leſern mit, was er über die Letztern ſagt. Iſt die Toilette der Diplomaten mehr vornehm, als modern, und deshalb wirklich ſehr gewählt, ſo iſt die der Banquierdandys allerdings moderner, als vornehm. Laßt irgend einem Narren in Paris einen canariengelben Frack und roth- und grüngeſtreifte Hoſen tragen, laßt dies Coſtüm auf irgend ein Modenbild kommen, ſo wette ich darauf, das Coſtüm wird auch im erſten Range ſichtbar zum Ergötzen des anweſenden Publikums. Der junge Geldariſtokrat iſt einer der vorlauteſten Schreier der Welt, er klimpert nicht, wie der Alte, in der Taſche mit Geld, aber ſein ganzes Weſen, jeder Zoll an ihm, iſt wie mit Gold geſättigt, jede Faſer ſeines Seins ſträubt ſich der Welt entgegen und fragt: Was koſtet das? Andere Leute haben Pferde zu ihrem

Vergnügen, Hunde zu ihrem Vergnügen, Maitreſſen zu ihrem Vergnügen, elegante Wohnungen u. dgl. m.; er aber hat es nur, um zu zeigen, daß er es hat. Könnte es Niemand ſehen, er ſchaffte die Pferde, ja, ich glaube, die Maitreſſe ab, und lebte höchſt einfach wie ſeine Väter, die ihm zuſammengeſcharrt haben, was er beſitzt. Vorlaut, ſo lange ihm Niemand entgegentritt, beſtürzt, wenn er an den rechten Mann geräth, der ihm ſeine Verachtung inſinuirt, hat er doch in der vornehmen Welt kein recht (man verzeihe mir das Wort) kauſcheres Bewußtſein, und deshalb iſt Alles, was er thut, outrirt, ſelbſt jede gute Handlung, die er einmal begeht, wird durch die Form, die er ihr gibt, lächerlich. Bedauern wir ihn, er iſt es werth, denn es gibt wenige Menſchen, die ihn nicht heimlich, ja öffentlich auslachen, verhöhnen, obwohl ſie ſeinen materiellen Werth ihm beneiden.

* Man iſt verſucht (wenigſtens auf den erſten Blick), den Fortſchritt des Menſchengeſchlechts eine Chimäre zu nennen, wenn man an die Möglichkeit ſo ſchauderhafter Thatſachen, wie die folgende, zu glauben gezwungen wird. Die Deutſche Allgemeine berichtet nämlich: „Als ein neues Beiſpiel der Abſcheulichkeiten des Sklavenhandels theilen die engliſchen Blätter aus den Schiffspapieren eines portugieſiſchen Schoners, Esperanza, der jetzt verurtheilt iſt, die Thatſache mit, daß dieſes Fahrzeug, von nur 44 Tonnen Größe und blos mit 10 Mann beſetzt, wenigſtens 220, wenn der Menſchenſchlag aber klein ſei, 250 Sklaven einnehmen, in einen Raum von 32 Zoll Höhe verpacken, auf 15 Tage Lebensmittel führen und damit eine Fahrt von 4000 Seemeilen machen ſollte, ſo daß jede Windſtille oder eine ſonſtige Verzögerung der Reiſe Hungertod herbeiführen mußte, da ein Sklavenſchiff unterwegs in keinen Hafen einlaufen kann. Der Preis eines Sklaven ſei in Afrika ein Pfund Sterling, in Braſilien oder Cuba meiſtens — 120 Pf., ſo daß es den Händlern genüge, wenn von zehn nur einer lebend ankomme." Wie oft ſchreien wir Zeter über die Barbarei des grauen Mittelalters, wie oft prahlen wir mit Humanität und Civiliſation, während die Furie des Eigennutzes noch in ſo gräßlicher Geſtalt unſere Weltverbeſſerungspläne verhöhnt!

* Die Colonie Guadeloupe hat 2000 Fr. zur Loskaufung und Ausſtattung eines Sklaven, Namens Felix, bewilligt. Derſelbe rettete während des Erdbebens zwei Freie und lehnte eine Belohnung dafür mit den Worten ab: „Heute Alles für den lieben Gott, nichts für Geld!"

* Die ſchon wieder aus der Mode gekommenen franzöſiſchen „Phyſiologien", welche theilweiſe ſehr witzig ſind, haben natürlich auch in Deutſchland ſogleich bereitwillige Aufnahme gefunden; unſere „Naturgeſchichten" verſchiedener Stände ſind theils Bearbeitungen jener Phyſiologien, theils ſelbſtſtändige Productionen in dieſem Genre. Da fällt uns wieder ein hübſches Büchlein in die Hand: „Naturgeſchichte des Muſikanten", von Hilarius Paukenſchläger, worin wir manche gute Bemerkung finden. Wir heben Einiges heraus. Im vierten Kapitel: „Die Muſikorgane des Gehirns", ſagt der Verfaſſer: Doctor Gall behauptet mit Recht, daß in Bezug auf die Unterſuchungen des Muſikorgans man ſich ſehr hüten muß, die wahren muſikaliſchen Genies mit den Leuten zu verwechſeln, welche nichts als eine große, durch lange Uebung gewonnene Fertigkeit auf einem Inſtrumente beſitzen. Oft hat man ihn auf gewiſſe Perſonen, vornehmlich Damen, aufmerkſam gemacht, von denen man glaubte, ſie beſäßen ein ſehr ausgebildetes Muſikorgan, er fand aber nur bei ihnen weſentliche Anlage für die Ausführung. Dieſe Muſikkünſtler verrathen ſich ſelbſt durch die Art und Weiſe ihres Spiels, das bei ihnen blos ein Werk ihrer Finger und nichts weniger als das ihres Geiſtes iſt. Der Ausdruck ihres Geſichts ſpricht nicht von einem ſich Hingeben, vo dem ſüßen Verſunkenſein der Seele des r :en Muſikers. Bis jetzt, ſagt Gall wei hab' ich die Muſikorgane bei allen wirk n Muſikern ausgebildet gefunden; ſie ıchen ſich in zwei beſondern Formen aus: .nmal wo der äußere Stirnwinkel unmittelbar über dem Außenwinkel des Auges ſich beträchtlich gegen die Schläfe hin erweitert, ſo zwar, daß die ſeitlichen Partien des Kopfes an den Außenwinkel des Auges grenzen, wonach die ganze Hälfte der Stirnhöhe über jenem Augenwinkel eine gewölbte Form annimmt; dann wo ſich unmittelbar über dem äußern Augenwinkel eine Erhöhung zeigt, ähnlich einer Pyramide, deren Baſis auf dem Auge aufſteht und deren Spitze bis an die Mitte der Stirn reicht; daraus folgt, daß die untere Hälfte der Stirn der Muſiker eine breite, viereckige Form erhält; zuweilen erſcheinen die Stirnen der Muſiker über dem äußern Augenwinkel ſehr ausgebraucht. Der berühmte Thiermaler Tiſchbein, ohne daß er etwas von dem Gall'ſchen Organe der Muſik gewußt hätte, iſt zu demſelben Reſultate der Beobachtung gekommen; er behauptet nämlich, daß die großen Muſiker ſämmtlich „Ochſenſtirnen" beſäßen.

* Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert waren die Muſikanten die allerärmſten Teufel, die ſich neben der Muſik und

dem Verſemachen, dieſen beiden edlen Künſten, zugleich mit dem Feuerfreſſen und Seiltanzen beſchäftigen mußten. Sie wechſelten harmoniſch ab, indem ſie den Mund öffneten zu einem Liebesgeſange oder zur Verſchlingung einiger Degen, indem ſie abwechſelten, einige erhabene Weiſen zu ſingen oder eine abſcheuliche Fratze zu ſchneiden, die — Scala oder das Seil zu beſteigen. War es dieſen Künſtlern mit Hilfe ſolcher widerſprechenden Leiſtungen gelungen, einen rohen Freiherrn und ſeine ſchlemmenden Gäſte einen Augenblick zu unterhalten, wurden ſie in die Küche geſchickt, um die Ueberbleibſel des Mahles zu benagen, und waren ſie geſättigt, legten ſie ſich auf den Heuboden ſchlafen. — In den chriſtlichen Ländern waren die Muſikanten in Maſſe excommunicirt, in einigen Gegenden begnügte man ſich inzwiſchen noch nicht mit dieſer geiſtigen Beſchimpfung. In Schweden beſtand kurz vor der Regierung Guſtav Waſa's noch ein Geſetz, das ſämmtliche Muſiker aus dem Königreiche verbannte und Jedem geſtattete, ſie zu tödten, wo er ſie anträfe. Dieſer Todtſchlag, wie Archenholz in ſeiner Geſchichte Guſtav Waſa's erzählt, galt für eine Kurzweil. Der Mörder hatte lediglich den Erben des Gemordeten ein paar neue Schuhe, ein paar Handſchuhe und ein Kalb zu geben. Dieſe erbärmliche Pön war aber noch dazu ganz illuſoriſch, da ſich der Erbe, ehe er das Kalb in Anſpruch nehmen durfte, einer ebenſo lächerlichen, als entwürdigenden Probe unterwerfen mußte. Der Schwanz des Kalbes wurde nämlich mit Fett beſtrichen, dann führte man es auf einen Hügel, hier wurde dem Erben der fettbeſchmierte Schwanz in die Hand gegeben und der Mörder trieb mit einer Peitſche das Kalb den Hügel hinab; konnte der Erbe es zurückbehalten, ſo war es ſein, wenn aber der Schwanz ſeinen Händen entglitt, verlor er ſein Recht an der Sühne und wurde von den Umſtehenden noch dazu ausgelacht. Heutiges Tages, welcher Unterſchied! Die Muſiker aller Länder, jedes Alters und Geſchlechtes, erfreuen ſich einer Lebensart, welche ebenſo angenehm, wie glänzend iſt. Man kann ohne Bild behaupten, daß die modernen Nachtigallen wirkliche Roſenbüſche bewohnen, wenn auch nicht allein. Sie ſind Könige, und was vielleicht noch ſchmeichelhafter iſt — große Geldmächte der Zeit geworden. Wenn ſie das Ziel ihrer Laufbahn erreicht haben und dieſe arme Welt verlaſſen, um in den Concerten der Seraphim aufzutreten, haben ihre Erben nicht nöthig, ihre Hinterlaſſenſchaft beim Schwanzende anzufaſſen, obgleich man auch Beiſpiele genug hat, daß reiche Erben vom Hund auf den Schwanz kommen. Die Künſtler unſerer Tage beſitzen aber nicht allein Reichthümer, ſondern auch Ehre. Wenn ſie reiſen, werden ſie wie Fürſten empfangen. Die Völker ſind vor Entzücken außer ſich, tragen ſie auf den Händen und ſpannen ſich zuweilen gar vor ihren Wagen. Wer hat nicht von dem Triumphe einer Catalani gehört, und den Verzückungen, die ein Liſzt über das Publikum einer ganzen Hauptſtadt gebracht hat. Wie hat es da Blumenbouquets geregnet, wie hat man ſich nicht geriſſen um Haare, abgängige Handſchuhe u. ſ. w. Wer erinnert ſich nicht, wie ihm in Ungarn ein Ehrenſäbel überreicht wurde, den er aber, wie es uns ſcheint, vollkommen entbehren kann, denn ſeine Finger ſind kräftig genug, um allein vierhändig zu ſpielen. Wir haben an und für ſich gar nichts gegen dieſe Beweiſe der Bewunderung und des Enthuſiasmus, mit denen die großen Künſtler unſerer Zeit überſchüttet werden, denn wir ſind die unterthänigſten und getreueſten Unterthanen im Königreiche des Talents, inzwiſchen können wir uns der Anführung eines einigermaßen befremdlichen Umſtandes nicht enthalten. Die Muſikanten alter Zeit, ſo verachtet, arm und zerlumpt ſie auch waren, und keinen Ort hatten, den ſie den ihren nennen konnten, die wie der Tenor der Truppe des komiſchen Romans zufrieden ſein mußten, wenn ſie ihre trockene Brotrinde in klares Quellwaſſer zu tauchen vermochten, waren ſtets heiteren Sinnes, luſtig, und beſangen Liebe, Wein und andere thörichte Dinge. Unſere heutigen Muſiker dahingegen, welche in den ſchönſten Zimmern wohnen, ſich glänzende Equipagen halten, einen vollen Geldſack haben, oder wenigſtens haben könnten, den feinſten Tiſch führen und die Vergnügungen des Landlebens nach Gutdünken und nicht aus Zwang genießen können, zieren ſich eine düſtere Miene an, wo möglich eine etwas weltſchmerzliche. Sie umhüllen ſich mit erborgter Trauer, tragen unglückliche, zerriſſene Compoſitionen vor, hämmern auf dem Pianoforte und heulen auf der Geige, raſen das Dies irae in Variationen herunter und werden bald Young's Nachtgedanken in ein Capriccio für die Baßgeige bringen. Woher dieſe Contraſte? Aus Ueberdruß, im Ueberfluß!

* Ein Baron G... in Nürnberg konnte die Mollaccorde nicht hören, ohne Nervenzuckungen zu bekommen; ſie hatten auf ihn die Wirkung einer disharmoniſchen Katzenmuſik. Ein Doctor Schröder ebendaſelbſt fiel auf den Gedanken, ob nicht etwa jene nicht zu beſchreibende Antipathie in einer beſondern Bildung des Hörorgans ihren Grund haben ſollte; er unterſuchte demzufolge die beiden Ohren des Barons und fand allerdings, daß der Bau derſelben unter einander

abweichend war. Die Ohren des Barons G. hielten nicht gleiche Stimmung. Um dieſe Thatſache genau zu ermitteln, ließ der Doctor dem Baron das eine Ohr zuhalten und ſpielte aus C dur die Freiſchützouvertüre. Der Baron, entzückt, bat ihn, fortzufahren. Der Doctor ließ ihm das andere Ohr öffnen und das zuerſt offene ſchließen, und wiederholte ſein Spiel, wie vorher, in C dur. „Köſtlich, ganz vortrefflich!“ rief der Baron, „nur daß Sie den Ton verändert haben“ Es war aber nur das Ohr des Barons, welches jetzt D dur vernahm, ſtatt früher C dur. So wurde das Räthſel dieſer Abneigung gegen die Muſik vollkommen erklärt; denn wie iſt es in der That möglich, mit zwei um einen Ton differirenden Ohren ruhig einem Sänger oder Spieler zuzuhören? Später iſt der Baron ein wahrer Muſikenthuſiaſt geworden, obwohl er, um die ganze Schönheit eines Muſikſtücks zu genießen, genöthigt iſt, ein Ohr zuzumachen, wie Andere dabei zuweilen ein Auge zudrücken müſſen.

* Mehr als manche andere Zeitepoche verdient die unſrige das Sinnbild eines Januskopfes, und uns dünkt, das vorwärtsgewendete Zukunftsgeſicht dürfte — zum Heile der Gegenwart — mitunter ein wenig ſparſamer das rückwärtsgekehrte zu Rathe ziehen. Auf die Frage, was kommen ſoll, kann uns zwar nur das Geweſene — die Geſchichte antworten, aber nutzlos und gefährlich iſt es, die Frage für die Antwort auszugeben. Ein verzärtelter Gaumen gewöhnt ſich leicht an eingemachte Früchte, und findet ſie wohlſchmeckender, als die friſchen, ſowie der ſchwächliche, von Weibern erzogene Knabe Götzens von Berlichingen die *gebratenen* Aepfel lieber ißt und immer „was Apartes“ haben muß. Nach mancher Seite hin hat die Zeit Aehnlichkeit mit dem verweichlichten Nachkommen des Mannes mit der eiſernen Hand. Schon Immermann nannte uns Epigonen; irrte Immermann, kann ich es auch. Wir ſetzen Denkmale aller Art, ſelbſt dem alten Armin, wir feiern den tauſendjährigen Geburtstag Deutſchlands, wir ſchmücken den Kaiſerſaal in Frankfurt mit neuen Bildern, wir verſchwenden Summen für die Vollendung des Kölner Doms, wir führen die griechiſchen Tragiker auf, wir gründen Wallhallen, wir verzieren unſere Wohnungen im Renaiſſanceſtil und kleiden uns im Rococogeſchmack u. ſ. w., kurz, wir bethätigen unſere Ohnmacht im ſelbſtſtändigen Schaffen nur allzu auffallend, in der Kunſt, in der Poeſie, in der Philoſophie und im Leben. Ich wundere mich nicht, wenn die Induſtrie- und die Geldmenſchen die Naſen hoch tragen; ſie ſtehen auf feſter Baſis, ſie ſind Männer der Gegenwart, ſie brauchen nicht um Anerkennung zu betteln, jede Stunde gewährt ſie ihnen. Glaube man nicht, ich wolle den hiſtoriſchen Sinn ſchmähen; mir ſchlägt das Herz beim Gedanken an den Rothbart, der im Kiffhäuſer ſo lange ſchlafen muß, ich begeiſtere mich für Sophokles' großartige, wie menſchliche Geſtalten, ich bedaure mit vielen Tauſenden meiner Landsleute, daß der gewaltige Dom zu Köln am Rhein unvollendet geblieben, ich weiß ferner auch, daß die großarmigen Lehnſeſſel à la François I. weit bequemer ſind, als unſere abſcheulichen Stühle, auf denen der Menſch wie eine Puppe ſitzt, als wolle er jeden Augenblick herabfallen — aber mir bangt, wenn ich unſere Zeit entweder in die Betrachtung vergangener Zuſtände oder in ferne Zukunftsträume ſich verlieren ſehe. Wir ſollten öfter an das alte Mährchen denken: die Schätze, welche uns der gutmüthige Gnom zeigt, ſind auf immer verloren, ſobald wir uns *umſchaun*, und wenn wir ſo gern mit Marquis Poſa ausrufen: „Das Jahrhundert iſt meinem Ideal nicht reif“, ſo ſollten wir bedenken, daß wir keine — Poſa's ſind und daß unſer Zeitalter ein anderes, als das dunkele blutige Philipp des Zweiten iſt. Zu den hier angedeuteten Bemerkungen wurden wir aufs Neue durch die kürzlich ſtattgehabte Darſtellung der „Medea“ und des „Sommernachtstraums“ angeregt. Freuen wir uns immerhin darüber, lernen wir, ſo viel wir vermögen, daraus, reinigen wir unſern Geſchmack durch die Anſchauung unſterblicher Werke vergangener Zeiten, aber beruhigen wir uns nicht dabei, ſondern fragen wir uns immer und immer: *was uns vor Allem Noth thut.* Laſſen wir im Ringen nach Nationalität uns nicht die Nationalität unter den Händen ent[illegible]. Der Deutſche hat ein ſo patriotiſches Herz, wie der Franzoſe und Engländer, die ſo gern ſpöttiſch auf uns blicken, aber ſein *Kopf*, der will immer höher hinaus, und mäkelt an unſern Empfindungen, und redet von Kosmopolitismus, und läßt ſich zuletzt mit all' ſeiner Weisheit — betrügen.

* Daß die Meiſterſänger Schauſpiele ſchrieben, iſt bekannt, weniger vielleicht, daß ſie oft ſelbſt die Schauſpieler machten. Der Breslauer Dichter Puſchmann ſagt in ſeinem Manuſcript über das Schauſpiel Jacob und Joſeph und über die ſieben Geſänge, zwiſchen den Acten zu ſingen: „ſofern unter den Conſorten, welche die Comedia agiren, Meiſterſänger ſein, denn jeder Actio Inhalt iſt in einen beſondern Tonum oder Melodei des Autoris componirt worden. Es mögen auch dieſe Geſänge auf den Singeſchulen ins Gemerke geſungen werden, weil jedlicher Geſang

ſein beſundere Capitel und Gloſſe mit ſich bringet. 1586." Die Geſchichte Jacobs und Josephs mag in Breslau öfter aufgeführt worden ſein, obwohl ſie etwas lang iſt, denn es heißt von derſelben: „Aufs lengſt in vier Stunden zu agiren, wie dann ſolches alhie oftmals voltzogen." Zu dieſem Schauſpiel ſchrieb Puſchmann das Coſtüm, zeigte, wie durch Zutheilung verſchiedener Rollen die Zahl der Schauſpieler von 44 bis auf 19 gebracht werden könnte, gab auch Abkürzungen an. Tout comme chez nous. Dem Dichter wurde von der damaligen Kritik der Vorwurf der Obſcönität gemacht, doch nicht ganz mit Recht. Heutzutage würde man keinen Anſtoß finden; wir können in dieſer Beziehung mehr vertragen, wenn nur der Schein gerettet wird. Darum würden wir zwar die Scene in dem Puſchmann'ſchen Schauſpiele, wo Joſeph ſich bei der Potiphar befindet und ſeinen Mantel fahren läßt, nicht gelten laſſen. Dieſe Scene (die dritte im vierten Acte) lautet alſo:

Potiphara (bitt noch mehr)
O Joſeph, lieber Joſeph frumm,
Ich bitt' dich doch zu mir her kumm,
Und laß mich nur itzt das erlangen,
Thu' mich mit dein Armen umbfangen
Und gib mir einen freundlichen Kuß.

Joſeph.
Ach die Red' mich verdrießen muß,
Ich thue ja gar nicht ſolche Ding.

Potiphara.
O Joſeph, ſchöner Jüngeling,
So muß ich dir ſelbs hertzen thon.
(Sie greift nach ihm, ihn zu herzen.)

Joſeph (ſchreit laut)
Nicht, nicht, Frau, ich lauff darvon.
(Sie greift nach ihm, erwiſcht ſeinen Mantel, den läßt er in ihren Händen und entläuft.)

Potiphara (ſchreit laut)
So lauff an Galgen du Böſewicht,
Kann ich dich denn erweichen nicht,
Iſt der denn nicht ein großer Narr,
Weils ihm ſo gut itzt für kompt gar, u. ſ. w.

Der Verfaſſer hat noch Verſchiedenes angehängt, als Regeln bei der Aufführung, über das Coſtüm; z. B. der Engel Gottes muß ſeinen engliſchen Sonnenſchein und gelbes, krauſes Haar haben. — Wahrſcheinlich das letzte Product der Breslauer Meiſterſänger iſt, beiläufig geſagt, ein Gedicht von der edlen Sängerkunſt, welches am 14 Herbſt- und 21. Wintermonats 1656 in dem Bresl. Gymnaſium zu St. Mar. Magdal. öffentlich abgeſungen ward, von dem damals daſelbſt den freien Künſten und Sprachen ergebenen Caspar Kretſchmar von Breslau.

* Der Miniſter Kaunitz ſchloß, obwohl noch jung, die zufällig offenſtehenden Fenſter, wenn er zu Maria Thereſia kam, oder behielt die Mütze auf dem Kopfe, und erſchien im Winter nie anders, als in Oberrock und Mantel gehüllt vor ihr, denn jedem Lüftchen, das ihn traf, unterlag er. Vor der ganzen Geſellſchaft unternahm er, vor dem Spiegel ſtehend, ſeine Mund- oder Zahntoilette. Er ging regelmäßig um 11 Uhr ſchlafen, ſelbſt wenn der Kaiſer da war; er fürchtete ſich vor dem Tode, daß in ſeiner Gegenwart nicht davon geſprochen werden durfte, und ſeine Naſe war durch feine Gerüche ſo verwöhnt, daß er einer Dame ſogar ſagte: „Allez vous en, Madame, vous puez."

* Welcher Satz iſt der wichtigſte in der Philoſophie vieler modernen Weltweiſen? Jeder, außer mir, iſt Nicht-Ich (nichtig).

Nachſchrift. Aus der Nummer voriger Woche iſt ein Druckfehler zu verbeſſern: es iſt von „Putzhüllen" die Rede, ſoll aber heißen: „Pelzhüllen". — Bei Gelegenheit des „Altenburger" Mantels danken wir für andere zahlreich eingeſendete Vorſchläge zu neuer deutſcher Mode, bemerken aber, daß eine Zeichnung immer das Willkommenſte und das am ſchnellſten Mitzutheilende iſt. Kann dafür ein in der Heimath gefertigter Stoff angegeben werden, um ſo beſſer! — Wunderlich! der Frack iſt mit faſt allgemeiner Verachtung geſtraft, und doch fehlt es gerade für dies Kleidungs- oder Unterkleidungsſtück an praktiſchen Erſatzvorſchlägen. Sollten Gegen-Frack-Vereine nöthig ſein?

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 8. Pariſer Moden. Herrenmoden: Geſellſchaftsanzug; Ueberziehrock und Frack zum Zuknüpfen. Twine.

No. 9. Pariſer und deutſche Mode. Damenmoden: Die Pariſerin im Rittergeſchmack; grauſeidenes Kleid mit Sammt garnirt. — Die deutſche Frau nach einem in Altenburg aufkommenden Schnitt. Altenburger Mantel mit plattem Capüchon aus der Werkſtatt des Kleidermacher Seidel in Altenburg.

Anzeiger. № 4.

Bei J. A. Mayer in Aachen iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hollands romantiſche Geſchichte,

erzählt von

A. van Lennep.

Aus dem Holländiſchen überſetzt von

J. H. F. Lerz.

10. und 11. Band. 8. eleg. geh. 2 Thlr., 3 Fl. 36 Kr.

A. u. d. T.:

Das Elfte Jahrhundert.

In 2 Bänden.

Die intereſſanten Schilderungen, welche Lennep von der ältern holländiſchen Geſchichte entworfen, haben ſich in Deutſchland, wie in Holland, einen ausgedehnten Kreis von Freunden erworben. Dieſe neuen Bände ſchließen ſich ihnen nicht blos würdig an, ſondern können wohl als der ſchönſte Schmuck derſelben gelten. Nirgends iſt die Dichtung ſo ſpannend, die Darſtellung ſo lebendig. Beſonders zeichnet ſich die größere Erzählung: Der Pilger, aus, in welcher das Entſtehen des Hauſes Egmont uns vor Augen geführt wird. Das obige Werk wird dem berühmten Dichter viele neue Freunde erwerben.

Des Nabob Heimkehr.

Roman.

Aus dem Engliſchen

von

C. RICHARD.

3 Bände. 8. eleg. geh. 3 Thlr., 5 Fl. 24 Kr.

Obiger Roman hat in England das größte Aufſehen erregt und wird gewiß auch in Deutſchland allgemeinen Anklang finden. Der wechſelnde Schauplatz (Indien und England), die Schickſale zur See ſind auf eine Weiſe geſchildert, welche ihren tiefen Eindruck nicht verfehlen werden. Dabei iſt die Erzählung ſelbſt durchweg ſo intereſſant, die Charaktere ſo ſicher behandelt, daß es wenige unter den neuen Erſcheinungen geben dürfte, die der Leſer mit ſo ungetheilter Befriedigung genießen wird.

Soeben erſchien:

Meſiſtofeles. Von Friedrich Steinmann. Vierter Theil. 322 Seiten. Preis: 1 Thaler.

Inhalt: Lebende Bilder von Fr. Steinmann. — Schwärmer und Leuchtkugeln. — Die Rothſchilde und die Weltgeſchichte der Gegenwart, vom Herausgeber. — Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, aber kein Schwurgericht, von Dr. Frankenfels. — Unpolitiſche Gedichte von Mehreren. — Rheiniſche Zuſtände, von R. Meier. — Raketen. — Meditationen über den Strafgeſetzentwurf für Preußen, von einem practiſchen Juriſten. — Der politiſche Proceß wider den Dr. J. Jacoby zu Königsberg. — Hannoverſche Hieroglyphen.

Münſter, September 1843.

Expedition des Meſiſtofeles.

Neue Musikalien von **Fr. Hofmeister** in Leipzig.

Abt, Op. 43. Album musical des jeunes Pianistes. 3ième Année. 6 Rondinos sur des Motifs de *Donizetti* p. Pfte. à 4 Mains. 1 Thlr. 25 Ngr.

Alvensleben, Op. 3. Vier Charakterstücke f. Pfte. 1 Thlr.

Anacker, Op. 25. Ein Kleeblatt. Sachsenlied f. Bariton m. Pfte. 7½ Ngr.

Berger, Op. 42. Sinfonie p. Pfte. à 4 Mains (Oeuvres complets Cah. 9) 1 Thlr. 20 Ngr. (Subscr.-Pr. 1 Thlr.)

Bergson, Op. 5. Grand Morceau de Salon p. Pfte, Violon et Violoncelle. 1 Thlr. 5 Ngr.

Labitzky, Op. 93. Romanoff-Quadrille f. Orchester. 25 Ngr.

— Op. 94. Catharinen-Walzer f. Orchester. 1 Thlr. 25 Ngr., f. Pfte. zu 4 Händen 20 Ngr., f. Pfte. 15 Ngr., im leichten Arrang. f. Pfte. 10 Ngr., f. Flöte 5 Ngr.

— Op. 97 u. 100. Riquiqui-Galop u. Druskeniky-Masurka f. Orchester. 1 Thlr. 5 Ngr.

Marks, Op. 96. Trois Fantaisies, tirées des Opéras de *Donizetti* p. Pfte. à 4 Mains. No. 1, Lucrezia Borgia. No. 2, Belisario. No. 3, L'Elisire d'Amore, à 22½ Ngr.

Marschner, Op. 46. Tunnellieder f. 4 Männerstimmen. Part. u. Stimmen. Neue verm. Aufl. 25 Ngr.

Red.: unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

PARISER MODEN.

Digitized by Google

DEUTSCHE und PARISER MODE.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

1. November **№ 44.** 1843.

Ueberſicht: Sylvia, eine Novelle von Th. Mügge (Fortſetzung). — Eine Stimme aus dem deutſchen Süden. — Jahrbücher der Gegenwart. — Nachrichten.

Sylvia.

Eine Novelle von Th. Mügge.

(Fortſetzung.)

5.

Als Victor am Morgen erwachte, fiel ſein erſter Blick auf ſeinen Verwandten, der nachdenkend an ſeinem Bett ſaß und ihn betrachtete. Er hatte die Arme gekreuzt, ſein blaſſes, ernſtes Geſicht bewegte ſich nicht, die Augen ſtanden ſtill auf einen Punkt gerichtet, aber ſeine Lippen zuckten und flüſterten leiſe Worte. Er war ganz mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, und erſt als Victor eine Bewegung machte, bemerkte er es und reichte ihm die Hand. Du biſt nun erlöſt, ſagte er, dein Vater iſt vorbereitet, er erwartet dich.

Du haſt ihm Alles erzählt, rief der Kranke vorwurfsvoll.

Alles, auch daß du geſund biſt.

Daran thatſt du Unrecht, ſagte Victor, ich bin noch nicht hergeſtellt.

Ein eigenthümliches Lächeln glitt durch die Züge des jungen Arztes. Ich wollte, erwiderte er, du hätteſt mir das früher erklärt, es wäre mir recht geweſen, den alten Zaubermeiſter hier noch länger zu plagen. Jetzt iſt es zu ſpät; draußen am Gitter hält deines Vaters Wagen, zieh dich an und ſteige ein.

Die unmuthige Ueberraſchung, welche Victor empfand, ließ ſich nicht verkennen, der Arzt beobachtete ihn ſcharf, indem er auf und abging, und erwartete eine Antwort, die nicht erfolgte.

Du kannſt denken, ſagte er endlich, wie beſorgt er war und dann erfreut, als ich ihm betheuert, daß nach ein Paar Ruhetagen keine Spur deines Unfalls zurückbleiben werde. Er ſchrieb ſogleich ein Billet an Conſtanzens Vater, zu deſſen Ueberbringer er mich machte, um Erklärungen zu geben, und davon komme ich ſo nun eben zu dir. Schreck und Freude, Rührung und Dankgebete für dein Wohl, Alles kam zu gleicher Zeit. Conſtanze ſelber wurde

gerufen, ich hatte das Glück, ſie im Morgenkleide zu ſehen; aber immer gleich liebenswürdig, gleich bezaubernd. Nachthandſchuh auf den zarten Fingerchen, die Röckchen mit Kanten, die aufgerollten Löckchen unter dem Pariſer Morgenhäubchen, die reizende, ſtolze Figur, auch ohne Schnürbruſt mit den Fingern zu umſpannen, ein Engelsköpfchen, deſſen blaue Augen ſich mit Thränen füllten, zwei große Thränen um dich, du Unmenſch, du Barbar, der du zögern kannſt, zu ihren Füßen zu ſtürzen und du — er lachte plötzlich laut auf — was zum Henker! wie ſiehſt du denn aus?

Ich glaube, daß ich ſehr unwohl, daß ich recht krank bin.

Poſſen! Franz, hilf deinem Herrn in die Kleider, dann ſchreib ein Billet an die edeln Beſitzer dieſer Einſiedelei, lege ein Paar Louisd'or für die Dienerſchaft dazu, und mach daß du fortkömmſt, auf Nimmerwiederſehen.

Keineswegs, rief Victor heftig, das wäre gegen Gewiſſen und Recht. Ich ehre dieſen alten Mann trotz ſeiner Wunderlichkeit und — er ſtockte — geh, Franz, frage, ob ich die Ehre haben kann, der Familie ſelbſt meinen Dank für alle erwieſene Güte zu ſagen.

Ah ſo! rief der Arzt ſpöttiſch, immer ritterlich gehandelt, aber du wirſt ſehen, hier ſcheitert alle Courtoiſie.

Der Diener kam mit verlegener Miene wieder.

Tauſend Louisd'or gegen einen, ich habe Recht. Sprich!

Der Herr Profeſſor, ſagte Franz etwas kleinlaut, ſchrie, er brauche keinen Dank und wünſche glückliche Reiſe.

Und Syl— und das Fräulein? fragte Victor erröthend.

Sie ſagte, Worte ſind Wind, und lachte dazu, dann wünſchte ſie Ihnen wohl zu leben und meinte, wir möchten nicht noch einmal umwerfen.

Victor ſah ihn ſtarr an, das hatte er nicht erwartet, dann zitterte er vor Aerger gegen den Vetter, der ihn unbarmherzig verhöhnte. Er widerſprach jedoch nicht, ließ zuſammenpacken, beſchenkte reichlich das Hausgeſinde und folgte nach dem Wagen. Sein Herz ſchlug heftig, als er ſich zurückwandte. Er meinte, Sylvia müſſe am Fenſter ſtehen, ein verſtohlen tröſtendes Zeichen geben, aber nichts war zu ſehen, und mit einer Verwünſchung auf den läſtigen Verwandten, der ihn vorwärts ſchob, dann Abſchied nahm und ſeinen eigenen Weg fortſetzte, fühlte er die Räder fortrollen und ſeine bisherige Welt vor ſeinen Blicken verſinken. Denn mit jedem Schritte näherte er ſich nun ſeinem Vater, näherte er ſich Verhältniſſen, die immer klarer und beſtimmter aus den Schatten traten, welche bis jetzt ſie, mehr oder minder, umhüllt hatten. Geſtalten traten vor ihn hin, Gedanken brachen ungeſtüm hervor, die ſich nicht abweiſen ließen. Um dies zu wagen, war er nicht leichtſinnig genug, um ſie zu bekämpfen, fehlte ihm der Muth. Vergebens flüſterte eine Stimme, daß Zeit gewonnen, Alles gewonnen ſei, daß Verſtellung zu den Cardinaltugenden des Menſchen gehöre, daß Sylvia — da ſah er den ſtrengen, kalten, klugen Weltmann, ſeinen Vater, und jetzt hielt der Wagen vor dem Hauſe, Victor ſah hinauf, da ſtand der Banquier leibhaftig am Fenſter, lächelnd, grüßend, ihn mit einem Blicke meſſend, der eiskalt durch ſein Blut rann. So ſchnell er es vermochte, ſtieg er die Treppe hinauf; er ſtand ſtill und ſchöpfte Athem; zögernd ging er durch den Saal und legte die Hand auf den Drücker der Thür, als dieſe plötzlich geöffnet wurde und ſein Vater mit freudiger Bewegung ihm die geöffneten Arme entgegenbreitete.

Mein Victor, ſagte er, und ſeine Stimme hatte einen Anflug von Rüh-

rung, du böſer Menſch, was haſt du mir gethan? Mein Sohn, mein liebes, gutes Kind!

Mein geliebter Vater! rief der Sohn bewegt, über dieſe Herzlichkeit, die er nie gekannt.

Setze dich hier auf das Sopha, ſagte der Banquier und zog ihn nieder, dann betrachtete er ihn aufmerkſam. Deine Stirn wird eine Narbe behalten, fuhr er fort; aber entriſſen, nicht wiedergeſehn? Nein, ſo ſchlecht fallen meine Würfel nicht. Hätte ich deßwegen mich geplagt, geſtrebt, gewagt um meinen einzigen Sohn zu begraben? Das ſind trübſelige Gedanken, Victor. Ein Menſch, der zweifeln kann, daß ſeine Combinationen gelingen, wird leicht verlieren. Auch der Zufall hat Furcht vor der Ueberzeugung, das iſt mein Wahlſpruch geweſen, darauf hab' ich gebaut und mich nie getäuſcht. Du konnteſt nicht verloren gehen und da ſtehſt du kaum geritzt von einem Unfall, der Andern das Leben gekoſtet hätte.

Vielleicht ſtände es ſchlimm genug, erwiderte Victor, wenn ich nicht ſchnelle hilfreiche Pflege gefunden.

Bei dem alten Helmſtädt, rief der Banquier. Iſt er noch ſo närriſch, ſo toll und widerlich?

Du kennſt ihn? fragte der Sohn.

Ich kenne ihn. Er ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er: Er wußte doch, wer du warſt?

Gewiß.

Ich hätte ihn ſehen mögen, fuhr der alte Herr fort und ſtrich mit der Hand über ſeine Stirn, um ein Lächeln zu verbergen.

Du könnteſt ihm einen Beſuch machen.

Herr Lorbach lachte. Ich weiß, ſagte er, daß er dich nicht ſehen, nichts von deinem Dank hören wollte, um wieviel weniger von dem meinen. Nein, mein Sohn, jeder Narr muß ſeine Kappe tragen und wehe dem, der ſie ihm zurecht rücken oder gar abnehmen will. Wir ſind ihm Dank ſchuldig, vielleicht kann man ſpäter etwas thun. Vermögen hat er wenig, ſeine Penſion verthut er in allerlei Kram von Büchern, Pflanzen, Allmoſen; es wird nichts übrig bleiben als eine Nichte, die du wohl auch geſehen haben wirſt.

Er ſah ſeinen Sohn an, den der Blick verlegen machte, indem er bejahend den Kopf neigte.

Nun gut, übertragen wir die Dankbarkeit auf ſie. Ein junges Geſchöpf, allein in der Welt und arm, bedarf der Hilfe, um ihr Lebensglück zu gründen. Du kannſt einmal ihre Ausſtattung auf dich nehmen.

Ein lebendiger Strahl blitzte in Victor auf. Das iſt meine Abſicht, ſagte er.

Wohl, erwiderte der Banquier, und ich nehme es auf mich, ihr den Mann zuzuführen. Er ſprach das Ich mit Nachdruck, dann zog er die goldne Doſe, zog den Duft des Tabaks, und fuhr gleichgiltig fort: du mußt dich nun erholen, Victor. Rudolf ſagte mir, die erſten acht Tage dürfteſt du weder arbeiten, noch in Geſellſchaft erſcheinen. Wenn du mein Compagnon wärſt, würde ich ärgerlich ſein über die erſte Bedingung; da du Gutsbeſitzer biſt, geht es mich weniger an. Was das zweite betrifft, ſo mögen Andere ſich erzürnen, oder du ſelbſt um das, was du dadurch verlierſt, obgleich du ſagen kannſt, ein Glück, daß die Zeit der Geſellſchaft noch nicht gekommen.

Du weißt, erwiderte der Sohn, daß ich gern allein bin.

Nichts ohne Ausnahme, rief Herr Lorbach; ich weiß auch, daß du die Geſellſchaft gewiſſer Perſonen gern aufſuchſt.

Lieber Vater, ſagte Victor bittend.

Lieber Sohn, lachte der Banquier, du haſt vollkommen Recht, es thut mir wirklich Leid, daß ich heut Abend nicht deine Unterhaltung beleben und dich froh machen kann. Conſtanze iſt mit ihren Aeltern aber zum Thee bei ihrer Großtante. Sie würde lieber hier ſein, das mein ich auch, aber eine achtzigjährige Dame, die einige hunderttauſend Thaler hinterläßt, darf von ihrer Univerſalerbin nicht vernachläſſigt werden. Darum Geduld, es helfen keine Seufzer, wenn's Herz auch bricht, du wirſt dich und ſie zu tröſten wiſſen. Ein Mann muß warten und ſchweigen können, bis der rechte Augenblick gekommen; du glaubſt nicht, was mir das ſchon genützt hat, ſelbſt damals — er hielt inne und warf einen langen Blick auf ſeinen Sohn. Nun geh auf dein Zimmer, ſagte er, ruh du aus, ich werde für dich arbeiten.

Er entließ ſeinen Sohn mit väterlicher Güte und ſah noch lange ihm nach, als die Thür ſich hinter Victor geſchloſſen hatte. Der kluge, ſcharfblickende Mann verſenkte ſich in Berechnungen, die dann und wann ein ſpöttiſches Lächeln auf ſeine Lippen brachten, endlich ſtand er auf, blickte umher auf die prächtig geſchmückten Wände mit ihren Gemälden in Goldrahmen, auf den Luxus des Reichthums, dann auf ſich ſelbſt, als wolle er Alles abwägen und vergleichen, bis er im Tone der Ueberzeugung ausrief: Es iſt unmöglich, ein ſolcher Narr kann er doch nicht ſein!

Nach einem Weilchen, während er auf und ab ging, klopfte es an die Thür und der Arzt trat herein. Sie hatte ich erwartet, lieber Couſin, ſagte der Banquier, indem er ihm die Hand reichte, Victor ſieht ſehr angegriffen aus.

Er hat viel Blut verloren, erwiderte der Arzt.

Und doch vielleicht nicht genug, fügte Herr Lorbach zu.

Der Doctor lachte. Ich finde ihn aufgeregt, fuhr der Banquier fort, wechſelnd in ſeinen Empfindungen, unruhig, kränker als ich dachte, ich wollte, er wäre nicht in jenes Haus gebracht worden.

Er hatte dort die beſte Ruhe und Pflege.

Ich höre, man hat für ihn geſorgt, die Leute haben ſich ſehr bemüht, der alte Narr freilich blieb, wie er von je an war, aber die Andere, das junge Mädchen, ſie iſt hübſch?

Paſſabel, ſagte Rudolf und nahm eine Priſe aus der Doſe ſeines Verwandten.

Ich bin wirklich in Verlegenheit, wie ich das je gut machen ſoll, rief Herr Lorbach, und doch habe ich meine Gründe, mir auf keinen Fall etwas ſchenken zu laſſen. Was meinen Sie?

O! nichts, erwiderte der Doctor, ich wüßte wirklich nichts, es wäre fortgeworfen. Der Alte iſt im Stande und wirft den nächſten Dankbaren zum Tempel hinaus, und die hübſche Nichte iſt ein eben ſo ſeltenes Exemplar in ihrer Art. Sie kennt weder die Welt, noch deren Spiel und Spaß.

Sie kennen ſie alſo genauer? rief der alte Herr ſchelmiſch drohend.

Ein Arzt hat die beſte Gelegenheit, und wenn ich kam, war ſie da mit dem Kranken beſchäftigt, ſeine Pflegerin, ſeine Vorleſerin, ſeine Führerin. Es iſt ein verſtändiges Kind, mit warmen Herzen und lebhafter Einbildungskraft.

Um ſo beſſer, ſagte der Banquier. Ein edles Herz und ein kluger Kopf, das ſind vereint ſeltene Eigenſchaften. Ein Weib, ſo ausgeſtattet muß glücklich werden und glücklich machen.

Ohne Zweifel, verſetzte der Arzt, der in den Augen des Banquiers zu leſen ſuchte.

Ihr Urtheil befeſtigt meine Entſchlüſſe, fuhr Herr Lorbach fort. Victor

iſt mein einziger Sohn, wer ihm Gutes erzeigt, thut es mir, und was könnte mir zuviel ſein um das liebe Kind zu belohnen.

Wie ſoll ich das verſtehen? ſagte Rudolf erſtaunt, glauben Sie, daß Victor, — wollten Sie —

Daß Victor vielleicht ohne dieſe edle Hilfe erlegen wäre, ja das glaube ich, und ich will mich dankbar erzeigen. Helmſtädt iſt ein alter Verſchwender, wenn er ſtirbt, iſt das Kind verlaſſen, aber es ſoll ihr an einem Freund nicht fehlen, der väterlich für ſie ſorgt.

Ah ſo! ſagte der Arzt. O! Sie edler Mann.

Das iſt Pflicht, Vetter, nichts als Pflicht. Wozu mehren ſich die Güter des Reichen, wenn er nicht, wo es an der Zeit iſt, auch geben will? Ah, verſtehen Sie mich recht. Gold, hat irgend ein großer Mann geſagt, iſt ein Ungeheuer, es demoraliſirt die Menſchen, wer es hat, muß es ſtreng in ſeinem Gefängniß halten, und hundertmal den Schlüſſel probiren, ehe er ihn einmal umdreht.

Wie Sie doch die Sittenſprüche aller großen Männer kennen, ſagte Rudolf.

Ich bin durch die Schule der Erfahrungen gegangen, erwiderte der alte Herr lächelnd, ich kenne die Menſchen und ihre Schwächen; aber das liebe Mädchen, Sylvia heißt ſie ja wohl? dieſe Sylvia ſoll ſich nicht beklagen, auch der Mann nicht, der ſie heimführt, das ſchwöre ich Ihnen. Nun, überlaſſen wir das der Zeit, Vetter, fuhr er dann fort; die Zeit, das iſt das Koſtbarſte im Menſchenleben und ich, ich bin ein alter Mann, darum guten Tag, lieber Freund, Sie beſuchen uns doch heut Abend und gehen Sie zu Victor, ſprechen Sie mit ihm, verjagen ſie die Melancholie, Sie wiſſen, ein Bräutigam kann Alles ſein, nur nicht melancholiſch ſtumm, wenn Schönheit und Jugend begehrende Blicke auf ihn werfen. Adieu!

Wie der Arzt hinaus war, lachte der Banquier leiſe vor ſich hin und rieb ſich nach ſeiner Gewohnheit die Hände und dann die Stirn. Wer führe nicht gern in einer eigenen Equipage, ſagte er, wer wohnte nicht mit Vergnügen im erſten Stockwerk, Vorzimmer, Salon, Tapeten, Geſellſchaft?! Armer Vetter, wenn der Ehrgeiz nicht wäre und die Eitelkeit! Er hat eine finſtere Stirn zuweilen, ein blaſſes Geſicht; er denkt, wie es anders ſein könnte. Er hat etwas von mir, mehr wie Victor. Wohlan, mein Freund, ſorge dafür, wie du ſie glatt machſt.

6.

Eine ganze Woche ging vorüber und Victor war noch immer krank, wenigſtens trug er den Arm in der Binde und ein ſchwarzes Seidentuch um die Stirn. Sein Vater behauptete lachend, er thue es meiſt, um ſich intereſſant zu machen, nebenher aber auch aus Bequemlichkeit um Beſuch zu empfangen, ſtatt ſich zu bemühen. Der Gäſte kamen auch allerdings viele. Die Tröſtungen nahmen kein Ende und da der Menſch in Geſelligkeit meiſt ſein Leid vergißt, ſo geſchah es auch, daß Victor zuweilen die alte Heiterkeit wiederfand und namentlich da, wo er am meiſten ſich bewahren ſollte, den ſchönen Augen der reichen Erbin gegenüber, welche ſein Vater ihm beſtimmt hatte. Zuweilen freilich verſank er in ein plötzliches Schweigen, er ſah ſie ſinnend an, er überlegte, rechnete, überhörte Fragen und ermunterte ſich dann wieder zur allgemeinen Beluſtigung eben ſo plötzlich. Sein Vater forderte ſcherzend Verzeihung für ſeinen Sohn, deſſen Kopf ein wenig gelitten habe, und wandte ſich darauf im Gehen zu der ſchönen jungen Dame, die er flüſternd bat, doch

ſo, daß es Alle hören konnten, ſie möge ſich der Mühe unterziehen, ihn zurecht zu ſetzen. Conſtanze erröthete, Victor nicht minder, Alle lachten, ſie wußten, woran ſie waren; der alte Herr aber warf mitten in ſeiner Freundlichkeit ſeinem Sohn einen Blick zu, der dieſen blitzartig berührte. Es war, als ſpaltete er ihm die Bruſt, und darinnen lagen ſeine geheimſten Gedanken, wie Alles, was er gethan, offen ausgebreitet, und der alte Herr lächelte boshaft und machte einen langen Strich mit dem Finger durch die Luft, als ſtriche er eine ſchlechte Rechnung aus.

Einige Tage ſpäter hatte Victor eine Unterredung mit ihm. Es war im Halbdunkel, als er von ſeinem Zimmer kam. Eben öffnete der Banquier unten ſeine Thür und trat mit dem Hut auf dem Kopf heraus.

Sieh da, Victor, ſagte er. Du willſt ausgehen?

Eine Promenade machen.

In der Abendluft, erwiderte der Vater. Wird es nicht ſchaden?

Ich denke nein; ich fühle mich kräftiger.

Nun, man ſagt mir, daß du ſchon öfter abendliche Spaziergänge gemacht, fuhr Herr Lorbach fort, darum glaube ich, daß der Schaden nicht groß ſein kann. Aber hüte dich, Victor, die Nacht iſt die wahre Mutter aller Thorheiten, ſie erhitzt das Blut; doch du haſt einen Mantel umgethan. Apropos! ich fahre in's Caſino, dann zu Seebachs, komm nach, ich werde dich anmelden.

Victor murmelte etwas, das wie eine Entſchuldigung klang.

Gut, gut, ſagte der Banquier, ich werde ihr ſagen, daß du Mondſcheinſpaziergänge machſt, wie ein Verliebter, das wirkt bei dem Mädchen, das iſt poetiſch, deutet auf Sentimentalität, auf Sehnſucht, du wirſt um ſo freundlicher empfangen werden. Ja, was ich dir ſagen wollte, fügte er hinzu, als ſie unten am wartenden Wagen ſtanden, der alte Narr, der Helmſtädt hat mir richtig mein Dankſagungsſchreiben unerbrochen wiedergeſchickt, aber Rudolf iſt einige Male dort geweſen. Das iſt ein närriſcher Junge, was der will, will er. Er hat ſich nicht abweiſen laſſen, ein Paar Dutzend Grobheiten und Dummheiten in die Taſche geſteckt, zuletzt aber doch geſagt, was er wollte, und den Patron durch Eingehen auf ſeinen Unſinn ſo mild geſtimmt, daß er Kaffee mit ihm getrunken, und mit der Nichte weiter geſchwärmt hat, als er mit dem Onkel fertig war.

Nun, Adieu und bleib nicht zu lange.

Aller Schmerz und die Angſt der Liebe waren in Victor aufgewacht. Was wußte ſein Vater? Was hatte Rudolf gethan, was hatten beide für geheime Plane? Er dachte mit ſolcher Innigkeit an Sylvia, mit ſo heißer Leidenſchaft, trat das Bild des Mädchens in ſein Herz, daß in dem einen Gedanken an ſie ſich aller Widerſtand auflöſte. Er mußte ſie ſehen, was ſich auch entgegenſetzte, er wollte ſie befreien, entführen, wenn es ſein mußte, mit ihr entfliehen, tauſend wüſte Plane kreuzten ſich in ſeinem erhitzten Gehirn, bis die Länge des Weges und die Kühle des Abends ſein Blut ſänftigte und die Stacheln des Zweifels und der Eiferſucht ihn zum Nachdenken brachten. Er war mehrmals am Hauſe geweſen und abgewieſen worden, er war vorübergeritten und gegangen und hatte ſie nie erblickt; er hatte verſucht ihr einen Brief durch den Knaben übergeben zu laſſen, aber eine Antwort war nicht erfolgt. Am Tage darauf ſah er den Profeſſor am Fenſter, als er vorüber ging, der erwiderte ſeinen Gruß nicht, er grinſte ihn boshaft an, wie ein Teufel, und kehrte ihm den Rücken. Victor zürnte Sylvia und in dieſem Zorn wuchs ſein Verlangen um ſo glühend ſehnſuchtsvoller auf. Er

erinnerte ſich ihrer viel getreuen Liebesworte, ihre helle Stimme klang in ſeinen Ohren, ihr Bild ſchwebte vor ihm durch die duftigen Schleier des Abends, ihre Augen ſtrahlten ihn an, dieſe edlen, reinen, glänzenden Augen, die aus den Himmelsſternen ihn anblickten. Sie liebt mich! rief er laut, ſie hat es geſagt, ſie wird mich ewig lieben. Sie glaubt an mich ohne Wort und Schrift, die That will ſie, ich fürchte nichts. Da fiel ihm Rudolf ein und er verſtummte. Er iſt ſchlau, murmelte er vor ſich hin, kalt, klug, berechnend. Er weiß die Kunſt, die Menſchen zu bethören, hat er doch den alten ſtarrſinnigen Mann bezwungen, warum nicht auch ein junges unſchuldiges Herz? Wenn er das umſtrickte, wenn er das verlockte, gewönne, mir entriſſe — beim Himmel! er ſollte es büßen müſſen, aber ach! was will ich denn, wenn er die Liebe aus ihrer Bruſt riſſe und ſich hineinpflanzte, was dann?! Er ſtand vor dem Hauſe ſtill, es war finſter überall, nur unten in dem Zimmer des Profeſſors dämmerte ein ſchwaches Licht. Victor überlegte ein Weilchen, dann ſchlug er einen Seitenweg ein, der zwiſchen einer Häuſerreihe auf das Feld hinausführte. Wie er dort war, bog er ab, überſprang einen Graben, eilte quer über Wieſenſtriche und Gemarkung und befand ſich nun bald unter den Gartenzäunen, wo er an der hohen Terraſſe leicht den erkannte, welcher den Grundbeſitz des Profeſſors einhegte. Er ſtand und horchte. Alles war Ruhe umher, ſchweigſam, feierlicher Frieden in Blatt und Halm; Alles im Gleichgewicht, kein Athemzug der Natur, die ihre Kräfte und Geſchöpfe zum Kampf antreibt. An die Mauer gelehnt, ſah der junge Mann über die ſtille, ſanftbeglänzte Fläche, und kühl drang es durch die Augen in ſein Herz, das ſich ſanften Empfindungen öffnete. Eine Stimme flüſterte ihm ernſt und mahnend zu: Bedenke wohl, was du thuſt! Welch' Leichtſinn, welch' Sinnenrauſch treibt dich hieher durch die Nacht? Iſt das dein Platz? Sind das die Steine, aus denen der Vernünftige ſein Haus baut? Die Geſtalt ſeines Vaters ſchritt durch die Wieſennebel, die ſchöne, reiche Erbin ſtreckte die Hand nach ihm aus; dann hörte er die ſcharfe, ſpöttiſche Stimme des alten Herrn, der ſeine Thorheit brandmarkte, der ihn von ſich trieb, ihn von der Schwelle ſtieß, aus ſeinem Herzen fluchend verbannte, und in der Ferne wuchs der alte Profeſſor rieſenhaft in die Wolken, Sylvia trug er auf ſeinen Armen, ein Hohngelächter ſchallte ihm nach. Da richtete er ſich auf, ja, das Lachen währte fort, aber ſüß und leiſe durchſchauerte es ihn, Sylvia war es, er hörte ihre Stimme, eine andere antwortende, die er kannte, und vergeſſen war, was ihn bedrückte. Er kletterte behend an der hohen Wand empor, im nächſten Augenblick ſtand er lauſchend unter den Fliederbüſchen, den Athem angehalten, die Augen auf den Weg gerichtet, wo Sylvia und Rudolf ſich langſam näherten.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Stimme aus dem deutſchen Süden.

Es gab eine Zeit — und noch liegt ſie nicht ferne hinter uns —, wo die deutſchen Volksſtämme ſich mit Mißtrauen betrachteten und ihre Sonderintereſſen verfolgten, wo namentlich Norden und Süden ſchroff einander abſtießen. Jener Zuſtand iſt glücklich geſchwunden; er mußte dem Erwachen des deutſchen Volksgeiſtes, dem nationalen Selbſtbewußtſein weichen. Immer klarer wird es dem Gebildeten, ſelbſt der Maſſe drängt es ſich auf, daß die wahren Intereſſen des

Volkes, die weſentlichen Bedingungen ſeines nationalen Seins nicht geſondert ſein können, daß, was ein Volksſtamm im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft an Recht und Freiheit ſich errungen, ſofort ein Geſammtgut der Deutſchen werden müſſe; daß kein Volksſtamm an ſeiner Ehre oder in ſeinem Rechte beeinträchtigt werden könne, ohne daß auch dem andern Schaden hieraus erwachſe.

Einen guten Theil dieſes erfreulichen Fortſchrittes verdanken wir der Preſſe, welche ihre Aufgabe erkannte und der nationalen Entwickelung ihre Stimme lieh. Zu den Blättern, welche in dieſem Sinne wirken, rechnen wir unter Ihrer Redaktion auch die „Zeitung für die elegante Welt.“ Um ſo mehr befrembete es uns daher in No. 25 und 30. dieſer Zeitſchrift eine Stimme zu vernehmen, die jenen alten Gegenſatz wieder hervorhebt und dieſes in einer Weiſe thut, welche — aus einem vollwichtigen Munde hervorgegangen — den Süden Deutſchlands tief verletzen müßte. Jenes Vollgewicht können wir freilich dem Verfaſſer nicht zugeſtehen; aber um ſo mehr bedauern wir, daß eine eben ſo oberflächliche als ungerechte Beurtheilung kräftiger deutſcher Volksſtämme durch die Aufnahme in Ihr Blatt einige Bedeutung erhielt. Wenn wir daher gegen jene Auffaſſung der Gegenſätze zwiſchen Süden und Norden unſere Stimme erheben, ſo geſchieht es aus Achtung für Sie, aus Rückſicht auf den Bewohner des Nordens, der ſeine ſüdlichern Brüder nicht in dem ungünſtigen Lichte betrachten darf, in das ſie in Ihrem Blatte geſtellt ſind.

Oder ſollte es wahr ſein, daß die Süddeutſchen in politiſcher und wiſſenſchaftlicher Bildung ſo weit zurück ſind, daß ſie mit dem Stolze, der ſie ſich für die „geſcheideſten Leute in der Welt“ halten läßt, nicht einmal ſo viel Geiſt und Intelligenz verbinden, um einzuſehen, daß ſie dumm ſind? Es mag ſein, daß ſie keinen Sinn für dergleichen höfliche Antitheſen haben; aber ſicher iſt es, daß ſie gediegenes Urtheil und ſeichtes Geſchwätze wohl voneinander zu unterſcheiden wiſſen.

Ein Vorwurf trifft unſere Sprache. Je nun! wir ſprechen den oberdeutſchen Dialekt; warum wir einen andern uns künſtlich aneignen ſollten, dafür ſehen wir keinen Grund. In der Erhebung e i n e s Dialektes zur Volks- und Schriftſprache vermögen wir keinen Gewinn für den Reichthum und die Erweiterung der deutſchen Sprache zu erkennen; vielmehr liegt in den Volksdialekten mancher Sprachſchatz verborgen, deſſen die hochdeutſche Sprache nicht zu ihrem Vortheile für immer entbehren würde. — Wird denn in Frankreich, in England die Landesſprache überall auf gleiche Weiſe geſprochen? Iſt die Sprache eines Homer oder Herodot ſchlecht, weil ſie nicht im attiſchen Dialekte ſchrieben? — Ob im deutſchen Norden überall und von Jedermann die Mutterſprache vollkommen richtig geſprochen wird, wollen wir hier nicht unterſuchen. Gerne wollen wir auch zugeben, daß für die Reinheit und Veredlung der Sprache Manches zu leiſten übrig bleibt, und Vergangenheit wie Gegenwart ſich Manches zu Schulden kommen ließ, das nur die fortſchreitende Volksbildung wieder ausgleichen wird.

Ob im Norden die Hausmädchen gebildeter ſind als im Süden die Haustöchter, wagen wir nicht zu entſcheiden, da wir nicht die Ehre hatten, die Bekanntſchaft der erſtern zu machen. Aber das wagen wir kühn zu behaupten: Wer die Geſellſchaft, in welche er in Süddeutſchland kam, für ſchlecht erklärt, legt damit das Geſtändniß ab, daß er eben in die gute Geſellſchaft keinen Eingang fand. Letztere mag wohl im Norden und Süden ſo ziemlich die gleiche ſein. Dabei darf aber nicht überſehen werden, daß unſer Leben mehr ein öffentliches iſt, wie dieſes im tiefern Süden immer mehr hervortritt. In unſere Familienkreiſe geſtatten wir dem Fremden nicht ſo leicht den Zutritt. An den öffentlichen Orten aber, wo Männer aus allen Ständen ſich verſammeln, wäre es eben ſo ungeeignet und lächerlich, als für den minder unterrichteten Mann aus dem Gewerbsſtande beleidigend, wollte Jemand ſeine höhere

Erudition (wir wählen abſichtlich das fremde Wort) zur Schau tragen. Es mag ſein, daß durch dieſe Miſchung der Geſellſchaft der äußern Bildung der höhern Klaſſe einiger Eintrag geſchieht; die wahre und gediegene innere Bildung wird dadurch keineswegs beeinträchtigt. Dagegen finden die Ideen, welche die Gebildetern bewegen, auf ſolche Weiſe ihre Vermittlung und ihren Uebergang in's Volk weit ſchneller und ſicherer, als ohne dieſe Berührung verſchiedener Stände möglich wäre. — Höhere Bildung und Intelligenz ſind uns kein Luxus; ſie ſind uns ein liebgewordenes Bedürfniß. Aber wie der wahre Reiche ſeinen Reichthum nicht in auffallender Weiſe zur Schau trägt, ſolches Prangen dem Abenteurer und Emporkömmling überlaſſend, ſo ſuchen auch wir nicht mit unſerm Wiſſen zu glänzen, unſere geiſtige Bildung nicht prunkend darzulegen. Nur im vertrauten Freundeskreiſe oder wenn wir ſonſt warm werden, geben wir uns Unterhaltungen hin, die nicht ein geiſtiges Kokettiren, ſondern der warme, unverfälſchte Ausdruck unſerer Gefühle und Grundſätze ſind. Von einer Intelligenz, die nicht in Fleiſch und Blut, die nicht in's Leben übergeht, haben wir keinen Begriff.

Wer behauptet, es ſei hiſtoriſche Wahrheit, daß alle freien Bewegungen Deutſchlands vom Norden ausgingen, zeigt eben, daß er von Geſchichte wenig verſtehe. Die Entwicklung des freien Bürgerthums in den ſüddeutſchen Städten des Mittelalters, die Ausbildung des konſtitutionellen Lebens in unſern Tagen lehren das Gegentheil. Daß nicht ein großer Mann im Süden ſich halten konnte, iſt eine bodenloſe Behauptung. Eher möchte man ſagen: Wenn der Norden große Männer aus dem Süden berief, ſo war es, weil er ihrer bedurfte. Jedenfalls mußten ſie im Süden ihre Ausbildung erhalten haben, bevor ſie nach Norden auswandern und dort eine hervorragende Stellung einnehmen konnten. Es gehört doch wahrlich eine eigene Logik dazu, um daraus zu folgern, daß die Intelligenz heuer nicht im Süden ſei und auch nie dort war. Die Geſchichte der deutſchen Univerſitäten, die, wenn auch jetzt nicht mehr, ſo doch gewiß früher Träger der Intelligenz und Wiſſenſchaft waren, möchte auch hier wieder ein anderes Zeugniß geben. Der Süden beſaß die Univerſitäten Heidelberg, Prag, Wien ſchon im 14., Würzburg, Ingolſtadt, Mainz und Tübingen im 15. Jahrhunderte, während Wittenberg und Königsberg erſt im 16. Jahrhunderte gegründet wurden. — Wir ſind der Meinung, daß weder der Süden noch der Norden im ausſchließlichen Beſitze der Intelligenz ſei, daß vielmehr ein gegenſeitiger Austauſch von Ideen ſtattfinde, der für beide Theile gleich erſprießlich iſt.

Aber in der Staatskunſt ſind wir noch um dreißig Jahre zurück! Freilich ſind wir da in ehrenwerther Geſellſchaft. Denn unter dem Norden wird nur Preußen mit ſeinen Provinzialſtänden, unter dem Süden das ganze konſtitutionelle Deutſchland verſtanden. Welchen Schaden haben doch unſere Fürſten uns zugefügt, daß ſie ihre Verſprechungen erfüllten und uns landſtändiſche Verfaſſungen gaben! Dadurch haben ſie uns in der Politik entſetzlich zurückgebracht und uns zugleich einen Stolz eingepflanzt, den No. 25. dieſer Blätter jetzt vergebens zu dämpfen ſucht. Alſo berathende Provinzialſtände ſind beſſer als konſtitutionelle Kammern? Wir danken für die Belehrung und werden „demnächſt" unſere Fürſten bitten, daß ſie doch ja unſere Verfaſſungen uns nehmen und ſo unſern politiſchen Geſichtskreis erweitern möchten. Doch — die aufgeſtellte Behauptung iſt zu ungereimt und der Gegenſtand derſelben zu ernſt, als daß wir darüber ſcherzen könnten. Wir weiſen ſtatt aller Antwort auf die Kammern Badens, Sachſens und Bayerns hin, denen wohl auch Würtemberg ſich einmal wieder anreihen wird. Wir ſind ihrem Wirken, wir ſind den Verhandlungen der preußiſchen Stände, inſoweit ſie veröffentlicht wurden, mit aufmerkſamem Blicke gefolgt. Wir erkennen die ehrenwerthen, kräftigen Beſtrebungen der Stände

in Preußen, Schleſien und der Rheinprovinz bereitwillig an; wir freuen uns derſelben. Aber dennoch, ja gerade deßwegen wünſchen wir, und gewiß ſie ſelbſt wünſchen es auch, daß ihrer Wirkſamkeit bald das gleiche Feld geöffnet werde, das den Ständen der konſtitutionellen Staaten offen ſteht.

Nach der Erſchlaffung, der träumeriſchen Gefühlständelei, dem albernen und dummen Stolze, der im Süden — gegenüber der Bewegung, dem Gedanken und dem Witze, dem allgemeinen Streben des Nordens zum Beſſern — herrſchen ſoll, ſehen wir uns vergeblich um. Faſt überall erblicken wir ein reges, kräftiges Ringen nach dem Fortſchritte, ein mehr oder minder ſelbſtbewußtes Streben nach der Entwicklung eines ächt nationalen Lebens. Des Errungenen iſt man allerdings froh, aber nicht um unthätig darauf auszuruhen, ſondern, als Stütze es benutzend, weiter damit fortzuſchreiten. Statt aller weitern Ausführung weiſen wir hin auf das großartige Feſt, das Badens Volk am 22. Auguſt d. J. ſich gab, und das eindringlicher und klarer für uns ſpricht, als wir mit vielen Worten es vermöchten. — Allerdings wiſſen wir, daß die kleinern konſtitutionellen Staaten auf Deutſchlands Geſchicke nicht den Einfluß üben können, welcher dem größern Preußen zuſteht. Werden wir doch vielfach ſelbſt in der Entwicklung unſerer innern Staatsverhältniſſe an dieſe untergeordnete Stellung erinnert. Aber gleichwohl erkennen wir, was dem Vaterlande noth thut, und ſetzen muthig unſere Kräfte ein, wo es gilt demſelben zu dienen. Unſer politiſcher Geſichtskreis erſtreckt ſich nicht auf ein Paar Stichworte (den Zuſammenhang, in welchem Philoſophie und Oeffentlichkeit und Freiheit der Preſſe ſtehen, vermögen wir freilich nicht ſo ſchnell aufzufinden). Alle großen Ideen, die Deutſchland bewegen, ſind auch die unſern, und Nichts, was zu Deutſchlands Größe beiträgt, iſt für uns unbedeutend. Wir verlangen deutſches Gewerbe und deutſchen Handel, damit unſer Wohlſtand aufblühe; wir fordern deutſches Recht und deutſches Geſetz, damit ein lebendiger Rechtsſinn im Volke erwache und feſte Wurzel ſchlage; wir dringen auf eine nationale Erziehung unſerer Jugend, damit der deutſche Volksgeiſt immer mehr ſich kräftige, und unſere Bildung eine einheimiſche, eine wahrhaft deutſche ſei. Es ſind dieſes Zwecke, deren Ziel nicht zu ferne, deren Erreichung innerhalb der Schranken unſerer verfaſſungsmäßigen Rechte liegt, und deren Erfolg uns einem feſten, ſichern Zuſtande entgegen führen wird, welcher uns auch zur Ausführung höherer Dinge alsdann die Mittel an die Hand bieten dürfte.

Wenn wir keine Centraliſation wünſchen, ſo ſind wir deshalb keine Feinde der Einheit Deutſchlands. Aber in jener vermögen wir kein Heil zu erblicken. Frankreichs Beiſpiel ſchreckt zu ſehr uns ab. Wenn die franzöſiſchen Provinzialſtädte in ihr untergeordnetes Loos ſich beſcheiden ergeben, ſo wollen wir ſie darum eben ſo wenig beneiden als ihnen nachahmen. Das iſt eben der auszeichnende Charakter deutſcher Bildung, daß ſie nicht in einen Brennpunkt zuſammengedrängt iſt, ſondern in tauſend Zweigen ſich über das Vaterland verbreitet, ſo alle Kräfte benutzt und aus dem innerſten Geiſte des geſammten Volkes ſtets neue Nahrung ſchöpft. So wird ſie vor aller Einſeitigkeit am ſicherſten bewahrt und trägt in ſich eine Kraft des Widerſtandes, die ſelbſt ein Napoleon nicht zu überwältigen vermöchte, ja die ſelbſt keinen Eintrag erleidet durch Schriftſteller von halbfranzöſiſcher Bildung, welche ohne reife Prüfung und ohne Kenntniß des Entwicklungsganges des deutſchen Volkes über unſere Zuſtände aburtheilen.*)

*) Ueber den Artikel A. Weill's, welchem obige Entgegnung gilt, bedarf's wohl von meiner Seite keiner beſondern Erläuterung und Vertheidigung. Die Süddeutſchen, welche von der „Eleganten" und von mir Notiz nehmen, wiſſen alle, daß ich der wärmſte Freund Süddeutſchlands bin, daß ich ſchöpferiſche Kraft, lebensvolle poetiſche Welt, ſaft= und kraft=

Jahrbücher der Gegenwart.

Dieſe in Würtemberg erſcheinende, von den jüngeren Philoſophen Süddeutſchlands geleitete und vorzugsweiſe ausgeſtattete Zeitſchrift hat jetzt bereits ein Vierteljahr des Beſtehens hinter ſich, und Umfang, Charakter und Gang derſelben kann überſehen werden. Bekanntlich wurde ſie von Freund und Feind als eine mildere Fortſetzung der verbotenen Halliſch-deutſchen Jahrbücher bezeichnet. Sie hat aber nur eben die Zeitſchrift-Form und das Kriegsheer junger Gelehrten mit den getödteten Jahrbüchern gemein; ihr' Geiſt und Weſen ſind ganz anders. Beides iſt ſüddeutſch in guter Bedeutung des Wortes: Form und Ausdruck ſtehen dem allgemeinen Leben unſrer Nation näher, und ſind über die ausſchließliche Kunſtſprache moderner Philoſophie ſo weit hinaus, daß auch dem gebildeten Publikum das Verſtändniß leicht möglich gemacht iſt; — die Prinzipien ferner, wenn auch aus philoſophiſcher Schule entwickelt, haben ſich geübt und erprobt, geſchärft oder abgeſchliffen an der Praxis, und es wird das, was ihnen für den Syſtematiker an nackter Darlegung abgehen mag, durch friſches und lebendiges Naturel des Kritikers erſetzt; — die Geſinnung endlich iſt im großen Sinne nicht im Parteiſinne liberal und geſund. Nach ſolcher Bezeichnung mag man die Spekulation in vor- und ausgreifendem Sinne vermiſſen. In der Zeitſchrift ſelbſt fehlt die Spekulation nicht. Aber die Zeitſchrift unterſcheidet ſich dadurch, daß ſie nicht, wie deutſch-philoſophiſch herkömmlich, an abgelöſten Begriffen Leitern in die Höhe und in die Tiefe aufſtellen will, ſondern daß ſie an den Wirklichkeiten eine organiſche Spekulation in's Werk zu ſetzen oder zu fördern trachtet.

---

volle Sprache und überhaupt reiches Naturel vorzugsweiſe in Süddeutſchland finde. Sind nicht alle unſre großen Dichter von dorther? Eben ſo wiſſen ſie, daß ich A. Weill als einen Schriftſteller bezeichnet habe, den man niemals vor den Gerichtshof einer ſtrengen Folgerung ziehen könne. Er iſt ein An- und Aufreger, wie ein Kaleidoſkop den Maler an- und aufregen mag. Man ſchüttelt, und es entſteht eine unerhört neue Zuſammenſtellung der Farben: Weill ſchreibt, und der ſtets bewegliche Kobold ſeines Geiſtes bringt Zuſammenſtellungen zu Wege, die kein Menſch durchführen möchte, die aber, hie und da auftauchend, manche fruchtbare Anregung gewähren. Dieſer experimentirende Journalismus hat auch ſeinen Werth. Im vorliegenden Falle z. B. veranlaßt er einen Süddeutſchen uns Manches zu ſagen, was heilſam iſt, und in einer Polemik thatſächlich auszudrücken, daß die Trennung zwiſchen Nord- und Süddeutſchland dem Weſen nach bereits überwunden iſt. Die Verſchiedenheit wollen wir ja um's Himmels willen nicht einbüßen, denn ſie iſt unſer Reichthum, ſondern nur die Geſchiedenheit. Und ein Punkt bleibt als beherzigenswerth und unerledigt zwiſchen dem Angriff und der Abwehr. Möge dieſer Punkt einer Löſung entgegen keimen und wuchern: Der Angriff fehlt gegen uns durch Verliebtheit in eine mechaniſche Centraliſation; die Abwehr iſt zu ſchnell zufrieden mit einer zu willkürlichen Mannigfaltigkeit. An dieſer hat es uns nie gefehlt, und mit ihr nie an politiſcher Unmacht. Unſre wichtigſte Aufgabe iſt wirklich ein Bundesſtaat, nicht bloß ein Staatenbund, und ſo wie die Sachen jetzt ſtehn und liegen, iſt in moraliſcher Näherung zwiſchen Tilſit und Konſtanz allerdings viel, in politiſch gemeinſchaftlicher Verpflichtung ſo gut wie nichts geſchehn. Eine Feuerprobe würde dies zu unſerm Schrecken gar plötzlich darthun. Wie ſoll aber die Einigung enger werden? Dieſe Frage kann nur durch offenherzigen und entſchloſſenen Gedankenaustauſch zwiſchen Süden und Norden zur Antwort reif gemacht werden. Und die „Stimme aus dem Süden" hat darin vollkommen Recht: Es iſt an keine gedeihliche Zukunft zu denken, ſo lange der Norden den Garantieen-Staat, welcher unzweifelhaftes Zeitbedürfniß, umgehen will. Dadurch wird nur aufgehalten und koſtbare Zeit verloren für Deutſchlands wirkliche Sammlung. Denn endlich geſchieht doch, was allgemeines Bedürfniß iſt, und es wird nur bei verſpäteter Erſcheinung undankbar und ohne Enthuſiasmus aufgenommen. Der Enthuſiasmus aber allein kann in Deutſchland ein mächtiges deutſches Reich erfinden und durchſetzen; der regelrechte Gang kommt über das Hinderniß eines halben Hunderts von Hecken, Zäunen und Gräben nimmermehr hinweg. L.

Es ſtammt gewiß nicht von Verboten, welche nur jeglichen Organismus zerſtören und nirgend Gutes ſtiften können, aber überraſchend ſchnell zeigt ſich ſeit einiger Zeit, was ſo lange vorher umſonſt gewünſcht und heraufbeſchworen wurde: Deutſchland ändert auf allen Punkten ſeine Stellung und verläßt den Idealismus, welcher ſich ihm als einer Nation undankbar erwieſen hat, Deutſchland wird auf allen Punkten realiſtiſch. Das Prinzip des Stauens und Verbietens wird mit Schrecken inne werden, um wieviel raſcher und nachdrücklicher auf dieſem Wege der Fortſchritt andringen und ohne irgend eine Gewaltſamkeit das erzwingen wird, was zum beſchämenden Schmerze Deutſchlands außer Italienern, Ruſſen und Türken alle Nationen Europas außer Deutſchland beſitzen, darunter Nationen, denen Deutſchland in Höhe und Tiefe unvergleichlich überlegen iſt.

Aber nicht nur von ſolchem Geſichtspunkte ſind die „Jahrbücher der Gegenwart" eine wichtige, der allgemeinſten Theilnahme würdige Erſcheinung. Die vorliegende Reihe von Nummern zeigt nach vielen Seiten unſers höheren Lebens tüchtige Kräfte. Der Redakteur Schwegler beſpricht mit Klarheit und Entſchiedenheit ſein Verhältniß zu den deutſchen Jahrbüchern, ſich vom abſtrakten Ultrathume derſelben überall ſcheidend, und doch Freiheit der Forſchung und des Ausdrucks ſtreng verlangend; Fallati erörtert auf eine förderſame und gründliche Weiſe Stein's vortreffliches Buch über den Socialismus und Communismus, Köſtlin giebt ausführlichen Bericht — es ſteht mir für dieſe Fachwiſſenſchaft keine nähere Bezeichnung zu — über Geib's Geſchichte des römiſchen Criminalprozeſſes, Zeller charakteriſirt die Geſchichtsſchreibungen der Philoſophie; es wird ferner nachdrücklich das wichtige Buch Barthold's über den „großen deutſchen" (30jährigen) Krieg entwickelt, ja, ſogar die Aeſthetik, und dies ſind wir von den Philoſophen gar nicht mehr gewohnt, iſt von Fr. Viſcher auf eine ſehr tüchtige und geſchmackvolle Weiſe vertreten. Er beurtheilt ausführlich Herwegh's Gedichte, und den Leſern unſers Journals, welchen mein Urtheil über dieſe Poeſieen im vergangenen Frühjahre nicht genügt hat, empfehle ich Viſcher's Kritik. Sie werden darin finden, daß man auch von anderem Standpunkte aus und auf anderen Wegen zu demſelben Endurtheile kommen muß, ſobald man ohne Vorurtheil zu Werke geht. — Daß bis jetzt keinerlei befangenes Vorurtheil in dieſen „Jahrbüchern der Gegenwart" erſichtlich iſt, dies macht das Erſcheinen derſelben ſo werthvoll. Ich zweifle nicht, daß das am Ernſte unſrer modernen Bildung redlich theilnehmende Publikum dieſen Blättern der Gegenwart volle Aufmerkſamkeit zuwenden, und reichhaltige Genugthuung in ihnen finden wird.

Nachrichten.

Enk und Halm.

Viele alte Schlöſſer haben ihre regelmäßig wiederkehrenden Geſpenſter, weiße und ſchwarze Frauen, die ſelten etwas Gutes verkündigen. Wien hat ein Autorengeſpenſt, welches immer wiederkehrt, und ſich nur dadurch von jenen Schloßgeſpenſtern unterſcheidet, daß es immer lügt. Dem alten Collin, dem Regulus-Verfaſſer, wurde nachgeſagt, ein gewiſſer Zabel ſchreibe die erſtaunlichen Stücke, welche unter Collin's Namen erſchienen. Als Grillparzer's Erſtlingswerke auftraten, flüſterte das Geſpenſt laut und leiſe, ſie ſeien von Schreivogel (Weſt, dem Bearbeiter der Donna Diana und hochverehrten einſtigen Dramaturgen des Burgtheaters). Sogar Frau v. Weiſſenthurn und Frau Caroline Pichler, letztere trotz des paßmäßig erläuternden Zuſatzes „geborne v. Greiner" wurden von dem Geſpenſte der Wiener Baſtei eine Zeitlang beſchädigt. Ja, ſelbſt Raimund, der in ſeiner Perſon und in ſeinem Spiele das Spiegelbild ſeiner Stücke war, blieb vor dem Geſpenſte

nicht ſicher. Es iſt alſo kein Wunder, daß nun auch Halm an die Reihe kommt, wie abgeſchmackt das Mährchen auch für denjenigen klingen mag, der Enk's Schriften und Halm's Stücke kennt. Das Geſpenſt auf der Baſtei war lange nicht dageweſen, und ſeine Erſcheinung „Halm's Stücke ſind von Enk!" war für Zeitungsgeſchwätz und gedankenloſe Klatſcher willkommenes Futter. — Es iſt gerade, als ob ein Oeſtreicher den Oeſtreichern ſelbſt nicht Mannes genug erſchiene, etwas Bedeutendes zu leiſten.

Die Leſer dieſes Blattes wiſſen, daß ich gleich zu Anfange erklärte, es ſei eine Abgeſchmacktheit, von welcher man keine Notiz zu nehmen brauche. Aber die böſe Zunge will ihre Genugthuung: ſie hat wie ein naſchhäftes Raubthier ſo lange daran geleckt, bis Blut zu fließen ſchien, und dann der wahrſcheinliche Frevel in allen Ecken wiederhallte. Der Unſchuldigſte kann vor Gericht geſtellt werden und muß ſich alsdann verantworten. In dieſem Sinne ſchrieb ich denn nun an meinen verehrten Freund Halm und bat ihn, ſelbſt voller Schaam, um Entſchuldigung, daß ich ihn um Aufklärung bitten müſſe. Für mich ſelbſt bedurfte es keiner, aber für den Theil des Publikums, welcher Halm's Perſon nicht kennt und welcher deshalb nicht weiß, die Halm'ſchen Stücke könnten keiner andern als gerade dieſer Perſon gehören, für dieſen durch fortgeſetzte lügneriſche Ausſage irre zu führenden Theil des Publikums ſchien eine authentiſche Aufklärung nöthig geworden zu ſein.

Halm antwortete mir denn umgehend im Weſentlichen Folgendes:

Enk iſt ſein vertrauteſter Freund geweſen, früher, in Halm's Knabenzeit, ſogar deſſen Lehrer. Dergeſtalt iſt er mit Halm's Anlagen wohl vertraut geworden, und hat ihn unabläſſig zur Ausbildung des dichteriſchen Talentes aufgefordert. Ja, Enk allein iſt es geweſen, der ihn endlich beſtimmt hat, dies Talent mit allem Nachdruck der Bühne zu widmen. Halm hat in früherer Zeit den Plan ſeiner Stücke mit ihm berathen, er hat ihm dieſelben zur erſten Anſicht und Beurtheilung vorgelegt, ja er hat auch, wenn ihm Enk's Gründe eingeleuchtet, nach deſſen Rath Kürzungen und Umarbeitungen vorgenommen. Alles dies aber, wie ſich von ſelbſt verſteht, in voller Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit, Enk's Rath ebenſo oft befolgend als verwerfend. In ſpäteren Jahren beſonders, da das etwas ängſtliche und rechthaberiſche Verfahren eines treuen alten Freundes Halm's gereifterer Kraft beinahe läſtig geworden, iſt entſchiedenes Feſthalten von Halm's Meinung und Zurückweiſen Enk'ſcher Bedenklichkeiten ſo vorherrſchend geworden, daß Halm zum Beiſpiele das „milde Urtheil" gegen Enk's dringendes Abrathen der Bühne übergeben, ja daß Enk den Stoff des „Sohns der Wildniß" nicht eher kennen gelernt, als bis das Stück unabänderlich fertig vor ihm gelegen hat. Enk hat ſich denn auch niemals mit dieſem Stücke befreunden können.

Für die Richtigkeit dieſer Angaben, da es ſich denn einmal um halb gerichtliche Formen handelt, beſitzt Halm in den Briefen Enk's eine Fülle der unzweifelhafteſten und beſtimmteſten Zeugniſſe.

Darnach war es wohl möglich, daß ſich unter Enk's Papieren Abſchriften Halm'ſcher Stücke vorfinden konnten. Jenes vertraute Verhältniß war übrigens offenkundig und den Literaten Wiens wohlbekannt. Halm hatte ſtets davon geſprochen wie von etwas ganz Natürlichem, am Wenigſten hatte er je ein Hehl daraus gemacht, daß er ſeinem wohlwollenden Lehrer vielen Dank ſchuldig ſei. Von Abſchriften ſeiner Stücke in Enk's Nachlaß wußte Halm nichts, und ſo viel er bis zum Schreiben an mich ermitteln konnte, war jenes vertrauliche Verhältniß zwiſchen ihm und Enk die einzige Thatſache, an welche Mißgunſt und Bosheit ihr Gewebe knüpfen konnten.

So hatte er es denn Anfangs ganz mit Recht unter ſeiner Würde gehalten, gegen dieſe Verläumdungen aufzutreten, und hatte hoffen zu dürfen geglaubt, geſunder Sinn würde bald von ſelbſt dem Ungrunde derſelben auf die Spur kommen. Darin hatten ihm die vorzüglichſten Schriftſteller Wiens, unter Andern Lenau und Bauernfeld beigeſtimmt, und ſie hatten auch ſchon darum den Fortbeſtand des Gerüchtes für unannehmbar gehalten, weil ja ſelbſt die flüchtigſte Vergleichung zwiſchen Halm's und Enk's Schriften außer allen Zweifel ſetze, daß es unmöglich ſei, ſo grundverſchiedene Schriften ein und demſelben Verfaſſer zuzuſchreiben.

Allein unter der klatſchſüchtigen, mißgünſtigen Mittelmäßigkeit hatte deſſenungeachtet das Gerücht ſo guten Anklang gefunden, und ſich nach und nach mit ſo vielen neuen Zuthaten und Wendungen ausgeſchmückt, daß es Halm endlich für ſeine Pflicht gehalten, die Pietät für den verſtorbenen Freund bei Seite zu ſetzen, und der Verläumdung entgegenzutreten. — Er hat denn aus den Briefen Enk's zwölf der ſchlagendſten ausgeſucht, um ſie ohne weiteren Zuſatz als Broſchüre herauszugeben, die Originalien aber mit der Aechtheits-Beſtätigung mehrerer unbeſcholtenen Männer zugleich öffentlich und zu Jedermanns

Einſicht niederzulegen. Allein die Cenſur hat — unbegreiflicher Weiſe! — dieſe unverfängliche Rechtfertigung eines böslich angeklagten ehrlichen Mannes nicht zum Druck zugelaſſen. Wer dies bezweifelt, dem kann die amtliche Ausfertigung der Polizei- und Cenſurhofſtelle entgegen gehalten werden.

So iſt denn Halm nichts übrig geblieben, als die Originalien jener Briefe bei dem Redakteur der Wiener Zeitſchrift, Herrn Witthauer, niederzulegen, und es ihm zu überlaſſen, in einem Aufſatze von dem Inhalte derſelben zu unterrichten.

Dies ſind die nöthig gewordenen Aufklärungen über eine leichtſinnig ausgeſponnene Verläumbung, welche meines Wiſſens vorzugsweiſe in der Deutſchen Allgemeinen Zeitung aufgetreten iſt. Man kann eine Redaktion nicht unbedingt für Dergleichen verantwortlich machen, denn manche Lüge kommt ihr aus guter Quelle zu. Aber größere Vorſicht iſt gewiß zu empfehlen, wenn es ſich um die unwahrſcheinlichſten, von jedem Beweiſe ſo arg entblößten Anklagen gegen ein großes Talent handelt. Hier giebt es auch eine Legitimität, die nicht dem erſten beſten Wurfe preiszugeben iſt. Denn was war denn am Ende der Schimmer eines Beweiſes bei dieſer ſchweren Anklage auf Lug und Trug? Es „ſollten" ſich Abſchriften der Halm'ſchen Stücke in Enk's Nachlaß gefunden haben! Und dieſes „ſollten" iſt nun auch auf ſeinen Werth zurückgebracht: Halm ſchreibt mir in einer Nachſchrift, es haben ſich in Enk's Nachlaſſe durchaus gar keine Papiere vorgefunden! — So liegt denn, ſchlimm genug! der ganzen Verläumbung nur boshafte Erfindung und nicht der Schatten einer Thatſache zum Grunde. Nicht einmal ein Mißverſtändniß, eine Verwechſelung, ein Irrthum, nein, reine Lüge!

Faſſen wir nun Halm's Empfindung über die ganze Begebenheit in einen Satz zuſammen, wie kann er lauten? Ein talentvoller Mann hat zehn Jahre hindurch ſeine ganze Kraft mit treuem Eifer und redlichem Beſtreben der vernachläſſigten dramatiſchen Kunſt, dem verwaiſten Theater in Deutſchland zugewendet; er iſt niemals irgend Jemand zu nahe getreten, er hat ſich nie einer Anmaßung ſchuldig gemacht, er hat durch das ganze Vaterland große und ſchöne Erfolge ſeiner Stücke erlebt, und viel tauſend Herzen zu den ſchönſten Regungen begeiſtert, und dieſer Mann muß auf die leichtſinnige Verdächtigung eines anonymen Correſpondenten hin, Dokumente darüber beibringen, daß er — ein ehrlicher Mann ſei. — **Laube.**

Berlin, den 26. Oktober. Die Deputirten der Städte- und Landgemeinden der ſechs Provinzen: Brandenburg, Pommern, Schleſien, Sachſen, Rhein, Weſtphalen haben dem Könige das von Prof. Krüger gemalte Bild der Huldigung zur Erinnerung an dieſen Tag als Geſchenk überreicht. Es hat eine Länge von 14 und eine Höhe von 9½ Fuß; der Rahmen iſt ſehr künſtlich geſchnitzt und enthält die Wappen des Königs und der Provinzen; die ebenfalls auf dem Rahmen angebrachten Worte des Königs: „Dies Ja iſt mein" ſind in Emaille und Gold gearbeitet, reich mit Edelſteinen geziert. Ueber das Gemälde ſelbſt kann ich noch nicht ſprechen, da ich es bis jetzt nicht geſehen, doch ſoll es, wie ich gehört habe, gut gemalt ſein und viel intereſſante Portraits enthalten. Was die Auffaſſung betrifft, ſo ſcheint es mir wünſchenswerth, man hätte einen andern Moment der Huldigung gewählt, vielleicht den, wo der König die Hand erhob und ſagte: „Ich gelobe, mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menſchen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfniſſe meiner Völker und meiner Zeit gilt; mit geſchloſſenen Augen, wenn es Gerechtigkeit gilt" u. ſ. w. Dieſer Moment würde ſich großartiger ausgenommen haben, als der, welcher dargeſtellt worden iſt, und ſich auf die Worte bezieht: „Ich frage Sie: wollen Sie mit Herz und Geiſt, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutſchen, in der heiligeren Liebe der Chriſten mir helfen und beiſtehn, Preußen zu erhalten, wie es iſt" u. ſ. w. Jedenfalls iſt es beſſer, Könige an das zu erinnern, was ſie verſprochen, als an das, was ſie gefordert haben. Man muß den Teufel nicht an die Wand malen. Dieſe diplomatiſche Bemerkung harmlos nebenbei, ſie ſoll dem Patriotismus nicht auf die Hühneraugen treten.

Die politiſche Stimmung im Allgemeinen in Berlin iſt noch immer dieſelbe, noch immer ohne Phyſiognomie, ohne Charakter, ganz wie ſeine Zeitungen und Zeitſchriften. Etwas nur beginnt doch allmälig ſich lebhafter und beſtimmter herauszuſtellen, der Werth nämlich, den man anfängt auf eine Geſinnung zu legen. Mehr und mehr lernt der große Haufe Acht haben auf das Thun und Laſſen derjenigen Leute, die es lenken und leiten, benutzen und brauchen wollen. Man fängt allmälig an für gewiſſe Machinationen einen Inſtinkt zu bekommen, man gräbt den Maulwurfsgängen der Politiker nach und verfolgt die Spinnweben der Diplomatie. Das iſt ein guter Anfang im Volk, es lernt im A-B-C-Buch der Reflexion. Dabei wird es denn natürlich den rothen Hahn gewahr, der auf dem Titelblatt

der Bilderſibeln abgebildet zu ſein pflegt, und der den A=B=C=Schützen, wenn ſie fleißig ſind, Nachts die Silbermünzen unter das Kopfkiſſen legt. Buchſtabire nur, deutſches Volk, buchſtabire, dein rother Hahn wird ſich nicht lumpen laſſen; er wird dir ſchon auch was unter das Kopfkiſſen legen, wenn du recht fleißig biſt. Buchſtabire nur, deutſches Volk, buchſtabire.

In ſolcher Art fängt Berlin nun an zu buchſtabiren, und manchmal reimt es ſich dies oder jenes ſchon recht artig zuſammen. Da iſt zum Beiſpiel der Schriftſteller Gruppe. Ich kenne ihn nicht, ich habe nie Acht auf ihn gehabt; ich weiß nur daß ich einige Gedichte und proſaiſche Aufſätze von ihm geleſen, die mir gefallen, und daß er einen Vortrag über die Antigone gehalten, der ziemlich verunglückt iſt. Er hat Talente, Fähigkeiten, Kopf, ſogar Muth, aber keinen Charakter. Er iſt immer im Kampf, aber es kommt ihm nicht darauf an für was; heut für dieſes, morgen für jenes und übermorgen für nichts. Er hat keine Fahne, zu der er geſchworen, er iſt ein fortwährender Ueberläufer. Erſt war er gegen Hegel, nachher für Strauß, jetzt iſt er für Hengſtenberg, die evangeliſche Kirchenzeitung und manches Andere nebenbei. Wechſeln und Uebertreten, Meinungen verlieren und gewinnen kann das Zeichen eines ringenden, ſtrebſamen Geiſtes ſein. „Einen Wahn verlieren, ſagt Ludwig Börne, macht weiſer, als eine Wahrheit finden.“ Aber Gruppe wird den einen Wahn nur los, um ſich dem andern in die Arme zu werfen. Jetzt ſoll er ein Begünſtigter vom Miniſter Eichhorn ſein. Man ſagt, er ſei neulich im Auftrage deſſelben in Hamburg geweſen, um mit dem dortigen Correſpondenten diplomatiſche Unterhandlungen anzuknüpfen oder, wie ſich ein Berliner darüber ausdrücken würde, ihn für gewiſſe Anſichten breit zu ſchlagen. Man ſpricht in Berlin ganz offen darüber, und man iſt freilich hier gewöhnt allerlei Leute, ſelbſt talentvolle, zu ſehen, die ſich geſinnungslos als Fliegenwedel der Politik gebrauchen laſſen. Es laufen hier eine Menge derartige Menſchen herum, man muß erſtaunen, daß man fortfährt aus allen Weltenden noch immer mehr heran zu ziehen. Beſonders wird die Univerſität reichlich damit verſorgt. Ethik! Ethik! meine Herrn, iſt gewöhnlich das dritte Wort gewiſſer Leute vom hohen Stande. Ein ethiſcher Staat iſt das wahre Paradies der modernen Welt. Ethik! Ethik! meine Herrn. — Es ſind gute, zutrauliche Geſchöpfe, dieſe ethiſchen Leute, ſie haben nur eine Leidenſchaft und eine ſehr unſchädliche obenein: ſie ſchwatzen gern. Man kann von jedem dieſer ethiſchen Herren ſagen, was der alte, däniſche Luſtſpieldichter Holberg irgend Jemanden von ſeinem geſchwätzigen Bartſcheerer ſagen läßt, nämlich: „wenn man ihm das Maul zuſtopfen wollte, es hilfe nicht, er würde ſich gewöhnen mit den Naſenflügeln zu ſchwatzen!“ Ethik! Ethik! meine Herrn.

Auf Theodor Mundt's Vorträge über Luther und deſſen Einfluß auf die deutſche Literatur, wozu denn natürlich ein gut Stück deutſches Leben und deutſche Geſchichte hinzukommen muß, iſt man, wie ich mehrfach Gelegenheit hatte zu bemerken, ſehr geſpannt und begierig. Es giebt wohl aber auch nur wenige Aufgaben, deren Löſung ſo allgemein intereſſant und für unſre Zeit von ſo großer und gewaltiger Bedeutung werden können, als eben dieſe. Luther und die Reformation iſt ein Knäul von hiſtoriſchen Fäden, daran Gegenwart und Zukunft noch tüchtig aufzuwickeln haben. Der lange, rothe Faden der deutſchen Geſchichte läuft mitten darunter, und Theodor Mundt wird bis auf unſere neueſte Zeit herab ihm nachzuſpüren verſtehen. Was ich in einem Heft meiner „Berliner Weſpen“ von Theodor Mundt ſchon einmal anzudeuten verſucht habe, nämlich das Enträthſeln, das Bewußtwerden einer Sehnſucht, eines Bedürfniſſes, die oder das ſich anfängt im Schooße der Zeit zu erzeugen, dies, meine ich, ſtellt ſich an Theodor Mundt mit dieſer Aufgabe, die zu löſen er ſich vorgeſetzt hat, wieder auf's deutlichſte an den Tag heraus. Mehr als in einer Beziehung ſchließt er ſich mit dieſer Aufgabe wieder der Zeit und ihren Bewegungen an. —

So viel ich erfahren, hat Balzac von Schriftſtellern hier nur Ludwig Tieck beſucht. Hofrath Friedrich Förſter wird unglücklich ſein, daß er nicht ſeinen Cicerone hat ſpielen können. Gewiß hatte er ſich ſchon ein Paar weiße Glacéhandſchuhe gekauft, einige galante Redensarten erdacht und ſicherlich auch aus ſeinen Vorräthen einen Toaſt in die Leibrocktaſche geſteckt. Der alte Gott lebt immer noch und Hofrath Friedrich Förſter ebenfalls. „Seid nicht bange, Kinder, ſeit der großen Retirade.“ — —

Im Thiergarten fand man am 20. d. M. einen Mann von etwa 22 Jahren, am 21. d. M. einen von etwa 30 Jahren, beide ſehr anſtändig gekleidet, unter den Bäumen erſchoſſen. Noch iſt nichts Näheres über ſie und die Veranlaſſungen ihres Selbſtmordes bekannt geworden.

Feodor Wehl.

Breslau. Im nächſten Winterhalbjahre werden auf der hieſigen Univerſität über die deutſche Bundesakte, über Urſprung und Rechte der deutſchen Landſtände, über Communalverfaſſung und Verwaltung, mit beſonderm Bezuge auf den preußiſchen Staat, von verſchiedenen Docenten Vorleſungen gehalten. Man beginnt alſo einzuſehen, wie unabweislich eine theoretiſche Vorbildung für die amtlichen Sphären des landſtändiſchen und Communalweſens geworden iſt, für welches ein immer höheres Intereſſe bei den Schleſiern erwacht. Die Ausbildung des Communalgeiſtes auf literariſchem Wege hat ſich insbeſondere die „Schleſiſche Chronik" zur neueſten Aufgabe gemacht, und vor einem Jahrzehent noch hätte ſich Niemand träumen laſſen, welcher tüchtigen Regſamkeit in der öffentlichen Förderung ihrer öffentlichen Angelegenheiten unſre Provinzialſtädter fähig ſind. In mancherlei Zeichen offenbart ſich das aufſtrebende politiſche Bewußtſein. Es gelten längſt einzelne bürgerliche Perſönlichkeiten für Träger der einen und andern Parteimeinung, und ſelbſt Brieg, eine Stadt, von etwa 12,000 Einwohnern, wo bisher das Communalweſen nicht eine Spur von öffentlichem Charakter beſaß, hat für ſeinen erledigten Bürgermeiſterpoſten vorzugsweiſe einen Mann gewählt, der in demſelben Amte zu Jauer ſich binnen kurzer Zeit durch ſeine communaliſtiſche Thätigkeit einen ausgezeichneten Ruf zu erwerben wußte. — Man wirkt auch darauf hin, auf der Univerſität und den Gymnaſien die Redekunſt mehr als bisher zu cultiviren, da es einleuchtet, wie nöthig die Fähigkeit freier Ausdrucksweiſe in einer Zeit, wie die unſrige, für Landtagsabgeordnete, Communalbeamtete und Publiciſten geworden iſt. Die Gymnaſien insbeſondere ſollten mehr für Rhetorik thun. Der alte Trotzendorf zu Goldberg ſorgte ſchon in der Mitte des 16. Jahrhunderts eifrig für die rhetoriſche Bildung ſeiner Schüler, und was er damals aus äſthetiſchen Gründen that, ſollte heut aus politiſchen geſchehen. — Es gereicht Schleſien und insbeſondere Breslau zur Ehre, daß in der ſo verwickelten Angelegenheit der Judenemancipation ſoeben ein wichtiger und mehr fördernder Schritt geſchehen iſt, als errungene Staatsgeſetze und errungene Privilegien bisher herbeizuführen vermochten. Ein Hauptvorwurf, den die Chriſten den Juden in den alten Provinzen ſcheinbar mit Recht machten, war, daß dieſe, ungeachtet aller aufgehobenen Geſetzesſchranken, ſich nicht verhältnißmäßig an der allgemeinen Volksarbeit betheiligen, und höchſtens bei bedeutenden Mitteln die mit chriſtlichen Arbeitskräften fabrikmäßig erzielten Producte verſchachern wollten. Um gerecht zu ſein, muß man nun aber bedenken, wie empfindlich und hinderlich das gehäſſige Vorurtheil, das noch ſo allgemein unter den niedern Klaſſen verbreitet iſt, dem Juden überall entgegentrat, wo er ſich einer Handwerker- oder ſonſtigen Arbeitercorporation anſchließen wollte. Es war alſo kein Wunder, wenn die Luſt dazu nicht ſonderlich bemerklich wurde. Nunmehr iſt in Breslau aber ein ſehr ehrenwerther Verein hervorgetreten, der durch Beaufſichtigung und Geldunterſtützung dahin wirken will, daß unter der jüdiſchen Bevölkerung unſerer Provinz eine verhältnißmäßige Anzahl in ihrem Fache tüchtiger Handwerker ſich vorfinde, welche auch bei ihrem Handwerke verbleiben. So ſehen wir denn damit einer allmäligen vielſeitigen Neugeſtaltung des jüdiſchen Lebens entgegen. — Die literariſche Production der jüngſten Zeit beſchränkte ſich größtentheils auf naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände. Das Theater iſt bedeutend herabgeſunken.

Der Komet wird allen Vorherſagungen zum Trotz auch im nächſten Jahre erſcheinen. Er bittet die „löblichen Redaktionen, welche theils mit Bedauern, theils mit Behagen die Caſſandra geſpielt und ſeinen Untergang vorhergeſagt, auch von ſeinem Fortbeſtehen Kunde zu geben."

Falkenberg, Roman in einem Bande von Thereſe, Verfaſſerin der Briefe aus dem Süden, iſt reich an werthvollen Gedanken, ja auch ergiebig an Verhältniſſen und Vorgängen, aber arm an Roman-Kraft. Die Verhältniſſe und Vorgänge ſind zu groß für die Schultern der Perſonen und für die Schultern der Kompoſition, und in dieſem Mißverhältniſſe geht ein günſtiger Eindruck zu Grunde.

Gade, ein junger Däne, hat im Gewandhausconcerte eine Symphonie dirigirt, die er vergangenes Jahr hierher geſchickt und um deren günſtiger Aufnahme willen ihm der König von Dänemark ein Reiſeſtipendium bewilligt hatte. Der junge Künſtler hörte jetzt ſeine Kompoſition zum erſten Male, und fand nun auch perſönlich den lebhafteſten Beifall dafür. Meines Erachtens hat er ſich mit dieſer Symphonie als ein großes muſikaliſches Talent angekündigt.

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode** № 5.

№. 5. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1843.

Moden.

Wenn die Störche früh nach dem Süden ziehen, ſo ſagt der Landmann,: „wir haben bald Winter.“ Wenn die Thiere des Waldes einen dichten Winterpelz bekommen, ſo weiß der Jäger: es gibt einen harten Winter. Da die Mode nur Pelzhüllen und Pelzverbrämung bringt, ſo ſind wir ſicher ihres natürlichen Inſtinkts und kaufen für den frühen, harten Winter Pelze, trotz aller Octoberſonne. Sibiriſcher Marder, Zobel, Blaufuchs, Schweizerfuchs, Grebe (ein Waſſervogel), Schwan und ſelbſt Hermelin ſind die geſuchteſten Pelze zum Beſatz, Kaninchen und Fee iſt das leichteſte zum Futter. Die Formen der Pelzhüllen ſind ſehr manichfaltig, ihre Namen meiſt ſlaviſch, nur wenig in der Orthographie unterſchieden. Zuerſt die ſchon länger bekannte Cazaweka, das polniſche Damenkleid, ein anſchließender Ueberwurf, deſſen Rock bis zum Knie reicht, wie unſer heutiges Modebild Nr. 11 das Modell zeigt. Dieſe Ueberwürfe macht man von ſeidenen und wollenen Stoffen und kann ſie mit jedem beliebigen Pelz beſetzen. Sie ſind ſehr bequem zum Ausgehen. Neu iſt die Form der Kazaveka, auch ruſſiſches Halstuch genannt, eine Art Mantel-Pelerine. Dieſer Schnitt iſt hinten mit einem runden Zipfel verſehen wie die Mantille, und vorn fällt er wie eine Echarpe bis unter das Knie. Dieſe Kazaveka wird ganz von Marder, Zobel oder Hermelin gemacht und mit Seidenwattirung gefüttert. Ganz neu und ſehr eigen iſt aber die Kakdazaveka. Dies iſt ein kleiner reizender Ueberwurf für das Haus, ganz wie eine türkiſche Weſte geſchnitten, auch nicht länger als dieſe. Es iſt ein bequemer Sackleib, der in einem Stück handbreit über die Hüfte geht, vorn ſich mit Knöpfen loſe ſchließt, halblange, weite Aermel hat und mit einem kleinen umgeſchlagenen Stehkragen um den Hals faßt. Man macht dieſe Art Jacke von buntem Sammt, mit Stickerei von Goldſchnürchen verziert und mit Pelz verbrämt und gefüttert. Auch in Caſchemir mit Stickerei verſehen und blos mit Seide gefüttert und wattirt iſt dieſer Schnitt ſehr beliebt. Außer dieſen Neuigkeiten ſind die Pelerinen-Camails mit Capüchon, wie man ſie ſchon voriges Jahr trug, noch ſehr in Aufnahme und man hat dieſen Schnitt durch Armſchlitze, die man anbringt, viel bequemer gemacht. Ferner iſt noch der Mantel-Ueberwurf (manteau-par-dessus) zu nennen, deſſen Aermel und Pelerine mit Pelzwerk beſetzt wird. Der Schnitt dieſes Mantels iſt ſchon früher erwähnt, er beſteht nämlich aus einem anſchließenden Ueberrock mit einer großen Pelerine, wie eine Mantille à la vieille darüber. Von Sammt mit Zobel verbrämt iſt dieſer Mantel am ſchönſten und reichſten, doch macht man ihn auch von ſeidenen, ja wollenen Stoffen, z. B. von Bürre-Cachemire, mit Fuchs beſetzt. Sehr vornehm, um Beſuche zu machen, iſt ein hohes, glatt anſchließendes Sammtkleid mit Hermelin beſetzt, mit einer Camail-Pelerine und einem Muff deſſelben Pelzwerks. Auch die glatten Tuch-Ueber-

röcke für Damen ſind zum Ausgehen ſehr elegant, doch gehört im Winter ein ruſſiſches Halstuch und ein Muff dazu. Müffe ſind jetzt ſo allgemein und ſo unentbehrlich wie die Handſchuhe. Voriges Jahr war der von den Männerſchnitten entlehnte Paletot ſehr modern, dies Jahr ahmt man ihnen den Twine oder Twede nach und behält auch den Namen für einen ſolchen Sackſchnitt für Damenüberwurf bei. Man fertigt den Twine von Caſchemirtuch, mit Schnüren geſtickt und oft mit Pelz beſetzt. Der Leib deſſelben iſt glatt, hoch und weit vorn mit Bruſtklappen, die man willkürlich auch kreuzen kann. Ein kleiner umgeſchlagener Stehkragen, den man zum Schutz der Ohren auch aufſchlagen kann, ſchließt eng um den Hals. Dieſe Stehkragen ſind auch zu allen Ueberrockkleidern ſehr beliebt. Die Aermel des Damentwine ſind ganz wie die der Herren, gleich weit und lang, mit Aufſchlägen, die man ganz vorſchlägt, um die Hände wie in einen Muff darin zu kreuzen. Zum Futter, ſowohl für Damen, als für Herrenzeug, iſt der Satin gaufré, der wie wattirt oder abgeſteppt ausſieht, ein neues Gewebe.

Die Damenhüte bleiben ihrer längſt angenommenen Form treu. Der Kopf iſt niedrig und geht etwas ſpitz zu, am Anſatz des Schirms iſt er ſehr weit. Der Schirm iſt gleichmäßig mittelweit, nicht zu lang in den Backen und etwas breiter oben auf der Höhe. Man beſetzt den Rand der Schirme innen und außen mit Schrägen oder Röllchen. Federn, Spitzen und Blumen zum Auspuß ſind ſtets geſucht, doch ſind ganz einfache Hüte, nur mit Band garnirt und vielleicht mit einem Schleier geziert, ſehr fein. Zum Beiſpiel eine Atlas-Capote mit einem ungeſteiften Kopf und den Schirm mit Schrägen von ungeriſſenem Sammt oder glattem Crepp verſchiedenartig beſetzt, gilt für ſehr elegant. Allerdings geputzter ſind Sammthüte und nothwendig zur Vollendung eines Anzugs, wo ſich der Pelz zeigt. Schwarzer Sammt iſt ſehr getragen zu Hüten, und ein ächter Reiher dazu und eine Blumenrüche innen um das Geſicht wird als ſehr beſonders genannt. Ein anderer Hut wird beſchrieben von violettem Sammt, mit citronengelbem Futter, einer Feder von geknüpften Marabouts darauf und innen im Schirm mit Bandroſen geziert. Noch ein ſchwarzer Sammthut war mit ſchwarz und roſa Sammtband ausgeputzt und mit einer langen, ſchwarzen, roſa geſprenkelten Feder verſehen. Um das Geſicht garnirten Roſen.

Ueber die Form der Kleider iſt nichts Neues zu ſagen. Der hohe, glatt anliegende Schnitt wird den ganzen Winter herrſchend bleiben. Unter den Winterhüllen haben insbeſondere bunte Kleider oft gar keinen Beſatz oder eine einzige, ſehr breite Falbel. Pelerinen macht man viel zu den Mittelkleidern, was den Vortheil gewährt, ein ausgeſchnittenes oder halbhohes Kleid durch die Pelerine auch als Ueberrock zu tragen. Unter den halbhohen Kleidern ſind die Chemiſetten à la vierge ſtets die eleganteſten. Das iſt ein eng anſchließendes Faltenhemdchen, mit einer Rüche oder Spitzenkrauſe um den Hals. Vorn auf der Bruſt ſind dieſe Hemdchen mit Goldknöpfchen oder mit Kettennadeln geſchloſſen. An den Ueberröcken ſchlägt man weiße kleine eckige Battiſt- oder Mullkragen mit franzöſiſcher Stickerei heraus, und, hat das Kleid einen Stehkragen, ſo umfaßt eine ſtehend garnirte Spitze den Hals.

Für die Hauben ſind zum Negligée die Schnitte à la paysanne am häufigſten. Der Kopf derſelben iſt klein, der Vordertheil liegt platt auf dem Kopfe, geht aber weit nach der Stirne vor, die Backen ſind ſehr lang und nach unten zu ſehr dick garnirt. Florbänder kommen zu Hauben wieder ſehr in Mode. Eine ſchöne und geſchmackvolle Auswahl dieſer Putzwäſche findet man in Leipzig bei Reichart am Markte, ein Kaufgeſchäft, welches ſchon um ſeiner Blumenfabrik willen überaus geſucht iſt. Auch in Blumen hat es wieder die neueſten Gewinde. Sehr graziös für junge Damen zu Bällen ſind die ſogenannten Kamm-Berger, Cache-peigne, das iſt ein Halbkranz von dichten Blumen, als Nelken, Camelien, vollen Roſen u. ſ. w., die nach dem Nacken zu unter das Haarneſt gelegt werden und nach vorn zu beiden Seiten der Ohren mit den Blumenenden das Geſicht einfaſſen. Ganz neu ſind auch die Eſtelle-Guirlanden, eine dicke Guirlande von kleinen weiß und roſa oder weiß und blauen Blumen, die man gerade auf die Stirn ſetzt und die ein gleichfarbiges Band im Nacken ſchließt. Die Putzhauben ſind meiſt von Blonde, haben einen flachen, runden Deckel, um den ſich meiſt kranzartig der manichfachſte Auspuß ſchließt. Oft ſieht man ſie mit einem Sammtdeckel, um den eine reiche Blonde garnirt iſt, die wie ein Heiligenſchein ringsum abſteht und in deren Falten kleine Röschen ſich verſchleiern. Dieſe Haube nennt man auch Toque-Chriſtine. Andere Hauben bilden von gezogenem Spitzentüll ein leichtes, duftiges Gekräus, das eine Puderfriſur nachahmt. Noch andere haben einen dichtgeſchlungenen Bandausputz in den Nacken hinab, der an den Chignon erinnert. Kurz, Alles wird getragen, wenn es nur originell ausſieht.

J.

Feuilleton.

* Wir haben vor kurzem auf einige von Hoffmann von Fallersleben mitgetheilte Geſellſchaftslieder aus vorigen Jahrhunderten aufmerkſam gemacht und eine Probe naiver Lyrik gegeben. Das angeführte Gedicht: „Bartjammer", hat wirklich etwas ungemein Rührendes und zeichnet ſich durch ſchlichte Einfachheit aus. Das kann man von den folgenden Liedern aus dem ſiebzehnten Jahrhundert nicht behaupten; ihre Naivetät iſt mehr kindiſch, als kindlich, und die aufgehäuften Deminutiva, welche damals ihre Wirkung nicht verfehlt haben mögen, kommen uns geradezu lächerlich vor. Der Verfaſſer, Johann Herrmann Schein, aus Grünhayn im Meißniſchen, war Kapellmeiſter zu Weimar und ſtarb 1631 als Muſikdirector zu Leipzig. Er gab heraus: „Waldlieder" und „Hirtenluſt", jene auch Dresden 1643, 4., dieſe auch 1650, 4. gedruckt. Seine eigenen Compoſitionen ſeiner Lieder (darin hat er Aehnlichkeit mit einigen unſerer modernen Poeten, z. B. mit R. Hirſch, der ſeine Gedichte componirte, und H. Proch, der ſeinen Compoſitionen Gedichte von ſich unterlegte) befinden ſich z. B. in Caſſel. Er iſt auch Verfaſſer des bekannten Sterbeliedes: „Mach's mit mir Gott" u. ſ. w. Vergleiche übrigens Wezels Lebensbeſchreibung der ber. Liederdichter, 3, 45—48, und Neumeiſter, Diss. de poetis German., p. 90.

1.

Unlängſt dem blinden Göttelein
Sein Liebesfeur verloſch;
Nicht nur ein einzig Fünkelein
Wollt' blinken unter der Aſch.
Amor, das Schälklein, inne ward
Der Filli Herzelein,
Pickt dran mit ſeinem Pfeil ſo hart,
Als an ein'm Feuerſtein.
Bald fuhr heraus ein' große Flamm',
Entzündet Herz und Pfeil zuſamm'.

2.

Amor, das liebe Räuberlein
In Filli's Aeugelein
Ein guter Bogenſchütz
Mit ſeiner Liſt und Witz
Hat ſich logieret ein,
Daraus er unverdroſſen
Viel tauſend Pfeil verſchoſſen,
Die manch' Herz ungeheuer
Gebrennt wie lauter Feuer.
Und ſchöß er mehr der Pfeile noch,
So mangelt' ihm keiner doch.
Das kommt daher eben,
Weil Filli's Augenäpfelein
Mit ihren Liebesblickelein
Zeugfeuer und Pfeile geben.

3.

In Filli's ſchönen Aeugelein
Mein brennend Herz man ſieht;
Die Flamm' hernieder bricht.
Wenn ich den Glanz denn ſehe an,
Wird zuckerſüß mein Schmerz;
Und wünſch', daß brenn' ohn' Unterlan
In ihrer Lieb' mein Herz!

Wenn man bedenkt, daß dieſe empfindelnden Spielereien mitten in den Wirren des dreißigjährigen Krieges fabricirt worden ſind, ſo kann es nicht Wunder nehmen, daß kurz nach unſern Befreiungskriegen ein Clauren und Conſorten das Publikum entzückten. Etwas genießbarer iſt das folgende Liebeslied Schein's, das wir noch herſetzen:

Frau Nachtigall
Mit ſüßem Schall
Mir bei der Nacht
Ein Ständlein macht,
Darin die ſchöne Filli zart
Zu tauſend Mal'n gepreiſet ward

Ich hört' ihm zu,
Hatt' keine Ruh;
Der Filli Lieb
Heraus mich trieb;
Kein Schlaf beliebt die Augen mein,
Hört' fleißig zu dem Ständelein.

Ach Filli ſchön,
Thut es ſo gehn,
Daß ſolche Freud
Dein Nam' bereit:
Was ſoll denn thun dein Mündelein,
Wenns mich in Liebe küßt' allein.

* Bekanntlich erzählt man ſich von Künſtlern, beſonders aber von den Muſikern, die ſeltſamſten Eigenthümlichkeiten. Eine Sonderbarkeit Richard Wagner's, des Componiſten des „Cola Rienzi" und des „fliegenden Holländers" wollen wir zwar nicht verbürgen, doch dünkt ſie uns nicht gerade un-

wahrſcheinlich. Wagner componirt nämlich dann mit der größten Begeiſterung, wenn er ſich geärgert hat. Ein Streit, der ſein Blut in Wallung gebracht, iſt für ihn die Quelle ſeiner beſten Ideen, und ſeine Freunde können daher nicht freundſchaftlicher an ihm handeln, als wenn ſie ihm Gelegenheit geben, ihm unangenehm zu ſein. Nach einer recht ärgerlichen Theaterintrigue mag Wagner manchen ſchönen Chor erfunden haben, und wenn er ſein Orcheſter einmal mit ganz beſonderm Feuer dirigirt, ſo kann das Dresdner Publikum darauf rechnen, daß ihm während der vorhergegangenen Probe die Galle ins Blut getreten iſt. Analog iſt ein origineller Zug der Schröder-Devrient. Um ſich zu einer Vorſtellung zu begeiſtern, hat ſie kein wirkſameres Mittel, als — nicht etwa einen Champagner-, oder Liebes-, oder ſonſtigen Rauſch, ſondern — Eile. Sie kommt kurz vor dem Beginnen der Oper ins Theater, begibt ſich eilig nach dem Garderobezimmer, kleidet ſich haſtig an, fortwährend in Angſt, nicht zu rechter Zeit fertig zu werden (die dienenden Geiſter ſollen dabei oft übel wegkommen); der Regiſſeur, dem ſelbſt die heißen Tropfen der Angſt von der Stirne laufen, verkündigt ihr, daß nur noch wenige Minuten bis zu ihrem Auftritt fehlten, ihr Herz ſchlägt lauter, ihr Auge flammt, es läuft ihr bald kalt, bald heiß durch die Adern — noch eine Minute; der Friſeur ſagt: Gott ſei Dank! und legt das Brenneiſen weg; einen Blick thut ſie noch in den Spiegel — welcher Blick! jetzt iſt ſie bereit, das Stichwort ſoll eben geſprochen werden — da tritt ſie ein, eine moderne Melpomene, jeder Zoll an ihr Künſtlerin, das Publikum ſchlägt ſtürmiſch in die Hände und Madame Schröder-Devrient übertrifft, wie die Recenſenten ſagen, ſich ſelbſt. So viel vermag die Eile.

* Heirathsluſtigen Damen, die hier zu Lande für den Ehetanz durchs Leben ohne Engagement zu bleiben fürchten, iſt zu rathen, nach dem engliſchen Auſtralien auszuwandern. Ein daſelbſt erſcheinendes Journal ſtellt nämlich (nach der D. Allg.) folgende Berechnungen an: Wenn alle erwachſene Männer hier ſich verheirathen wollten, würden von 100 immer nur 49 Weiber finden. Wenn alle unverheirathete Männer hier ſich verheirathen wollten, würden von 100 immer nur 11 Weiber finden. Wenn alle unverheirathete Freien ſich verheirathen wollten, würden von 100 immer nur 8 Weiber finden. Da es in Auſtralien jetzt 66,366 unverheirathete Perſonen männlichen Geſchlechts und nur 26,007 unverheirathete Perſonen weiblichen Geſchlechts gibt, ſo müſſen nicht weniger als 40,359 unverheirathete Weiber eingeführt werden, bevor jeder Sohn Adam's eine Tochter Eva's erhalten kann. — Entſchlöſſen ſich jährlich ein paar tauſend Damen zu jenem friedlichen Kreuzzuge nach dem gelobten Lande, ſo würde das wenigſtens das verlorene Gleichgewicht auf unſern Bällen wieder herſtellen, wo es in der Regel an Tänzern fehlt. Daß es an Männern überhaupt fehle, dürfen wir nicht behaupten, da gewöhnlich von hundert unverheiratheten Damen neunundneunzig das Motto aus dem bekannten Luſtſpiele im Munde führen: „Ich bleibe ledig."

* Folgender Ausſpruch des franzöſiſchen Arztes Lauvergne in ſeinem Buch über den Tod läßt ſich hoffentlich nur auf Frankreich in vollem Maaße anwenden: Leider iſt es nur zu wahr, ſagt er, daß der Nachahmungsgeiſt, dieſer angeborene Hang, den die ſchlechten Vorbilder zum Böſen und zu allen Lüſten verleiten, viel geſchickter die Lebensweiſe der ſchlechten Frauen unter den vornehmen Ständen, als derer ſich aneignet, die am häuslichen Herde fern von den Aufregungen der Geſellſchaft und der Liebe ein friedliches Leben führen. Unſere jungen Verirrten ſprechen über Mode- und Herzensangelegenheiten wie Romanheldinnen, von der Ehe aber wie die Saint-Simoniſten. Sie fürchten ſich vor der letztern aus zwei ſehr triftigen Gründen: ein Mann, wie ſie ihn gern heirathen möchten, ſucht bei ihnen nichts, als ihre flüchtigen Reize, und Der, den ſie ihrer Lage nach haben können, riecht nach Pech und Fiſchthran, er hat ſchwielige Hände und ſchwerlich hat er je einen Roman geleſen. So führt alſo der Widerwille gegen die Ehe, dieſe Grundlage aller Geſellſchaft und Entwilderung, zur Verderbtheit der Sitten des Volkes und des Blutes der Generationen.

* Unter die Corruptionsurſachen in Frankreich rechnet der eben angeführte Verfaſſer auch das Duell. Die eigentlich Schuldigen dabei ſind aber die Regierungen, welche die Veranlaſſungen zum Duell beſtehen laſſen, und dieſe Veranlaſſungen ſind die Käuflichkeit der Stellen, die Begünſtigungen, die der Niederträchtigkeit und Entehrung zu Theil werden, die Ungerechtigkeiten, die der Nepotismus und das bloße Gutdünken begehen. Hüte man ſich, den Unterdrückten und den in ſeinen Rechten Beeinträchtigten auf das Argumentum ad hominem hinzuweiſen! Einer von denen, die dieſes letzte Mittel am hitzigſten zu Hilfe nehmen, ſagte im Ernſte: „Ich kenne kein anderes unter Regierungen, die mit Gold und Aemtern feilſchen." — Auch hier iſt wieder zunächſt von Frankreich die Rede, doch die neuſte Zeit hat uns bewieſen, daß auch in Deutſchland die Zahl der Duelle wie-

der im Steigen iſt. Mehr als je mühen ſich die öffentlichen Blätter ab, der Immoralität des Duells entgegen zu wirken, doch möchten dieſe wohlgemeinten Anſtrengungen wohl ohne Erfolg bleiben, ſo lange der Staat nicht dem in ſeiner Ehre Gekränkten vollſtändige Genugthuung zu geben vermag. Ein Beweis ſeiner Ohnmacht in dieſer Beziehung iſt, daß die Richter die Strenge der Duellgeſetze, der öffentlichen Meinung gegenüber, vorkommenden Falles nicht anzuwenden wagen dürfen. Wollt ihr da noch von Vorurtheilen und falſchen Begriffen von Ehre ſprechen, ihr Moraliſten? Ein Vorurtheil, das alle Welt hat, iſt keins. Aendert erſt die allgemeine Meinung durch die Erfindung eines Mittels für den Staat, eine Ehrenverletzung durch Geſetzesſprüche ungeſchehen zu machen. — Eine ſehr richtige Bemerkung, die wir noch anführen, macht Lauvergne über die Raufbolde. Wo das Duell mit dem Tode der einen Partei endigt, iſt es oft merkwürdig, das Benehmen des Sterbenden in ſeinem Todeskampfe mit ſeinem bisherigen Charakter zu vergleichen. Der Raufer von Profeſſion verſteht ſich nicht auf das Sterben; beſchämt wie der Fuchs, der in die Falle gegangen, flößt er kein Mitleid ein und hat auch ſelten wahre Freunde. Alle ſolche Menſchen, die ich kannte, waren Unwiſſende, Liederliche oder Ruchloſe. Außer der Uebung im Gebrauch der verſchiedenen Waffen lieben ſie gewöhnlich nur noch den Trunk, und ganz wie die Trunkenbolde fangen ſie leicht an zu weinen, wenn man ihnen von ihrem letzten Willen, von Geiſtlichen und Beichte vorſpricht. Dann ſind ſie kleinmüthig und verzagt bis zum Erbarmen; ich habe Einige lediglich an der Furcht vor dem Tode ſterben ſehen.

* Aus Frankfurt am Main wird in den Didascalien geſchrieben, daß der dortige Schauſpieler, Herr Grahn, zu ſeiner Benefizvorſtellung das Drama „Thomas Aniello" von Freſenius gewählt habe. Ludwig Börne hat ſich über den in der Blüthe ſeines Lebens verſtorbenen Dichter ſehr günſtig ausgeſprochen, und bemerkt, in der genannten Dichtung herrſche eine große Kraft und es walte darin ein Shakſpeare'ſcher Geiſt; nur Käthchen von Heilbronn könne ihm zur Seite geſtellt werden. Börne ſchließt ſein Urtheil mit den Worten: „Freſenius war in Frankfurt geboren, und ſeine Mitbürger mögen trauern, daß er zu kurz lebte, um ihre Bewunderung ganz zu verdienen. Er, wie Körner und Kleiſt, ſtarben in der Blüthe, denn die Witterung unſerer Tage iſt den Dichtern nicht günſtig. Sie verderben an der rauhen Luft der Wirklichkeit. Nur die unorganiſchen Dichter dauern aus wie Geſtein und ſetzen an; was Leben hat, verwelkt." — Das geniale Drama iſt von Rezer mit vielem Geſchick für die Bühne bearbeitet. Die zur Handlung gehörige Muſik iſt von dem talentvollen H. Reeb componirt und wird als ſehr gelungen gerühmt. Mas'Aniello und — Frankfurt am Main? Dieſer Gedankenſtrich bedeutet nämlich einen Gedanken durchſtrich, der in dem Trauerſpiel wohl öfters angewendet worden ſein mag, ehe es zur Darſtellung kommen durfte.

* Les extrêmes se touchent; auch der Bemitleidenswerthe kann bisweilen lächerlich ſein. Beweiſe dafür können wir täglich in den Todesanzeigen finden; ein heftiges Weinen gibt dem Geſicht oft einen komiſchen Ausdruck, und ſo kann auch die Rhetorik der Traurigkeit eine komiſche Wirkung hervorbringen. Wir führen ein Beiſpiel an. Neulich laſen wir einen „öffentlichen Dank" folgendes Inhaltes: „Der Endes gehorſamſt Unterzeichnete ſtattet hiermit ſeinen herzlichſten, ungeheuchelten und ungeſchmeichelten Dank ab für die von einer hochlöblichen Theaterdirection ſowohl, als ſämmtlichen hochgeehrten Mitgliedern der Oper und des Schauſpiels genoſſene gaſt- und menſchenfreundliche Aufnahme im reichlichſten Maßſtabe. Des Himmels Segen beglücke Sie allerſeits, und in der weiteſten Entfernung, wie in ſeiner Heimath gedenkt Ihrer Güte der dankbar ergebenſte

Konrad von B......,
vormaliger Souffleur und Inſpicient aus Augsburg, alt 64 Jahre (verunglückt)."

Iſt die Titulatur der Unterſchrift hier nicht ebenſo betrübend, als komiſch? Die Empfindſamen werden über dieſe Behauptung freilich die Köpfe ſchütteln und vielleicht im nächſten Augenblicke zu einem Bettler ſagen: „Ich habe keine kleine Münze." Bei dieſer Gelegenheit erinnern wir uns der Ankündigung eines Schulmeiſters, der den Tod ſeiner Frau mit den Worten anzeigte: „Nachdem meine vielgeliebte Gattin das ſteile Gebirg, Leberentzündung genannt, glücklich überſchritten hatte, ſank ſie im Todesthale ihres Wochenbettes mit dem unſchuldigen Kindlein zugleich in die Arme des ewigen Schlummers." — Die Schulmeiſter ſind überhaupt ſtark in dergleichen Expectorationen, und es wäre wohl der Mühe werth, einmal den Urſachen davon nachzuſpüren.

* Nun ſind auch in Glarus, wie Schweizer Blätter berichten, nach dem Vorgang von Lauſanne, Schwanden und Siebnen, Bäckereien auf Actien entſtanden, um der Brotnoth und den ſchlechten Speculationen der Bäcker entgegen zu kommen. Wahrſcheinlich und hoffentlich wird ſich dieſe Einrichtung im-

mer weiter verbreiten. Wenn nur nicht die Actionairs wieder in denſelben Fehler verfallen, gegen den ihre Verbindung gerichtet iſt! Das arme Volk kommt nur allzu oft aus dem Regen in die Traufe.

* Schon ſeit mehreren Jahren klagen die Kaufleute über ſchlechte Meßgeſchäfte in Leipzig, und obgleich man dieſem Handelsplatze wegen der drei hier mündenden Eiſenbahnen das günſtigſte Prognoſticum zu ſtellen nicht müde wird, ſo ſpricht die Erfahrung ſo laut und ſo conſequent dagegen, daß man nicht ohne Beſorgniſſe für die Zukunft ſein kann. Mit Ausnahme einzelner Artikel hat ſich auch diesmal für alle übrigen nur ein ſehr ſchwacher Abſatz gezeigt. An Einkäufern, ſagt ein Bericht in der D. Allg., hat es durchaus nicht gefehlt, und man kann annehmen, daß ebenſo viele wie zu einer andern ganz guten Meſſe anweſend waren, doch befanden ſich die meiſten, und ganz vorzüglich die deutſche Kundſchaft, ohne wirklichen Bedarf, und der größere Theil war wohl nur mehr aus Gewohnheit, als des Einkaufs von Bedeutung wegen hier. Die *deutſche* Kundſchaft zeigte ſich demnach faſt in allen Artikeln ſehr ſchwach, ebenſo iſt der Bedarf der zahlreich anweſenden Einkäufer aus der Wallachei höchſtens nur als eine Hälfte des gewohnten Quantums zu betrachten; dagegen hat die Moldau ziemlich anſehnlich gekauft. Das günſtige Reſultat der letzten Meſſen in Roman und Niſchnei-Nowgorod wirkte ebenfalls vortheilhaft für den Verkehr nach jenen Gegenden, ſo daß über Brody nicht unbedeutende Einkäufe für dahin gemacht worden ſind. Es bedurfte jedoch ganz vorzüglich dieſer einzelnen günſtigen Einwirkungen, um den Meßabſatz doch wenigſtens einigermaßen zu unterſtützen, denn trotz ſolcher wird das allgemeine Reſultat der Meſſe doch wohl nur *höchſtens* als zwei Drittheile einer Mittelmeſſe zu betrachten ſein.— Nicht die Politik allein, ſondern auch der Mercantilismus hat ſeinen Blick dorthin zu richten, woher uns ſchon ſo viel Gefahr droht! Aber die Deutſchen fühlen erſt dann gewöhnlich den Schaden, wenn es ad aras heran, oder um deutſch zu reden, wenn es auf die Nähte brennt.

* Ein Troſt für ſchlechte Haushälter waren vordem folgende Verslein aus dem funfzehnten Jahrhundert:

„Zer ich, ſo verderb' ich,
Spar' ich, ſo ſterb' ich,
Noch erger iſt, ich zer' und verderb',
Denn daz ich ſpar' und ſterb'."

Das erinnert an den Witz des Berliner Eckenſtehers, dem der Arzt das Branntweintrinken und den Aerger verboten hatte, und der nun nicht begreifen konnte, wie man ſich, ohne Branntwein zu trinken, *nicht* ärgern könne.

* Gewiß ſollte man bei keiner Nation weniger, als bei den Türken *Zechlieder* ſuchen, und doch haben ſie deren in reichlicher Anzahl. So ſingt z. B. der Dichter Latifi:

Nun iſt es Winter!
Auf, Brüder, laſſet uns beim Becher ſchwärmen,
Das wird nicht minder
Als Gebet und Hermelin erwärmen.
Sterngucker, trüber,
Du thäteſt klüger traun, mit uns zu ſchlucken,
Denn wiſſe, Lieber,
Das Weinglas iſt das beſte Glas zum Gucken.

Ein anderer Verehrer des Weins (Meſſihi) ruft aus:

Leer ſind die Moſcheen, die Menſchen treten
Zum Feuerherd heran;
O weh dem Islam, weh, es beten
Die Menſchen das Feuer an!
Ich aber hab' ein Mittel gefunden,
Zu brechen des Winters Macht:
Ich trinke und warte, vom Rauſch gebunden,
Bis neu der Lenz erwacht.

* Man klagt oft über die Schmähungen, welche ſich Schriftſteller unſerer Zeit gegen einander erlauben, und nennt dieſe allerdings nicht löbliche Art eine der trüben Erſcheinungen der Jetztwelt. Man leſe aber nur z. B. wenige Zeilen in Poggi's, des Tilelphus u. A. Streitſchriften, die bereits 400 Jahre alt ſind. Jene unter ihren Mitbürgern ſo hoch angeſehenen Prieſter der Claſſicität ſcheuen die niedrigſten Schmähungen nicht. So beginnt unter Anderm Poggi die eine Gegenrede: „Es hat dem unſinnigſten aller Menſchen beliebt, auf ſeine ganz ſchaamloſe Weiſe, nachdem er, den feilſten Buhldirnen gleich, ſich ſelbſt entehrt, ſeine Frau und Freunde der öffentlichen Schmach blosgeſtellt, um wie ein Nichtswürdiger, aller Ehrlichkeit und Anſtandsliebe baar, ja, wie kaum der gemeinſte Knecht, aus Unverſchämtheit und Verleumdungsſucht ſein eigentliches Gewerbe zu machen. Ich würde zwar die Pasquille jener ſo verworfenen Creatur, dieſes marktſchreieriſchen Zungendreſchers und ſchmachbeſudelten Taugenichts", ꝛc. ꝛc. Jedes dritte Wort iſt ein ſolcher Ehrentitel und das geht ſo durch ganze Bogen fort. Dagegen iſt unſere Zankliteratur nur ein zärtliches Ohrläppchen-Gezwicke. Die amerikaniſchen Journaliſten können ſich höchſtens mit jenen alten Meiſtern meſſen.

* Bei den Naturforſcherfeſtlichkeiten in Grätz (oder Gratz, welche Schreibart bei derſelben Gelegenheit als die richtigere feſtgeſtellt worden) zogen unter den Frauen, wie die „Grenzboten" ſchreiben, zwei die Aufmerk-

ſamkeit Aller auf ſich: die Herzogin von Berry und die Baronin von Brandhof. Die Herzogin iſt trotzdem, daß ſie ihre Jugend hinter ſich hat, noch immer eine ſtattliche, anziehende Dame, die Intereſſe einflößen kann, auch wenn man ihre Geſchichte nicht kennt. Sie hat viel Imponirendes, ich möchte ſagen Herausforderndes in ihrer ſtolzen Haltung. Man ſieht ihr die Vendée auf den erſten Blick an. Einen ganz entgegengeſetzten Eindruck machte die Baronin von Brandhof, bekanntlich die legitime, wenn auch morganatiſch angetraute Gattin des Erzherzogs Johann. In dieſen ſanften Blicken ſpiegelt ſich der ganze Himmel der deutſchen Frau. Während die Herzogin von Berry gewiſſermaßen durch verdoppelten Stolz beweiſen will, daß die Schickſalsveränderung, welche ihren Sohn von dem Throne verſtieß, ihr nichts von ihrem Bewußtſein, von ihren Anſprüchen, von ihrer Würde geraubt habe, ſpricht ſich umgekehrt in jeder Bewegung der Brandhof der Beweis aus, daß ſie bei den Schickſalsveränderungen, welche ſie aus ihrem ſtillen bürgerlichen Vaterhaus an die Seite eines der edelſten Fürſten Deutſchlands, an die Seite eines Kaiſerſohnes, eines Habsburgers erhoben, kein einziges Blatt aus dem Kranze der Beſcheidenheit, des innigen Gemüthlebens und der heitern Unbefangenheit einer deutſchen Hausfrau fallen ließ. Die Thatſache, wie Erzherzog Johann ſeine edle Gattin kennen lernte, iſt zu bekannt, als daß ich ſie hier nochmals erzählen ſollte, obgleich ſie den Charakter dieſes ſeltenen Ehepaars wohl am deutlichſten kennen lehrt. Die Baronin von Brandhof lebt in den innigſten Familienverhältniſſen mit der ganzen kaiſerlichen Familie; obgleich ſie es abgelehnt hat, bei Hofe in Wien öffentlich zu erſcheinen, ſo thut das dem gegenſeitigen Familienbeſuch keinen Eintrag. Der Erzherzog hat für ſeine Gemahlin, ſowie für ſeinen jungen Sohn jede Standeserhöhung, mit welcher der Kaiſer Ferdinand bei der Geburt des Letztern Mutter und Kind bedachte, abgelehnt. Der ruſſiſche Fürſtentitel, den der Czaar bei jenem Ereigniſſe dem Neugebornen überſandte, wurde natürlich noch ſchleuniger zurückgeſchickt. Der fünfjähriger Knabe iſt ein allerliebſter friſcher Steiermärker, der auf dem reizenden Gute Brandhof ſorgſam, aber in Einfachheit unter den Augen ſeines Vaters erzogen wird.

* Unter allen Plagiatoren iſt wohl der franzöſiſche Vielſchreiber Alexander Dumas einer der maßloſeſten. Er verſchmäht es nicht, ganze Stellen aus fremden Werken in die ſeinigen wörtlich einzuſchalten. Auch die deutſche Literatur beehrt er mit ſeinen Razzias. In ſeinem „Napoleon" z. B. leſen wir folgendes:

Lorrain (la figure pleine de sang et apportant de l'eau). Voilà.

Napoleon. Qu'as-tu donc?

Lorrain. Rien. J'ai pas vu un ravin et 'ai roulé dedans: — histoire d'arriver plus vite.

Napoleon. Essuie ce sang, il empêche de voir tes cicatrices (après avoir bu). Ton eau est excellente.... tes cicatrices te vont bien, u. ſ. w.

Wer erkennt in dieſen Zeilen nicht Karl Moor's Worte: „Dein Waſſer iſt gut, Schweizer — dieſe Narben ſtehen dir ſchön", u. ſ. w. Napoleon würde ſich für die Zuſammenſtellung mit einem Räuberhauptmann bedankt haben. Man muß übrigens ſolche Unredlichkeiten aufdecken, wo man ſie findet; die Franzoſen gehen ſo weit, ganze Romane, z. B. von Spindler, zu überſetzen und mit verändertem Titel ihrem Publicum als Originalarbeiten zu übergeben.

* In Deutſchland hat die „Morgenſtunde Gold im Munde", wenigſtens nach dem Sprichwort. Ein entgegengeſetzter Fall iſt dies in dem Lande deutſcher Sehnſucht, Italien. Die dortigen Damen lieben ganz beſonders, des Morgens recht lange im Bette zu bleiben. Sie behaupten allgemein, der Morgenſchlaf (sonnellino dell' oro) ſei nicht nur der weiblichen Geſundheit ſehr zuträglich, ſondern auch zur Conſervirung der Schönheit unumgänglich nöthig.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 10. Pariſer Moden. Damenmoden: Geputzter Hausanzug, roſa Pékinkleid, Renaiſſanceleibchen (corselet, dem modernen Canezou am meiſten entſprechend), mit Schößen und hinten mit Knöpfen geſchloſſen, Kopfputz von ſchwarzen Spitzen und mit roſa Bandroſen; Paletot von Burre-Caſchemir, mit tamburirter Stickerei verziert, unter der zwei wollene Borten ringsum laufen, hinten iſt dieſer Paletot gerade und bequem weit, auch im Rücken iſt er geſtickt.

No. 11. Pariſer Moden. Damenmoden: Drei friſirte Köpfe. Stadtanzug: polniſcher Ueberrock (polonaise) von ſchwarzem Atlas mit Sammtaufſchlägen und Amadisärmeln; Schleierecharpe.

Anzeiger. № 5.

In allen Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Hiſtoriſches Taſchenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Fünfter Jahrgang.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Der Freiherr Hans Katzianer im Türkenkrieg. Von J. Voigt. — II. Die letzten Zeiten des Johanniterordens. Von Alfred Reumont. — III. Goethe's Mutter. Von K. G. Jacob. — IV. Leibnitz in ſeinem Verhältniß zur poſitiven Theologie. Akademiſche Rede, am Leibnitziſchen Gedächtnißtage den 6. Juli 1843 vorgetragen von A. Böckh. — V. Die Gründung der Univerſität Königsberg und deren Säcularfeier in den Jahren 1644 und 1744. Ein Beitrag zur bevorſtehenden dritten Säcularfeier. Von Ed. Gervais. — VI. Prinz Leopold von Braunſchweig. Von G. W. Keßler.

Die erſte Folge des hiſtoriſchen Taſchenbuchs beſteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreiſe 19 Thlr. 20 Ngr. koſten. Ich erlaſſe aber ſowol den erſten bis fünften (1830—34) als den ſechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) **zuſammengenommen für fünf Thaler**, ſodaß die ganze Folge **zehn Thaler** koſtet. Einzeln koſtet jeder dieſer zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erſte, dritte und vierte Jahrgang der Neuen Folge (1840, 1842, 1843) jeder 2 Thlr., der zweite (1841) 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

Bei uns iſt erſchienen:

Drei neue Mährchen für Kinder.

Mit 19 Stahlſtichen. Gr. 16. Geb. 3/4 Thlr. = 1 1/3 Fl. Rh.

Vorwort der Verfaſſerin.

Der Zaubermährlein große Zahl
Durch neuen Spuk zu mehren,
Der Geiſter Luſt, der Geiſter Qual
In Bildern zu erklären,
Verwegen wohl erſcheinen mag
Und kühnes Unterfangen,
Doch tragen Kinder jeden Tag
Nach and'rem Spiel Verlangen,
Und wie ſie Neues gerne ſchau'n
In wechſelndem Gedränge,
So mehren wir auch mit Vertrau'n
Der Zaubermährlein Menge.

Weimar, im October 1843.

Landes-Induſtrie-Comptoir.

Soeben erſchien bei **Hinrichs** in Leipzig, zu finden in allen Buchhandlungen:

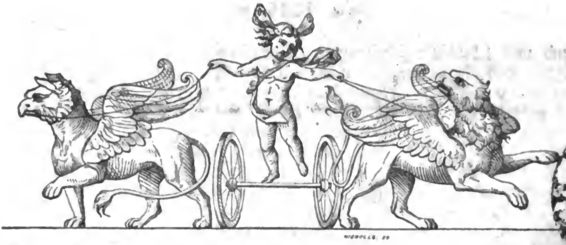
PENELOPE.

Taſchenbuch für das Jahr 1844. Herausgeg. von Th. Hell. Neue Folge, 4r Jahrgang. Mit 3 Stahlſtichen. 8. (XIII u. 431 S.) in gepreßtem Einband mit Goldſchnitt. 1 1/3 Thlr.

Inhalt. Widmung. Marie Beyer, Magdalene, Sonnette. Dr. Jul. Moſen. — W. Alexis, Blätter aus meinen Erinnerungen. W. Seiffahrt, Das getheilte Brot. F. Paolo, Fürſtengunſt. A. Wachenhuſen, Scenen aus Nord und Süd. Jul. Moſen, Lebende Bilder. L. Fernow, Briefe an Reinhold und Baggeſen. v. Auffenberg, Die barmherzige Schweſter. Wotoch v. R., Der Rangſtreit.

Red.: unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

8. November — № 45. — 1843.

Ueberſicht: Sylvia, eine Novelle von Th. Mügge (Fortſetzung). — Zur Geſchichte der Trachten und Moden. — Nachrichten.

Sylvia.

Eine Novelle von Th. Mügge.

(Fortſetzung.)

Sie wollen mir nicht glauben, Sylvia, ſagte der Arzt, und doch droht uns armen Sterblichen von unſeren Empfindungen die meiſte Noth, wenn dieſe wild und ohne Banden die Schranken nicht erkennen wollen, welche ihnen geſetzt ſind.

Wer ſetzt die Schranken? ſagte ſie.

Die Vernunft, erwiderte er. Die Gefühle reißen uns in eine Welt voll Unwahrheit, voll Nebel und liſtigen Täuſchungen, ſie bezaubern uns mit ihren Träumen von Glück und Hoffnungen und wir verlieren die Welt, wie ſie iſt, mit ihren Satzungen und Gebräuchen, mit ihren unzerbrechlichen Banden, die Jahrtauſende aufgebaut haben.

Mit ihren Narrheiten und miſerablen Vorurtheilen, rief ſie lachend.

Nennen ſie nicht Alles ſo, was uns mißfällt, verſetzte Rudolf. Kein Menſch, wie groß und gewaltig er ſein mag, darf ſich darüber erheben.

Ich thu's, ſagte ſie, und Sie thun es auch, jeder in ſeiner Weiſe. O! mein kluger Herr, fuhr ſie luſtig fort, glauben Sie denn, daß ich blind ſei? Sie ſind zu uns gekommen, wie ein Koch mit tauſend Rezepten in der Taſche und haben glücklich probirt, was zu unſerm Tiſch paßt. Meinem Oheim haben Sie den Menſchenhaß aufgeſchüſſelt, das war das rechte Eſſen. Sie öffneten ihm eine reiche Vorrathskammer, heimlich lachend, daß er ſo wenig begehrte, und mir —

Nun Ihnen?

Mir ſetzten ſie ein kleines Näpfchen kalter Vernunft vor, um meine verirrten, heißen Empfindungen abzuleiten.

Sie ſind ungerecht, Sylvia, erwiderte er. Ich kam als Arzt und als

Freund voll lebendiger Theilnahme. Ihr Oheim hat ſo Unrecht nicht, die Menſchen ſind ein wirrer, toller Knäuel von Gebrechen und Laſter, die man haſſen und verachten kann, nur darf man nicht vergeſſen, daß man ſelbſt zu ihnen gehört, daß man einmal lebt, daß dies Erdenleben zu benutzen uns Pflicht iſt. Vergißt man das, ſo wird man toll, wie die Andern; man wird der Narr ſeiner Träume, man erhebt ſich nicht über den gemeinen Haufen, denn ſtatt ſich zu veredeln, verdirbt man. Zu Ihnen aber, Sylvia, kam ich als Freund, ja vielleicht, fuhr er leiſer fort, kam ich nur um Sie, vielleicht haben Sie Recht, daß ich Täuſchung anwandte, um den Weg zu Ihnen von den Drachen frei zu machen, die ihn verſperrten.

Sie kluger Freund, rief Sylvia, indem ſie an dem Buſche ſtillſtand, hinter welchem ſich Victor verbarg. Sie verachten die Thorheiten der Menſchen, aber Sie benutzen ſie, — ich, nun ich bitte den lieben Gott, mich zu beſſern und alle Weſen.

Und mit dieſem Troſt, erwiderte Rudolf, überlaſſen Sie ſich allen Neigungen und Abneigungen, allen Zufällen des Lebens. Hören Sie mich an, Sylvia, ich will Sie aufwecken, ich kann es nicht ſehen, daß Sie dicht an einem Abgrund ſo glücklich weiter träumen. Sie kennen nichts von der Welt, nichts von den Menſchen darin. Sie haben nur Ihren Glauben; Ihr edles, ſchönes Herz, welch Glück dies zu beſitzen!

Das iſt nicht ſo leicht, wie Sie denken, ſagte ſie ernſthaft.

Aber man kann danach ſtreben, meine ſchöne Freundin, rief der junge Mann und ergriff ihre Hand, Sylvia, können Sie mir das verſagen?

Ich denke, nein.

So darf ich hoffen, erwiderte er lebhaft, und was liegt zwiſchen mir und der Erfüllung? Kein vages Träumen, keine hemmenden Weltverhältniſſe. Ich bin frei, bin jung und thätig, bin ſelbſtändig, ich kann einem geliebten Weſen wohl auch eine Zukunft bieten, die ſich mit den Freuden und Ehren der Welt füllt. Sylvia, ich muß es Ihnen geſtehen, wie tief, wie gewaltig Sie mich ergriffen haben, wie mein Herz —

Ihr Herz? Halt! ſagte ſie, da fällt mir etwas ein. Als ich Sie zuerſt ſah, am Abend, wo Sie über den verunglückten Freund gebeugt ſtanden, was war es, das da plötzlich in Ihrem Geſicht wie eine wilde Qual und Wuth zuckte. Ihr Auge war ſtarr, Ihre Lippe bebte, ein ſchreckliches Lächeln verzog die Muskeln. Was war das, ſagen Sie mir?

Er ſchwieg eine Zeit und ſah ſie an, als prüfe er ob ſie Wahrheit ertragen könne, dann ſagte er: Haben Sie ſchon von Menſchen gehört, die überall zu ſpät kommen, was ſie auch beginnen mögen? Es fehlt nur ein Haar und ſie erreichten ihr Ziel, aber eben dies Haar des Glücks fehlt und der böſe Stern ſteht feſt über ihnen, ohne je zu wanken. So iſt es mit mir. Oft habe ich das erprobt, und als ich nun in jener Nacht gerufen wurde, zu Einem, der ſterbend oder todt war, was bewegte da meine Bruſt?! Victor war der einzige Sohn des reichen Mannes, ich ſein nächſter Erbe. Eine Welt öffnete ſich vor mir, ein neues verhängnißvolles Leben, und nun, als ich kam, als ich mich über ihn beugte, als ich ſah, daß es Ohnmacht ſei, nicht Tod, daß wenige Tage hinreichen würden ihn geſund zu machen, da faßte mich die Ironie meines Schickſals, ich verhöhnte die Geiſter in mir und ihre Täuſchungen.

Sylvia zog die Finger aus ſeiner Hand und trat zurück, wie von Abſcheu angeregt. Wie nun aber, mein kluger Herr, fragte ſie, wenn jener

Mann todt war, würde der frohe Erbe dann jetzt vor mir ſtehen, und die arme Sylvia um Liebe bitten? Wahrheit! Wahrheit, rief ſie und ſah ihn mit den blitzenden Augen an, ich leſe in Ihren Zügen deutlich: Nein! er würde es nicht, er würde einen andern Weg ſuchen, einen andern Stab ſeines Glücks.

Umſtände, erwiderte der Arzt lächelnd, beſtimmen, was der Menſch thut; wer kann ſagen: Eines ſchicke ſich für Alles? Wer will über das grübeln, was nicht geſchehen iſt? Laſſen Sie uns beſonnen ſein, Sylvia.

Das iſt die wahrhafte Sprache, rief ſie lachend. Sie haben Recht, aber mein alter Onkel hat auch Recht, wenn er das elende Menſchenvolk verachtet, das ſeine Liebe, ſein Hoffen, ſein Glück nach den Umſtänden abmißt. O! Victor!

Sie nennen einen Namen, Sylvia, der die beſten Aufſchlüſſe zu Ihren Worten giebt. Ich fühle es ſchmerzlich, daß ich auch hier zu ſpät gekommen. Aber einiges Mitleid erfüllt mich, um dieſes Namens willen, der ſo froh und ſchmerzlich auf Ihren Lippen, vielleicht in Ihrem Herzen iſt. Soll ich weiter reden?

Sie wollen mir ſagen, daß, wenn ich ihn lieben ſollte, dies eine Thorheit wäre.

Kennen Sie Victor?

Ja gewiß.

Weil er ohne Rückſicht auf Welt und Verhältniſſe, leichtſinnig ſeinem Blute und den Einwirkungen des Augenblicks folgte. Darum ſagen Sie das, Sylvia. Hüten Sie ſich vor dem Erwachen. Was Victor ſagte, was er mit heiligen Eiden ſchwor, es war ein Spiel, er betrog ſich und Sie, er kann, er darf es nicht halten.

Du lügſt! rief Victor heftig, und im nächſten Augenblick ſtand er zwiſchen beiden, dicht vor ſeinem erſchreckten Vetter, der eine abwehrende Bewegung machte, dann aber laut auflachend ſeinen Muth ſammelte. Steht es ſo, ſagte er, das habe ich nicht geahnet. Ich glaubte, mein theurer Victor habe längſt die flüchtige Bekanntſchaft, die der Zufall ihm verſchaffte, vergeſſen, ich wähnte ihn an der Seite ſeiner ſchönen Braut und wünſchte ihn zu vertheidigen, wenn er etwa im Rauſche der Dankbarkeit geſündigt.

Sylvia's kleine Geſtalt richtete ſich ſtolz empor, ſie ſchien zu wachſen, als ſie Victor die Hand reichte und ſeinem Verwandten mit dem Finger auf die Bruſt tippte. Der Mond trat über die Baumwipfel und warf ſein glänzendes Licht auf die zarte weiße Geſtalt, als ſei ſie ganz in ſilberfunkelndes Geſchmeide gehüllt wie eine Fee. Sagen Sie ihm, Victor, daß ein wahrhaft menſchenfeindliches Herz, nein, daß kein Herz da innen klopft, ſagte ſie ſanft, aber vertheidigen Sie mich nicht, auch ſich nicht. Mein kluger Freund, hören Sie genau: ich liebe Victor, und hat er gleich eine Braut, ich liebe ihn dennoch, ja folgt er ſelbſt den Weltverhältniſſen, wie Sie es nennen, ich würde nicht aufhören, ihn zu lieben. Un nun gute Nacht, Victor, ich denke alle ihre Pläne und Berechnungen ſollen nicht hinreichen, daß Sie mich vergeſſen.

Sie eilte fort. Beide Männer ſtanden ſich ſchweigend gegenüber, beide ſcheuten die Anrede. Nach einer Minute zog Rudolf die Uhr. Es iſt ſpät, ſagte er, laß uns gehen.

Zu ſpät! rief Victor heftig.

Für dich? Warum? entgegnete ſein Verwandter. Glücklicher Menſch, überall glücklich!

Du haſt mich betrogen mit deiner Freundſchaft, verrathen, verläumdet, unſer Weg theilt ſich auf immer.

Betrogen, verrathen? erwiderte Rudolf kalt lächelnd, das ſind harte Worte. Du irrſt. Was ich gethan, war recht und gut, ich that es für dich und mich, ich handelte wie dein Freund und Verwandter handeln muß. Verläumdet habe ich dich? Wo? Wie? Dieſe Liebe habe ich freilich nicht vermuthet, fuhr er ſpöttiſch fort, nun vollende was du begonnen. Sie wird dich lieben, auch wenn du Conſtanzen deine Hand reichſt, ſie begnügt ſich beſcheiden mit deinem Herzen, ſie wird deine Geliebte ſein, die wilde, ſchwärmende Nixe; in dieſen mondhellen Laubengängen wird ſie nächtlich dich umtanzen, und du kannſt wie einer jener abenteuerlichen Paladine leben, hier die nüchterne eheliche Hausfrau, dort das Ergötzen, die geheimnißvolle Luſt in den Armen einer Zauberin! Welche Luſt, welche Zukunft!

Willſt du, daß ich dich wie einen Elenden behandle!

Kind, Kind! warum ſich erhitzen, ſagte der Arzt. Du kannſt Recht haben, unſere Wege trennen ſich und ich habe keine Luſt, für meine treue Freundſchaft vielleicht erſchoſſen oder erſtochen zu werden. Geh hin, du Menſch des Augenblicks, ohne Bewußtſein, ohne höhere Kraft, opfere einem Weibe deine Zukunft, dein Glück! Er lachte laut auf. Glück! ja, denn ſelbſt die Reue wird dich nicht finden.

Er ging dem Hauſe zu, Victor blieb allein.

7.

Am andern Tage ließ der Banquier ſeinen Sohn ſchon am Morgen rufen. Laß uns zuſammen frühſtücken, Victor, ſagte er, ſo haben wir Zeit zum Sprechen. Du biſt geſtern nicht gekommen, das hat Conſtanze übel vermerkt. Sie war unmuthig, empfindlich, machte bittere Bemerkungen über deine Vernachläſſigung und ſie hat ein Recht, ſich zu beklagen. Mit Frauen iſt das was Anderes, aber eine Braut will wie ein ſchlechter Schuldner behandelt ſein, immer geſchmeichelt, bis der Saldo ausgeglichen iſt. Wo warſt du?

Ich war zu unwohl.

Folgen der Abendſpaziergänge, rief Herr Lorbach mit einem ſeiner ſchnellen Blicke auf den Sohn, ich hoffe aber, das ſoll der letzte geweſen ſein. Ich habe, wie immer, für dich gehandelt, Victor, und ſomit hat es auch ſein Gutes, daß du nicht dort warſt. Wie Rudolf erſchien, kam Leben in die jungen Leute. Er hat ein eigenes Weſen, wenn er will, dieſer junge Menſch. Er zerſtreute ſelbſt Conſtanzens Unmuth, und wie nun die jungen Leute ihre ſogenannten geiſtreichen Geſellſchaftsſpiele zum Deckmantel ihrer kleinen Intriguen machen, ſich Zettelchen ſchreiben und zuſchieben, ſammt anderen Poſſen, verhandelte ich mit dem alten Seefeld. Nun, fuhr er lachend fort, viel Ueberredung brauchte es nicht, was wir laut ſagten, wußten wir längſt. Die Kinder werden ein Paar, abgemacht! die alte Großtante nickte mit dem langen Kopfe, und heut Mittag iſt die Verlobung. Du fährſt heut mit mir in's Haus, fällſt auf's Knie, wenn du dazu Luſt haſt, ſonſt rufſt du zärtlich: Conſtanze! und breiteſt die Arme aus; ſie ruft: Victor! und fällt hinein, da ſchlagen wir die Mauſefalle zu, und der Herr hält dich in ſeinem Himmel gefangen. Er reichte ſeinem Sohne beide Hände und zog ihn in ſeine Arme. Mein Herzenskind, rief er, ſo ſehe ich endlich meinen liebſten Wunſch erfüllt,

wenn auch manche andere ſich nicht bewährten. Du wirſt ein ſchönes, genußvolles, heiteres Leben führen. Du liebſt den Glanz, deine Frau auch; ihr ſeid ein prächtiges Paar, wie wird man auf Bällen, Feſten, Geſellſchaften aller Art euch anſtaunen, und daß ihr der Welt zu Neid Anlaß geben könnt, dafür laßt uns Alten ſorgen. Ich denke, der Sohn des Banquiers ſoll den ahnenſtolzen Ariſtokraten was aufzurathen geben.

Lieber Vater, ſagte Victor, und ein dunkles Roth, dem eine ſchnelle Bläſſe folgte, überzog ſein Geſicht, du irrſt, wenn du glaubſt, daß der Glanz des äußeren Lebens ſo viel Reiz für mich hat. Häuslichkeit, Liebe und Sitte ſind die Genien —

Häuslichkeit, freilich, rief der alte Herr, aber eine Häuslichkeit, wie ſie ſich für dich und Conſtanzen ſchickt, glänzend, gaſtfrei, großgeartet; Liebe nicht minder, und ihr liebt euch ja über die Maßen. Wie oft haſt du mir geſtanden, es ſei ein reizendes, himmliſches Geſchöpf. Und wer hätte mehr Erziehung genoſſen, wo wäre feinere Sitte, Takt für das Schickliche als bei ihr, he?! Ein Mädchen, die wie ein Engel ſingt, malt, ſpielt, die drei oder vier Sprachen ſpricht, die den gewählteſten Geſchmack hat, ich ſage dir, Victor, man wird vor Neid außer ſich ſein, denn welche Partien bieten ſich ſolchem bevorzugten, edlen Weſen. Plötzlich wurde der alte Herr ernſt, und nach einer Pauſe ſagte er: Wäre es aber auch nicht ſo, mein Sohn, wäre Conſtanze häßlicher, hätte ſie die Fehler gewöhnlicher Menſchen, du könnteſt und dürfteſt nicht nein ſagen. Doch, welch alberner Gedanke, rief er, fort damit! halten wir uns an das was iſt, laſſen wir kindiſchen Menſchen ihre Hirngeſpinnſte, jeder ißt die Suppe, die er ſich kocht.

Ich habe dir dennoch etwas zu eröffnen, lieber Vater, ſagte Victor.

Meine Zeit iſt um, rief der Banquier und ſtand auf. Heut Abend, wenn du willſt, morgen, laß das Denken und Grübeln ſein, denke nur an deine ſchöne Braut, ſinne auf ein Hochzeitsgeſchenk, aber koſtbar muß es ſein. Mein lieber Victor, ich bin wieder jung geworden in dem Gedanken, dich mit Conſtanzen vereint zu ſehen; meine langjährigen Plane ſind gereift, es war nicht dein Lebensglück allein, auch das meine, an welchem ich baute, und nun geh und finde dich zur rechten Zeit ein.

Victor ging. Wo ſollte er den Muth hernehmen, jetzt wahr zu ſein? An der Thür ſtand er ſtill, er beſann ſich, ein ſchnell entſcheidendes Wort ſchwebte auf ſeinen Lippen, aber er ſprach es nicht aus, ſchnell ging er, und ſein Vater horchte ſeinen Schritten nach.

Narr! ſagte er heftig und ſtampfte mit dem Fuße auf, muß ich dich zu deinem Glücke treiben, biſt du denn wirklich wie ein unvernünftiges Thier, das eingefangen und bewacht werden muß, damit es ſich und andere nicht beſchädigt! Iſt das Blut von meinem Blut? Dieſer kindiſche, knabenhafte, unausſprechlich thörichte Leichtſinn, der dich in's Verderben reißt, wer hat ihn in dir erzeugt? O! wenn ich es ihm ſagen könnte, rief er und ballte die Hand, wenn ich ihm zurufen dürfte, ich weiß und kenne deine Schande, wenn ich meinen ganzen Zorn ihm zeigen dürfte! Aber nein, ſolche Pinſel ſind am beſten zu gebrauchen, wenn man ihre krummen Striche nicht bemerkt, aber ganz leiſe die Haare ausreißt, die ſie verurſachen. Dieſer da, ſagte er lächelnd, iſt in meiner Hand; entſchlüpfen ſoll er mir nicht. Er hat mich fürchten gelernt von Jugend auf, und es iſt ein gutes, gehorſames Kind, Ehre und Gewiſſen beſitzt er, und hat er erſt den Ring am Finger, ſo iſt Alles abgemacht. Ich will ihn ja glücklich machen. Mit leichterem Herzen

ging er an ſeine Geſchäfte, endlich ließ er ſich anziehen. Die Uhr wies beinahe auf die Mittagsſtunde, er erwartete Victor mit jedem Augenblick und ſandte endlich den Diener hinauf, ihn zu rufen, während er auf und nieder ging und allerlei Entwürfe machte, ſeinem Sohn das Wort kurzweg abzuſchneiden. Plötzlich trat Rudolf herein. Der Banquier empfing ihn mit frohem Geſicht, der Ableiter war gefunden, denn in Rudolf's Gegenwart war keine fatale Eröffnung möglich.

Nun, Couſin, rief der alte Herr, Sie ſind auch bei Seefelds eingeladen?

Zur Verlobung? ſagte Rudolf lachend.

Alſo richtig ſchon ſtadtkundig, lächelte Herr Lorbach. Meinetwegen ja. Victor und Conſtanze wird die erſte Geſundheit heißen. Aber wie iſt es mit Ihnen?

Mit mir?

Man ſchleicht nicht umſonſt zu den Sylphen.

Ah ſo! Nun, ich denke, nicht übel, nur fürchte ich —

Was fürchten Sie?

Daß ich einen Nebenbuhler habe.

Fürchten ſie nichts, wir wollen ihn bannen.

Sie ſcheinen ihn zu kennen, ſagte der junge Mann lachend. Wir werden ja ſehen, ob der böſe Geiſt zu bannen iſt, jedenfalls habe ich mir vorgenommen, nicht leer auszugehen.

Das iſt recht, rief der Banquier, verdrängen Sie ihn, er verdient es, und meinen herzlichen Glückwunſch dazu, Victor wird ſich freuen.

Das meine ich auch. Kommt mein Sohn? fragte der alte Herr, als der Diener hereintrat.

Er iſt nicht zu Hauſe, erwiderte dieſer.

Herr Lorbach zog ſein freundliches Geſicht in tiefe Falten. Haſt du dich davon überzeugt? fragte er heftig.

Die Thür iſt zu, und der Portier hat ihn fortgehen ſehen.

Zum Teufel mit allen Narrenſtreichen! ſchrie der aufgebrachte Herr, aber ſogleich fühlte er ſeine Unvorſichtigkeit und ſagte milder: Ich weiß nicht ob wir warten ſollen?

Wahrſcheinlich hat er die Zeit nicht erwarten können, meinte Rudolf.

Der Banquier ging eine Weile auf und ab, dann ergriff er plötzlich ſeinen Hut. Unbeſonnenheit iſt das Erbtheil der Jugend, ſagte er. Iſt er nicht ſchon dort, ſo wird er doch ſicher nachkommen. Laſſen Sie uns gehen, Couſin, vielleicht iſt es gut ſo. Verliebten Leuten muß man manches verzeihen, es läßt ſich wenig Vernünftiges mit ihnen beginnen.

(Schluß folgt.)

Zur Geſchichte der Trachten und Moden.

Trachten und Moden als ein Ausdruck des Sinns und Geſchmacks ſind keineswegs ein ſo unwichtiges, flitterhaftes Ding, als welches ſie herkömmlich in Deutſchland bezeichnet werden. Unſer Naturel, dem Aeußerlichen mit Vorliebe abgewendet, hat uns von jeher unterſtützt, Dergleichen gering zu achten, und hat uns denn zu der traurigen Nothwendigkeit geführt, dem Auslande und namentlich Frankreich nachzuahmen. Denn die Ausbildung des Eigenthümlichen in Kleidung und Schmuck

wurde deshalb vernachläſſigt und die Erfindung wie etwas Müſſiges und Kindiſches verachtet. Die Kunſt, welche des Aeußerlichen in ſo verſchiedenartiger Weiſe bedarf, hat unter uns dieſe Verachtung auf vielfältige Weiſe gebüßt, und es wäre ein gar reichhaltiges Thema, dies an Baukunſt, Malerei, Roman- und dramatiſchen Werken nachzuweiſen. Ich glaube auch nicht, daß dieſem Mangel unter uns ſo bald abzuhelfen ſein wird, eben weil er zu eng mit unſerm Naturel verwachſen iſt. Aber wenn man ſich auch in einem gewiſſen Punkte nicht auszeichnen kann, ſo iſt es doch immer ein Vortheil, in dieſem Punkte wenigſtens eine gewiſſe Selbſtändigkeit zu erſtreben, und deshalb verdient es beachtende Theilnahme, was neuerdings auf dieſem Felde durch Sammlung oder Anregung hervorgebracht wird. Ich mache deshalb wiederholt aufmerkſam auf ein Buch Hauff's, des jetzigen Morgenblatt-Redakteurs, welches über „Moden und Trachten" ſehr ſchätzenswerthe Beiträge, Aufſchlüſſe und Winke liefert, und gebe in Folgendem Auszüge aus dem großartigen Werke

„Trachten des chriſtlichen Mittelalters." Nach gleichzeitigen Kunſtdenkmalen herausgegeben von J. v. Hefner, unter Mitwirkung von Ph. Veit, J. D. Paſſavant, C. Ballenberger, K. Keim, J. v. Radowitz, Graf F. Pocci, G. H. Krieg von Hochfelden, F. Hoffſtadt, und anderen Künſtlern und Gelehrten. Mannheim, Verlag von Heinrich Hoff.

Es iſt dies ein Werk, welches die größten Anſtrengungen und Koſten nöthig gemacht, welches mit erſtaunlicher Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit zuſammengetragen worden und welches für die Bibliothek jedes Gebildeten ein wahrer Schatz iſt. Eine zweite Ausgabe, welche die, meiſt von dem trefflichen Kupferſtecher Regnier geſtochenen, Koſtümbilder unkolorirt bringt, kann für einen verhältnißmäßig billigen Preis erlangt werden, während allerdings die mit genauſter Sauberkeit kolorirte Ausgabe nur Demjenigen erreichbar iſt, welcher eine Ausgabe von achtig Thalern nicht zu ſcheuen braucht. Und wie viele ſcheuen ſie doch, denen ſie für ein kurioſes Möbel, oder ſonſt einen Luxus nicht zu hoch iſt! Jedes Theater, das auf einige Würdigkeit Anſpruch machen will, ſollte dies Buch in ſeiner Bibliothek haben. Bei dieſer Gelegenheit zeigt es ſich, wie würdig die oft oberflächlich verſpotteten Beſtrebungen des Grafen Brühl als Intendanten des Berliner Theaters waren, ein richtiges Koſtüm durchgängig einzuführen. Wo zeigt ſich jetzt eine ähnliche Beſtrebung? Und gewiß bedürfte ſie dieſes Buchs. Es iſt in der That ein Buch, welches neben den wahllos und unnöthig gedruckten, von Mittelmäßigkeit auf Mittelmäßigkeit berechneten Büchern eine wohlthuende und erfreuliche Erſcheinung bildet. Und wenn es das Buch nicht ſchon gethan, perſönlicher Verkehr mit dem Herausgeber J. v. Hefner hätte mich überzeugt, daß die ausgebreitetſte und gründlichſte Kunde und ſtrengſte Gewiſſenhaftigkeit an der Spitze dieſes Unternehmens thätig geweſen iſt, perſönlicher Verkehr mit dem Verleger hätte mir dargethan, daß die rührigſte und ausgebreitetſte Thätigkeit etwas Umfaſſendes zu Stande bringen müſſe.

„Ein Trachtenbuch", heißt es im Vorworte, „gewiſſenhaft nach Gegenſtänden oder nach Monumenten aus jenen Zeiten entnommen, und treu in ihren Eigenthümlichkeiten und Mängeln wiedergegeben, hat daher nicht nur für den Geſchichtsforſcher ein ſpecielles, ſondern für jeden Gebildeten ein allgemeines Intereſſe. Bei weitem noch wichtiger, ja unentbehrlich iſt eine ſolche Sammlung mittelalterlicher Trachten für den Künſtler bei den Anforderungen jetziger Zeit an ihn, welche hiſtoriſche Treue verlangt und ihm Gelegenheiten zur Darſtellung der vaterländiſchen Geſchichte in einer ſo großartigen Weiſe darbietet, wie ſie bis dahin bei uns noch nicht geſehn worden iſt; wir wollen hierbei nur beiſpielsweiſe der Unternehmungen in München, Frankfurt und Aachen gedenken. Bei dieſen Anläſſen hat es ſich nun oft gezeigt,

wie verlegen die Künſtler um das richtige Koſtüm geweſen und wie dürftig und unzureichend die für Deutſchland bis jetzt erſchienenen Trachtenbücher ſind; wie ſchwierig das Aufſuchen der Monumente, ja oft dann für den Künſtler gar nicht möglich iſt, wenn er ihrer am meiſten bedarf?"

Der Begriff „Mittelalter" iſt übrigens dem vorliegenden Zwecke wohl angemeſſen in weiteſter Bedeutung genommen, beginnt beim Untergange des weſtrömiſchen Kaiſerthums 478, und geht bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Die erſte Abtheilung bis zum Ende des 13. Jahrhunderts umfaßt einen ſo langen Zeitraum, weil die früheren Zeiten weniger Wechſel der Trachten darboten, und auch die erhaltenen Monumente und darauf bezüglichen Gegenſtände nur noch ſehr ſparſam vorhanden ſind.

„Die gegebenen Coſtüme ſind durchgängig nach den Originalen ſelbſt aufgenommen, und nur in ſeltenen Ausnahmen nach ſchon in andern Werken vorhandenen getreuen Abbildungen kopirt, daher für die Zuverläſſigkeit des dargeſtellten Gegenſtandes gehaftet werden kann. Dagegen dürfte vielleicht der Einwurf erhoben werden, daß, weil jetzt häufig Portraitſtatuen willkürlich koſtümirt werden, daſſelbe auch im Mittelalter ſtatt gefunden habe, und man daher bei Abbildung dieſer Coſtüme ebenſowenig ſicher ſei, die Trachten des Mittelalters vor ſich zu haben, als dieſes bei dem antik dargeſtellten Kaiſer Joſeph II. in Wien, oder dem Herzog Eugen von Leuchtenberg in München der Fall ſei. — Hierauf iſt zu entgegnen, daß hierin die mittelalterlichen Künſtler ganz anders und ſehr naiv verfahren ſind, ſo daß ſie, auch wenn ſie zeiträumlich entfernte Begebenheiten oder Perſonen darſtellten, doch mit Ausnahme der typiſchen Perſonen der heiligen Schrift, ſtets das Coſtüme ihrer Zeit anwendeten. Erſt im 16. Jahrhunderte treffen wir, z. B. an den Bronzefiguren des Grabmals Kaiſer Maximilians zu Innsbruck, phantaſtiſche Trachten, und im 17. zuerſt ſolche, die der antiken Römerzeit entnommen ſind."

Verſuchen wir nun, eine überſichtliche Anſchauung der Trachten in den verſchiedenen Zeiträumen unter Anleitung des Buches zu gewinnen:

1) Epoche der Merovinger bis auf Karl den Großen. „Die Männer trugen einen Bart und lang fliegende Haare." Das lange Haar iſt unter den Germanen „ein Zeichen edlen Stammes geweſen, da man den Sklaven die Haare ſchor. — Die Kleidung zur Haustracht beſtand aus einer langen Tunika, die durch einen verzierten Gürtel gehalten wurde; beim Ausgehn trug man darüber einen langen, auf der rechten Schulter durch einen Knopf oder mit einer Spange befeſtigten Mantel. — Das kriegeriſche Kleid (sagum, sayon) war kurz und enge. Der darüber getragene Mantel, in der Art der griechiſchen Chlamys, wurde gleichfalls auf der rechten Schulter befeſtigt."

„Die Frauenkleidung beſtand in einem langen bis über die Bruſt am Hals enganliegenden, von den Hüften an aber faltenreichen Kleide von koſtbarem Stoff. Die Aermel ſind am Vorderarm übermäßig weit, am Saum gekräuſelt. Der Gürtel iſt vorn geknüpft und hat lange Enden. Um den Hals hängt ein Band mit einer mit Edelſteinen und Perlen beſetzten Roſette. Die Haare hängen in vier Flechten mit Bändern umwickelt, zwei zu jeder Seite, nach vorn lang herab. Ueber dem, das Geſicht frei laſſenden, Schleier trägt die Frau einen goldenen, mit Steinen und Perlen reich beſetzten Reif. Die Schuhe waren von koſtbarem Stoff."

2) Epoche der Karolinger. Die Tracht erleidet im Allgemeinen nur wenig Veränderung, „indeſſen trugen die Herrſcher ſelbſt weder langes Haar, noch den vollen Bart, ſondern beſchnitten erſteres und trugen nur Schnurrbärte, vielleicht weil ſie urſprünglich nicht von königlicher Abkunft waren." So zeigt ſich Karl der Große ſelbſt. Er trug übrigens „im Winter einen Wams von Fiſchotterpelz über einer Tunika von Leinen, die einen einfachen in Seide geſtickten Rand hatte. Er bedeckte

ſeine Schultern mit einem Ueberkleid (sagum) von blauer Farbe; Bänder von verſchiedener Farbe, um den Fuß gekreuzt, dienten ihm ſtatt der Strümpfe oder Halbſtiefel. Beim Ausgehn wickelte er ſich in einen Mantel, der vorn und hinten ſo lang war, daß er die Füße berührte, an den Seiten aber nur bis zum Knie reichte. — Die gewöhnliche Kleidung der Männer beſtand in einer bis an's Knie reichenden Tunika, die mit zwei Bändern der Länge nach beſetzt und um die Hüften gegürtet wurde; langen Beinkleidern, unter dem Knie gebunden, und Halbſtiefeln; zuweilen trugen ſie auch Sandalen und eine Art Strümpfe, die ſie kreuzweis mit Schnüren umwanden."

In der Frauen-Tracht war nichts Weſentliches geändert, nur war das Kleid mit goldburchwirkter Borte beſetzt und wurde um die Hüften gebunden. Die Aermel ferner, bis an den Handknöchel reichend, ſchloſſen ſich an in feinen Falten, und „mehrere ineinander gefügte goldne Ringe mit einem endenden Zierrath dienten zuweilen zu Ohrgehängen."

In der Bewaffnung kommen zu Helm und Panzer auch Arm- und Beinbekleidung von Eiſen und eiſerne Stiefel. Schon Karl der Große hat dies getragen. Dieſer Zuſatz „dürfte aus eiſernen Schuppen, oder in ineinanderhängenden Ringen beſtanden haben, wie wir ſie bei den Ottonen treffen, und woraus ſpäter die allgemein gebräuchlichen Ketten- oder Panzerhemden entſtanden ſind."

3) Epoche der ſächſiſchen und ſaliſchen Kaiſer, X. und XI. Jahrhundert. Die Kleidung ändert ſich nicht eben, wird aber durch Otto's II. Verbindung mit Byzanz prächtiger. „Statt der kreuzweis umſchnürten Strümpfe trugen die Vornehmen ein rothes gewürfeltes Zeug und farbige, ſchön gewirkte Schuhe." Der in eine Lilie ausgehende Scepter bildet ſich. „Die Haare trug man bis zum 12. Jahrhunderte kurz, ſo auch den Bart; das gemeine Volk trug in der Regel nur Stutzbärte. Die Waffentracht vervielfältigte ſich in Schutzwaffen: Ketten und Schuppenhemden bedeckten nicht nur Beine, Arm und Hand, ſondern auch dergeſtalt den Kopf, daß nur das Geſicht von den Augen bis zum Munde daraus hervorſah. Ja vom Kopfe hing ein Eiſenſchutz für die Naſe herab. Gegen das zwölfte Jahrhundert ähnelte die Kopfbedeckung einem Topfe, der den ganzen Kopf umſchloß und nur mit zwei Sehöffnungen verſehen war. „Die Spornen beſtanden öfters aus einfachen Stacheln, obgleich ſchon unter den Ottonen die Rädchen vorkommen."

4) Epoche der Hohenſtaufen. Das 12. Jahrhundert war eine Uebergangsperiode im Koſtüm; „das 13. zeigt einen außerordentlichen Aufſchwung. Das Kleid der Fürſten und Vornehmen wurde wieder der lange Talar" — „die Beinkleider wurden lang und enge, die Schuhe reichten bis an die Knöchel und waren nicht mehr von ſo reichem Stoff. Den Bart trug man ganz kurz, zuletzt ganz abraſirt" (was offenbar von der Geiſtlichkeit ausging und wie ein Bußezeichen betrachtet wurde); „die Haare dagegen lang und fliegend, vorn zuerſt geſcheitelt, ſpäter kurz auf der Stirne abgeſchnitten." — „Gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts werden die Verzierungen auf den Schilden zu Abzeichen der Ritter; es entſtehen die Wappen."

„Die Tracht der Frauen zu Anfang dieſer Epoche beſteht in einem Unterkleid mit enganliegenden langen Aermeln, einem Oberkleid mit Aermeln, die lang und nach unten ſehr weit ſind, einem Schleier und einem weiten Mantel, der nicht bis zur Erde reicht. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts iſt das Oberkleid ohne Aermel und fällt ohne Gürtel bis auf die Füße herab." — „Ehefrauen tragen zuweilen eine Art Haube mit einem kurzen Schleier darüber."

5) Epoche des 14. Jahrhunderts. Die franzöſiſche und engliſche Sitte den Bart zu ſcheeren, welcher man lange widerſtanden, und deren Nachahmer man weibiſche Gecken genannt, bringt auch in Deutſchland durch. So früh alſo zeigt ſich

die modiſche Nachahmung unter uns. — „Die Mannskleidung iſt ein langer bis zu den Füßen fallender Rock mit engen Aermeln, die vom Ellbogen an geknöpft ſind, und öfters bis auf die Mitte der Hand reichen, einem Gürtel, einem Mantel, der über der Bruſt mit einer Schnur befeſtigt iſt, und einer Kappe auf dem Kopfe. Das gemeine Volk trägt kurze Röcke, oft mit einer Kapuze, enge Beinkleider und hohe Schuhe."

Bemerkenswerth iſt, daß ſchon um dieſe Zeit vom Aufkommen vieler neuer Moden geſprochen wird, und darunter zeigen ſich die geſchmackloſeſten. Man hat oft den linken Aermel von einer andern Farbe als den rechten, und oft dieſe Aermel weiter gemacht als den Rock. „Manche Gecken haben Flecke von anderm Tuch mit ſilbernen oder ſeidenen Buchſtaben auf der Bruſt gehabt, Andre gar Bildniſſe auf der linken Seite der Bruſt. Schellen bildeten eine Hauptzierde; man trug ſie am unterſten Saume des Kleides, aber auch an Schuhen, am Halskragen, am Gürtel. — Frankreich war auch damals die Wiege der meiſten Moden; von dort gingen namentlich die langen Schuhſchnäbel aus; man trug viele Federn auf dem Barett, goldne Ketten um den Hals, für jede Hälfte der Kleider eine andre Farbe (mi-partie)." Die Schöffen und angeſehenſten Bürger z. B. trugen Röcke halb weiß und halb violett!

Alſo bereits 400 Jahre alt iſt die eigentliche Modethorheit unter uns, das heißt die Thorheit der Nachahmung, und es ergiebt ſich hieraus, wie viel Werth den beliebten Ausdrücken über gute alte Zeit beizulegen iſt.

6) Epoche des 15. Jahrhunderts. Der Wechſel dauert fort und die Moden des franzöſiſchen Hofes ſind vorwiegend. Man macht es ſogar den franzöſiſchen Stutzern nach, die Stirnhaare bis auf die Augenbraunen fallen zu laſſen. Uebrigens kommen die Strumpfhoſen auf, die platten Mützen, und tunikaartige Oberröcke. Der Ungeſchmack erweitert die Schultern auf künſtliche Weiſe (mahoitres), und hängt Aermel von koſtbarem Stoffe daran. Karl VII. von Frankreich trägt zuerſt den runden Hut. Unter ihm legten auch die Damen einmal die lange Kleidung ab; — die Emancipationsautoren überſehen immer, daß dieſe Kleidung, welche die Frauen zum Stubenleben verurtheilt, ein ſehr wichtiger Gegenſtand der Reform für ſie wäre, und auffallend bleibt es in hohem Grade, daß ſich nirgends einige Frauen das Herz faſſen, eine knappe und kurze Tracht für das Ausgehn zu erfinden, ſondern gedankenlos Pariſer Damen folgen, ohne daß ihnen doch die Equipagen derſelben zu Gebote ſtehen. Das Kothfegen auf den Straßen vermittelſt der jetzt modiſchen langen Damen-Gewänder wird einſt eben ſo lächerlich erſcheinen, wie jetzt die Schellen an den Kleidern und die violett und weißen Männerkleider verlacht werden.

7) Epoche des 16. Jahrhunderts. An die Stelle der franzöſiſchen Moden treten die ſpaniſchen mit den weiten Puffhoſen und den vielfach geſchlitzten und gebänderten Aermeln. Bekanntlich ſiegt denn auch mit Franz I. der Bart wieder; weil er aber einer Kopfwunde wegen das Haupthaar kurz geſchnitten trug, ſo machte man auch dieſes nach. Erſt gegen Ende des Jahrhunderts ſiegt das Haupthaar wieder über den Bart.

In dieſem Jahrhunderte erhält denn auch die Kriegsrüſtung, vielleicht eben weil ſie bald überflüſſig werden ſollte, ihre ganze Vollſtändigkeit, und es lohnt der Mühe, ihre Theile einmal vollſtändig aufzuzählen: 1) Der Helm mit Viſir und Federn. 2) Die Halsberge (haussecol). 3) Der Harniſch vorn und hinten, deſſen Bruſtſtück in dieſem Jahrhundert zur Verſtärkung gegen den Stoß die mittlere Schneide erhält, welche in der Kunſtſprache tabul genannt wird. 4) Die Schulterſtücke (epaulières). 5) Die Armſtücke (brassarts). 6) Die Handſchuhe (gantelets). 7) Die Hüftgehänge (tassettes) bis auf die Schenkel loſe herabhängend. 8) Die Schenkelſtücke

(cuissards) vorn von Eiſen, hinten von Leder. 9) Die Knieſtücke (genouillières). 10) Die Beinſchienen (grèves) längs des Schienbeines bis zur Schuhſpitze, und hinten von dem Kniegelenke bis an die Ferſe. 11) Die Spornen. 12) Der Waffenrock, der nur bis an das Knie reicht und in viele Falten gelegt iſt. 13) Das Schwert von beträchtlicher Länge. 14) Die Lanze, welche an dem Handgriff ſich verſtärkt und einen Einſchnitt hat.

Was hier überſichtlich aufgeführt iſt, findet natürlich in dem Buche ausführliche, bis in's Einzelnſte erörterte Darſtellung durch Bild und Wort.

Nachrichten.

Die Leipziger Kunſtausſtellung iſt geſchloſſen, und ich habe nur noch einige Bemerkungen nachzutragen über das, was in den letzten Wochen hinzugekommen war, oder was ich an Verdienſtlichem neben dem mir vorzugsweiſe Intereſſanten nicht erwähnt hatte. Es iſt bekannt, daß man überall, beſonders in Leipzig und Dresden unzufrieden iſt über den Geſchmack, der ſich im Ankaufe ausdrückt, und es iſt namentlich heftig getadelt worden, daß man ſogenannter landsmannſchaftlicher Aufmunterung halber das mittelmäßigſte aus der Heimath Stammende kaufe. Man will den nationalen Standpunkt erweitert ſehn in ſolcher Rückſichtsnahme. Und man hat Recht. Die Städte und Landſchaften haben indeſſen auch ihre Berechtigung mit der Vorliebe für Heimathliches: die Familie muß parteiiſch ſein. Möchte dies nur ſparſamer geſchehn. Diesmal iſt die Wahl des Rytter'ſchen Genrebildes, Verlobung an der Normänniſchen Küſte, ſehr zu loben. Anſpruch, Form und harmoniſche Ausführung zuſammengerechnet war dies Bild das in ſich vollendetſte auf der Ausſtellung. Nur einige Landſchaften, namentlich Achenbach und des Düſſeldorfer Schirmer's Egeria=Grotte können ihm den Rang ſtreitig machen. Wo einzelne größere Vorzüge ſich zeigten, da war doch das Ganze nicht ſo vollendet. Veith's Germania nur müßte dazu gerechnet werden, wenn nicht eben eine ſolche allegoriſche Figur als ſolche der Kompoſition entrückt wäre. Deshalb, eben weil wir ſolche lyriſche Gedichte in der Malerei geſteigert ſehn möchten, und weil wir in dramatiſcher Kompoſition ſo ſehr der Ausbildung bedürfen, können wir auf dies allerdings ſehr ſchön gedachte und gemalte Bild keinen Nachdruck legen. Es gehört dem Braunſchweiger Kunſtvereine, ſoll dieſem feil und ſoll in Leipzig zum Ankaufe vorgeſchlagen ſein. Es iſt von koloſſaler Größe und theuer. Ich würde zu ſolchem Wiederkaufe nicht rathen. Unſre Malerei iſt, wenn ſich auch im Augenblicke nicht ein großes vollendetes Bild zeigt, in ſo ſchöner Entwickelung begriffen, daß wir lieber unſre Geldkräfte für eine neue volle Kompoſition vorbehalten ſollen. Sie wird nicht ausbleiben. Hat nicht gegen alles Geſchrei die Düſſeldorfer Schule diesmal alle intereſſanteren Bilder geliefert? — Wir ſind keineswegs verblendet über die großen Vorzüge der zahlreich vorhandenen Niederländer. In der Technik übertreffen ſie uns noch zumeiſt. Aber ihre Stoffe, die ſich entweder im alten Vedutenſtile erſchöpfen oder im hiſtoriſchen Genre von dürftigem Geſchmacke ſind — ich erinnere an die peinliche Scene v. Canneel's „Adrian Brouwer im Hospital" — berühren nur unſern Studienſinn, nicht aber unſre Seele. — Begas' allerliebſte Mohrin, die ein Kind badet, habe ich bis jetzt nur nicht erwähnt, weil ich ſie bei der Dresdner Ausſtellung genannt hatte. Eben ſo verdienen des Frankfurter Becker Genrebilder, der ſchon bekannte „heimkehrende Krieger" auf dem Kirchhofe, und „Soldatenabſchied, auf welchem zwei Bauermädchen, eine weinend, die andre tröſtend, dargeſtellt ſind, das herzlichſte Lob. Innigkeit, einfache Natürlichkeit und Wahrheit zeichnen die kräftigen und ſo anſpruchsloſen Bilder Becker's aus. — In hohem Grade lobenswerth ſind des Münchner Lotze Thierſtücke, und des Wiener Profeſſor Ender Stadtanſichten am Gardaſee ſind gute Bilder. Ein Hünengrab am Meere, von Preller, iſt maleriſch kräftig zuſammengefaßt, zeigt feſten Geſchmack und feſte Hand. Die bleiche nordiſche Farbe rächt ſich natürlich an jedem Maler, der nach der lichten, graublauen Welt ſeine Augen richtet. — Mengelberg's Loreley macht der Kritik viel zu ſchaffen, da das ſtark ausgedrückte Geſpenſterweſen dem Stoffe angemeſſen und dem Sinne des Beſchauers doch meiſt abſchreckend iſt. — Jakobs hat eine Scene aus dem griechiſchen Befreiungskriege, einen Kampf auf dem Meere zwiſchen Griechen und Türken geſendet, und erntet für das große, ſchimmernd

gemalte Bild wenig Dank. Die Kompoſition wird theatraliſch, die Farbe zu geleckt, der maleriſche Vorzug der Dekorationsmalerei zugehörig genannt. Es wäre ſehr ſchade, wenn dieſes Malertalent wirklich nicht über die Aeußerlichkeit hinwegkäme. Das ſüdliche Mittelmeer will man auch mehr blaugrün, nicht lichtgrün, und Schaum iſt überall weiß. — Ein Wald bei ſchlechtem Wetter von Scheins aus Düſſeldorf, poetiſch aufgefaßt und in Gräſern und Laub voll und ſaftig gemalt, hat viel Gunſt und im Herrn Schletter auch einen Käufer gefunden. — Aber Schrödter's ſchön gemalter „Falſtaff und der Page" hat viel Streit erweckt. Vor allen Dingen findet man ihn nicht komiſch, und will kaum ein Lächeln dabei gewinnen, wenn man all ſeine Erinnerung an Shakſpere zu Hilfe ruft. — Von Richard Zimmermann war noch eine zweite werthvolle Winterlandſchaft angekommen, und von Alexander Herrmann in Dresden wurden ſicilianiſche Landſchaften namentlich in Betreff ihrer Architektonik intereſſant gefunden. In letzterem Fache zeichnete ſich die „äußere Anſicht des Domes zu Erfurt" aus von Schönfeld und Neher in München. Zwei auffallend verwandte große Genrebilder, eine „Bauernhochzeit" von Körner in Düſſeldorf, und eine „goldne Hochzeit" von Ruſtige lockten durch lebhafte Farben und durch ein Detail, welches wohl zu ausführlich aufgezählt war für einen günſtigen Total-Eindruck. Beſonders bei Körner. Das von Ruſtige hatte den Vorzug des im Vordergrunde alle Blicke auf ſich ziehenden, ſehr gut dargeſtellten Jubelpaars. — Das „Todtenkopfhäuschen auf dem Hochgebirge in Chile" von Krauſe in Baden-Baden trat uns zunächſt äußerſt fremdartig mit dem blauen, wunderlich geformten Felsgeſteine entgegen. Inſofern iſt es undankbar für den Maler, denn das Wildfremde befremdet. Der Eindruck bleibt indeſſen dauernd, die Lage iſt ſehr intereſſant, und die Stimmung im Ganzen nicht minder. — Für wirkſame Komik hat ſich diesmal nur v. Rentzell hervorgethan, beſonders durch „Beſchwerliche Reiſefahrt nach einem Bade." Könnte dieſer Künſtler, der wirklich gute Laune hat, ſeine Bilder nur etwas größer und ich möchte ſagen ſaubrer machen! Sie verleiden ſich uns durch eine gewiſſe Lüderlichkeit, die darin herrſcht.

Carus über Goethe. Unter dem Titel „Goethe, zu deſſen näherem Verſtändniß, von C. G. Carus", hat dieſer vielſeitig berühmte, unſern größten Dichter im edelſten Sinne verehrende Mann ein Bändchen herausgegeben, welches nicht beſonders viel Neues enthält, aber die alte Goethe'ſche Welt in mancherlei neue Geſichtspunkte rückt. Wie ſtürmt doch die Zeit, wie lärmt und jagt ſie! Elf Jahre erſt iſt es her, daß der alte Herr aus unſrer Mitte geſchieden, und es iſt, als ob ſchon ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen wäre! Wie der liebliche Schauer und Friede eines großen Tempels weht es uns an, wenn wir jetzt in die Lebens- und Gedankenkreiſe des großen Dichters geführt werden: jede Säule, jeder Stein giebt uns Veranlaſſung zu bedeutungsvollen Gedanken. Welcher Reichthum des Sinnes, welches Gleichgewicht der Kräfte, welcher Umfang des Antheils, welches gerechte und billige Maaß der Auffaſſung in dieſem kleinen Hinterſtübchen zu Weimar! Wie oft hab' ich mein Geſchick geſegnet, daß ich damals im Jahre 32 nur einen Augenblick dem geliebten Heerführer Börne auch in dem Musketenfeuer gegen Goethe zuneigte, und daß mich eine frühzeitige Ueberſchau der Thaten Goethe's raſch und für immer von dieſem Irrthum befreite. Börne ſelbſt, der Jahre lang nur im Intereſſe des Krieges ſchrieb, wußte beſſer als irgend Einer, daß er nur für eine gegebene Zeit jeden Baum unter dem Geſichtspunkte betrachtete: kann er als Maſtbaum gebraucht, kann ein Flintenſchaft daraus geſchnitten werden? Er wußte beſſer als Einer, daß ſeine Maßſtäbe nur für den entſcheidenden Augenblick gelten ſollten. Und ſo iſt es denn auch geworden: die großen, praktiſchen Fragen werden mit unvermindertem Eifer weiter geführt, ohne daß die Frucht- und Zierbäume umgehaun zu werden brauchten, ohne daß von den großen Dichtern des Vaterlandes verlangt würde, ſie ſollten jeder augenblicklichen politiſchen Frage Rede ſtehen. Man hat mit Beſchämung erkannt, daß ſie jeder dauernden politiſchen Frage tiefſinnig Rede ſtehn, auch wenn der Wortlaut dieſer Frage niemals in ihren Schriften erſcheint. — Carus theilt mehrere Briefe Goethe's mit, welche zunächſt nur beſonders naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände betreffen, und ſogar dieſe, welche ein ganz ſpecielles Fach im Auge haben, gewinnen oft in einzelnen Sätzen eine allgemeine Bedeutung. „Wir leben in einer eignen Zeit", ſagt Goethe einmal, „die wahre Naturanſicht verbreitet ſich zwar immer mehr, das wunderliche jedoch iſt dabei, daß die Mitarbeiter ſich als Rivale zeigen und wenige recht begreifen, daß um etwas zu ſein, man einem großen Ganzen angehören müſſe." — Neu iſt mir die Notiz geweſen, daß die Wahl des Ordensſymbols in Weimar, des weißen Falken, von Goethe herrühre. Carus übertreibt, wenn er es ſehr tiefſinnig findet, daß an eine Sache, die gemeinhin ein Spiel der Eitelkeit ſei, eine ſo bedeutende Beziehung auf ächte Lebenskunſt geknüpft werde. „Wach ſein, ſcharf um ſich ſchauen, den Gang des

Lebens im Auge behalten" iſt allerdings wichtig, und durch ein Symbol daran erinnern iſt ganz intereſſant, aber den „Tiefſinn" wollen wir dabei nicht verſchwenden. — Der zweite Abſchnitt des Büchleins „die Individualität Goethes" iſt beſonders da anziehend, wo von der Neigung Goethe's, den Widerſpruch und das ſeiner Natur Zuwiderlaufende unbedingt abzulehnen, die Rede iſt. Dabei iſt es ſehr charakteriſtiſch, daß dieſer Unmuth Goethe's immer nur gegen den Begriff und nie gegen ein beſtimmtes Individuum gerichtet erſcheint, ſo etwa

„Dümmer iſt nichts zu ertragen,
Als wenn Dumme ſagen den Weiſen,
Daß ſie ſich in großen Tagen
Sollten beſcheidentlich erweiſen."

„Verſchon uns Gott mit deinem Grimme,
Zaunkönige gewinnen Stimme." —

„Was klagſt du über Feinde?
Sollten ſolche je werden Freunde,
Denen das Weſen wie du biſt
Im Stillen ein ewiger Vorwurf iſt."

Divan.

Der dritte Abſchnitt behandelt Goethe's Verhältniß zur Natur und Naturwiſſenſchaft. Nach der „Erfaſſung der Idee ihres Daſeins" ſtrebte er, „mit einem Worte es zu ſagen. Nicht eine urſprüngliche analytiſche Tendenz, nicht ein Beſtreben, ſich ſelbſt durch möglichſt feine Zergliederungen des Naturlebens hervorzuthun und Ruhm zu ſchaffen, noch weniger irgend das Bedürfniß, in die Unterſuchung der Natur für Zwecke des praktiſchen Lebens einzugehen, brachten ihn der Naturwiſſenſchaft näher." — Sodann wird unterſucht, ob er denn wirklich auf dieſe Wiſſenſchaft eingewirkt habe. Nachdem zugeſtanden, daß die großen „Wahrnehmungen in der Geologie, über plutoniſche Erhebungen, Vulkanismus und Verwerfung der Erdſchichten, wie wir ſie L. v. Buch, Elie de Beaumont und Anderen verdanken" ihn nie auf anſprechende Weiſe berührt, ja daß er ſie vernachläſſigt und daß er hierin wie in manchen Richtungen der bildenden Kunſt hinter ſeiner Zeit zurückgeblieben ſei, wird hervorgehoben, daß ſeine „Metamorphoſe der Pflanzen" von unvergänglicher Natur und eine neue Syſtematik begründend geweſen ſei, und daß ferner „eine der folgenreichſten Anſchauungen in Beziehung auf Geſtaltungslehre des Skeleton, die Anſchauung vom Wirbelbaue des Hauptes, deſſen Schädelgebilde ihm vielleicht unter allen Sterblichen zuerſt als entſchiedene Fortſetzung der Gebilde der Rückenwirbelſäule erſchienen, zuerſt im Goethe'ſchen Geiſte ſich erſchloſſen habe. Bekannt gemacht wurde dies zwar ſpäter, und Oken hat das große Verdienſt, im Jahre 1807 zuerſt die Theorie vom Wirbelbaue des Schädels öffentlich wiſſenſchaftlich begründet zu haben. Nichtsdeſtoweniger ſcheint es ohne Zweifel, daß Goethe dieſen luminoſen Gedanken eine gute Reihe Jahre früher erfaßt habe und ganz entſchieden liegt auch hierin ein Beweis, wie mächtig und naturgemäß ſein Genius auch in dieſem Sinne immerdar mit den Erſcheinungen zu gebaren wußte." Ueber Licht und Farbenerzeugung, woraus ihm ſo viel Aerger durch Widerſpruch erwuchs, geſteht ihm Carus auch keine vollſtändig richtige Theorie zu, hebt aber einen Grundbeſtandtheil derſelben als Goethe's durchaus originelle Darſtellung hervor, nämlich die Lehre von den Ur-Erſcheinungen der Farben in der Atmoſpäre, inwiefern ſie als durchſcheinende zwiſchen Licht und Finſterniß ſich bilden. Die nicht minder urſprüngliche Farbenentſtehung durch Lichtbrechung und Lichtſpiegelung habe Goethe unbeachtet gelaſſen und deshalb die vollkommene innere und allgemeine Wahrheit verfehlt. Uebrigens preiſt Carus die vollkommen ſchöne Goethe'ſche Darſtellung auch dieſer wiſſenſchaftlichen Fragen, preiſt, daß Goethe Ideen angeregt und in ſchöner Anwendung durchgeführt, welche für alle Zeit nachhaltig fortwirken, und ſchließt dahin ab, daß Goethe wirklich auf eine bedeutende und nachhaltige Weiſe auf die Naturwiſſenſchaften gewirkt habe. Ob er Unrecht gehabt, ſo viel Zeit und Anſtrengung ſeinem Talente zu entziehn, dieſe müßige und den Organismus eines Talentes verletzende Frage, weiſt er mit Fug und Recht in die Sphäre des Geſchwätzes. — Der vierte und fünfte Abſchnitt „Goethe's Verhältniß zu Menſchen und Menſchheit", und „vom Verſtändniſſe der Werke Goethe's aus dem Verſtändniſſe ſeiner Individualität" enthalten beſonders über den förderlichen Widerſpruch, welcher dem Dichter begegnet, und über deſſen Verhältniß zu Schiller wichtige Bemerkungen. Ueber Letzteres ſagt er ſehr richtig, daß die gegenſeitige Einwirkung des Einen auf den Anderen ſehr übertrieben werde. „Mein Verhältniß zu Schiller gründete ſich auf die entſchiedene Richtung beider auf einen Zweck, unſre gemein-

ſchaftliche Thätigkeit auf die Verſchiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen ſtrebten" — wird ſehr richtig als ein bezeichnendes Wort Goethe's angeführt. Es fällt daraus auch ein volles Schlaglicht auf die heutige Welt der Talente, welche ſich wohl darum ſo vereinzeln, weil ſie entweder gleiche Mittel anwenden, oder die Berechtigung der verſchiedenen Mittel nicht anerkennen wollen. Daß es jene beiden großen Männer konnten, der Eine im Beſonderen das Allgemeine dichtend, der Andere vom Allgemeinen zum Beſonderen trachtend, das gewährte ihnen den großen Reiz gegenſeitiger Anregung, die etwas anderes iſt als gegenſeitige Einwirkung.

Gegen Ueberſetzungen. Ich meine nicht Herrn Börnſtein. Dieſer entgegnet, er bringe ja ein Jahr hindurch nur etwa ein Dutzend franzöſiſcher Stücke nach Deutſchland, und das ſei doch eine Kleinigkeit. Ich meine Tieck und deſſen Anhang. Man hat es ganz aus den Augen verloren, daß dieſer Dichter für unſre Bühne um Ueberſetzungen aus allen Sprachen bemüht geweſen und daß wiederum durch ihn neuerdings die Aufführung von Ueberſetzungen förmlich geweiht worden iſt. Dieſe Erſcheinung gehört ganz zu unſrer Phraſenherrlichkeit: ein Windſtoß von hierher verbreitet die größte Entrüſtung gegen franzöſiſche Ueberſetzungen und bringt, ganz mit Recht, auf Entwickelung der nationalen Eigenthümlichkeit — und ein Windſtoß von dorther poſaunt Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, Engliſchen und Spaniſchen als Muſterwerke uns entgegen, welche unſrer Bildung unerläßlich, ja unſerm nationalen Drama unſchätzbar ſeien. Die Sitte und Denkweiſe der Griechen unter Perikles, der Engländer unter Eliſabeth, der Spanier unter den Philipp iſt uns offenbar verwandter als Sitte und Denkweiſe der jetzigen Franzoſen! Und damit wir ja nicht in eine fälſchliche Langeweile gerathen wird unter Anführung eines deutſchen Dichters der Erbfeind deutſchen Dramas, die Muſik, zu Hilfe gerufen, und nun wehe den Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, wehe dem — wem denn wehe? Dem Originaldrama. Ein Dutzend, für die Kurzweil des Publikums unentbehrlicher franzöſiſcher Boulevard-Stücke und ein halb Dutzend in Opern verwandelter Rokoko-Stücke aus griechiſchem, engliſchem und ſpaniſchem Alterthume und das Repertoir iſt voll, das deutſche Theater entwickelt ſich. O Ludwig Tieck! Der weiſe Goethe hatte wohl Recht, Deine literariſche Thätigkeit als einen der wirklichen Kraft entbehrenden Dilettantismus ungnädig zu behandeln! Ein halbes Jahrhundert greifſt Du an der deutſchen Bühne umher, und dieſe hat nicht das kleinſte dauernde Geſchenk, nicht das kleinſte Stück von Dir aufzuweiſen, und was Du Lobenswerthes für unſre dramatiſchen Studien beigebracht, das ſteifſt Du auf in Ermangelung wirklicher Schöpfung zu ungebührlicher Wichtigkeit und zu ſtörender Beeinträchtigung derer, die Schöpfungen wollen. Grauſames Schickſal, das uns den energiſch ſchöpferiſchen Genius Schiller's ſo frühzeitig entriß, das den geſunden Goethe, der hundert Jahre hätte leben ſollen für uns, mit achtzig Jahren abrief, und die ſo prächtig begonnene dramatiſche Literatur Deutſchlands Dir in den unfruchtbaren Schooß legte! Iſt es denn vergeſſen, daß Schiller und Goethe dieſen jetzigen Tieck-Berliniſchen Standpunkt mit Griechenthum und Shakſperethum längſt überwunden hatten durch ſchöpferiſche Thätigkeit? Das Griechenthum hatte die Iphigenie und die Braut von Meſſina erzeugt, und Shakſpere wurde umgearbeitet. Schiller folgte bei dieſer Umarbeitung dem entſchloſſenſten auf das Recht der Gegenwart begründeten Stile, und er würde ſich im Grabe umkehren, wenn es in ſeine Gruft zu Weimar ſchallte: wie man ſeine Vorarbeit verlaſſe, wie man undramatiſche Sommerſpiele Shakſpere's als dramatiſche Quinteſſenz des großen Dichters auf das Theater bringe in Form ſpieleriſcher Opernunterhaltung! — Ja, die Berliner Ueberſetzer gehen noch weiter als die franzöſiſchen Ueberſetzer. Dieſe ſind doch nur ſo thöricht, uns alles das zu bringen, was in Paris vor einem uns vielfach fremden Publikum Wirkung und Glück gemacht, die Berliner aber bringen auch das, was in ſeiner urſprünglichen Heimath auf der Bühne nicht beſtehen kann. Wir ſind ja Deutſche! ſagen ſie dazu, und werfen ſich in die Bruſt. Was ſagten die Engländer zum Sommernachtstraume, als er ihnen vor einiger Zeit einmal im Coventgarden vorgeführt wurde? Sie ſagten: „Es muß ſolche Verkörperung eines poetiſchen Luftgebildes etwas höchſt Proſaiſches werden, wenn nicht wenigſtens wie in Oper und Ballet Muſik hinzutritt" — „die Ausgelaſſenheit der Kontraſte läßt ſich wohl die Phantaſie des Leſers, nicht aber das Auge des Zuſchauers gefallen." So ſei denn die Romantik ſpurlos vorübergegangen, und nur die Rüpelſcenen hätten beluſtigt, es laufe alſo die Aufführung entweder auf ein phantaſtiſches Opernſpiel mit Muſika, oder auf des ehrlichen Andreas Gryphius Poſſenſpiel Peter Squenz hinaus. — Hoffen wir, daß dieſer klaſſiſche Ueberſetzungstik nun wenigſtens ſeinen Gipfel erreicht hat. Die Medea iſt ſchon ungünſtig aufgenommen worden, und allmählig erheben ſich mehr und mehr öffentliche Stimmen gegen dies Weſen. Gubitz erörtert in einem gediegenen Aufſatze des Geſellſchafters

vom Oppoſitions-Standpunkte dieſes Thema, und beantwortet die Frage: Welchen Eindruck haben dieſe Aufführungen hervorgebracht? mit dem niederſchlagenden Worte: keinen! „Oder nur den des blinden Anſtaunens eines Götzenbildes, das für die Gottheit ausgerufen wurde, und an dem man nicht zweifeln zu dürfen glaubt, ohne für gotteslaͤſterlich gehalten zu werden.“ Eins wird gewiß mit den Berliner Aufführungen erreicht: Täuſchung darüber, wie beklagenswerth unvollſtändig das Perſonal der Berliner Hofbühne ſei. Darüber nächſtens ein Weiteres.

Die Halm-Enk'ſche Angelegenheit wird nun mit Bezug auf die Aufklärungen, welche in unſrer No. 44. gegeben ſind, auch von der Verbreiterin des Gerüchts, der Deutſchen Allg. Zeitung, für beendigt, und das Halm feindliche Gerücht wird als falſch erklärt. Wunderlich genug vergißt nur die Redaktion jenes Blattes die Kleinigkeit zu berichtigen, welche allein oberflächliche Veranlaſſung zur Aufnahme jenes Gerüchtes geweſen ſein kann, nämlich den ſogenannten Nachlaß Enk's, die Manuſcripte der Halm'ſchen Stücke. Wir brachten die zuverläſſige Nachricht, daß ſich durchaus gar keine Papiere in Enk's Nachlaß gefunden, und dies ihren Leſern mitzutheilen war doch wohl die wichtigſte Pflicht jener Redaktion.

Ueber die Antikomanie, welche in Berlin jetzt beim Kaliban angekommen iſt, ſagt Saphir im Humoriſten ganz richtig: „Wenn man die Sachen uns giebt, ſo gebe man ſie uns als Kurioſum, als Mumien, ganz in der Urgeſtalt ꝛc. und ſage uns: Das iſt eine Rarität!“ Dann habe es Intereſſe, nicht als Drama, nicht als Bühnenereigniß, ſondern als Studium, als Rückblick in die Zeit und Geſchichte. „Aber man pfropfe auf einen Zedernzweig aus einem trocknen Herbarium kein modernes Gelbveiglein, man ſchneide aus der Haut eines todten Löwen keine Buſenſchleife für Romantik.“

Der Entſcheid des Darmſtädter Gerichts in Sachen Schelling's gegen Paulus macht in Norddeutſchland großes, dem Entſcheid nicht eben günſtiges Aufſehen, wie wenig man auch der Schelling'ſchen Richtung als einer ſogenannten Reſtaurationsrichtung zugethan ſein mag. Paulus füllt ein Buch mit Schelling'ſchen Vorleſungen, zu deren Abdruck er nicht berechtigt iſt, die er nur von einem zur Bekanntmachung eben ſo wenig berechtigten Zuhörer haben kann, und das Gericht findet darin nichts Unrechtes! Schelling, ſagt es, werde dadurch materiell nicht beeinträchtigt, und Paulus ſei nicht der Mann, dem man eine andre als wiſſenſchaftliche Abſicht unterlegen könne. Letzteres bezweifelt Niemand, aber man bezweifelt, daß dies ein juridiſcher Standpunkt ſei, und Erſteres findet man geradezu naiv, und die Collegienhefte der Profeſſoren bedenklich gefährdend.

Ruge will in Paris eine neue Zeitſchrift herausgeben. Er iſt von dort nur zurückgekommen, um ſeine Familie zur Ueberſiedelung dorthin abzuholen. Mit den deutſchen Zeitſchriften in Paris iſt's wie mit der Alchymie: es hilft keine Warnung; Jeder will, obwohl es keinem Vorgänger gelungen, Gold machen können. Konnte es Börne nicht erzwingen mit ſeinem populären Talente und zu einer Zeit, als alle Blicke auf Paris gerichtet waren, wie ſoll es Ruge können, und in einer deutſchen Epoche können, welche weniger denn je nach Paris blickt! Bliebe Ruge länger im Vaterlande und könnte unbefangen um ſich blicken, ſo würde er außerdem erkennen, daß ſeine Richtung idealen Philoſophirens mit reißender Schnelligkeit bergunter gerollt ſei im deutſchen Publikum, und daß er nur bei den Leuten der Wiſſenſchaft ſelbſt eine Fach-Theilnahme zu gewärtigen habe. Dazu die Erſchwerniß des Vertriebes von Paris aus nach Deutſchland, der lähmende Kampf gegen ein Verbot, welches auf jeder außerhalb der Bundesſtaaten gedruckten Zeitſchrift laſtet, und der verdoppelte Preis!

Die Marquiſe von L*.** Roman von Jean Charles. Drei Bände. Berlin, bei Duncker und Humblot. — Der Verfaſſer beruft ſich darauf, daß die Begebenheiten ſeines Romans nicht erfundene ſeien, ſondern ſich vor einigen Jahren in Paris zugetragen haben. Er ſetzt deshalb als Motto darüber: „Die Wahrheit iſt intereſſanter als alle Erfindung und das Leben iſt erfinderiſcher als alle Poeſie.“ Das iſt ganz richtig, aber für den Roman wird es mit dem Intereſſantſein erſt richtig, wenn dem Autor eine intereſſante Faſſung der Wahrheit gelingt. Der ſchönſte Stoff kann in der Faſſung bis zur Reizloſigkeit verdorben werden. Dies möcht ich im vorliegenden Falle dem Autor nicht nachſagen, aber ich kann ihm auch das Gegentheil nicht nachrühmen. Letzteres ſchon darum nicht, weil er faſt Alles zweimal erzählt, weil er ſich über Situationen ausbreitet, die für unſer Intereſſe bereits beendigt ſind, und weil er auf beläſtigende Weiſe, gleichſam als wolle er den ſchlechten Geſchmack der Engländer durchaus bethätigen, durch immerwährendes perſönliches Hineinreden als Erzähler das ſelbſtredende Kunſtwerk zerſtört. Dies und die ungewählten Jargon-Ausdrücke moderner Geſellſchaftsrede machen an dem Geſchmacke des lebhaften Au-

tors irre, und würden ein kurzweg verwerfendes Urtheil verwirken, wenn nicht einzelne Geſpräche in entſcheidenden Augenblicken von beachtenswerther dramatiſcher Fähigkeit zeugten.

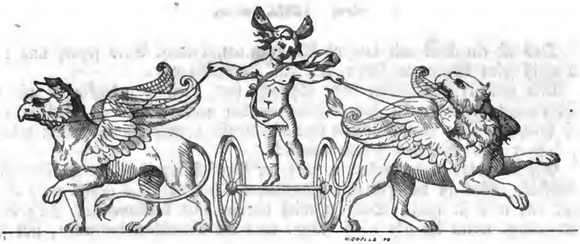
Ein neues Stück von Halm iſt bei der Cenſur in Wien eingereicht. Es heißt „Sanguiero", iſt ein Trauerſpiel und in Proſa geſchrieben. Letztere Eigenſchaft iſt bei öſtreichiſchen Autoren und auch bei Halm neu.

Berlin, den 2. November. Ein Berliner Correſpondent, der die Kunſt zu lügen nicht verſteht, iſt einer der geplagteſten Menſchen der Welt. Was ſoll er ſchreiben, wenn nichts geſchieht? Ich ſchlage die Lüge, wo ich ſie finde, aber ich muß geſtehen, daß ich ſehr wohl erkenne, wie viel Verdienſte ſie hat. Die Lüge iſt jene „Kraft, die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft." Der Menſch muß irren, um die Wahrheit zu finden. Wie viel Wahrheiten bringt nicht eine Lüge zum Vorſchein! Die Lüge iſt die Mutter der Wahrheit. Aus jedem Blutstropfen, der dem gegeißelten Leibe der Lüge entſtrömt, wenn ſie die Spießruthen der öffentlichen Meinung durchlaufen muß, entwächſt eine ſtrahlende Wahrheit für die Augen der Welt. Ein wahrer Staatsmann, ein rechter Politiker darf die Lüge nicht vornehm behandeln, er muß gegen ſie kämpfen. Haſſen darf er ſie, nicht nichtachten, nicht ignoriren. Aber die meiſten thun das, ſie wollen ſich die Manſchetten ſchonen, ſie ſagen vornehm: wir verachten die Lüge. — Man muß ſich nicht blenden laſſen, dieſe Vornehmheit hat einen andern Grund. Es ſind pfiffige, diplomatiſche Leute, dieſe Leute mit der Vornehmheit; ſie haben Angſt vor der vollen Wahrheit, ſie lieben die halbe, jenes zähe Ding, das ſich wie ein lederner Handſchuh drehen und wenden läßt. Der Lüge gegenüber aber kann nur die volle, ganze Wahrheit beſtehn, die halbe wird immer an ihr zu ſchanden. Weil ſie das wiſſen die klugen, weiſen Herrn, deswegen ſagen ſie vornehm: wir verachten die Lüge, und nennen ſich Männer vom juste milieu. — Man glaube nun aber nicht, weil ich der Lüge einigermaaßen das Wort geſprochen, es ſei dies eine Einleitung, ein Prolog, oder wohl gar eine Beſchönigung für Lügen, die ich nun anbringen werde. Nein, ich muß bekennen, ich habe kein Talent für die Lüge, und ich habe hier eigentlich nur über die Lüge geſprochen, weil ich nicht im Stande bin, welche zu erfinden. Auf das Thema überhaupt aber hat mich die Berichtigung in den Tagesblättern von Alexander v. Humboldt gebracht, der die Nachricht widerlegt, welche die Mannheimer Abendzeitung vom 25. Oktbr. aus Berlin mitgetheilt, und in welcher es heißt: Seit längerer Zeit war bei uns bereits das Gerücht verbreitet, daß Arago den Orden pour le mérite zurückgeſchickt habe. Das Gerücht iſt wahr. Arago hat an Alexander v. Humboldt geſchrieben, daß er ihn nicht annehme. — Das Ganze, wie Alexander v. Humboldt darthut, iſt eine Lüge. Der Correſpondent, der ſie geſchrieben, wird ſich in's Fäuſtchen lachen, denn er hat ſomit doppelten Stoff, einmal die Lüge, nachher aber auch noch ihre Widerlegung. Daß aber aus der Lüge Wahrheiten hervorgehen, iſt auch hier zu bemerken, denn Alexander v. Humboldt theilt gleichzeitig ganz ſpeciell mit, daß der König außer Arago in Paris auch noch Letronne, Chateaubriand, Daguerre, Horace Vernet und Gay-Lüſſac zu Mitgliedern dieſes Ordens ernannt hat. Ohne dieſe Lüge hätte Alexander v. Humboldt dies gewiß nicht gethan. Gewiß aber gab es Viele, die das noch nicht wußten und es ſomit erſt erfahren haben. Wenn es auch grade nichts Großes iſt; wer weiß zu was es gut iſt, ſagen die alten Weiber. — Da ich aber wirklich gar nichts, was von irgend einer Bedeutung wäre, mitzutheilen weiß, ſo will ich hier einen Spaß erzählen, den ein Berliniſcher Kopf erſonnen, und der gegenwärtig in Berlin ſeinen Umzug hält. Als nämlich, ſo heißt es, eine vornehme Perſon geſtorben und ſeine Seele in die Portierſtube des heiligen Petrus getreten, um ſich für's Himmelreich anzumelden, hat dieſer dieſelbe ſubmiſſeſt erſucht einen Augenblick Geduld zu haben und zu warten bis er (der heilige Petrus nämlich) zurückkommen würde. Darauf iſt der heilige Petrus in den Himmel hineingegangen und der „Hochſelige", wie die deutſchen Zeitungen ſagen würden, iſt eine lange, lange Zeit in der Portierſtube allein geblieben. Als der heilige Petrus endlich wieder angelaufen kam, hat ihn die vornehme Seele gefragt, warum und weswegen er ſie denn ſo lange habe warten laſſen, das ſei wider den Reſpekt. Verzeihung, hat drauf der weißhaarige Thorwart des Himmels geſtottert, Verzeihung hoheitliche Seele, wir haben erſt die 11,000 Jungfrauen bei Seit' ſchaffen müſſen. — Das Volk iſt naiv und kindiſch in ſeinen Geſchichten, aber es liegt doch ein gewiſſer Humor darin, das iſt nicht fort zu leugnen. — Der rühmlichſt bekannte Violinvirtuoſe Riefſtahl iſt hier angekommen und wird ſich öffentlich produciren.

Feodor Wehl.

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode** № 6.



Zeitung für die elegante Welt.

15. November **№ 46.** 1843.

Ueberſicht: Sylvia, eine Novelle von Th. Mügge (Schluß). — Das Hoftheater in Berlin. — Nachrichten.

Sylvia.

Eine Novelle von Th. Mügge.

(Schluß.)

8.

Am Nachmittage, als der Garten des Profeſſors vom warmen Sonnenlichte ganz erfüllt war, ſtieg aus der Laube ein bläulich feiner Dampf und Duft, und wer hinein geſchaut hätte, konnte die beiden alten Herrn wiederum ſitzen ſehen, wie vor einigen Wochen. Nur hatte der kleine Mann die Perücke nicht abgenommen und den Rock nicht ausgezogen; gravitätiſch ſaß er ſeinem Freunde gegenüber, die Hand auf den Tiſch geſtützt, darin die lange glänzende Pfeife, aus der er ſo heftige Züge that, daß er ganz mit Dampfwolken umgeben war, die andere Hand aber ruhte auf einem Päckchen, welches mit einem dunklen Tuche umwickelt war, und das er nachſinnend oft betrachtete. Der Profeſſor erzählte ihm etwas und lachte dazu. Siehſt du, ſagte er, ſo hab' ich's gedacht und ſo kommt es. Läuft der Menſch hier alle Tage vorüber, zerreißt die Stiefeln, zerrt an der Klingel, jagt dem armen Pferde die Hufe ab, ſchickt Billete, Alles nichts, hilft nichts, wir bleiben unerbittlich und lachen ihn aus.

Auch Sylvia? fragte der kleine Herr.

Die am meiſten. Neulich erſt, wie der Junge das Billet gebracht voll Liebesſeufzer und ſie gab es mir, da ging er eben vorüber. Komm her, Mädchen, ſprach ich, ſieh ihn dir an, wie er blaß und verzweifelnd ausſieht, alle Geldſäcke ſeines Vaters können den Glückspilz nicht froh machen. Da ſprang ſie luſtig davon wie ein kleiner Teufel und ſchrie: Nein, ich will ihn nicht ſehen; laß ihn verzweifeln, wenn er nichts beſſeres zu thun hat.

Sonderbar, ſagte der alte Mann, glaubſt du, daß ihr der langbeinige Doctor beſſer gefällt?

Das iſt ein Kerl mit tauſend Argumenten, beweiſt Alles ſcharf und klar und weiß ſeine Worte zu ſetzen, wie ein Hofprediger.

Und weil er für Jeden ſeine Sprache hat, weil er gelenkig iſt wie ein Gliedermann, weil er zu den Mißvergnügten gehört, die voll Bosheit und Haß ſind, nur eben weil die Welt ihre Verdienſte nicht erkennt, darum glaubſt du, daß er dem Mädchen gefallen muß?

Gefallen oder nicht gefallen, rief der Profeſſor mit ſeiner gewöhnlichen Heftigkeit. Was iſt das für ein abſcheuliches Thema? Was geht's mich überhaupt an, was ſie thut? Soll ich mich darum auch bekümmern? Iſt's denn nicht genug, wenn ich gar nicht frage, was die Menſchen beginnen, um ſich den Sack voll Leiden vollzupacken, den ſie durch's Leben ſchleppen?

Nein, erwiderte der alte Mann ruhig. Warum ſchlägſt du die Wespe da nicht todt, die ſo gierig am Rande deiner Taſſe ſaugt?

Was ſoll ich ein Geſchöpf tödten, das ſein armſeliges Daſein in wenigen Tagen beendet hat und, vom Inſtinkt getrieben, leben will.

Warum aber, fuhr der Andere lächelnd fort, theilſt du den Armen Gaben aus und verbringſt einen guten Theil deines Einkommens damit?

Warum drängt ſich das Geſindel zu mir, rief der Profeſſor. Iſt es meine Schuld, kann ich es ändern? Ich ſperre mein Haus, ich gebe ſtrenge Befehle, ich ſage ihnen harte Worte, aber ſie finden den Weg und ich gebe, weil ich ſie verachte!

Du irrſt, ſagte der alte Mann ſanft, du giebſt, weil du ſie liebſt; weil eine Stimme in deinem Herzen ruft: Ihr armen Unglücklichen, ihr gehört, wie ich, dieſer Welt an; dein Zorn wendet ſich gegen das Elend, nicht gegen die Elenden, gegen den Schöpfer, nicht gegen die zitternden, verblendeten Geſchöpfe, die wie dieſe Wespe durch den großen Garten irren, Genuß und Nahrung ſuchen, von Inſtinkt getrieben leben und glücklich ſein wollen, bis ein Schlag ſie trifft, oder der Winterfroſt, oder eine mörderiſche Folge ihrer Begierden.

Der Freund ſenkte den Kopf. Haben ſie nicht Vernunft und Willen erhalten? murmelte er.

Wenig, blutwenig! rief der kleine Herr, und ſeine ausgedörrten Züge belebten ſich; frage die Weltgeſchichte, ſie wird dir Nachricht geben, wie es mit der geprieſenen Vernunft ſteht. O! wenn ſie Vernunft und Willen beſäßen, wie heiligſchön müßte das Leben ſein, wie groß und göttlich dieſe Menſchen. Aber es kann nicht anders ſein, fuhr er düſter fort, und darum müſſen wir die Ausgeſtoßenen lieben, tröſten, ihr Elend lindern. Wer klarer ſieht, der führe die Blinden, der laſſe ſie nicht fallen und verderben. Sylvia iſt Dein Erbe auf Erden, Du haſt die nächſte Pflicht, ſie zu behüten, ſie mit dem Leben bekannt zu machen und ihr Glück darin zu ſichern.

Oho! rief der alte Mann ſpöttiſch, du biſt ja heut ganz verzweifelt liebevoll geſinnt. Macht das etwa weil dein ſchwarzes Kleid da bei dir liegt, oder weil du einen armen Narren mit Hoffnungen auf den Himmel ſo eben in ſein kaltes Grab ſchickteſt?

Schlimm genug, daß ſie dies Kleid nöthig haben um getröſtet heimzugehen, erwiderte Conradi; aber du alter Sünder weißt nicht was der Glaube thut. Die Menſchen bedürfen eines ſolchen Kleides um nicht, wie wilde Thiere, ſich ganz und gar zu zerreißen. Es hängt ein geheimnißvolles Grauen und Schauen an jeder Falte, und wenn du ſagſt: Ströme von Blut und Elend ſind daraus hervorgequollen, ſo mußt du auch nicht vergeſſen, daß es

Segen und Frieden brachte, daß es die Welt aufbaute, und oft den Unglücklichen und Verfolgten ſchützte vor der Hinterliſt und Macht der Gewaltigen.

Der Profeſſor wollte antworten, als ſein Blick auf den Schatten eines Menſchen fiel, der ſich raſch der Laube näherte. Im nächſten Augenblicke ſtand er auf, die Sprache verſagte ihm, dann aber ſchrie er mit aller Heftigkeit: Was wollen Sie hier? Wen ſuchen Sie?!

Meinen Sohn, ſagte der Banquier Lorbach kalt und trat vom Eingange näher. Ich komme, weil es nöthig iſt; ſchwerlich würde ich ſonſt Ihre Ruhe ſtören.

Was kümmert mich Ihr Sohn, rief der Hausherr im größten Zorn. Ich ſah ihn nicht, ſeit er mein Haus verließ, mag und will ihn auch nicht wiederſehen, ſo wenig wie ſeinen Vater.

Dieſe Zuſicherung iſt mir angenehm, erwiderte Lorbach. Laſſen Sie uns als verſtändige Männer überlegen, ich glaube gern, daß Ihnen ſo wenig wie mir an einem Liebeshandel der unbeſonnenen jungen Leute liegt.

Liebeshandel? rief der alte Herr, o! vortrefflich geſagt. Er ſah den Banquier mit ſpöttiſchen Blicken an. Wenn Ihr Sohn ſich verliebt hat, was kümmert's mich. Wenn es Ihnen Sorge macht, ſehr gut! Wenn er in Verzweiflung wie ein junger Narr geräth, das freut mich wahrhaftig. Sylvia lacht ihn aus, ſie verſpottet ihn, und mit dieſer Erklärung können Sie beruhigt nach Hauſe gehen.

Nicht ſo ganz. Wollen Sie mir ein kurzes Geſpräch unter vier Augen ſchenken?

Nein, ſagte der Profeſſor. Wünſchen Sie noch etwas, ſo reden Sie, mein alter Freund Conradi kann Alles hören.

So ſage ich Ihnen, rief der Banquier mit Nachdruck, daß Sie nicht wiſſen, was in Ihrem Hauſe vorgeht. Ihre Nichte hat Zuſammenkünfte mit meinem Sohn; erſt geſtern Abend ſind hier in Ihrem Garten Liebesſchwüre gegeben und empfangen worden. Sie werden wohl einſehen, Herr Helmſtädt, fuhr er ruhiger fort, daß eine ſolche Verbindung nicht ſtattfinden kann, Sie werden mein Anſehen Ihrerſeits unterſtützen.

Ich werde es nicht nöthig haben, ſagte Helmſtädt verächtlich.

Um ſo beſſer, indeß hören Sie mich ganz. Victor ſollte heut ſeine Verlobung feiern, er iſt nicht zu finden, ich muß vermuthen, daß dies auffallende Benehmen mit ſeinen heimlichen Wegen in Verbindung ſteht. Wo befindet er ſich, wenn er hier nicht erſchien? Die grauen Augen des Banquiers ſuchten durch die Wege des Gartens, dann fuhr er langſam fort: Er kommt gewiß und ich traue Ihnen ſoviel Ehre zu, ihn für immer zu entfernen; dieſe Kinderſtreiche mit einem Schlage zu enden.

Wir werden ja ſehen, ſprach der Profeſſor vor ſich hinſchauend.

Ich biete Ihnen Alles an, was in meiner Macht ſteht. Glauben Sie, daß Ihre Nichte eine Veränderung des Aufenthalts bedarf, daß Zerſtreuung ihr Noth thut, machen Sie eine Reiſe nach Paris, nach Italien, meine Creditbriefe ſollen Sie begleiten; meinen Sie, daß ernſte Ermahnungen wirken können, ich will ſie ſelbſt ſprechen; oder daß vielleicht eine ſchnelle Heirath, eine anſtändige Verſorgung am Beſten thäte, ich könnte Ihnen eine gute Parthie vorſchlagen.

Gott im Himmel! rief der Profeſſor und faßte mit beiden Händen ſeinen Kopf, der weiß für Alles Rath; warum hat er nicht die Welt gemacht?!

Helmſtädt, erwiderte der alte Herr mit ſtrenger Stimme und gerunzelter

Stirn, die Zeit iſt über unſrer Jugend fortgezogen; gereift, gebückt, dem Grabe nahe, ſtehen wir noch einmal uns gegenüber. Keine Täuſchung, keine Phantaſterei leite uns irre, aber auch kein Zorn um das Geſchehene. Wir können uns nicht Freunde nennen, wir wollen es auch nicht; von Ihrer Welt zu der meinen baut ſich keine Brücke.

Weder von Gold, noch von Achtung und Vertrauen, ſagte der Profeſſor.

So lebe und ſterbe denn jeder in der ſeinen, fuhr der Banquier feinlächelnd fort; wir wollen uns gegenſeitig nichts aufdrängen, und mein Sohn — er hielt inne und bedachte ſich, ein Gedanke ſprang ihm auf, durchdringend blickte er den alten Bekannten an — er iſt auch ein Phantaſt, aber er kann nicht vergeſſen, was er ſich und mir ſchuldig iſt.

Das heißt, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, lachte der alte Herr.

Ich gehe, erwiderte Lorbach und ergriff ſeinen Hut. Ihre Ausfälle berühren mich nicht, Jeder nach ſeiner Weiſe, aber hören Sie noch ein Paar Worte: Ich habe mein ganzes Leben über mich bemüht, ein rechtſchaffener Mann zu ſein und mein Werk wohl erfüllt. Den Verſtand, den mir Gott gegeben, habe ich zum Nutzen und Beſten meiner ſelbſt und vieler meiner Mitmenſchen verwendet. Wie ein kluger Säemann habe ich meine Saaten ausgeſtreut und meine Speicher gefüllt, denn ich legte die Hände nicht in den Schooß, ich verachtete und verſpottete nicht, was da geſchaffen, verlor keine Zeit mit unnützen Grübeleien, ſcheuchte die Menſchen nicht von mir und verdammte ſie, ſondern wußte ſie zu gewinnen und nützlich zu machen. So ſteht es mit uns, Helmſtädt, Sie haſſen mich; haſſen Sie ſich ſelbſt, denn was Sie traf, war Folge Ihrer Handlungen. Ihr langes Leben hatte keine Frucht, weil Sie ſelbſt alle Blüthen zerbrachen, und ſtatt zu wirken und zu ſtreben, läſtern Sie nur Gott, den ewig thätigen, läſtern die Welt, verſpotten beide und ſehen nicht ein, wie Sie ſelbſt zur Karikatur Ihrer Vernunft geworden. Ich bemitleide Sie, aber ich werde alle Mittel anwenden, mein Kind vor dieſer Höhle des Unſinns zu bewahren.

Der Profeſſor hatte ihn ruhig angehört, weit ruhiger als zu erwarten ſtand. Ich bin ein alter Mann, ſagte er dann, mein Grab liegt vor mir, Sie haben Recht, aber ſehen Sie, Herr Lorbach, es iſt ſeltſam, ich bereue nichts! Wiſſen Sie denn ſo gewiß, daß Haß und Läſterung gegen Gott und Menſchen mich mit ſolchem bittern Zorn füllte? haben Sie nie davon gehört, daß die höchſte Liebe, eine Wehmuth, die man nicht ausſprechen kann, die tiefſten Seelenſchmerzen über das Unglück unſerer liebſten Freunde, das wir mit aller Angſt nicht ändern können, uns zum verzweiflungsvollen Spott und bis zur Wuth aufreizen kann? — Doch das verſtehen Sie nicht. Sie haben nur Flüche ausgeſtoßen und Verzweiflung empfunden, wenn ein Kaufmann fallirte der einen Wechſel unbezahlt ließ; um das große Fallit der Menſchen, um die Wechſel, die der Himmel ausgeſtellt und unbezahlt gelaſſen hat, haben Sie ſich nie gekümmert. Ich flüchtete mit meinen Schmerzen in dieſen kleinen Raum unter dankbare Blumen und Bäume, ich wollte nichts von der Menſchheit ſehen, weil ich wußte, ich konnte ihr doch nicht helfen. Doch was fragen Sie nach den Aſtern und Goldlack? deren Gold hat keinen Klang und keinen Cours an der Börſe; was kümmern Sie die fallenden Blätter der Silberpappeln! Götterbildniß iſt darauf geprägt, aber das des Königs fehlt. So, Herr Lorbach, ſteht es mit uns, aber ich haſſe Sie nicht, ich bemitleide Sie wohl mehr und aufrichtiger, als Sie mich. Sie thaten, wie die Menſchen thun, und können ſich zum Troſte ſagen: mir ſei Recht

geſchehen. Ja gewiß, mir iſt Recht geſchehen, und nun gehen Sie, nützen Sie der Welt weiter, ich werde die Menſchen weiter haſſen, dies elende verderbte, ſchmutzige Geſindel, das in ſeinen tauſendfachen Ketten mit Freiheit und Göttlichkeit prahlt.

Der Banquier ſchüttelte ſchweigend den Kopf, dann wandte er ſich, ohne ein Wort zu ſagen um, und ging langſam aus dem Garten.

Ebenſo ſchweigend ſtreckte der alte ſchwarze Herr ſeinem Freunde die Hand hin, der Profeſſor legte die ſeine hinein, mit der andern ſtützte er den Kopf. So ſaßen ſie beide eine Weile.

Armer Helmſtädt, ſagte der kleine Herr endlich, ſeine Wahrheit hat dir wohlgethan.

Seine Wahrheit! rief der alte Mann, hat er denn Recht? Iſt dieſe verſchmitzte gierige Klugheit, dies endloſe Rechnenexempel gegenſeitigen Betruges das Ziel aller unſerer Hoffnungen?

Ja, verſetzte der Freund bitter lächelnd, und wer das rechte Facit zu ziehen weiß, bleibt Meiſter. Kämpfe dem böſen Feind ſeine Beute ab, ringe mit ihm, hier gilt es Hammer oder Amboß ſein. Ein Menſchenleben iſt kurz, was liegt jenſeits der Brücke? Hier iſt unſer Schauplatz, hier blüht unſer Glück, hier kreuzen ſich die Lebensgewebe, jeder ſuche das Seine breit und groß zu machen, was nützt es ohnmächtig zu klagen? Es wankt vom grauſamſten Kampfe kein Halm, kein Helfer ſtreckt den Arm aus den Wolken, ſie ſchlachten ſich erbarmungslos ihren kleinen und großen Götzen, hilf dir ſelbſt, ſo hat dir Gott geholfen!

Wie er dieſe letzten Worte mit ſtarker Stimme ſprach, kam Victor Hand in Hand mit Sylvia raſchen Schrittes den Weg herauf.

Sein Geſicht war erhitzt und ſeine Stimme zitterte, als er grüßend hereintrat, Sylvia aber lächelte ihm zu und ſagte: Laß mich ſprechen, du biſt zu ſehr bewegt, Lieber; ich weiß genau, was ich ſagen muß.

Oheim, begann ſie, du ſiehſt hier zwei Menſchen, die ſich lieben, und ganz beſtimmt glauben, es ſtand ſo geſchrieben, daß es nicht anders ſein konnte. Andere Leute glauben das nicht und meinen, es könne nimmermehr daraus etwas werden. Wir ſagen jedoch, es ſei unſer Glück und wollen glücklich werden, mag geſchehen was da will. Victor hat ſeine Braut, die man ihm beſtimmte, verlaſſen, nun iſt er gekommen und ſucht ſeinen Frieden bei mir.

Und du, ſagte der alte Mann, du haſt ihn aufgenommen?

Ich habe ihn erwartet, und will ihn nie verlaſſen. Wohin er geht, ich will ihn begleiten, was ſein Schickſal iſt, ich will es theilen.

Mit welchem Rechte, du armes Kind?

Mit dem Rechte meiner Liebe!

Ah! rief der Oheim traurig, das hab' ich auch verſchuldet. Du weißt nicht was du ſagſt. Dein heiliges Recht iſt ohne Schutz, es iſt dem Hohne, der Verachtung Preis gegeben. Morgen ſchon vielleicht iſt es auf ewig erloſchen. Er ſtößt dich fort und ſie weiſen mit Fingern auf dich. Er jagt dich von ſeiner Thür und vergebens rufſt du: Gott hat es gewollt! Sie fragen, wo iſt das Stück Papier, wo haſt du die Gebühren bezahlt und den Segen erhalten? Die Liebe, die Gott in dein Herz gelegt, iſt ein Verbrechen. Leichtgläubiges, unglückliches Kind! reiß ſie aus mit der Wurzel. Traue dem nicht, der dir ſchwört, ſie ſolle ewig währen. Ewig! was iſt die Ewigkeit dieſes Geſchlechts? Die Menſchen bedürfen Zwang und Ketten für Alles, auch für die Liebe. Er kennt ſich nicht, er folgt der blinden Leidenſchaft, und morgen

ſchon faßt ihn die Reue. Es iſt falſch, was er ſagt, es iſt eine abſcheuliche Lüge, die dich verderben ſoll, ſtoß ihn fort von dir! ich kenne dies Geſicht, es hat auch mich betrogen.

Sylvia ſchüttelte lächelnd und ſchmerzlich den Kopf und ſah Victor zärtlich an, der ſtill neben ihr ſtand.

Und Sie, junger Mann, fuhr der Oheim mit finſterem Ernſte und bedächtig fort, indem er näher trat, welcher böſe Dämon treibt Sie zu dieſem Werke? Sylvia iſt ein Kind ohne Erfahrung, wollen Sie das ſo ſchlimm benutzen? Ihr Vater ſucht Sie, eine Braut erwartet den Bräutigam, Reichthum, Ehren und ein bewegtes, geſegnetes Leben liegt vor Ihnen, und was bringen Sie dieſem armen Kinde, das nichts hat, als ſein unbedachtes Herz?! Bedenken Sie Alles, wie ein Mann es thun muß, der ſich mit dem Leben entzweien will, ſeiner heißen Empfindungen wegen. Sylvia iſt ein reicher Schatz von Liebe und Güte, aber Sie können ihn nicht heben, ohne ihn zu zerſtören, oder ſich ſelbſt. Bedenken Sie, daß die Leidenſchaft flieht, bedenken Sie auch Alles, was Sie mit der Welt verbindet, dann fragen Sie ſich, ob Sie erwacht vom wüſten Sinnentaumel in einer Liebe Glück finden können, die überall von böſen Geiſtern bewacht wird.

Eine tiefe Stille folgte. Victor's Geſicht malte den verzweiflungsvollen Kampf ſeines Herzens, den Sylvia mit ſteigender Angſt bewachte, und doch glänzten ihre Blicke ſanft und ermuthigend. Sie legte ihre Hände gefaltet auf die ſeinen und ſagte mit kaum hörbarer Stimme: Entſcheide wie du willſt, wer lieben kann, kann leiden!

O Sylvia, rief Victor und Thränen überſtrömten ſein Geſicht, nie kann ich entſagen, aber dein Oheim hat Recht, mit unreiner Hand darf ich dieſen edlen Schatz nicht heben. Mein Vater iſt hart, und das Leben iſt es; vergebens ſuche ich einen Weg der Verſöhnung. Aber wer lieben kann, kann hoffen! Ich fürchte den Tadel nicht, den Spott oder den elenden Hochmuth der Menſchen, ich zittre nur für dich. Doch die Zeit iſt die Tröſterin und Helferin der Menſchen, ihr wollen wir vertrauen, treu und bedachtſam, ich wanke nicht.

Da trat der alte Mann im ſchwarzen Kleide aus der Laube dicht vor die beiden und ſah ſie mit ſeinen trüben großen Augen an. Die Zeit hilft, ihr armen Kinder, ſagte er, ſie hilft über Leid und Glück bis in's Land der Vergeſſenheit, aber ſie rauſcht dahin als ein ewiger Strom, unaufhaltſam, und keine Welle kehrt zurück. Verliert nichts davon, keinen Tropfen, keinen Hauch; die Zeit iſt ja das Lebensmaß, und wie kärglich iſt es gemeſſen! Was hält Euch ab, glücklich zu ſein, wenn Ihr den Muth dazu habt? Junger Mann, können Sie den Vorurtheilen der Welt Trotz bieten, ſind Sie bereit, dieſem Mädchen Ihre Hand zu reichen, als Ihr treuer Gefährte, Alles Glück und Leid mit ihr zu theilen? Können Sie den Zorn ſelbſt derer tragen, die Ehrfurcht und Gehorſam nach dem Geſetz fordern?

Ich kann Alles tragen, erwiderte Victor erſtaunt, aber ach! nie wird mein Vater einwilligen, und er hat Macht genug, meine Abſichten zu hindern.

Es iſt ein Gebot in der Welt, ſagte der Greis mild lächelnd, das Böſe zu bekämpfen, wo man es findet, ſeine Waffen ſtumpf zu machen, klug und leiſe, wenn es geht, und kein Mittel zu ſcheuen, wo es gilt gegen die Lüge auf Erden zu ſtreiten. Als ein Diener des ewigen Gottes, der die Welt erſchaffen und alles Leben darin, frage ich Euch, iſt es Euer feſter Wille, Euch ehelich anzugehören als Mann und Weib, ſo will ich Euch vereinigen.

Allmächtiger Gott! rief Victor, das wollen, das können Sie? Ja, und tauſendmal, ja! O! meine Sylvia, da iſt der Weg, er iſt gefunden, du biſt mein vor Gott und Menſchen, was frage ich nach ihrem Zorn!

Der Greis war zurückgetreten, er knüpfte das Tuch auf, welches Talar und Baret enthielt, nahm das Crucifix und das heilige Buch und hieß das junge Paar vor ſich hintreten, dicht an den Eingang des grünen Geheges, deſſen Blüthen und Ranken, im ſanften Winde wiegend, ſich wie ein Kranz um Sylvia's Stirn legten. Dazu blickte die Abendſonne neugierig durch das dichte Geblätter, die warme glänzende Luft füllte den Raum ganz durchſichtig rein und wolkenlos bis zum tiefen Blau des unermeßlichen Gotteshauſes. In den Blumen ſummten die Käfer ab und auf, ſchöne Inſekten ſpielten und ſchimmerten in bunten Farben und aus den Bäumen begleitete der Geſang eines Vogels die Gebete und Worte des prieſterlichen Greiſes, welche feierlich leiſe widerhallten. Nun fragte er, ob ſie entſchloſſen ſeien, einen ewigen Bund zu ſchließen und ſich begehrten? Da riefen Beide ein entzücktes Ja und ſahen ſich mit freudetrunkenen Augen an, bis ſie plötzlich in einer langen zärtlichen Umarmung faſt nichts mehr von dem ehelichen Segen hörten.

Ihr guten Kinder, ſagte der alte Mann gerührt, Ihr werdet glücklich ſein, auch ohne durch das Symbol des Ringes erinnert zu werden, daß Ihr es unauflöslich ſein ſollt, und da nun dieſe Ringe fehlen —

Sie fehlen nicht, fiel Sylvia ein. Schnell nahm ſie Victors Hand, ſtreifte einen ſchmalen Goldreif von ſeinem kleinen Finger, und nun zog ſie an einem Bändchen etwas aus ihrem Buſen, löſte es ab und reichte zwei Ringe dem Prediger, indem ſie einen forſchenden, lächelnden Blick auf ihren Oheim warf, der ſcharf hinſchaute, dann erſtaunte, ſann und immer heiterer begriff, was ſie that. Zuletzt konnte er kaum die Zeit erwarten, bis die Handlung vollendet war, mit dem letzten Worte nahm er Sylvia in ſeine Arme, dann Victor, an deſſen Hand er den alten, maſſiven, verblindeten Ring betrachtete, mit dem Kopf nickte, lachte und den verwunderten jungen Mann mit väterlicher Zärtlichkeit herzte. So iſt es gut und recht, rief er aus, ausgelöſcht auf immer ſoll es ſein. Vergilt es ihr, mein Sohn, mache ſie glücklich, ſie verdient es. Ich will wieder jung werden mit Euch; wie ſchön, wie verſöhnend iſt dieſe Stunde. Ich will dich lieben, Victor, ich habe ein Recht dazu, ein heiliges, edles Vaterrecht, das ſoll mir Niemand nehmen.

Jetzt hörten ſie ein heftiges Gezänk an dem Gartenthore und die durchdringende Stimme des Banquiers, der ſehr vernehmlich rief: Ich will und muß hinein, halte mich nicht auf, du Schlingel! er iſt hier zu finden, ich habe die vollſte Ueberzeugung. Somit ſtieß er den Jungen zurück, kam ſchnellen Schrittes näher und erblickte ſogleich ſeinen Sohn und Sylvia in deſſen Armen.

Ungerathener! Leichtſinniger! ſchrie er ſchon von fern, und was iſt das? Sie, Sie dulden es? rief er und blickte den Profeſſor an, der ganz glücklich es anſah.

Da müſſen Sie den ſchwarzen Mann dort ſchelten, erwiderte er freundlich, der hat es den jungen Leuten im Namen ſeines Gottes befohlen, ſich bis in Ewigkeit zu lieben und zu küſſen.

Der alte Lorbach blieb entſetzt ſtehen. Er maß den Prieſter im Ornat, und ſagte dann: ich will nicht hoffen, daß hier ein ſchändliches Poſſenſpiel getrieben wurde?

Sie mögen es immerhin ſo nennen, verſetzte der alte Herr, ich aber habe,

kraft meines hohen Amtes, hier unter dem Gottesdome, im Angeſicht des ewigen Herrn der Welt ihre Hände zuſammengefügt, damit argliſtiger Hochmuth zum Falle komme.

Das iſt null und nichtig, rief der Banquier erblaſſend.

Es iſt eine Ehe, der Niemand etwas anhaben kann.

Fürchten Sie das Geſetz, Herr, ſchrie Lorbach außer ſich; ich gehe an das Conſiſtorium, an den König ſelbſt. Ich bringe die härteſte Strafe über Sie.

Ich fürchte nichts, ſagte der alte Mann lächelnd. Was können Sie bewirken? Meine Abſetzung im ſchlimmſten Falle. Nun wohlan, ich ſcheide mit der Ueberzeugung, mein beſtes Werk gethan zu haben. Aber dieſe Ehe bleibt gültig, fuhr er mit ſtarker Stimme fort, ſie iſt heiliger und reiner geſchloſſen durch Liebe und Vertrauen, als die meiſten am kirchlichen Altare. Sie aber, gehen Sie hin, ſchreien Sie Ihre eigene Schmach aus; Sie haben Diſteln geſäet und ernten Dornen! Man wird Sie verſpotten und dennoch iſt die reiche Braut, die Sie erwählten, auf immer für Ihren Sohn verloren. Wandeln Sie Ihr Haus denn zum Aſyl des Kummers und der Sorgen um, betäuben Sie Ihr Gewiſſen, denken Sie nicht daran, daß dieſe Verbindung ſelbſt eine Verſöhnung Ihrer eigenen Jugend in ſich ſchließt; reißen Sie den Sohn aus Ihrem Herzen, enterben Sie ihn, fluchen Sie ihm, ich werde ihm den Segen Gottes verkünden und dieſer wird ihn begleiten.

Der zürnende Vater war zu verſtändig und an kluge Ueberlegung und Selbſtbeherrſchung zu ſehr gewöhnt, um das Wahre in dieſen Worten nicht einzuſehen. Hätte ich noch einen Sohn, ſagte er finſter, ſo würde ich dieſen gewiß verſtoßen. So werde ich meinen Schmerz zu tragen ſuchen und den Schwachkopf verachten, wie er verdient.

Vater, ſagte Victor bittend und ihm näher tretend.

Rühr mich nicht an, rief der alte Herr, geh und ſuche nie zu bereuen, was du gethan. Geh auf dein Gut, ich will nichts hören, nichts wiſſen von dir. Verbirg dich und deine — hier warf er einen Blick auf Sylvia, die ihn bittend, liebend anſchaute — deine Unbeſonnenheit vor der Welt, kehre nie darin zurück, und Gott vergebe denen, die mir das Leid zufügten. Dann wandte er ſich zu dem Profeſſor: Und Sie, unverſöhnlicher, alter Menſch, ſind Sie nun zufrieden, geſättigt? Ich ſage Ihnen, Sie haben jung wie ein Thor gehandelt, jetzt aber noch viel ſchlimmer.

Er ging ſchnell davon und hörte nicht auf die lauten Worte des Geſcholtenen, der ihm luſtig nachrief: Judas! Judas! ich ſage dir, deine Sünde iſt von dir genommen, ſo du heimgehſt und dich bekehreſt.

Conradi nahm ſeinen Freund bei der Hand und führte ihn fort, da ſah Victor auf und Sylvia ſtand vor ihm, wie verklärt vom rothen Sonnenlichte, das aus dem Abendhimmel ſtrömte. Du biſt mein, rief er, auf ewig mein! Deine Liebe, unſer Glück muß ihn verſöhnen!

So laß uns glücklich ſein, erwiderte ſie leiſe. Hörteſt du, was der alte Mann ſagte? Laßt keine Zeit vorübergehen, wo ihr es ſein könnt. Das Leben iſt den Menſchen ſo kärglich zugemeſſen, das Glück hängt an Minuten, o! mein Victor, wie glücklich bin ich!

* * *

Nach einem Jahre ſaß Herr Lorbach in ſeinem Kabinet mit verſchränkten Armen und ſchaute auf zwei Karten, die vor ihm lagen. In der einen zeigte

Rudolf ſeine bevorſtehende Verbindung mit Fräulein Conſtanze Seefeld an und der Banquier warf einen bittern, ſchmerzlichen Blick darauf; die andere lud zum Tauffeſte ein, und daneben lag ein Brief voll kleiner, feiner Schriftzüge. Viel Gefühl, ſagte der alte Herr und nebenbei wirklich recht verſtändig klug, der Narr, der Victor! Er ſah umher und ſeufzte. Es iſt einſam allerdings hier, langweilig, ich glaube, ich bin zehn Jahre älter geworden und Victor ſchreibt, nur meine Verzeihung fehle, um ihn zum allerglücklichſten Menſchen auf Erden zu machen. O! der Thor! aber er hatte immer ein allzuweiches Herz. Der alte Menſch, der Profeſſor; es iſt fatal, daß er dort iſt, aber es iſt beluſtigend, und — er ſtand plötzlich auf und legte die Hand wie gewöhnlich auf ſeine Stirn — Nun wahrhaftig, rief er, ſoll ich mir darum meine paar alten Tage verbittern, meinen Sohn, meinen Enkel miſſen? Geſchehen iſt geſchehen, was ſich nicht ändern läßt, muß ertragen ſein, und wenn ich bedenke, was meine Jugend — Halt da! keine Vorwürfe, ich habe nichts zu bereuen, aber — er öffnete die Thür: Franz! Poſtpferde in einer Stunde, und den Reiſewagen in Stand geſetzt, wir fahren zur Taufe!

Das Hoftheater in Berlin.

Für das deutſche Theater iſt ſeit Leſſing, welcher ſich deſſelben ſo außerordentlich ruhmwürdig angenommen, ja welcher es in ſeinen Grundpfeilern feſtgeſtellt hat, ein Mittelpunkt geſucht worden. Sehr richtig benannte man dieſen Mittelpunkt immer Nationaltheater. Aber es iſt ihm ergangen, wie es bisher all unſern Mittelpunkten ergangen iſt: unſer ſtolzer Gedanke des mannigfaltigen Reichthums hat die Kräfte immer wieder zerſplittert, und weil an zehn Orten daſſelbe verſucht worden, ſo iſt es nicht an einem Orte zur Macht gediehen.

Zu Leſſing's Zeit that ſich Hamburg mit einer ſo würdigen Beſtrebung hervor. Nach einigen Jahren verzweifelte indeſſen Leſſing ſelbſt an einem hinreichenden Gelingen. Dann erhob ſich Mannheim mit einem ſolchen Plane, und unter Dalberg, unter Beihilfe junger ausgezeichneter Künſtler wie Iffland, Beck, Beil, unter dem erſten Aufſchwunge Schiller's, deſſen erſte Stücke in Mannheim erſchienen, gewann Mannheim ein ganz ſtattliches Anſehn. Aber auch nur auf kurze Zeit: die beſſeren Schauſpieler wußten Schiller beſſer zu würdigen als Herr v. Dalberg, und dieſer hatte keine Ahnung, daß im Intereſſe eines Nationaltheaters vor allen Dingen der große Genius des jungen Dichters zu ſchirmen und den gemeinen Bedingungen der Alltäglichkeit zu entreißen ſei. Die beſchränkten Maßſtäbe einer vornehmen Intendanz vertrieben Schiller außerordentlich ſchnell.

Nun folgte die merkwürdige Erſcheinung Weimars. Eine ganz kleine Reſidenz wurde Mittelpunkt der deutſchen Literatur und des deutſchen Theaters. Eine geſchmackvolle Fürſtin und deren Sohn, ein geſchmackvoller tüchtiger Fürſt, überließen unſern beiden großen Dichtern die ganze Leitung. Das Ergebniß hievon war eine mächtige, die ganze Nation bewegende, ſchöpferiſche Reform. Ich muß immer wieder darauf zurückkommen, was ich bei Gelegenheit der Tieck'ſchen Beſtrebungen zu wiederholten Malen geſagt: im Fortbau auf jener Weimar'ſchen Reform liegt allein eine geſunde organiſche Geſtaltung unſers Theaters. Schiller und Goethe haben alle Verſuche durchgemacht, vermöge welcher durch Aneignung ausländiſcher, alter und neuer Stücke ein Gewinn für unſre Bühne zu hoffen iſt, und die Grundſätze, welche ſie bei dieſen Verſuchen gewonnen, ſie ſind noch heute die tüchtigſten und beſten. Tieck's

Beſtrebungen ſind daneben Uebertreibungen und Rückſchritte. Durch Opernmuſik alte Stücke genießbar zu machen, und den Philologen eine zweifelhafte Genugthuung zu verſchaffen, ſolches Trachten hätten Schiller und Goethe mit Entrüſtung von ſich gewieſen. Ach, warum mußte eine ſo tüchtige, reiche Zukunft verſprechende Theaterſchule gerade in einer kleinen Stadt gegründet werden, die durch unzureichendes Publikum und auf die Dauer unzureichende Mittel keinen dauernden Halt bieten konnte! Das Theater am Wenigſten kann durch ſchriftliche Mittheilung wirken. Berichte und Ueberlieferungen beleben hierbei nicht, ſondern ein großes, mannigfach zuſammengeſetztes Publikum muß unmittelbar berührt, und durch deſſen tauſendfältige Organe muß die Nation in Theilnahme und Mitwirkung gezogen werden.

Es ſchien alſo ganz natürlich, daß unter Einwirkung Iffland's Berlin, die wichtigſte Hauptſtadt des nördlichen Deutſchland, mehr und mehr als Hauptſtadt eines Nationaltheaters begrüßt wurde. Oeſtreich hatte ſich dergeſtalt vom Fortſchritte literariſchen Lebens zurückgezogen, ja hatte ſich immer abwehrender dagegen geſtellt, daß an eine Nationalbedeutung des Wiener Burgtheaters nicht gedacht werden konnte. Klingemann's lobenswerthe Beſtrebungen, in Braunſchweig ein National-Theater aufzubringen, wurden und werden jetzt noch mit Danke anerkannt, aber Braunſchweig war nur einen Grad größer als Weimar, und ein Nationaltheater galt, je mehr ſich politiſches Bewußtſein entwickelte, immer mehr für unzertrennlich von politiſcher Hauptſtadt. Als Schiller nach Berlin kam, um der Aufführung ſeiner Jungfrau von Orleans beizuwohnen, als er vom Publikum wie ein dramatiſcher Fürſt gefeiert wurde, da glaubte man am Beginn einer nationalen Epoche des Dramas zu ſtehen!

Schimmernde Täuſchung, die leider ſo heimiſch geworden iſt in unſerm Vaterlande. Dem Königreiche Preußen ſind die großen Geiſtesmächte Deutſchlands ſeit mehr denn zwei Jahrhunderten ſtets an's Herz und in den Schooß gelegt worden: die Vorfahren haben durch entſchloſſene Schirmvogtei der Reformation in dieſem einen Punkte ihre Beſtimmung erfüllt zum Gedeihn des preußiſchen Staates, und der große Kurfürſt und Friedrich der Große haben den politiſchen Theil der preußiſchen Aufgabe ruhmwürdig gelöſt. Auch wurde die verkehrte Wöllner'ſche Epoche beſeitigt, und ein ſchneidendes Unglück, die Niederlage bei Jena, brachte dem vertrocknenden Staate in ſchreckliche Erinnerung, daß ohne jugendlich ſchöpferiſche Thätigkeit der Tod hereinbreche auch über junge Staaten. Dies Unglück rettete Preußen, und durch Preußen ward Deutſchland gerettet. Letzteres gefliſſentlich zu verkennen, wie neuerer Zeit vielfach geſchieht, iſt undankbar und unpolitiſch. Preußen aber in demſelben Sinne zu danken, in welchem und vermöge welches der Freiheitskrieg vorbereitet und durchgefochten worden, das iſt politiſch dankbar. Denn es war preußiſche Kraft und ein nicht ausſchließlich preußiſcher Sinn, welche den zweiten ſiebenjährigen Krieg von 1808 bis 1815 vorbereitete und durchführte, es war ein Nationaltrachten, wie es ſeit ferner Kaiſerzeit nicht mehr geſehn worden war in Deutſchland. Die großen Namen, an welche ſich die Wiedergeburt knüpfte, die Hardenberg, Stein, Scharnhorſt, Fichte ſtammten nicht bloß aus den preußiſchen Grenzen, und von jener Zeit ſchreibt ſich der vortreffliche Gebrauch in Preußen, jede deutſche Fähigkeit, jedes deutſche Talent als ein in Preußen einheimiſches zu betrachten. Dies iſt der ſegensreichſte Gedanke Preußens in neuerer Zeit geweſen, und der Zollverein iſt das erſte anerkannte Kind dieſer wahrhaften Ehe mit Deutſchland geworden, nachdem leider das erſtgeborene Kind, die deutſche Verfaſſung, nicht vollſtändig und gleichmäßig anerkannt worden war. Täuſchen wir uns nicht über die Entſtehungsweiſe dieſer preußiſchen Größe! Sie iſt entſproſſen aus dem energiſchen Charakter der preußiſchen Völkerſchaften und aus der genialen Mitwirkung deutſcher Männer aus allen Stämmen. Darin liegt auch die Bedingung weiteren Wachsthums. Und im Feſthalten

dieſer Idee eines preußiſchen Deutſchland hat ſich die breite und den größten Zuflüſſen offene Wiſſenſchaftlichkeit Preußens gebildet, welche ſtandhaft Widerhalt geleiſtet unter einer Regierung, die den politiſchen Fortſchritt mißtrauiſch anſehn zu müſſen und eine große Beſtimmung durch bloßes Conſerviren erfüllen zu können glaubte. Im Feſthalten jener Idee kann aber auch deutſche Kunſt und namentlich dramatiſche Kunſt allein einen gedeihlichen Mittelpunkt in Preußen finden. Die Wiſſenſchaftlichkeit, wenn ſie einmal in großen Maßſtäben eingeleitet iſt, hat ein zäheres Leben als die Kunſt. Dieſe will durch eine ſchöpferiſche Regierung unterſtützt ſein; eine zuſehende oder auch nur dilettirende genügt ihr nicht. Der dramatiſchen Kunſt insbeſondere nicht. Das beſte Schauſpiel-Inſtitut in Deutſchland, die Wiener Burg, widerſpricht dieſer Behauptung ſcheinbar, aber auch nur ſcheinbar. Dies vortrefflich angelegte, und in all ſeinen Nebenbedingungen ſolid gepflegte Inſtitut iſt durch den Mangel ſchöpferiſchen Lebens in Oeſtreich bisher immer noch an voller Entfaltung gehindert worden. Der glückliche Zuſchnitt allein und die wie ein Ehrenpunkt geachtete Ueberlieferung: das Schauſpiel ſelbſtändig und um jeden Preis mit den beſten darſtellenden Talenten verſehen zu erhalten, dieſe Eigenſchaften allein haben es vor dem Verfall bewahrt.

Wie ſteht es mit dieſen Eigenſchaften in Berlin? Sie haben theils von vornherein gefehlt, theils ſind ſie verloren gegangen. Unbegreiflicherweiſe hat diejenige Hauptſtadt, welche die Zukunft Deutſchlands vorzugsweiſe in Anſpruch nimmt, das wirkſamſte Mittel geſetzgeberiſchen Einfluſſes, die Nationalbühne, ſich entſchlüpfen laſſen, und von der fruchtbaren politiſchen Macht, welche im Beſitz der erſten Nationalbühne ruht, iſt gar nicht mehr die Rede. Es ſcheint unglaublich! Keine Kunſt wirkt ſo unmittelbar, ſo populair, ſo ſtark, ſo raſch, ſo nachhaltig auf eine Nation als die dramatiſche! Sie iſt das mächtigſte Heer in Kriegs- und Friedenszeiten, ja der Gedanke liegt ganz nahe, daß durch eine ſchöpferiſche Bühne die ungeheure Macht der Preſſe ein doppeltes Gewicht oder ein Gegengewicht erhalten, daß Geſchichte und Leben eines Staats durch wirkſame Verherrlichung von der Bühne herab zum Nationalſinne erhoben werden kann — und Preußen, nach dem Jahre 1806 durch ſich und die Antheilnahme der größten deutſchen Männer eingeführt in den Sinn und Gang einer vorausſchreitenden nationalen Sammlung, Preußen vernachläſſigt ſeine Hauptbühne dergeſtalt, daß dieſe jetzt eine Bühne zweiten Ranges genannt werden kann!

So kann ſie aber genannt werden, wenn unbefangen geprüft wird, welche Anſprüche an eine Bühne erſten Ranges zu ſtellen ſind, welche Anſprüche das Berliner Hoftheater befriedigt, und welche Mittel daneben die Burg in Wien trotz der lähmenden Cenſur auf die Scene ſtellen kann. Das Reſultat der Prüfung iſt: Sobald die Burg zu billiger, dem Bildungsſtandpunkte der Zeit angemeſſener Freiheit zugelaſſen wird, ſo können dort alle Stücke des deutſchen Repertoirs auf eine würdige und wirkſame Weiſe dargeſtellt und das erſte deutſche Nationaltheater kann als hergeſtellt erachtet werden; in Berlin dagegen ſind die wichtigſten Fächer ungenügend oder gar nicht beſetzt, eine vollſtändige Wirkung kann bei vielen Stücken nicht erreicht, die Anforderungen an ein erſtes Theater der Nation können nicht befriedigt werden.

Wie iſt dieſer Verfall ſeit Iffland herbeigeführt worden? Wie iſt es zugegangen, daß nicht nur der höhere Geſichtspunkt, ſondern auch das Augenmerk einer ſorgfältigen Verwaltung verloren worden iſt? Und jener höhere Geſichtspunkt in einer Zeit, die Preußens Wiedergeburt genannt werden konnte? Die Wiedergeburt geſchah unter Drang und Noth, unter Krieg und Sturm, kurz unter Umſtänden, die einer Kunſtanſtalt nicht eben zuträglich ſind. Und als es ſich um Sammlung der Frucht, um Vorbereitung neuer Ernte handelte, da traten die Einwirkungen allgemeiner Stimmung in den Hintergrund; der Staatsmann, welcher großen Blicks und Geſchmacks

mächtig war, Fürſt Hardenberg, gerieth in Kämpfe, die nach andern Seiten all ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, und gerieth in's Alter, welches nicht mehr Luſt und Kraft zu neuer Schöpfung hat; der König aber ſelbſt, welcher viel theilnehmenden Sinn für's Theater hatte, richtete dieſen Sinn mehr auf Theatraliſches als auf Dramatiſches. So geſchah's, daß eine Vermiſchung zwiſchen Oper, Ballet und Schauſpiel, welche ſchon an ſich und unter ein und derſelben Leitung das Leben des auf beſcheidenere Mittel angewieſenen Schauſpiels bedroht, dem Niedergange zuführte. Die Unterhaltung, die koſtſpielige und möglichſt bequeme Abendunterhaltung wurde Hauptaufgabe des Theaters, und es muß der Intendanz des Grafen Brühl nachgeſagt werden, daß damals noch eine gewiſſe Größe des Stils in Mitteln und Zwecken aufrecht erhalten wurde. Treue und Pracht der Koſtüme, Sinn und Sorgfalt für Maſſenſtücke, für heroiſche Verhältniſſe, machten ſich wenigſtens geltend. Auch dieſer vereinzelte Theil großer Abſicht zerſplitterte ſich mit der Zeit und ward von Oper und Ballet in Beſchlag genommen, ward ſeiner Bedeutung entkleidet und in äußerliches Prunk- und Reizmittel verwandelt. Die Seele des Theaters, das vaterländiſche Schauſpiel gerieth von Jahr zu Jahr mehr in die Lage, als Nebenſache von den Abarten in's Schlepptau genommen zu werden, und nur die leichteſten Gattungen deſſelben, Poſſe und Scherzſpiel, erwarben ſich noch einige Aufmerkſamkeit. Der Uebergang von da zu all dem Kurz-Waaren-Handel der Genre-Bilder, der Quodlibets, der lebenden Bilder und wie die Quincaillerie weiter heißt, war natürlich und unvermeidlich. Dergleichen ward charakteriſtiſch für das Berliner Hoftheater, und erzeugte in Wien, wo das Burgtheater wie eine Perle behandelt wird, das ſtehende Ueberhebungs-Lächeln, welches ſo kränkend aber ſo gerecht iſt. — Entſprechend geſtaltete ſich die Theilnahme des Berliner Publikums, welches eigentlich das geneigteſte und theilnehmendſte Publikum iſt, welches aus ſeiner Mitte wohl zwei Fünftheile der deutſchen Schauſpieler aufzieht, und welches geradezu in ungewöhnlichem Grade des Theaters bedürftig iſt, dergeſtalt bedürftig, daß nirgends leichter als in Berlin ein gutes Theater als Privatunternehmen auf ſeine Koſten kommen könnte: nun, dies Publikum, dem nur noch in der Königſtadt ein unbefriedigendes Schauſpiel geboten wird, dem im Schauſpielhauſe ein für Berlin ſehr kleiner Zuſchauerraum geboten iſt, dies Publikum von hundderttauſenden braucht beſonderer Anziehungsmittel wie berühmte Gäſte, antik und engliſch und muſikaliſch verbrämte Sonderbarkeiten, um in füllender Anzahl in das kleine Schauſpielhaus gezogen zu werden. Ich habe es vor einigen Jahren, als die darſtellenden Kräfte noch geſchloſſener und vollſtändiger waren als jetzt, ſehr oft halbleer geſehn, und die Theilnahmloſigkeit der höheren Stände iſt ſprichwörtlich. Dagegen vergleiche man Wien, das uns „Deutſchland" nennt, das außer der Oper am Kärnthnerthore die Theater an der Wien, in der Joſephſtadt, in der Leopoldſtadt ſchwunghaft betrieben zeigt, und an deſſen deutſchem Schauſpiele im Burgtheater die ganze gebildete Welt ſtetig und ſo dauernd Theil nimmt, daß es Jahre langer Vorkehrungen bedarf, um in das Abonnement einer Loge eintreten zu können. Welche Zeugniſſe ſind das für Berlin?

Sehnſüchtig und zuverſichtlich erwartete man eine gründliche Reform beim Regierungsantritte des neuen Königs. Man wußte, daß ſein Sinn den Theaterſpielereien abgeneigt, daß ſein Geſchmack an guten Muſtern geübt, daß ſein weiter blickender Geiſt der großen nationalen Bedeutung eines guten Schauſpiels kundig ſei. Man erwartete zunächſt, daß er den Weg, auf welchen die Wiener Burg trotz ſo gefährlicher Hemmniſſe immer in achtungswerther Höhe erhalten worden, vorzeichnen werde: völlige Trennung des Schauſpiels von Oper und Ballet und ſelbſtändige Leitung des Schauſpiels durch Männer, welche nicht nur des Geſchäftsganges ſondern auch der geiſtigen Leitung mächtig ſeien; Ausfüllung der Perſonal-Lücken um jeden

Preis; grundſätzlich ununterbrochene Aneignung aller auftauchenden größeren Talente ohne Rückſicht darauf, ob ihre Fächer im Augenblicke leer ſeien oder nicht, ein Grundſatz, in welchem das Burgtheater ſeinen Stolz geſucht und gefunden; Preiſe und Förderungen aller Art für deutſche Originalſtücke, durch welche allein die nationale Wichtigkeit des Inſtituts gebildet werden kann; Tonangebung endlich durch vorzugsweiſen Beſuch des deutſchen Schauſpiels, Tonangebung für unſre Rokoko-Geſellſchaft, die über Oper, franzöſiſchem Vaudeville und fremder Mode die Theilnahme an der Heimath verlernt hat und nur durch Mode wieder in organiſche Bildung einzuführen iſt.

Dies Alles erwartete man. Es wurde denn auch eine neue Theater-Intendanz errichtet, und wir haben bis jetzt von einzuführender größerer Oekonomie gehört, ja ſogar von bereits gewonnenen Erſparniſſen geleſen. „Ich habe an der Erziehung meines Sohnes mehrere tauſend Thaler erſpart, und er wird es mir einſt Dank wiſſen, wenn er ſich im Beſitze des ſoliden Kapitals ſtatt im Beſitze weitläufiger Kenntniſſe und Fähigkeiten ſieht", hat neulich Einer geäußert, der dieſen Sohn zur Aufführung der Medea geleitet hat, damit dieſer für einen Thaler die griechiſche Tragödie kennen lerne, ſtatt ſo erſchrecklich viel Geld für ſogenannte klaſſiſche Erziehung zu brauchen, die es, wie man im Stillen flüſtre, doch nicht einmal zum Verſtändniß ſolcher grauſam ſchönen Tragödie bringe.

Ich kann es nicht glauben, daß der jetzige König in ſeiner Geſchmackskunde und in ſeiner Wiſſenſchaft von organiſcher Nationalbildung auf die Dauer begnügt ſein werde mit dem jetzigen Zuſtande des Theaters. Iſt denn nicht ſein Verſuch der Wiederbelebung alter Meiſterwerke ein Beweis, daß ein tieferer Sinn für das Drama in ihm lebt? Wenn wir uns gegen die Art dieſer Wiederbelebung ablehnend verhalten müſſen, ſo geſchieht dies ja eben nur gegen die Art, gegen die Deutung und gegen die Ausſchließlichkeit eines ſolchen Alexandrinerthums. Den Kern wird nicht leicht Jemand verkennen, und es würde Niemand freudiger überraſcht ſein als wir, wenn es ſich nur um eine hiſtoriſche Reihenfolge handelte, und wenn für den ſchon näher liegenden „Standhaften Prinzen" und die „Athalie" die täuſchende Muſik zurückträte und Goethe's Iphigenie und Schiller's Wallenſtein folgte als Triumph unſers Vaterlandes. Wäre dies aber der Plan, dann wäre es freilich auch die höchſte Zeit, das Berliner Schauſpiel mit königlicher Anſtrengung zu verſtärken, denn unſer Schauſpiel kann nicht von Geigen und Poſaunen, nicht von kurioſen Dekorationen getragen werden, ſondern von einem Schauſpieler-Enſemble, deſſen Berlin ermangelt.

Ich glaube gern, daß dieſe letzte Behauptung von den Berliner Betheiligten bezweifelt und beſtritten werden wird. Wer läßt ſich gern im Schlummer ſtören! Geſchieht dieſe Bezweifelung und Beſtreitung mit irgend einem verführeriſchen Anſcheine von Berechtigung, dann werde ich, was ich gern vermiede, in's Einzelne eingehn, und an Perſonen, Fächern und Stile ausführlich nachweiſen, was ich im Allgemeinen behauptet. Ich weiß aber, daß die unbefangenen Freunde eines guten deutſchen Schauſpiels ſehr zahlreich ſind in Berlin, und ſie werden mit ihrem Anſehn und mit der Ausführung deſſen, was ich angedeutet, die unerläßliche Reform ſicherlich unterſtützen und werden die Ausſage unterſtützen: daß Berlins Schauſpiel einer gründlichen Erneuerung bedarf, daß Oper und Ballet und franzöſiſches und italieniſches Schauſpiel ſo lange unbeachtet bleiben können von beſonderer Fürſorge der Berufenen, bis die Hauptſache, das deutſche Schauſpiel, auf eine Berlin angemeſſene Weiſe zum Nationaltheater Deutſchlands auferbaut worden iſt. Allerdings kann dies unter jetzigen Umſtänden nicht im Handumkehren geſchehn, allerdings bedarf es nur einer unerwarteten Wendung im Wiener Cenſurweſen, und das Burgtheater nimmt ſogleich

mit klingendem Spiele die Stellung ein, welche Berlin in Anſpruch nimmt, welche es, wie jetzt die Sachen ſtehn, erſt in Jahren erobern kann — aber iſt die große Abſicht nicht großer Anſtrengungen werth? Und wäre nicht auch der Wettkampf ein Glück, wenn er mit großen Mitteln geführt werden könnte?

Dies Eine freilich iſt mir feſtausgebildete Ueberzeugung: wenn nicht bald an's Werk gegangen wird, dann verliert Preußen eine Hauptvertretung im Herzen deutſcher Nation.

Nachrichten.

Ein wichtiges Profeſſorwort hat in Leipzig bei Antritt des Rektorats Prof. Dr. Weber geſprochen: Europa ſtrahle jetzt nicht bloß wie ein Mond das Licht griechiſcher und römiſcher Wiſſenſchaft und Kunſt zurück, ſondern leuchte wie eine Sonne mit dem Lichte ſeiner eigenthümlichen Cultur. Sollten daher die Univerſitäten ihren Rang unter den vielen und zum Theil großartigen Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt behaupten, ſo müſſe man dafür ſorgen, daß die erſten Meiſter in allen den Wiſſenſchaften und Künſten, deren eigenthümliche Ausbildung unſerm Jahrhunderte beſonders Ehre macht, an Univerſitäten gefeſſelt werden. — Und dies richtige gegen die überlebte lateiniſche Univerſitätszeit gerichtete Wort hat dem Herkommen gemäß lateiniſch geſprochen werden müſſen. Das Kind empört ſich alſo bereits gegen die eigene Mutter.

Die Gewandhausconcerte in Leipzig haben zwei gute Sängerinnen gewonnen. Die erſte, Frau Antolka Hiller, die Gattin des jetzigen Dirigenten, zwar nicht officiell, inſofern ihr Auftreten ein Akt der Gefälligkeit iſt, die andre aber, Miß Birch, als engagirte Sängerin für dieſen Winter. Beide ſind von guter Stimme und von guter Schule und gefallen ungemein. Die erſte, eine geborne Polin iſt lebhaft und feurig, die andre, eine Engländerin, iſt ruhig und feſt. Merkwürdig iſt es, daß ein ſo unmuſikaliſches Volk wie das engliſche neuerdings Sängerinnen ausbildet. Und ſie haben, Clara Novello etwa ausgenommen, durchſchnittlich etwas, was an engliſche Waaren erinnert: Solide Arbeit, gediegene Ausführung der Einzelnheiten, Mangel an Grazie, Mangel an ſchwungvoller Schönheit. Aber es iſt ja die Aufgabe der Völker, nach dem zu trachten was ihnen fehlt: engliſche Sängerinnen wie Miß Birch ſind uns ſehr willkommen, und finden mit Recht allgemeinen Beifall. Bei ſo ſchöner Anregung gewinnen wir wohl auch noch einen guten Chorgeſang, der ſonſt in Deutſchland zu Hauſe iſt. Mainzer's außerordentliche Thätigkeit dafür in Frankreich und England mahnt uns, dieſer nationalen Anlage nicht nur für Muſikfeſte zu pflegen.

Das Schillerfeſt iſt in Leipzig wieder unter allgemeinem Zudrange und ſo lebhaft wie anregend gefeiert worden. Es iſt ſeiner Bedeutung nach dergeſtalt Nationalfeſt geworden, daß die großen Hauptſtädte ſich daran ein Beiſpiel nehmen könnten. Wie denn überhaupt die zum Tonangeben Berufenen wohl Acht haben mögen, daß ihnen nicht die ſogenannte Menge in allen Befriedigungen zeitgemäßer Bedürfniſſe vorauseile. Das Nachhinken verträgt ſich nicht mit der Macht.

Die neuen Grafen. Die Aachner Zeitung berichtet, daß die bei den Huldigungs-Landtagen ernannten zwei neuen Grafen vor Kurzem ihre Diplome empfangen haben. Es ſei ausführlich darin angegeben, wie ſie ſich bei Turnieren zu betragen, welchen Platz ſie und die Knappen einzunehmen, wie ſie die Lanzen einzulegen hätten und Aehnliches. Auch ſei ihnen unter Androhung des Verluſtes ihrer Würde ausdrücklich verboten, ſich mit einer Bürgerlichen zu verheirathen, ſo daß alſo die von Seiten der ſchleſiſchen Adelsreunion empfohlene Erfriſchung durch eine Verbindung mit reichen Bürgerstöchtern nicht zugelaſſen werde. — Das klingt doch ganz wie der Scherz eines hiſtoriſchen Carnevalſpiels, und es iſt zu wünſchen, daß dieſe für Manchen wohl glaubliche Nachricht berichtigt werde.

Glaßbrenner's Antigone. Die klaſſiſche Tragödie hat auch ihre modernen Schickſale: ein Berliner Humoriſt ſchreibt eine Traveſtie der Antigone, in welcher das Publikum ungenirt mitſpielt, und eine nichtpreußiſche Cenſur glaubt König und Königthum von Preußen gegen dieſen Geſchmacksfrevel ſchützen zu müſſen, und „Antigone in Berlin. Frei nach Sophokles von Ad. Brennglas" wird konfiſcirt. Der klaſſicirende Dichter trauert ein Jahr lang, bis ihm der Gedanke kommt, ſeine Schöpfung der preußiſchen Cenſur vor-

zulegen. Der Gedanke erweiſt ſich als ein glücklicher: nach Austilgung einiger geilen Blüthen wird das ſtachliche Gewächs zur Oeffentlichkeit gelaſſen und nun auch von der nichtpreußiſchen Fürſorge frei gegeben. Der Inhalt iſt etwa folgender: Das Publikum, aus Handwerksleuten, dem unvermeidlichen Rentier Buffey, dem Philologen Bos, dem Recenſenten Ungethüm, welcher in Humor arbeitet, dem Geheimrath Pudel, Dr. Efef, Herrn Funke, Herrn Piefke, Madame Crelinger und einem Gensd'armes beſtehend, bildet neben dem Perſonal der Antigone, darunter Königin Eurydike, die „gar nicht auftritt", das handelnde Perſonal. „Die Vorſtellung findet ohne Muſik ſtatt." Das Publikum unterrichtet ſich vor Anfang nach Kräften über das Stück und macht unerwartete, den Philologen ſtörende Bemerkungen. Schloſſer: Reenewas, Du haſt Dir beſtimmt ſchon mit de Antijone abjejeben: wer is ſie? Buchbinder: Sie is nich der Sohn einer Mutter, ſondern im Jejentheil: die Tochter eines Vaters. Ihr Vater war von Jeburt ein Prinz; ſein Vater, der König, fürchtete ſich aber vor ihm, weil das Orakel prophezeiht hatte, er würde einſt von ſeinem Sohne um's Leben jebracht werden. Schloſſer: Un en König wird doch an ſo'n Unſinn, an en Orakel nich jejloobt haben? Buchbinder: Ob! Darin waren die jeſcheidteſten Jriechen ſo dumm wie bei uns keen Nachtwächter. Sie ließen ſich alle von die Orakelprieſter für dheures Jeld bedrügen. Na alſo, was hat nu der König zu dhun? Dieſer hörrliche Charakter läßt ſeinen Sohn die Füße durchſtechen un denn ausſetzen, damit er verhungert oder von wilden Beeſtern zum zweeten Frühſtück jenoſſen wird. Indeſſen Kuchen! Der königliche Lakai fühlt ein menſchliches Rühren un giebt det Wurm von Fürſtenkind an einen Schäfer aus Korinthen, un dieſer läßt ihn vor 3 Dhaler 8 Jroſchen an den König Polyp ab, der ihn jeiſtreicher Weiſe wejen ſeiner jeſchwollenen Beene Schwellfuß nennen läßt, was auf Jrieſch Oedip heeßt. Un nu nachher wird des Allens wirklich ſo, wie des Orakel jeſagt hat, un die Antijone is die älteſte Dochter von den König mit de jeſchwollene Beene. Schloſſer: Aeh! Pfui! Buchbinder: Ja, ick weeß ooch nich, wie man Eenen mit jeſchwollne Beene zum Helden mehrerer Trauerſpiele machen kann. Klempner: Un des Janze is doch augenſcheinlich blos 'ne Fabel, un noch dazu eene, die nich de Spur poetiſch is. Buchbinder: Ja, aber des Schickſal, des Schickſal, des große jriechſche Schickſal, oder der jroße jriechſche Bedrug, der hier ſo mächtig ſpielt! Ihr ſeid ja bloß ordinaire Deutſche mit ordinaire Menſchenjeſichter und könnt nich antik denken." — Das griechiſche Stück hat endlich angefangen, und Ismene ſcheidet nach ihrer kurzen Scene mit der Verſicherung, daß ſie wie Königin Eurydike eine ganz überflüſſige Figur ſei. „Schloſſer: Des is ja aber ein Deutſch, als ob man in einem Rippenbrecher uf die Chauſſée vor's Cottbuſſer Thor fährt, ſo ſtuckrig! — Buffey: Dreht ſich denn nu des janze Trauerſpiel blos darum, daß die Antiejone ihren Bruder bejrabt un der König des nich haben will? Buchdrucker Feiſt: Zu dienen! Buffey: Na aber, des is ja ein janz einfaches Polizeiverbrechen! Da ſollte ſich der jriechſche Pollzeicomzarius drum kümmern, aber man nich der König! Wenn des Stoff zu en Trauerſpiel is, denn könnte ja ooch Eener in Berlin ein unſterbliches Trauerſpiel ſchreiben, wo Eener uf de Straße jeroocht hat un nich zwee Dhaler jeben will?" — Der unverſtändliche Chor erregt denn allmälig unzweideutigen Unwillen des Publikums, und der Schauſpieler Carlos ſpringt auf die Bühne, und hält eine Rede des Inhalts, daß uns dieſe Dichtungen einer für uns ganz todten Denkart nicht begeiſtern können, am allerwenigſten in ſo „ſcheußlichen Ueberſetzungen." Zum Erſatz ſpricht er einen Chor aus der Braut von Meſſina des „gemeinen deutſchen Dichters Schiller", und erſchüttert damit die Zuhörer. Stimmen erheben ſich: „Hinunter mit den Griechen! Das heißt nur deutſche Entwickelung aufhalten!" Aber König Kreon ſpricht unerſchüttert weiter. „Sie müſſen ihm", ſagt der Buchdrucker, „ſeinen lächerlichen Eigenſinn verzeihen: Es iſt ein dramatiſcher Eigenſinn. Da das Schickſal in keiner größern und ſchönern Weiſe über ihn kommen will, ſo benutzt er das Verbot, um den Untergang ſeines Hauſes herbeizuführen." Nun ſtellt ſich aber der Neugrieche Piefke auf der Bühne ein, fordert unter großem Applaus eine Flaſche bairiſch Bier und miſcht ſich in den Dialog. Philologe Bos iſt längſt eingeſchlafen, eine vornehme Dame iſt in Ohnmacht gefallen. „Die gute Frau hat die Mode mitgemacht, verſteht aber das Meiſte nicht, muß das Jähnen unterdrücken und iſt nun durch dieſe Anſtrengung janz matt un ſchwach jeworden." Der „blinde Seher" tritt endlich auf, der „hörrliche Charakter" Kreon ſchlägt um, und die Verzweiflung des Publikums bricht in Pochen und Pfeifen aus. Umſonſt ſteigt ein „Beamter" auf die Bank und gebietet Ruhe, umſonſt beſchwört er das Publikum, nicht die Schmach auf ſich zu laden, daß die Antigone ausgetrommelt worden ſei, „im ganzen Auditorium", ſetzt er in Verzweiflung hinzu, „ſind kaum vier Perſonen, die Alles darin verſtehn." Philologe Bos (der aufgewacht iſt): Nicht zwei! Publikum: Die zwei ſollen ſich das Stück allein vorſpielen laſſen! Wir wollen uns nicht langweilen." — Madame

Crelinger erklärt in einer Schlußrede, daß man ſolchem Unwillen gegenüber ſchließen müſſe, und daß die Schauſpieler ihn auf die ungenügende Darſtellung bezögen. Ein Gensd'armes erſcheint neben ihr, und kündigt an: „Uebermorgen wird auf dieſer Bühne dargeſtellt: Antigone, Tragödie von Sophokles. — Tiefe Stille. Das Publikum verläßt das Haus, und Piefke ſingt „Sie ſollen ihn nicht haben!" —

Dies ſind die äußeren Umriſſe der Satire, welche durch ehrlich gemeintes Hineinſprechen nicht durchweg Traveſtie bleibt, aber demjenigen, dem dieſe Oppoſition angemeſſen ſcheint, trotz vieler beſeitigten Witze komiſche Anregung in Fülle bietet.

Berlin, den 9. November. Vor einigen Tagen begann der, von der Regierung berufene Profeſſor Huber auf der hieſigen Univerſität ſeine Vorleſungen. Das kleine Auditorium war nur ſehr ſpärlich beſucht, und über die Hälfte der Anweſenden, etwa zwanzig Menſchen, waren, wie ich, gewiß nur einmal, der Neugierde wegen hingekommen. Profeſſor Huber ſoll gut und tapfer zu ſchreiben verſtehen, und beſonders gegen das junge Deutſchland und die Richtungen der neuen Zeit, ich ſage ſoll, denn ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt mich ſelbſt davon zu überzeugen, aber in ſeinem Vortrage habe ich ſo etwas durchaus nicht herausmerken können. Von Tapferkeit war wenigſtens durchaus nicht die Rede. Die Einleitung, die er ſeiner Literaturgeſchichte vorausgehen ließ, war durchweg feig, und ein fortwährender Rückzug, noch eh' es zum Treffen gekommen. Seinen Worttrompetern ſcheint wirklich gar nichts als die Retraite geläufig zu ſein, die ſie dann aber auch freilich mit einer bewundernswürdigen Virtuoſität auszuführen verſtehn. Nirgends trat ein kecker, feſtgerammter Gedanke heraus, es war Alles lockeres Zeug, halb lau, halb flau, und am Ende gar nichts. Man ſagt die Regierung habe ihn berufen, weil er gut bellen könne und die Diebe verſcheuche. Gut. Ich finde es ganz in der Ordnung, erſtlich, daß es ſolche Leute giebt, zweitens, daß der Staat ſie in's Hundehäuschen am Hofthore ſetzt, aber ich finde es unbegreiflich, daß der Staat ſie nicht beſſer unterſtützt und die Thiere ſo zahm heulen läßt. Heraus mit dem Knüppel! Nur immer drauf zugeſchlagen! Die Regierung muß Claqueure ſchicken, verkleidete Gensd'armes, wenn es nicht anders geht, daß die Leute Courage bekommen und die Zähne weiſen. Die Halbheit iſt am gefährlichſten.

Auch Theodor Mundt hat geſtern ſeine Vorleſungen begonnen. Das Auditorium war gefüllt und bunt zuſammengewürfelt. Es waren viele Offiziere da, auch einige Herren von Hofe konnt' ich erkennen, einige von denen, die ich noch immer als freiſinnig gefunden habe. Mundt las vortrefflich, echt proteſtantiſch in Wort und Sinn. Bei einigen Stellen ſah ich ſeine guten Freunde bleich werden, aber mich hat es gefreut, daß er ſo friſchweg von der Pfanne geknallt. Er hat ſich von ſeinem Meinungsbau alle Hinterſteigen abgeriſſen, und die Seitenpförtchen vermauert, er hat ſich nur einen Ausgang gelaſſen, die Thüre zur Wahrheit. Trefflich eiferte er gegen die Perfidie, welche man heut zu Tage mit der Hiſtorie treibt, mit der Hiſtorie in Staat, in Kirche und in Wiſſenſchaft. Unſer Jahrhundert wird ſo niedlich. Wie ſich die Chineſen durch gewiſſe Preſſen niedliche Füße zu formen verſtehn, ſo, ſagte Mundt, verſteht man heut zu Tage ſich damit niedliche Köpfe zu bilden. Der feſtgepanzerte, proteſtantiſche Geiſt, der ſich in dieſer Rede kund giebt, iſt wie ein Ritter, der die Lanze gefällt hat; der Witz läuft daneben und macht dann und wann einen Luftſprung, dabei er die Schellen ſchüttelt. — Theodor Mundt lieſt im Auditorium No. 7. Die Sieben wird von Einigen heilig gehalten, von Andern bös geſcholten. Es werden ſich über dieſe Sieben die Einen wie die Andern erheben.

Im Theater war neulich zum erſten Male: „Die Fräulein von St. Cyr", von Alexander Dümas. Das Stück lieſt ſich im Franzöſiſchen recht hübſch, im Deutſchen wird es ſehr langweilig. Spaßhaft iſt bei der Darſtellung, daß man den König Philipp V. glücklich aus der Klemme gezogen. Bei Dümas wird der König düpirt: Charlotte thut, als wolle ſie den König nicht erhören, ſo lange St. Hérem in Madrid, er fertigt ihr daher den Paß für dieſen aus, um ihn los zu werden. Als der König nachher St. Hérem, von dem er beleidigt worden iſt, verhaften laſſen will, entflieht derſelbe glücklich mit dieſem Paß und nimmt dem düpirten König die Geliebte vor der Naſe weg. Im Deutſchen wird der König aber großmüthig, ſchreibt einen zierlichen Brief, entſagt und wünſcht eine glückliche Reiſe. O, ihr ungeſchickten Franzoſen, lernt Moral von den Deutſchen. Seht einmal her, wie die Berliner Theater-Cenſur die Weltgeſchichte in die Falten zu richten weiß. „Meiſters, ihr müßt den König für keinen Maulaffen halten" ſagt Peter Squenz in der „Absurda Comica" von Andreas Gryphius.

Feodor Wehl.

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode** № 7.

№. 6. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1843.

Moden.

Das beiliegende Modeblatt Nr. 14 bringt als Wiener Herbſtmode einen Stadtanzug und ein Hauskleid, beides recht hübſch und ganz brauchbar, aber beides ohne alle Eigenthümlichkeit neben den Pariſer Moden. Mit Vorliebe ſieht man ſtets auf die Wiener Moden als auf eine ſelbſtändige Darlegung des deutſchen Geſchmacks und der deutſchen Mode, und doch zeigen ſich bei genauer Verfolgung derſelben nichts als Variationen der Pariſer Modelle. Ja die Eigenthümlichkeit des Wiener Anzugs beſteht oft nur in der Uebertreibung des herrſchenden Modetypus. Als man weite, abſtehende Aermel trug, waren ſie nirgend koloſſaler, als in Wien, die dicken reifförmigen Röcke der letzten Jahre erſchienen am unförmlichſten in Wien, ja als vorigen Winter aller deutſchen Anſicht zuwider die Pariſer Kleider zu tief die nackten Schultern zeigten, ſo verlangte gerade die Wiener Mode die kürzeſten Aermel und die am wenigſten ſchließenden Taillen. Die Wienerinnen ſind eigentlich neumodiſcher, als die Pariſerinnen; die Erſtern tragen jede Mode, weil ſie modern iſt, die Letzteren ſind aber eleganter, ſie folgen nur der Mode, die ihnen perſönlich ſteht. Die Pariſer wagen etwas in Form und Farbe, aber auch das Auffallende muß harmoniſch bedingt ſein. Die Wiener wagen Alles in grellſter Zuſammenſtellung und ſtreifen daher oft die Extravaganzen der Moden. Alſo ſelbſtändig deutſch ſind bis jetzt die Wiener Moden ſicherlich nicht, und doch wäre jetzt der Augenblick, den Nationalgeſchmack geltend zu machen, da der Charakter der herrſchenden Kleidermoden alle Formen zuläßt und ſelbſt Nationalcharakteriſtiſches begünſtigt, wie die Vorliebe für orientaliſche Verzierungen und die ſlaviſchen Formen für Pelzſchnitte wieder neuerdings beweiſen. In den altdeutſchen Bildern und den ſo mannichfachen Nationaltrachten der deutſchen Länder könnten die erfinderiſchen Wiener gewiß die ſchönſten Motive finden, denen ſie nur den zeitgemäßen Schnitt anzupaſſen brauchten, um ſelbſtändig Deutſches zu ſchaffen, ohne dabei die allgemeine Moderichtung durch auffallende Abweichungen zu beleidigen.

Der Mantel des heutigen Wiener Modekupfers iſt wohl beſonders zu empfehlen, da unſere deutſchen Winter eine ſolidere Einhüllung erheiſchen, als die meiſten eleganten Pariſer Ueberwürfe gewähren. Auch würde dieſe Mantelform in einfacherer Ausführung ſich gut ausnehmen. Statt des ſchweren, buntgemuſterten Seidenſtoffs könnte man einen bunten Flanell wählen, den man mit einem paßlichen Sammteinfaß verzierte, über dem man noch eine einfache Poſamentirarbeit anbringen könnte Dieſe Art doppelter Beſatz von Sammt und Schnürmacherarbeit oder von Pelz und Poſamentirarbeit wird auch von Paris aus ſehr gerühmt.

Eine Poloniſe oder Cazaveka dieſer Art war von granatfarbigem Sammt mit weißem Atlas gefüttert und wattirt, rings um den Rock lief ein Einfaß von Marder, und zwei Finger über dem Pelz ſtand eine

venetianiſche Spitze, die von der Farbe des Sammtes war und ſich nur durch die Schattirung abzeichnete. Zu dieſer Cazaveka war eine Boa von Marder beſtellt worden, als nothwendig zur Vollſtändigkeit des Anzugs; alſo eine Wiederaufnahme dieſes ebenſo kleidſamen, als bequemen Pelzes. Venetianiſche Spitze iſt ſehr beliebt zu allem Auspuß, es iſt dies eine ſpitzenartige Poſamentirarbeit, welche die Muſter der alten Spitzen oder Guipùre nachahmt. Natürlich hat man ſie von allen Farben. Ein anderer Beſatz dieſer Art iſt auch das Filet, von dem man viel bunte Spitzen ſtrickt. Man ſetzt ſie glatt auf Kleider oder zieht von ihnen ein abſchattirtes, duftiges Gekraus und garnirt damit. Dieſer Beſatz war z. B. bei einem ſehr hübſchen Morgenanzuge angebracht. Der Anzug beſtand nämlich aus einem Peignoir von franzöſiſch blauem Caſchmir, mit orange Seide gefüttert und ringsum, auch vorn herauf, mit einer gereihten, blau und orange Filetſpitze beſetzt. Um die weiten Aermel à la juive ſtand eben ſolche Spitze. Die Aermel waren die Länge des Unterärmels geſchlitzt und mit orange Bandknoten zuſammengefaßt, ein orange Gürtel mit langen Enden umſchloß die Taille. Natürlich war ein ganz einfaches weißes Jaconetkleid darunter, und ein Häubchen à la paysanne, das um das Geſicht nur eine über orange Band zurückgeſchlagene Spitze zierte, vollendete dies moderne Negligée. Babuſchen von Sammt oder türkiſch geſticktem Saffianleder und ein Batiſttuch mit einer Bordüre von verſchlungenen Strichen in der Farbe, die gerade zu dem Anzuge harmonirt, darf auch nie fehlen. Den Taſchentüchern, immer noch die auszeichnende Einzelheit einer guten Toilette, wendet man große Aufmerkſamkeit zu, doch iſt nicht etwas beſonders Neues darin erſchienen. Wappen und Namenszug reich, aber nur weiß geſtickt auf dem klarſten und feinſten Batiſt, und dieſen mit koſtbaren Spitzen garnirt, bleibt doch das Geſchmackvollſte darin. Als ſehr beliebt führt man auch an eine weißgeſtickte Kante in arabiſchem oder gothiſchem Muſter, rings um das Taſchentuch laufend. Alle bunte Verzierung oder Stickerei derſelben iſt nur für Morgentoilette geſtattet. Die Gold- und Silberſtickerei auf dem Taſchentuche iſt aber nur eine einzelne Ausnahme in dem Hochzeitskorbe einer Braut oder bei einer großen Cour. Von großer Toilette iſt noch wenig erſchienen, doch ſagt man dafür wieder große Pracht voraus, obgleich die Mitteltoilette, insbeſondere zum Ausgehen, entſchieden einfacher wird. Bandbeſätze ſind auf ſeidene Kleider gern angebracht, ſei es als Rüche oder als Pliſſée; zu beiden garnirt man leicht auf ein Kleid 100—130 Ellen. Falbeln ſind zwar noch viel getragen, doch ſcheint es, daß aufſteigender oder kegelförmiger Auspuß auf dem Vorderblatte der Kleider dieſen Winter wieder herrſchender werden wird.

Als große Neuigkeit erwähnt man, daß die Damen wieder hohe Abſätze an den Schuhen und Halbſtiefeln tragen. Dies iſt gewiß eine große Verbeſſerung für die Schönheit der Fußerſcheinung, doch ſagt man, ſie ſei dem Gange hinderlich und den Hühneraugen ſehr förderlich, weil der Fuß dadurch nach vorn gedrängt iſt.

In Ballkleidern ſind ſchon hübſche Neuigkeiten erſchienen. Doppelte und dreifache Röcke, der oberſte im Tunikaſchnitt, bleibt die Form aller leichten Kleider. Stickerei von bunter Seide und in Gold und Silber iſt die modernſte Verzierung. Weißer Tüll, mit Silberlahn geſtickt, um den untern Rock eine Kante und der obere Rock ſäulenförmig geſtickt, dies über roſa oder blauen Atlas gezogen, iſt ein reizendes Ballkleid. Eine andere Art Stickerei auf Tüll iſt auch von matten Silberfaden und weißer Chenille ausgeführt ſehr hübſch. Noch andere Tüllkleider hatten Blumenkanten, die ganz erhaben waren. Die Blumen waren von gezogenem Crepp aufgeſetzt und mit ausgeſchlagenen Atlasblättern verbunden. Andere ſolche erhabene Kanten hatten auch Blumen von ganz ſchmalen gezogenen bunten Bändchen aufgenäht. Zum Beiſpiel eine blaue Afterkante dieſer Art auf einem blauen Tarlatankleide über roſa Unterkleid gezogen gilt als ſehr modern. Mull oder Tarlatan in bunter Seide tamburirt, auch platt geſtickt, mit Muſchen oder Ranken gemuſtert, iſt einfacher, aber viel von jungen Mädchen zum Ball getragen. Sehr duftig und zierlich iſt auch eine Gaze pliſſée, gekerbter Flor, weiß mit fingerbreiten weißen Atlasſtreifen verſehen, auf welche bunte türkiſche Muſter gedruckt ſind.

Die Armbänder ſind mehr als je in Aufnahme, je ſchwerer, bizarrer oder rokoko ſie geformt ſind, deſto mehr gefallen ſie als Neuigkeit. Halsbänder ſollen wieder getragen werden, ſagen die Goldarbeiter dies Jahr wie vorigen Winter, es iſt aber noch abzuwarten, ob die Modedamen dieſem Ausſpruch folgen. Der alte Schmuck iſt bis jetzt der allein geſchätzte und getragene. Unter alt verſteht man die Renaiſſance- und Rokokozeit, und dieſer Geſchmack macht ſich auch noch in aller eleganten häuslichen Einrichtung geltend. Alle Möbel, alles Geſchirr, alle Zimmerdecorationen tragen dieſen Stempel. Auch die Stoffe in Plüſch, Seide und Wolle haben große Muſter in dieſem Stil und zeichnen ſich durch bunten Reich-

thum aus. Nur die Möbel für den neuen Pallaſt in Athen, die in Paris gefertigt wurden, zeichneten ſich ſehr aus durch mehr antike Formen, in denen die geraden Linien und die Würfelform öfter heraustraten. Selbſt die Bronzen waren in dieſem Geſchmack gehalten und gefielen doch ſehr. — Portieren, Vorhänge vor den Thüren, kann jetzt ein gut eingerichtetes Zimmer nicht entbehren. J.

Feuilleton.

* Von den Frauen Sachſens ſagt ein Schriftſteller, der unter dem Kurfürſten Auguſt II. ſchrieb, Folgendes: „Ihr Frauenzimmer ſtreitet an Schönheit, angenehmem Weſen, guter und annehmlicher Aufführung und trefflichen Gewächſen mit den Engliſchen ſelber um den Vorzug, ſonderlich unterſcheidet unter dieſen allen dasjenige, ſo Dresden und Leipzig auf die Welt bringet, wiewohl die übrigen Städte ſich der Töchter ihres Landes wahrlich auch nicht ſchämen dürfen, und man ſieht das ganze Land mit vielen irdiſchen Engeln erfüllt, jedoch müſſen bei den Ausländern die Leipziger Frauen ſich noch ſagen laſſen, als ob ſie die Verliebteſten unter allen, und der Himmel ſie ſonderlich mit ſolchen Herzen begabt, die nach der Männer Converſation jederzeit ein ſehnliches Verlangen tragen. Ob nun dieſes wahr", ſetzt der Verfaſſer ſehr naiv hinzu, „werden ſie am beſten ſagen und beweiſen können." Vergleicht man die ſo geſchilderten Damen von damals mit den jetzigen, was iſt der Unterſchied? Wir meinen, kein bedeutender; die Sachſinnen ſind noch immer hübſch, und die Leipzigerinnen haben noch immer Herzen, die „nach der Converſation mit Männern Verlangen tragen."

* Die Natur mit ihren Erſcheinungen, ich meine die Natur im weiteſten Umfange, kann myſteriös für uns ſein, weil es uns an genügender Erkenntniß mangelt, aber myſtiſch ſind nur wir, oft eben aus Bedürfniß nach dieſer Erkenntniß. Wo Erfahrung und Philoſophie nicht ausreichen, tritt unſere Phantaſie als Vermittlerin ein und ſucht das bis jetzt noch Unerklärliche zu erklären. Schwärmerei, und in höchſter Potenz Fanatismus überlaſſen ſich auf dieſem Wege dem Glauben an übernatürliche Kräfte und eröffnen ein dämmerndes „Zwiſchenreich" voll Geiſter und Geſpenſter. „Es gibt mehr Dinge zwiſchen Himmel und Erde, als ſich eure Schulweisheit träumen läßt", ſagt Hamlet, als ihn ſeine ſpeculative Vernunft im Stiche läßt, und von dem Augenblicke an geräth er außer ſich und verfällt einem Wahnzuſtande. Mehr als in irgend einem Lande iſt in unſerm Vaterlande ein Hinneigen nach dem Geheimnißvollen und Myſtiſchen heimiſch, und gerade deswegen — dies mag barock klingen, aber es iſt demungeachtet wahr — weil die Deutſchen vorzugsweiſe das Bedürfniß zum Denken haben. Der denkende Menſch geräth natürlich öfter, als der mehr nach außen lebende, an eine Grenze, wo ihm der Gedanke keinen Anhalt mehr bietet, aber da ſein Drang nach Aufklärung nicht auch zugleich ſeine Grenze erreicht hat, ſo verirrt er ſich durch willkürliche Vorausſetzungen auf ein Gebiet, das nur in ſeiner Einbildungskraft exiſtirt, und gibt ſich Illuſionen hin, die er allmählig für Wahrheit nimmt. Kein Wunder, daß dergleichen Illuſionen ſich weiter verbreiten und endlich ſogar zum allgemeinen Volksglauben werden. So entſtanden die geheimnißvollen, meiſt tief ſymboliſchen Sagen, an denen die Deutſchen beſonders reich ſind. Eine der ergiebigſten Quellen des Aberglaubens iſt nun von jeher der räthſelhafte Einfluß des Magnetismus auf das Menſchenleben geweſen, und erſt in neuerer Zeit hat man denſelben zum Gegenſtand eines ſtrengern wiſſenſchaftlichen Studiums erhoben und die Reſultate, um ihnen eine möglichſt große Popularität zu verſchaffen, dem Publicum in theilweiſe vortrefflichen Schriften mitgetheilt. In der That wäre es zu wünſchen, daß ſolche Schriften immer mehr Verbreitung gewönnen, wozu die Journaliſtik ohne Zweifel das Meiſte beitragen könnte. Die größte Anzahl unſerer Tageblätter tiſcht ihren Leſern noch immer gern räthſelhafte, blos die Neugier in Anſpruch nehmende Geſchichtchen und Anekdoten auf, ohne ihnen den Schlüſſel dazu zu reichen, ja ſie behalten dieſen ſogar, wenn ſie ihn haben, lieber abſichtlich in eigenem Verwahrſam, um dem Effect, den ſie hervorbringen wollen, nicht zu ſchaden. Daß dieſes Verfahren gewiſſenhaft ſei, wird Niemand behaupten wollen. Nach dieſen Andeutungen machen wir

heute unſere Leſer auf ein neuerlich erſchienenes Buch aufmerkſam, welches ſo feine und zum Nachdenken anregende Bemerkungen enthält, daß Jeder es mit Intereſſe leſen wird, deſſen Bedürfniß ſich nicht blos auf die ſogenannte Unterhaltungslectüre beſchränkt. Das Buch enthält die von Bähr und Kohlſchütter nach Protokollen zum Druck gegebenen „Mittheilungen aus dem magnetiſchen Schlafleben der Somnambule Auguſte K. in Dresden." (Mit Titelkupfer und Holzſchnitten.) Zur Beſtätigung unſerer Empfehlung führen wir einige der intereſſanteſten Notizen daraus an.

* Die Hellſeherin, deren genanntes Buch vor uns liegt, theilt die menſchliche Organiſation, wie ſchon andere vor ihr, in Geiſt, Seele und Körper, und ſagt: Somnambulismus entſteht nur durch die Vereinigung von Seele und Geiſt. Bei dem magnetiſchen Schlafe wirkt noch die Sonne; die magnetiſche Kraft iſt hier ziemlich eins mit der Ausſtrömung der Sonne. Die Sonne zieht den Geiſt ſo ſehr an ſich, daß der Körper darunter leidet. Durch die magnetiſche Kraft wurde der freie Geiſt an den Körper gefeſſelt, denn Gott wollte die Geiſter prüfen. Wenn die Seele, der körperlich gewordene Geiſt, durch die Sinne verleitet wird, Unrecht zu thun, ſo iſt der Geiſt damit unzufrieden, und dieſe Unzufriedenheit nennt man Gewiſſensbiſſe. Ein ruhiges Gewiſſen beſitzt Der, bei dem ſich der Körper mehr nach dem Geiſte richtet." Weiter unten heißt es: „Der Geiſt iſt nur dadurch fehlbar geworden, daß er mit dem Körper in Verbindung ſteht; es gibt deshalb keine von Grund aus böſe Menſchen; der Körper verführt uns nur durch die Seele. Nach dem Tode geht das, was die Seele nicht recht gethan, auf den Geiſt über, da die Seele ſich dann mit dem Geiſte vereinigt. Das, was jetzt Seele war, iſt dann Geiſteskraft. So iſt der Tod die Erntezeit, und der Geiſt die Scheuer, wo die Seele geſammelt wird. Gott gab uns die Sinnlichkeit, um uns zu prüfen. So lange der Menſch lebt, iſt der Geiſt nicht bös; mit dem Tode erſt geht die Seelenkraft auf den Geiſt über, es miſcht ſich das Böſe der Seele mit dem Guten des Geiſtes, und Gott macht den Auszug. Wir können nicht ſagen, daß, ſo lange der Menſch noch lebt, der Geiſt bös ſei."

* Auf die Frage, ob der Scheintod Aehnlichkeit mit ihrem ...ähnlichen Zuſtand habe, antwortete die Kranke mit Ja, nur daß im Scheintode der Geiſt nicht ſo leicht zum Körper zurückkehren könne. Es gebe nur ein Mittel, dieſes ſei aber noch nicht anerkannt, nämlich der Magnetismus; doch nicht Jeder eigne ſich dazu. „Da der Magnetismus immer mehr Anerkennung finden wird, ſo müſſen Solche, die dazu beſtimmt ſind, und deren Kraft gehörig geprüft iſt, dieſes zu unterſuchen, ihre Hand auf das Herz des Scheintodten legen. Dann beginnt es zu ſchlagen, und dem Geiſte wird es möglich, einen Anhaltpunkt zu finden, um ſich durch die magnetiſche Kraft wieder an den Körper anzuſchließen. Im Scheintode iſt der Geiſt zu vergleichen mit Einem, der auf einer Leiter eine Höhe erſteigt; nimmt man die Leiter weg, ſo kann er nicht wieder hinunter und muß umkommen. Für den Geiſt iſt der Magnetismus die Leiter. Ihr werdet finden, daß Scheintodte bald nach dem Begraben in der Erde zu ſich gekommen ſind; es geſchieht dies, weil die Erde magnetiſch iſt."

* An einer andern Stelle räth unſere Somnambule in Betreff der magnetiſchen Heilkraft der Erde, kranke Kinder auf den friſchen Boden zu legen. „Du wirſt bemerkt haben," ſagt ſie, „daß die Kinder einen Zug nach der Erde haben; ſie befinden ſich nirgends ſo wohl, als auf dem Boden, beſonders leidende Kinder. Am beſten geſchieht es zu Mittag, wo die Erde mehr ausdünſtet und die Kraft feiner iſt; aber nicht des Abends. Vorzüglich laß es mit den Ellbogen und mit den Fingerſpitzen die Erde berühren, es ſind das die Theile, mit denen es am ſchnellſten die magnetiſche Kraft aufnehmen wird. Dies wird beſſer wirken, als alle Arzenei. Das Thier ſucht und findet ſein eignes Mittel."

* Intereſſant iſt folgende Bemerkung über die Muttermäler: „Eine Mutter verlor während der Schwangerſchaft eins ihrer Kinder durch den Tod. Bei dem Anblicke des Leichenzugs griff ſie ſchmerzvoll nach ihren Augen, und das Kind, welches ſie unter ihrem Herzen trug, ward blind geboren, weil die Nerven des Kindes eben da gehen, wo die Nerven der Mutter gehen; durch Schreck wird der Magnetismus plötzlich abgezogen. Hätte man ſogleich im Anfange durch Magnetismus eingewirkt, ſo glaub' ich, daß das Kind wenigſtens einen Schein bekommen hätte. — Das, was die Mutter ſieht, macht ihr Schreck, und wenn ſie eine Stelle des Körpers berührt und die Hand wieder abzieht, geht die Kraft zurück und bildet dann die Erſcheinung des Muttermaals. Auch der Magnetiſeur zieht, wenn er z. B. am Ellenbogen anfängt und hinunterſtreicht, die magnetiſche Kraft hinunter. So wird auch hier die magnetiſche Kraft des berührten körperlichen Theils durch den vorhergegangenen Schreck erſt in Aufregung gebracht und durch das Abziehen der Hand plötzlich weggezogen. Das Bild des Schreckens umwebt ſich geiſtig mit den Nerven, welche mit denen des Kindes zuſammenhängen."

* Ein Coiffeur macht darauf aufmerkſam,

wie wichtig für den Geiſt ein reiches Haar ſei, und empfiehlt Allen, die geneigt ſind, Kahlköpfe zu werden, dies nicht blos des äußern Anſehens, ſondern auch der geiſtigen Kraft wegen ſorgfältig durch Tinkturen, Pomaden u. ſ. w. zu verhindern. Unſere Leſer mögen entſcheiden, ob er Recht hat, wenn er ſagt: „Haben Sie bemerkt, daß diejenigen Frauen, welche ſchöne Haare haben, auch immer die geiſtreichſten ſind? Die Wärme, welche durch dieſe Hülle dem Gehirn mitgetheilt wird, iſt der Entfaltung des Gedankenlebens am günſtigſten. Der ſchnellere Umlauf der Säfte ſetzt die Kräfte des Geiſtes in größere Bewegung. Beſonders äußert ſich dieſer Einfluß am wirkſamſten in Betreff der Phantaſie. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Gedanken beim Erwachen die beſten ſind, daß die kühnſten dichteriſchen Entwürfe im Bett gemacht werden, daß ebendaſelbſt den Philoſophen die beſten Ideen einkommen. Das kommt daher, weil der Kopf von der Bettwärme angeregt iſt. Die mittägigen Völker ſind wegen der größeren Hitze der Temperatur auch deswegen geiſtreicher, als die nordiſchen." — Hieran ließen ſich manche Bemerkungen und Fragen knüpfen, z. B. ob ſich bei Julius Cäſar eine Abnahme der geiſtigen Kraft offenbart habe, ſeitdem er ſeine Platte mit dem Lorbeer zu bedecken gezwungen war? Oder, ob Simſon's Stärke nicht vielleicht mehr geiſtig, als körperlich geweſen? Deshalb haßten ihn vielleicht die Philiſter und ſchnitten ihm das Haar ab, damit er auf keinen guten Gedanken zu ſeiner Rettung mehr kommen möge; dieſe Handlungsweiſe wäre allerdings im Sinne der Philiſter begründet. Möglich auch, daß das Sprichwort: „es iſt kein gutes Haar an ihm", nichts weiter bedeutet, als: „er iſt ein Dummkopf!" Die Alten reden viel von den „olympiſchen Locken Jupiters." Sollten ſie damit nicht den göttlichen Genius bezeichnen wollen, und ſchreibt in unſerer Zeit, wo ſo viel vom Cultus des Genius die Rede iſt, die Mode nicht langes Haar vor? Bekannt iſt ferner, daß die Gelehrten in ihrem Arbeitszimmer gewöhnlich ein Käppchen auf dem Haupte tragen. Das leitet zu der Vermuthung, daß ihnen unter ſolcher Kopfbedeckung das Denken leichter wird. Wenn ſich die Liebenden gegenſeitig Locken ſchenken, ſo ſoll dies wohl ein Symbol des innigſten Austauſches ihres Gedankenlebens ſein. Ein anderes Sprichwort: „Haare auf den Zähnen haben," ſagt ſo viel, als: „den Kopf auf dem rechten Flecke haben." Unter ſolchen Umſtänden werden die Friſeurs künftig noch eine bedeutendere Rolle ſpielen, als bisher, und Menſchen mit reichen Locken werden ein günſtiges Vorurtheil für ihre geiſtige Befähigung erwecken. Vielleicht wird es dann Mode, bei der Bewerbung um eine Stelle den einzuſendenden Zeugniſſen eine Locke oder wenigſtens ein Teſtimonium von irgend einem glaubwürdigen Friſeur beizufügen.

* Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges hatte man unter andern folgende Benennungen für die verſchiedenen Arten von Bärten, wie der berühmte Philander von Sitewald berichtet: Ein Zirkelbart, ein Schneckenbart, ein Jungfrauenbärtchen, ein Tellerbart, ein Spitzbart, ein Maikäferbärtchen, ein Entenwadenbärtchen, ein Schmalbärtchen, ein Zuckerbärtchen, ein Türkenbart, ein ſpaniſcher Bart, ein italieniſcher Bart, ein Sonntagsbart, ein Oſterbart, ein Lillbart, ein Spillbart, ein Drillbart, ein Schmutzbart, ein Trutzbart u. ſ. w. Schon damals wurde es unter den Lions Mode, die langen Bärte zu ſtutzen und ihnen mehr Zierlichkeit zu geben, was bei Denen, die an der alten Zeit hingen, viel Anſtoß erregte. Sie nannten die neumodiſchen Stutzer Bartſtümmler, Barträuber, Bartſchinder, Bartſchneider, Bartzwacker, Bartfolterer, Bartnipper, Bartpeiniger, Bartabtreiber, falſche Bartmünzer, Bartverderber, Bartnarren, Bartmörder u. ſ. f.

* Man hat ſchon oft über die deutſchen Wechſelarreſtgeſetze geklagt. In England aber, in dem freien England, hat das Recht, einen Schuldner verhaften zu laſſen, eine noch weit grauſamere Macht. Die Deutſche Allgem. führt folgendes Beiſpiel an. In dem Gefängniß Yorik Caſtle ſind jetzt drei Schuldner verhaftet, von denen der erſte, Thomas Hutchinſon, 82 Jahre alt, wegen ſiebenundzwanzig Pfund Sterling des halbjährigen Pachtes eines Gutes, das ſeine Familie bereits ſeit dreihundert Jahren bebaut hat, der zweite, William Knowlſon, 76 Jahre alt, wegen vierzig Pfund, und der dritte, William Auſterberry, 71 Jahre alt, wegen nicht mehr als ſieben Pfund Schuld eingeſperrt ſind. — Die durchgreifende Achtung, welche der Brite vor dem Geſetze hat, artet nicht ſelten in die ſtarrſte, mit der Humanität unverträgliche Härte aus, gegen welche kein Einſpruch von Seiten öffentlicher Mißbilligung geſchieht. Bei uns würde in Fällen, wie die angeführten, ein Makel zuerſt auf den Gläubiger fallen. — Wie populär übrigens jene Achtung vor dem Geſetz in England iſt, bewies vor kurzem, beiläufig geſagt, wieder eine Caricatur. O'Connell nämlich iſt als Daniel in der Löwengrube abgebildet; zu beiden Seiten knurren ihn die Löwen Wellington und Peel an, wagen ihn aber nicht zu verſchlingen, denn von oben herab fällt ein lichter Strahl (das Symbol des Geſetzes) nieder und entwaffnet ſie.

* Der franzöſiſche Dichter Domani Rienzi, welcher kürzlich in Verſailles ſeinem Leben ein Ende machte, war der letzte Abkömmling des berühmten Volkstribunen Cola Rienzi und zu Rom geboren. Der Geiſt ſeines Ahnherrn hatte ſich auf ihn vererbt; zur Zeit des griechiſchen Befreiungskrieges nahm er als Philhellene an dem Kampfe Antheil und zeichnete ſich durch Muth und Umſicht aus, ſo daß er Ypſilantis Gunſt gewann und General wurde. Mit den berühmten Seeleuten Bloſſeville und Dumont d'Urville machte er eine Reiſe um die Welt, von welcher er eine Beſchreibung herausgab. Heftig erſchütterte ihn der Tod Bloſſeville's, der bei einer Expedition nach dem Nordpol umkam. Nach Frankreich zurückgekehrt, verheirathete ſich Rienzi, doch auch das Glück dieſer Vereinigung gönnte ihm das Schickſal nicht lange; vor etwa drei Jahren ſtarben ihm ſeine Frau und ſein einziges Kind. Tief verſtimmt zog er ſich nach Verſailles zurück und lebte ſeinen Studien. Da kam der verhängnißvolle 8. Mai 1842, der ihm ſeinen alten Freund Dumont auf ſo gräßliche Weiſe entriß. Wenige Stunden vor dem Ereigniß auf der Verſailler Eiſenbahn hatte ihm Dumont mit ſeiner Frau und ſeinem Sohne beſucht. Seitdem wurde Rienzi immer trübſinniger. Das Geſchick hatte ihm Alles genommen, was ihm theuer war, nun entzog es ihm noch die Fähigkeit zu geiſtigen Arbeiten. Das vermochte er nicht zu ertragen, und ſo entſagte er einem Leben, das ihm ſo viele Leiden bereitet hatte.

* Viele werden wiſſen, daß die in Bäckerwerkſtätten ſich gern aufhaltenden ſchwarzen Käfer Schwaben genannt werden. Woher aber dieſer Name ſeinen Urſprung hat, möchte den Meiſten unbekannt ſein. Als Markgraf Friedrich mit der gebiſſenen Wange nämlich mit ſeinem Bruder Diezmann gegen die Schwaben unter dem Grafen Philipp von Naſſau auszog und dieſe bei Lucka ſchlug, hatten ſich viele der Flüchtigen in den Ofen und Schornſtein eines Bäckerhauſes verſteckt, aus welchem ſie am andern Tage herauskrochen:

„Sie kamen, geſchwärzt wie die Neger, aus ihrem Verſteck heraus,
Drum nennt man auch Schwaben die Käfer, die ſchwarzen, im Bäckerhaus."

* Der Urſprung der Benennung Petits-maitres (man erlaube uns auch dieſe andere hiſtoriſche Bagatelle) fällt in die Zeiten der Fronde. Man hatte damals den Parteigängern des Herzogs von Beaufort den Namen der „Importants" gegeben, und gegentheils nannte man die Anhänger des Prinzen von Condé, welche ſich durchaus zu Herren der Monarchie machen wollten, „petits maitres." Das Andenken dieſes langen und blutigen Bürgerkrieges iſt ziemlich ſpurlos verſchwunden; jene Benennung aber mit ihrer mehr als friedlichen Bedeutung hat ſich im Muude des Volks erhalten.

* Ein gewiß nicht unintereſſanter Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Zeitungsweſens iſt folgender. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges befand ſich einſt der Graf Schwarzenberg, der damalige Miniſter des Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg, zu Wien, um Vorſtellungen wegen Erleichterung der Kriegskoſten (des Friedländers wildes Heer lag in den Marken und ſog das Land aufs Unmenſchlichſte aus) zu machen, die jedoch ohne Erfolg blieben, und zwar beſonders wegen der üblen Meinung, die man zu Wien von den Berliner Zeitungen hatte. In dem königlichen Archiv zu Berlin befindet ſich ein Bericht des Grafen Schwarzenberg, in welchem er aus Wien unterm 5. Novbr. 1628 dem Kurfürſten meldet: „Man hat allhier ein ziemliches Mißfallen an den neuen Zeitungen, die allemal aus Berlin geſchrieben und gedruckt werden. Man ſagt, es ſei kein Ort im ganzen Reiche, da man alſo frei und ſchlimm ſchreibe gegen Ihre kaiſerliche Majeſtät oder gegen Dero Armee, als in Berlin. Allemal attribuire man der kaiſerlichen Macht Verluſt und den Feinden Victoria." — Das geheime Rathscollegium, von welchem der Kurfürſt Bericht in der Sache verlangte, meldete: „Es iſt gewiß und über gewiß, daß kein Wort in ſolcher Zeitung geändert wird, ſondern wie ſie aus andern Orten gedruckt und geſchrieben anher kommen, alſo druckt ſie der Botenmeiſter. Wir haben ihn aber nichts deſto minder vor uns gefordert und ihm gerathen, dies Zeitungdrucken auf eine Zeitlang einzuſtellen, oder doch des Kaiſers gar nicht zu gedenken. Er wird ſich hierinnen wohl recht erweiſen, wiewohl er klagte, daß er ſonſt nicht zu leben hätte, denn die Beſoldung, die er hat, iſt nicht groß." Der Kurfürſt reſcribirte hierauf: „Obwohles eine Sache, an der ſich die Wiener von Billigkeitswegen nicht zu ſcandaliren hätten, weil ja leichtlich zu erachten, daß die Zeitungen bei uns anders nicht werden in den Druck gegeben, als wie man ſie aus andern Orten unſerm Botenmeiſter ſchreibt, ſo iſt es uns doch lieber, damit diesfalls den Leuten aller Prätext genommen werde, daß man dasjenige ungedruckt laſſe, was vermuthlich Offenſion erregen möchte. Doch kann man denen, welchen die Aviſen zugeſchickt werden, das Ausgelaſſene beiſchreiben."

Profeſſor Schelling, auf den jetzt mehr als je ſo viele Augen erwartungsvoll blicken, ſchrieb ſchon im Jahre 1811 nach dem Tode der Gattin eines Freundes und nachdem er

einen gleichen Verluſt erlitten hatte, in einer, nicht in den Buchhandel gekommenen kleinen Schrift: „Anhaltendes Nachdenken und Forſchen hat bei mir nur dazu gedient, die Ueberzeugung zu beſtätigen, daß der Tod, weit entfernt, die Perſönlichkeit zu ſchwächen, ſie vielmehr erhöhet, indem er ſie von ſo manchen Zufällen befreit, daß Erinnerung ein viel zu ſchwacher Ausdruck iſt für die Innigkeit des Bewußtſeins, welche den Abgeſchiedenen vom vergangenen Leben und den Zurückgelaſſenen bleibt, daß wir im Innerſten unſeres Lebens mit jenen vereinigt bleiben, da wir ja unſerm beſten Theile nach nichts anders ſind, als was ſie auch ſind — Geiſter, daß eine künftige Wiedervereinigung bei gleichgeſtimmten Seelen, die das Leben hindurch nur Eine Liebe, Einen Glauben und Eine Hoffnung gehabt, zu den gewiſſeſten Sachen gehört, und namentlich von den Verheißungen des Chriſteethums auch nicht eine unerfüllt bleiben wird, ſo ſchwer begreiflich ſie auch einem mit bloßen abgezogenen Begriffen umgehenden Verſtande ſein mögen. Täglich erkenn' ich mehr, daß Alles weit perſönlicher und unendlich zuſammenhängt, als wir uns vorzuſtellen vermögen. Könnte bei richtigem Fühlen und Denken zur Gewißheit jener Ueberzeugungen irgend etwas fehlen, ſo bedarf es nur des Todes einer innig geliebten, mit uns verbunden geweſenen Perſon, um ſie zur höchſten Lebendigkeit zu erhöhen. Eben, wenn wir wiſſen, daß uns das Leben nicht mehr zur Luſt gereicht, wenn die Welt uns verödet iſt, dann fangen wir erſt recht an, um Gottes willen zu leben."

* Von den dreihundertundſechzig bis dreihundertundſiebenzig jetzt beſtehenden Pariſer Zeitungen und periodiſchen Blättern, ſchreibt Lewald's Europa, zählen wir elf Muſikgegenſtände behandelnde Zeitungen und Zeitſchriften; France muſicale und Gazette muſicale ſind die bekannteſten. Beide ſind Muſikalienhändlergeſchäfte. Jeder lobt ſeine Waare, tadelt die des Concurrenten, eine Menge kleiner Muſikblätter lärmen hinterdrein. Dreizehn Blätter oder Revuen verbreiten ſich über ackerbauliche Zuſtände, die Revue agricole und die Maiſon ruſtique du 19 ſiecle ſind zu erwähnen. Zweiundzwanzig Blätter mediciniſchen Inhalts berichten über alle in dieſes Fach ſchlagende Zweige. Die Zeitung für Medicin und die Zeitung für Aerzte ſind kürzlich eingegangen. La Gazette des Hopitaux wird viel geleſen. Unter den fünf Jurisprudenz betreffenden Blättern und Heften ſind die Gazette des Tribunaux und das mit dem Droit kürzlich vereinte Bulletin des Tribunaux die einflußreichſten. Die Audienz erſcheint zweimal die Woche, die Revuen von Wolowsky, Troplong und Fölix, dieſe letztere „Revue de legislation etrangère" betitelt, behandeln auch theoretiſche Fragen.

* Der Ertrag der Ankündigungen in den Zeitſchriften, wenigſtens in den geleſenſten politiſchen, iſt in der Regel das eigentliche erhaltende Princip. Durch ſie werden nicht nur alle Koſten gedeckt, ſondern oft hängt auch lediglich von ihnen der Gewinn ab. Die Augsburger Allgemeine Zeitung würde, obgleich ſie unter allen deutſchen Journalen wohl die meiſten Abonnenten hat, dennoch kaum ſich halten können, wenn ſie ihr reiche Zinſen tragendes Intelligenzblatt nicht hätte. Das Letztere bringt ihr aber nach Abzug der ſehr bedeutenden Koſten für die Honorare noch eine ſehr anſehnliche Summe ein. Was die franzöſiſchen Blätter betrifft, ſo läßt ſich das Journal des Debats ſeine Anzeigen am theuerſten bezahlen und nimmt jährlich mit der vierten Seite ſeines Blattes gegen dreihunderttauſend Franken ein, der „Conſtitutionel" ungefähr den dritten Theil, die „Preſſe" etwas mehr.

* Deutſchlands Beſtimmung iſt, nach der Anſicht des Verfaſſers eines vor kurzem erſchienenen Buches: „Philoſophie oder allgemeine Socialtheorie" (Leipzig, 1843) eine von der der übrigen Völker ſehr verſchiedene. Hugo Eiſenhart, Privatdocent in Halle, behauptet nämlich, wir Deutſchen hätten die Aufgabe, im weiteſten Umfange die Wiſſenſchaft zu fördern, darin beſtehe unſere weſentliche Fortbildung; für die Praxis aber, die That, ſollten wir andere Nationen ſorgen laſſen. Zur Unterſtützung ſeiner Behauptung ſtellt er folgende Principien auf. Das Princip 1) Rußlands iſt das urgeſchichtliche, rein formale, rohe naturwüchſige Stämme eines Geſchlechts erſt zum Gemeinweſen und geſelligen Leben zu erziehen, der Socialismus alſo. Eine Aufgabe, der auch ſeiner Natur entſpricht, denn es iſt das einzige Land im europäiſchen Syſteme, in der Region der Stufenländer, welches darin zugleich eine Art von Tiefebene oder Stromland darſtellt. 2) Britanniens Princip iſt handgreiflich die Oeconomie, alſo das beſondere Princip dieſes unſeres Weltalters, daher es auch der mächtigſte Staat des proviſoriſchen Syſtems iſt, der weltherrſchende, möchte man ſagen, wenn es in demſelben einen ſolchen geben könnte. Es iſt der Koloß dieſer Ordnung, die Roma der Gegenwart, daher auch der Entdecker der eigentlichen Germania der Jetztwelt, Nordamerikas (auch mit der Varusniederlage, Washington ſein Armin). Auch ſeine Natur entſpricht ſeinem Principe, es iſt Inſel. 3) Frankreich, dem Principe nach der Erbe Roms mit ſeiner Macht, denn dieſelbe iſt

nicht mehr bei dieſem Principe, Frankreich hat das antike Princip überkommen. Es ſtellt die Welt der Politik und der militairiſchen Gewalt dar, den modernen Rechtsſtaat, und hat ihn redlich dargelebt! Es iſt der Staat, der das ganze germaniſche Syſtem vor Verweſung und Fäulniß bewahrt, ſein Gewitter, ſein Sturmwind! Seine Natur bergartig mit der Akropole der Sevennen! Endlich 4) Wir, wir, deren Brahmanenthum, deren Mandarinenweisheit, deren philoſophiſches Yogiweſen bereits zum Sprüchwort und — Völkerſpott geworden, wir, geſchmäht, verhöhnt, geviertheilt um unſeres Glaubens willen, und doch das hochgelobte Volk — ja, wir ſind die Juden der neuen Ordnung, ein „auserwähltes Geſchlecht", ein neues königliches Prieſterthum, ein heilig Volk, ein Volk des Eigenthums des Herrn." Daraus deducirt nun Herr Eiſenhart, daß wir vielleicht, wenn kein Meſſias unter uns aufſtände, unter alle Völker der Erde, wie die Juden, verſtreut werden würden. Deutſcher kann man allerdings nicht ſein, als wenn man ſich ſelbſt auf ſo ſchnöde Weiſe ins Geſicht ſchlägt!

* Glaubt man vielleicht, daß das harmloſe Schachſpiel den Verſtand zu ſehr aufkläre und die Vernunft ſchärfe? Der berühmte franzöſiſche Schachſpieler Labourdonnais gab unter dem Titel „Palemide" ein Journal für Schachſpieler heraus. Jetzt hat man daſſelbe mit Beſchlag belegt, weil es nicht unter formell richtigen Bedingungen aus Licht getreten ſei, nämlich ſich unter die Reihe der wiſſenſchaftlichen Blätter geſtellt habe. Ein Spiel iſt keine Wiſſenſchaft, ſagt die franzöſiſche Regierung. Das klingt ordentlich deutſch.

* Die Franzoſen, und vorzugsweiſe die Pariſer, ſind ein ſchauluſtiges Volk, ſie ſehen immer gern etwas, ſelbſt Das, was ſie ärgert. Neulich erregte in dem Schaufenſter eines Juweliers ein Schmuck Aufſehen, den wir unſerer liebſten Leſerin wünſchen, wenn ihre Augen nicht mehr die bezauberndſten Diamanten ſind. Jener Schmuck gehört der Prinzeſſin von Joinville und war vielleicht über ſeinen eigenen Werth, wie manche Dame, außer Faſſung gekommen, der Goldarbeiter hatte ihm nämlich eine neue beſorgen müſſen. Das Kleinod enthält nicht weniger als 1500 Diamanten von bedeutender Größe und vom reinſten Waſſer und koſtet eine Kleinigkeit von einer und einer halben Million Franken.

* In Paris errichten ſie jetzt einen Lehrſtuhl für die chineſiſche Umgangsſprache, und Herr Bazin iſt zum Profeſſor derſelben ernannt worden. Ein junger chineſiſcher Lion, der ſich jetzt in Frankreich aufhält, will Victor Hugo's Burggrafen in ſeine Mutterſprache überſetzen und in Pekin auf die Bühne bringen. Es muß ſich ſpaßhaft ausnehmen, wenn der alte Barbaroſſa in chineſiſchem Koſtüm über den Verfall Deutſchlands klagt. Die Ueberſetzung des Titels lautet: Kwung-ring-kutſch, das heißt, wörtlich wieder zurücküberſetzt: „Die grauborſtigen Feldherren."

* Amerika ſollte einſt ſeinem Entdecker zu Ehren Colombia genannt werden, doch behielt es ſeinen Namen, und Columbus iſt deshalb nicht weniger berühmt. Ein ähnliches Schickſal hat in neuſter Zeit — zwar kein neuer Welttheil, aber doch eine Frucht gehabt, welche Segen über alle Welt gebracht hat — die Kartoffel. Die Franzoſen, welche jetzt dem verdienſtvollen Landwirth Parmentier ein Denkmal zu errichten im Begriff ſind, wollten, weil ſich derſelbe ganz vorzüglich um den Kartoffelbau in und um Paris große Verdienſte erworben, dieſe Frucht der Proletarier zu ſeinem Andenken künftig Parmentière nennen. Doch hat der Vorſchlag kein Glück gemacht, und man nennt die Kartoffel nach wie vor einfach pomme de terre.

Hierzu drei Kunſtbeilagen:

No. 12. Neue Militairtrachten in Preußen. V. Garde-Kuiraſſier und Garde-Dragoner.

No. 13. Pariſer Moden. Damenmoden: Ballanzug eines jungen Mädchens von roſa Crepp mit roſa Unterkleid von poult de-soie. — Kleid von blauem Atlas mit einer breiten Falbel, welche den Rock in zwei Theile theilt und die mit Sammtſtreifen ausgeputzt iſt. — Spitzenhaube, mit Erbſenmuſter in orangefarbiger Seide geſtickt.

No. 14. Wiener Moden. Damenmoden: Hohes Kleid von grünem Seidenſtoff mit Schnürmacher-Arbeit. Von Herrn Beer. — Häubchen mit rothen Bändern. Von Madame Langer. — Hohes gewürfeltes Kleid von ſchwerem Seidenſtoffe; Mantel von geblümtem gros-grain mit ſchwarzen Franzen und mit violettem breiten Sammtaufſchlag.

Red.: unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierbei: Anzeiger Nr. 6.

V.

Königl. Garde Cuirassier. – Königl. Garde Dragoner.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Anzeiger. № 7.

⁎ Höchst interessante Neuigkeit. *⁎*

Bei Ign. Jackowitz in Leipzig erſchien ſoeben:

Nante Nantino,

der letzte Sonnenbruder

oder

Die Entſtehung der norddeutſchen Volkspoeſie.

Hiſtoriſch=romantiſch=komiſche Tragödie in 5 Acten.

Von

AD. BRENNGLAS.

Zur Darstellung im abgebrannten Opernhause bestimmt.

Mit einem colorirten Titelkupfer von **Th. Hoſemann.**

8. elegant geh. im Umſchlag. Preis à 1/2 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Berlin wie es iſt und — trinkt.

XIX. Heft.

☞ ſowie nun auch I. bis XVIII. Heft in den neueſten Auflagen von dieſem weltbekannten Werke wieder vollſtändig zu haben ſind.

Soeben iſt in meinem Verlage erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Liebekunſt.

Drei Bücher.

Dem Publius Ovidius Naſo

nachgedichtet

von

Ch. F. Adler.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

Eben iſt neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Johann Gottfried Seume.

Fünfte vermehrte Auflage, mit einem Stahlſtiche (Seume's Grab in Teplitz). Etui-Ausgabe in engl. Einband mit Goldschnitt. Preis: 1 Thlr. 22 Ngr. (18 Ggr.)

Es ſind dieſe Gedichte, an ſich ſehr intereſſant, zugleich auch ihrer höchſt eleganten Ausſtattung halber als Feſtgeſchenk beſtens zu empfehlen.

Leipzig, im October 1843.

Joh. Fr. Hartknoch.

Aus dem Verlag der Creutz'ſchen Buchhandlung in Magdeburg iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Buch für die Jugend und ihre Freunde von F. Heinemann, ſauber cartonnirt, 1/2 Thlr., deſſen Inhalt auch einzeln unter den Titeln: Das Eichhörnchen — Die Schule der Leiden — Der Pflegeſohn, à 1/6 Thlr. zu haben iſt.

Leben und Dichten Wolfram's von Eſchenbach, herausgegeben von San-Marte. 1. Bd. Parcival, ins Hochdeutſche übertragen; 2. Bd. Lieder, Wilhelm von Orange und Titurel von W. v. E. und der jüngere Titurel von Albrecht in Ueberſetzung und im Auszuge, nebſt Abhandlungen über das Leben W. v. E. und die Sage vom heiligen Gral. Magdeburg, in der Creutz'ſchen Buchhandlung erſchienen, Preis jeden Bandes 2 1/2 Thlr.

Th. Oeſer's neueſte Schrift für die reifere Jugend!

Bei **W. Einhorn** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſchichte
der deutschen Poesie
in leicht faßlichen Umriſſen für die reifere Jugend beiderlei Geſchlechts.
Zwei Theile. geh. 3 Thlr.

Von demſelben Verfaſſer erſchien gleichzeitig die **zweite, ſorgfältig revidirte Auflage** der

Weltgeſchichte
für
Töchterſchulen und zum Privatunterricht.
Mit beſonderer Beziehung auf das weibliche Geſchlecht.
Mit 3 Stahlſtichen. 3 Thle., geh. 2½ Thlr.

Die beſte Empfehlung für dieſes treffliche Buch iſt gewiß dieſe, daß ſich die erſte, ziemlich ſtarke Auflage in noch nicht zwei Jahren vergriffen hat!

Bei uns iſt erſchienen:

Die ersten Mutterpflichten
und
Die erſte Kindespflege.
Belehrungen für junge Frauen und Mütter
dargeſtellt von
Dr. Fr. Aug. von Ammon.
Leibarzt Sr. Majeſtät des Königs von Sachſen.
Dritte verbeſſerte Auflage.
12. broch. Preis 1 Thlr.

Leipzig. **Weidmann**'ſche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Neueſte Stammbuchsflora, eine Auswahl der ſchönſten Geiſtesblüthen von 188 deutſchen, 33 franzöſiſchen und 22 engliſchen Dichtern und Proſaiſten. Mit beſonderer Berückſichtigung neueſter Dichter, deren Poeſien in ähnlichen Sammlungen noch fehlen. — Zuſammengetragen und je nach den verſchiedenen Gemüthsſtimmungen, Geiſtes- und Geſchmacksrichtungen und Gefühlsbedürfniſſen geordnet von H. Gauß. 12. Geh. ¾ Thlr. = 1 Fl. 21 Xr.

Gleichwie der Anblick eines in mehrere Beete nach beſondern Blumengattungen geſchmackvoll eingerichteten Gartens das Auge lieblich weidet, ſo angenehm muß es dem Beſitzer obiger, übrigens auch vorzugsweiſe reich ausgeſtatteten Sammlung ſein, daß auch dieſe Flora ſich in ſtreng geſchiedenen Abtheilungen darbietet und ihn des langen Suchens bequem überhebt, wenn er ſcheidenden Freunden, je nach individueller Perſönlichkeit, Gemüthsſtimmung, Geſchmacksrichtung und Gefühlsbedürfniß ein deutungsvolles Blümchen der Erinnerung mit auf den Weg geben möchte. Unſere in den köſtlichſten Blüthen prangende Flora, die ſelbſt abgeſehen von ihrem Hauptzweck — dem Geiſte eine angenehm erhebende Erholung bietet, theilt ſich in folgende Beete: A. Poetiſche Blüthen, I. Liebe und Freundſchaft, II. Menſchenwürde, Vaterlandsliebe, Freiheitsſinn, III. Luſt und Becher, IV. Scherz und Laune, V. Gram, Mißmuth und Kummer, VI. Tugend, Gottvertrauen, Unſterblichkeit, VII. Lebensphiloſophie, VIII. Lehre, Troſt, Ermahnung, IX. Mannichfaltiges. — B. Proſaiſche Blüthen. C. franzöſiſche und D. engliſche Blüthen. Letztere beide ein beſonderer Vorzug dieſer Sammlung, werden gewiß Vielen eine erfreuliche Zugabe ſein.

Bei **W. Einhorn** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dingelstedt, Fr., **Wanderbuch II.** . . . . 1½ Thlr.
Inhalt: Rhönnfahrten. — Briefe aus Paris. — Tagebuch aus Oſtende. — Holländiſche Schildereien.

Heyden, Fr. v., **Das Wort der Frau.** Eine Feſtgabe. Eleg. geb. Mit Titelkupfer . . . . 1½ „

Johannsen, Dr. U., **Gedichte** . . . . 1 „

Kapper, Siegfr., **Slaviſche Melodien** . . . . ¾ „

Mundt, Th., **Geſammelte Schriften, Novellen und Dichtungen.** 1r, 2r Band . . . . 3⅓ „

Ramshorn, **Geſchichte der merkwürdigſten deutſchen Frauen.** 2 Thle. 2⅚ „

Rank, J., **Vier Brüder aus dem Volke.** 2 Thle. . . . . 2½ „

— **Bilder aus dem Böhmerwalde** . . . . 1 „

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Leiſchners natürliche Zauberkunſt aller Zeiten und Nationen in einer vollſtändigen Sammlung der überraſchendſten, bewunderungswürdigſten und belehrendſten Kunſtſtücke aus der Phyſik, Chemie, Optik, Mechanik, Mathematik, Arithmetik und Experimentirkunſt. Nach Philadelphia, Bosco, Petorelli, Comte, Döbler, Becker und Andern. Sechste, ſehr vermehrte und verbeſſerte Aufl. Mit Titelkpfr. u. 139 Abbildgn. 12. Eleg. geh. ¾ Thlr. oder 1 Fl. 21 Xr.

Der Abſatz von 5 ſtarken Auflagen oder von 10,000 Exemplaren, eine Menge von höchſt beifälligen Recenſionen, die bei ihren langen Lobeserhebungen und großen Anzahl auf dieſem beſchränkten Raum nur angedeutet werden können, verbürgen die Preiswürdigkeit dieſes artigen Büchleins. Alle Urtheile ſtimmen darin überein, daß es ſeinem Titel vollkommen entſpreche, daß es nur ſolche Kunſtſtücke mittheile, die zwar leicht zu begreifen und auszuführen ſind, aber doch in Erſtaunen verſetzen und dem Zuſchauer ein Räthſel bleiben. Dagegen iſt alles zu Schwierige, Langweilige, Veraltete und längſt Bekannte ſorgfältig vermieden. Gegenwärtige vermehrte 6. Auflage hat große Vorzüge vor den frühern.

In unſerm Verlage iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reiſe eines Norddeutſchen
durch die
Hochpyrenäen
in den
Jahren 1841 und 1842.
Von
W. v. K.

Zwei Theile. gr. 12. geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig und Paris, im November 1843.
Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutſche und ausländiſche Literatur.

*** **Höchst interessante Neuigkeit.** ***

Bei **Ign. Jackowitz** in Leipzig erſchien ſoeben:

Antigone in Berlin.
Frei nach Sophokles
von
Ad. Brennglas.

Motto: Wir leben in einer Zeit, in welcher der rechte Menſch nur lachen kann, wenn er nicht weinen will.

Zweite Auflage.

Mit einem Titelkupfer von E. Hahn.
8. eleg. geh. im Umſchlag. Preis à ⅓ Thlr.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Die Kammerjungfer, wie ſie ſein ſoll, wenn ſie den Pflichten ihres Dienſtes und denen gegen ſich ſelbſt genügen, ihrer Stellung zu den übrigen Domeſtiken, namentlich auch zu den Männern, Freunden und Söhnen des Hauſes klug und würdig entſprechen und ihr Glück für die Zukunft begründen will. Nebſt einem Hand- und Receptbüchlein für alle in dieſem Dienſte vorkommenden weiblichen Arbeiten und erforderlichen Künſte. Den jungen rechtlichen Frauenzimmern dieſes Standes mit Theilnahme gewidmet von einer Dame von Stande. 12. Geheftet. ½ Thlr = 54 Xr.

Dieſes wohlgemeinte Büchlein kommt aus ſehr guten Händen, und der Zuſatz „von einer Dame von Stande" iſt kein bloßes Aushängeſchild. Auch dieſer Stand zählt achtbare Mitglieder, und auch ihm war ein treuer Rathgeber und Freund zu wünſchen, der ihm durch dieſe Schrift wird. Die beigegebenen Anleitungen und Recepte ſetzen in den Stand, viele Arbeiten im Hauſe mit großer Erſparniß zu machen, ein Grund mehr, warum jede Dame dieſes Büchlein ihrer Jungfer zum Geſchenk machen ſollte.

Bei Ign. Jackowitz in Leipzig erſchien ſoeben als Fortſetzung:

Paris wie es wirklich iſt,

das heißt:

wie es lebt, liebt, ißt, trinkt, ſchwelgt, darbt, handelt, ſpielt, intriguirt, cabaliſirt, wacht, ſchläft, träumt, phantaſirt, philoſophirt, lieſt, ſchreibt, dichtet, muſicirt, lacht, weint, promenirt, reitet, fährt, klatſcht, ſchwatzt, Schulden macht, betrügt, ſtiehlt, raubt, politiſirt, kannegießert, emeutirt, revoltirt, rebellirt ꝛc. ꝛc

Viertes Heft.

Mit einem colorirten Titelkupfer.
8. geh. im Umſchlag. ⅓ Thlr. = 36 Xr. rhein. oder 30 Xr. CMze.

Durch die Lectüre dieſes Werkes über Paris wird der Leſer mit dieſer berühmten Weltſtadt auf das Genaueſte und Wahrhaftigſte bekannt und vertraut, und wir glauben dem deutſchen Publikum und beſonders Perſonen, welche noch vorhaben, ſich nach Paris zu begeben, durch deſſen Herausgabe einen guten Dienſt erwieſen zu haben, indem ſie ſich deſſelben mit großem Vortheil und Nutzen bedienen können.

In der S. Schmerber'ſchen Buchhandlung (Nachfolger Heinr. Keller) in Frankfurt am Main ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Britannia. Eine Auswahl engliſcher Dichtungen alter und neuer Zeit. Ins Deutſche überſetzt von Louiſe von Flönnies. Mit beigedrucktem Originaltext. 8. Velinpapier. geh. 2¼ Thlr. = 3 Fl. 36 Xr. rhein.

Allen Freunden der engliſchen Literatur kann vorſtehende Anthologie mit Recht empfohlen werden, da ſie die vorzüglichſten Dichtungen von Burns, Byron, Campbell, Coleridge, Cowper, Moore, Shelley u. A. m. (im Ganzen mehr als 150 Gedichte) in anerkannt gelungenen Ueberſetzungen enthält, welchen der engliſche Original-Text gegenüber gedruckt iſt und hiedurch zugleich ein bequemes Hülfsmittel zur angenehmen Erlernung der engliſchen Sprache darbietet.

Münchausen. The surprising travels and adventures of Baron *Munchausen* in Russia, Iceland, Turkey, Egypt etc. a voyage into the moon etc. geh. 12½ Ngr. (10 gGr.) oder 45 Xr. rhein.

Dieſe engliſche Ueberſetzung des bekannten deutſchen Münchhauſen, correct und hübſch ausgeſtattet, iſt zur praktiſchen Uebung, ſowie zum Selbſtunterricht in der engliſchen Sprache wegen der vielen, im gewöhnlichen Leben vorkommenden Ausdrücke und Wendungen beſonders brauchbar.

Kunſtblätter.

Die heiligen drei Könige. Nach einer Zeichnung von E. Steinle, lithographirt von Hahn. Farbendruck. 2⅓ Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr. rhein.

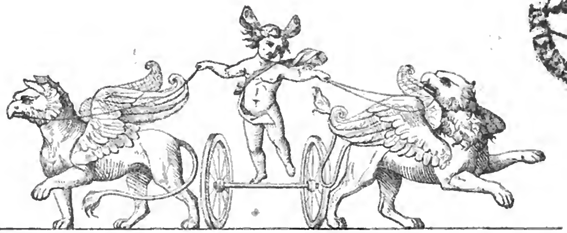
Die drei Künſte. Allegoriſches Blatt nach einem Fresco-Gemälde von Ph. Veit im Städel'ſchen Kunſtinſtitut zu Frankfurt am Main lithographirt von Hahn. 2⅓ Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr. rhein.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

F. A. Roller's ſyſtematiſches Lehrbuch der bildenden

Tanzkunſt und körperl. Ausbildung von der Geburt an bis zum vollendeten Wachsthum des Menſchen. Für das gebildete Publicum zur Belehrung bei der körperlichen Erziehung und als Unterricht für Diejenigen, welche ſich zu ausübenden Künſtlern und zu nützlichen Lehrern dieſer Kunſt bilden wollen. Mit 19 lithogr. Tafeln. gr. 8. Ebdſ. in elegantem Umſchlag geh. 1⅔ Thlr. = 3 Fl.

Der Herr Verfaſſer, in frühern Jahren berühmter Theatraltänzer in Wien, Peſth und Prag, ſeit 38 Jahren Lehrer der bildenden Tanzkunſt und Gymnaſtik an der königl. Landesſchule Pforta, hat dieſes ſchöne Werk bei Gelegenheit ihres kürzlich ſo glänzend gefeierten dreihundertjährigen Jubiläums derſelben und den vielen Tauſenden ſeiner ehemaligen Schüler gewidmet. — Alle dieſe Umſtände müſſen ſchon Vertrauen zu dem Beruf einflößen, den der Verfaſſer zur Herausgabe dieſes Buches hatte, und wirklich hat er ein Werk geliefert, wie es in dieſem Fache die deutſche Literatur noch nicht aufzuweiſen hat. Kaum erſchienen, hat es auch ſchon die rühmlichſte Anerkennung und Belobung der Kritiker gefunden, namentlich im Hamb. Correſpond. 1843, Nr. 200, in der Poſaune Nr. 88, in der pädag. Literat.-Ztg. Nr. 18, in dem Pariſer Modejournal Nr. 35 u. a. m.



Zeitung für die elegante Welt.

22. November **№ 47.** 1843.

Ueberſicht: Die Centifolie Chriſti; eine Legende, von A. v. Sternberg. — Ein Beſuch auf Spielberg. — Der Prinz von Oranien. — Der muſikaliſche und literariſche Nachlaß Beethoven's. — Nachrichten.

Die Centifolie Chriſti.

Eine Legende, von A. v. Sternberg.

In einem Kloſter zu Köln lebte zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts eine hundertjährige Nonne, Beatrix mit Namen, die, weil ſie die hundert Jahre, die ihr Gott geſchenkt, in einem ihm wohlgefälligen Leben hingebracht, die hundertblättrige Roſe unſers Herrn genannt und bei ihren Lebzeiten faſt ſchon wie eine Heilige verehrt wurde. Sie ſelbſt, obgleich ſie die hohe Gnade, der ſie theilhaftig geworden, nicht verkannte oder geringſchätzte, pflegte doch zu ſagen, daß von den hundert Jahren ihres Lebens zehn einem eitlen Weltdienſte gewidmet geweſen ſeien, und daß ſie ewiglich beklage, dieſe zehn verdorrte und von dem Wurm der Weltluſt zerfreſſene Blätter im Kelche ihrer Roſe zu wahren. Wenn ſie dieſe Selbſtanklage vorbrachte, widerſprach zwar Niemand, doch ſie wandten ſich lächelnd hinweg, denn Jedermann wußte, daß die fromme Nonne während ihrer fünfundachtzig Jahre, denn ſie kam als fünfzehnjähriges Mägdlein in's Haus des Herrn, nie das Kloſter verlaſſen, wo ſollten alſo jene laſterhaften und von der Weltluſt befleckten Jahre ſich finden? Es war deutlich, daß die Nonne, vielleicht durch einen Traum irre geleitet, vielleicht durch verzeihliche Schwäche und Unkraft des Alters verlockt, ſich einer Sünde zeihe, die ſie nicht begangen. Man nahm alſo die ſchweren Seufzer der armen Beatrix mit Gleichgültigkeit hin und hielt ihre Erzählungen für Schattengebilde ihrer, durch heilige Aſcetik getrübten Phantaſie, und wenn ſie immer wieder von den Thorheiten jener zehn Jahre ſprach, ſenkten die Schweſtern das Haupt und gedachten des Spruchs, daß das Leben der Erwählten von irdiſchen Täuſchungen nicht frei bleiben dürfe. Es war vergeblich, ihr vorzuhalten, daß es ja erwieſen ſei, wie ſie das Kloſter nie verlaſſen, ſie hörte dann dieſe Verſicherung mit einem heiligen Schauer an, und die Hände faltend, den Blick gen Himmel gerichtet, pflegte ſie wohl zu ant-

worten: Ich weiß es, ich verließ nie das Kloſter, wenn ihr darauf beſteht, ſo ſei es; denn meine Zunge darf nicht an das Geheimniß rühren, das hier waltet, und verkünden darf ich nicht, welch ein Wunder einſt dieſe Mauern einſchloß.

Durch ſolche Reden weckte ſie den Forſchungsgeiſt der Schweſtern, es ging manches Gerücht um, und manche weltliche Frage wurde der alten Nonne zugewendet; allein ſie ſchwieg; das Bangen war über ſie gekommen, daß ſie ſchon zu viel verkündet, denn das Geheimniß in einem frommen Herzen iſt das Zarteſte, was die Geiſter kennen. Obgleich immer gegenwärtig, iſt es doch nirgends erfaßbar. Es zieht dahin mit dem Abendroth und kommt wieder mit der Morgenfrühe! Im Kelch der Blume liegt's, die nächtliche Welle des Baches trägt's, es ſchaukelt ſich auf der reifenden Kornähre, es flattert im Schein der Flamme und liegt eingewiegt in der Hülſe des Saatkorns, aber wo Menſchen nahen, entflieht's, und rettet ſich unter die Sterne. So das Geheimniß der Frommen.

Als aber nun der Todestag der Nonne kam, als die hundert Blätter vom Hauch des Todes hinweggeweht werden ſollten, um gleich den andern Roſen des Frühlings in Staub znr Erde zu fallen, da wurde ihr Herz erfaßt, und genöthigt, auszuſprechen, was ſie bis jetzt geheim gehalten hatte. Ihr Liebling unter den jungen Schweſtern war die Nonne Clara, dieſe winkte ſie herbei, ließ ſie Platz an dem Lager nehmen, und als die Stille der Nacht auf die Erde ſank, begann die alte Nonne, wie folgt:

Fünf Jahre war ich bereits in den Mauern dieſes Kloſters, und zählte zwanzig Jahr, als ich den Druck der Einſamkeit und Weltentfernung zum erſten Mal empfand. Es war eines Abends, als ich in dem Fenſter des Ganges, links vom Altar, wo die Zelle der Schweſter Scholaſtica ſich jetzt befindet, und das damals einen Ausbau bildete, in Betrachtung verſenkt ſtand. Mein Haupt lehnte an den alten, dunkelgefärbten Mauerpfeiler, der, wie man behauptet, noch der Ueberreſt eines uralten heidniſchen Gebäudes ſein ſoll. Wenigſtens trägt der Stein Zeichen, die man ſchwerlich heute noch deuten kann. Und wie ich ſo die Stirn an ihn ſtützte, blicke ich hinaus auf den Fluß, der ſeine Wellen dahintreibt, befrachtet mit manchem Fahrzeug. Es ſchaukelte eben ein Nachen vorbei, bis an den Rand gefüllt mit Blumen und ſchönen Frauen. Und mitten hinein in die Fülle der Blumen und Frauen gebettet, lag der Sänger, und ließ in den Abendhimmel hinauf ſüße Liederweiſen tönen. So glitt der Nachen vorüber. Ein Blumengehänge hatte ſich losgeriſſen und ſchleppte nun in den Wellen nach. Ich ſtand und lauſchte, und ſann dem Spiel der abendlichen Farben nach, die in weiter Ferne um Bergesgipfel und Thurmſpitze leuchteten. Es zogen Schwärme von Landleuten am Ufer dahin, die Lieder der Troubadoure flatterten in den Lüften und fielen auf die blonden Wimpern ſchöner Mädchen nieder, und zwangen ſie, ſchamhaft das Auge zu verhüllen. So that auch ich. Ich ſenkte das Auge, und meine Hand fuhr unter das Nonnengewand und ſuchte das pochende Herz, zurnend und es preſſend, wie ein König ſeinen unruhigen Vaſallen ſucht. Aber das Herz achtete deſſen nicht, es zwang vielmehr das Auge, ſich wieder zu heben und hinauszuſchauen in die farbenhelle Welt vor mir. So ſtand ich noch, als der Tag ſchwand. Das Abendroth kam, und ſeine Flammen verzehrten allgemach Blüte, Baum und Geſtein; ein dunkler Aſchenkoloß blieb übrig. Der Sturm wüthete, Wolkenſchiffe donnerten durch den Himmel, der Rhein warf ziſchend ſeine ſchaumgekrönten Wellen. Da fing ich an und ſang

in die Nacht hinaus. Geiſt der Erde! ſo rief ich, wohin zieht dein brauſender Athem? Was will deine ungeſtüme Bruſt? Warum jetzt ſo voll Grimmes, da du doch eben ſo lieblich leuchteteſt? Was ſoll's? Kümmert dich nicht das Kleid der Erde, daß du hineinfaſſend es ſo ſchnöde zerreißeſt? kümmert dich nicht die Kreatur, die vor deinem Zürnen fleucht? O du Starker, höre den Geſang der Nonne, den ſie hinter Eiſengitter empor dir ſendet! Wenn du denn Alles brichſt, ſo brich auch dieſes Gitter. Laß mich dahinziehen im Sturme, nimm meine tauſend Schleier, und wirble ſie in die Höhe, daß ſie wie die Gewänder der kämpfenden Roſe an ihrem Stile abreißen. Schicke mir, du Sohn der Erde, deine wilden Bergſtröme, daß der Choral ihrer frechen Stimmen mein entzücktes Ohr fülle und es mit wilder Muſik berauſche. An deinem Altar will ich knien, alter Felſen, und dein bebendes Gewand, das Grün deiner Fichten, anbetend küſſen! Auf breiter Landſtraße will ich dahintanzen, verweht im Winde wie ein ſäuſelndes Blatt, oder geſchleudert wie der Kreiſel, den der Knabe wirft. Nimm mich, du Starker, nimm die Nonne in deinen Arm!

Und als ich ſo ſang, ging der Mond auf in ſeiner Schöne am weſtlichen Gebirge. Wie ein Wanderer zur Nachtzeit ſich der Hütte ſeiner Lieben naht, alſo voll freundlichen Glanzes im ſchönen Antlitz ging der Pilgrim der Abendſchatten den nächtlichen Wolkenpfad daher. Die Welt ward voll Ruhe, wo er hintrat, es ſäuſelte der Friede in Gipfeln der Bäume und lagerte ſich auf den Wieſen am Fluß, und wiederum ward eine neue Sehnſucht in mir wach. Meine Hände faltend, ſagte ich leiſe: O ſchöne Erde, wie du auch erſcheineſt, immer doch lockſt du mein Herz. Jetzt iſt's die heimliche Milde deiner Mondnacht, das ſtille Dahinwandern deiner Lichter und Schatten, dein träumeſchweres Athemholen, was mich zu dir zieht. Könnt' ich auf ſtillem Fluſſe jetzt dahinfahren, und der Tage gedenken, die da waren und die da einſt kommen werden. Es ſollte Niemand meinen Nachen lenken, er ſollte ungehindert dem Meere zugleiten, und immer wollte ich träumend in den ewigen Himmel hinaufſehen, in das Gewimmel ſeiner Sterne mich ſelig verlieren. O Freiheit, dein Bild iſt der losgekettete Nachen, der in ſtiller Nachtruhe ungehemmt dem ewigen Meere zugleitet.

Die Nacht ließ ihre Schleier dichter hinabfallen, des Mondes Leuchte verſchwand, aber drüben im Bergſchloſſe öffnete ſich ein Fenſter, und purpurne Vorhänge flatterten wie Flammen in die Luft. Zwei Geſtalten zeigten ſich am Fenſter; es war der Sänger und die Dame. Tief um Mitternacht ſaßen ſie im traulichen Gemache beiſammen. Wein und Roſen glühten auf dem Tiſche, Geſang und Liebe füllten ihre Herzen. Da gedachte ich nicht mehr der wilden oder beſänftigten Landſchaft, einzig nur trat mir das Bild der Menſchen in ihrem Lieben und Hoffen in die Seele.

Wozu ſoll ich noch länger zögern, meine That zu geſtehen? Die Welt riß mich fort. Ich erſchien Nachts vor dem Bilde der gebenedeiten Mutter, und die mir anvertrauten Schlüſſel auf den Altar niederlegend, rief ich: Heilige Madonna! die Welt lockt mich hinaus, vergieb mir, wenn du vergeben kannſt.

So entfloh ich. Jetzt war ich in der Freiheit! Jetzt ſpielte der Nachtwind mit meinem Schleier, jetzt hörte iſt die feſte und ſtarke Stimme des Sturmes — jetzt trat ich in die Wohnungen der Menſchen ein. Aber, o Schweſter! was ich ſah, war Thorheit, was ich fühlte, war Schande. Ich lernte die Liebe eines Mannes kennen, aber die Schwüre ſeiner Lippen ver-

wehte der Wind. Namenlos elend, namenlos reuezerriſſen kam ich nach Verlauf von zehn laſtervollen Jahren, halb wahnſinnig, und mit einem Herzen, das die grimmigſte Pein durchwühlte, eines Abends wieder an dieſe Kloſterpforte. Schüchtern klopfte ich an. Eine Stimme rief herein. Es war ein Pförtner, den ich nicht kannte; ich bebte zurück, und wollte nicht das Haus betreten, in dem eine mir zürnende Heilige lebte. Wie konnte ich vor Maria's Altar treten? Wie den Schimmer der ewigen Kerze, die ihre blühenden, in Gottesliebe lächelnden Züge beleuchtete, ertragen? Tretet näher, ſagte der Pförtner, meinen irren Blick betrachtend, in dieſem Hauſe pfleget man auch der Kranken. Ich bin krank! rief ich, und ſtürzte vor ihm nieder. Er hob mich auf, und fragte, was mein Begehren ſei. Kennt Ihr die Schweſter Beatrix? fragte ich, und ich lauſchte zitternd auf ſeine Antwort, fürchtend, daß der Alte ſich mit Schmerz und Widerwillen abwenden werde, allein er erwiederte: Wohl kenne ich ſie. Willſt du vor ſie geführt werden? Ich blickte ihn ſtumm an. Die Nonne Beatrix! rief ich — giebt's denn zwei dieſes Namens in dieſem Kloſter? Nur Eine, war ſeine Antwort. Seit zwanzig Jahren dient ſie dem Herrn in unverbrüchlicher Treue, ein Vorbild der Frommen.

Da durchzuckte es mich wie der Athem Gottes. Ich ging durch die Hallen feſten Schrittes dem Altare zu. Indem ich raſch dahin ſchreite, ſeh ich eine Geſtalt im Dämmerlichte verſchwinden; ich ſelbſt war es. Eine Stimme vom Altar her rief mir zu: Nimm die Schlüſſel zurück; ich war es, die deine Stelle ausfüllte!

Da erkannte ich, daß die himmliſche Mutter ſich zu meinem Elend gebeugt hatte, daß meine Reue ihr als ein Sühnopfer meiner Schmach wohlgefallen hatte. Meine Dankeszähren floſſen. Ich nahm die Schlüſſel, ich hüllte mich in mein Nonnengewand, und Niemand wußte, daß ich zehn Jahre meine einſame Zelle gemieden hatte.

Die Nonne Clara bewahrte das Geheimniß der greiſen Schweſter in einem treuen Herzen. In den Mund ſpäterer Zeiten kam aber die fromme Sage, und in den Blättern einer Chronik von Köln findet ſich die Geſchichte von der hundertblättrigen Roſe Chriſti.

Ein Beſuch auf Spielberg.

Seitdem Brünn durch die Eiſenbahn von Wien aus das Ziel einer Spazierfahrt geworden iſt, wird es natürlich weit öfter um ſeiner ſelbſt willen beſucht als früher, da man nur in Geſchäften oder auf der Durchreiſe hinging. Indeſſen hat dieſe Eiſenbahn auch ihre Haken (von der kleinen Sekatur der Paſſierzettel nicht zu reden), da ſie erſtens an ſich nicht ſchnell geht, und dann noch durch eine Menge Begegnungen und Berechnungen aufgehalten wird, und man endlich auf dem Rückwege von Brünn in Wien viſitirt wird, als käme man von jenſeits des Zollvereins. Das ärgſte aber iſt, daß auf der ganzen Eiſenbahn kein Fleck iſt, wo man geſetzlich vor Tabaksrauch geſichert iſt. Auf dem zweiten Platze, der auf den meiſten Eiſenbahnen als ein höchſt anſtändiger betrachtet wird, exiſtirt unbedingte Rauchfreiheit — ich glaube es iſt die einzige Freiheit, die in Deutſchland ganz unbedingt geſtattet

wird. In dem Wagen, der den Schreiber dieſer Zeilen transportirte, ſchmauchten 8 Herren, ſo daß einer unglücklichen Dame von dem Tabaksdufte in der frühen Morgenſtunde mit nüchternem Magen ſo übel ward, daß ſie auf der erſten Station genöthigt war 3 Fl. zuzulegen und ſich auf den erſten Platz zu begeben. Aber auch dort iſt die Sache noch nicht abgethan. Das Rauchen iſt in der erſten Klaſſe nur durch das Veto der nächſten Nachbarn beſchränkt; aber die Wagen ſind nur Berlinen mit 6 Plätzen (die beiläufig geſagt recht bequem ſind); alſo wer wird zu den nächſten Nachbarn gezählt? Die beiden Mittelplätze ſind die einzigen, die von zwei Seiten gehindert werden können, und ſo haben in einer Nähe, wie Liebende ſie ſich nur immer wünſchen können, meiſtens dennoch ein Paar Paſſagiere das Recht eine etwas empfindliche Dame auch auf dieſem Platze in Ohnmacht zu räuchern. — Wie leicht könnte dieſem Uebelſtande durch ein Paar Rauchwagen abgeholfen werden, wenn man auch wirklich nicht die Tabaksfreunde auf den öſtreichiſchen Bahnen ſo weit wie auf den rheiniſchen beſchränken will, wo man ſie alle unerbittlich auf den dritten Platz verweiſt. — Wäre wirklich dieſe amerikaniſche Unart in Deutſchland ſo ſtark eingeriſſen, daß die Frequenz der Eiſenbahnen durch eine Beſchränkung derſelben leiden könnte? — Wenn man endlich den Aerger über dieſe Unenthaltſamkeit unſerer Landsleute überwunden hat, langt man in der recht hübſchen Stadt Brünn an, deren freundlichen Umgebungen es nur an Waſſer fehlt. Dafür giebt es Berge, und unter den Bergen den Spielberg, ohne Zweifel diejenige Merkwürdigkeit des Ortes, die für den Fremden das größte Intereſſe hat, und wohin auch mich mein Fuß trug, ſobald ich die Erlaubnißkarte zur Beſichtigung erlangt hatte, da es nicht der allgemeine Eintrittstag war. Selbſt den Offizieren der Garniſon iſt es nicht geſtattet ohne eine ſolche hinaufzugehen. Eine Allee beſchattet den Weg, der den Hügel hinanführt, auf dem die Feſte erbaut iſt. Daß das Herz dem Hinaufſchreitenden mit jedem Schritte ſchwerer wird, iſt eine natürliche Folge der wehmüthigen Erinnerungen, die der Schatten dieſer Bäume auch dem leichtſinnigeren Wanderer aufdrängt. Angenommen, es habe nie ein unſchuldiges Herz unter dem Drucke dieſer Feſſeln, unter dem Schirme dieſer Mauern geſchlagen, ſo iſt in dem Gedanken von verdienter Strafe des beklemmenden und beängſtigenden genug. Vielleicht lebt mancher Gefangene hier, der weniger als der Beſchauer empfindet, welche Zentnerlaſt von Schmerzen auf dieſer Atmoſphäre ruht. Man kommt nach einem kurzen Gange an der Pforte an, und wird in das Kanzleizimmer geführt, wo die Karten abgegeben werden, und wo die Arbeiten der Gefangenen zum Kaufe feil liegen. Die Hälfte des Erlöſes gehört ihnen, wofür ſie ſich das Material anſchaffen müſſen, das meiſtens in Knochen, Ebenholz, Bernſtein, bunten Strohhalmen, Haar u. ſ. w. beſteht. Dieſe kleinen Schnitz- und Flechtarbeiten werden faſt in allen Zuchthäuſern verfertigt und gern als wehmüthige Andenken gekauft. Man ſteht nun in einem geräumigen Hofe, in dem die Gefangenen hin und hergehen, bald leicht beſchäftigt, bald herumſchlendernd. Hier iſt aber nur von den gemeinen Verbrechern die Rede, da die politiſchen, auf die wir ſpäter zurückkommen werden, abgeſondert und jedem Beſuche unzugänglich ſind. Auf dem Hofe iſt ein 80 Klaftern tiefer Brunnen, deſſen Waſſer mittelſt eines Tretrades heraufgezogen wird. 18 Gefangene werden täglich hierzu kommandirt, die ſich zu 6 und 6 abwechſeln, ſo daß jeder den dritten Theil des Tages mit dieſer ſchwerſten Arbeit, die überhaupt auf der Strafanſtalt vorkommt, beſchäftigt iſt. Die Gefangenen ſind in hellgraue Wollenſtoffe

gekleidet, durchaus ſauber gehalten, da ſie zur Reinlichkeit gezwungen, und ſogar öfter im Jahre warm gebadet werden. Ihr Haar iſt kurz verſchnitten. Der Korporal, der uns zum Führer diente, war ein verſtändiger Mann mit mildem Geſichte, der die begehrte Auskunft gern und ohne Umſchweife gab. Vom Hofe aus gelangten wir durch einen gewölbten Gang, mit Wachen verſehen, in die verſchiedenen Arbeitsſäle; lichte, große, weißgetünchte Gemächer, im erſten Stocke gelegen, wo ſämmtliche Kleidungsſtücke, ſo wie die Wollendecken (Kotzen) zum Gebrauche der Gefangenen von ihnen ſelbſt verfertigt werden. Hier iſt daher Alles mit Wollkratzen, Spinnen und Weben beſchäftigt, während diejenigen, welche ſchon früher ein Handwerk erlernt hatten, dieſes in andern Lokalen ausüben. Jeder Züchtling hat täglich ſeine beſtimmte Aufgabe zu löſen, dieſelbe iſt aber ſo klein, daß jedes Kind ohne Schwierigkeit damit fertig werden könnte. Um 6 Uhr früh ſtehen ſie auf, arbeiten bis 11 Uhr — gehen herum, eſſen — und werden dann wieder bis 6 Uhr an die Arbeit geſetzt; dann aber in ihre Schlafzimmer geführt, wo ſie bis 9 Uhr aufbleiben und ſich unterreden dürfen. Ihre Nahrung iſt genügend, was auch ihr im Allgemeinen gutes Ausſehen beweiſt; die Schlafzimmer ſind geräumige, gewölbte Gemächer mit gemauerten Erhöhungen, auf denen für jeden Gefangenen ein gut geſtopfter Strohſack, eine dicke Wollendecke und ein Strohpolſter liegt. Im Sommer ſind dieſe Zimmer durch die Wölbung kühl, im Winter werden ſie geheizt. Die Fenſter ſind hoch angebracht, geben aber hinlängliches Licht. Die Krankenzimmer ſind ebenſo eingerichtet, nur, daß 2 wollene Decken zu jedem Bette gehören, eine zur Unterlage, die andere zur Bedeckung; die Kranken bekommen, nach Bedürfniß, täglich Fleiſch und Fleiſchbrühe, während den andern Gefangenen dies nur an Sonn- und Feſttagen gereicht wird. Es ſind dreihundert und einige ſiebzig Männer in der Strafanſtalt, und einige funfzig Frauen. Dieſe ſind ganz wie die Männer gehalten, nur auf's Strengſte von ihnen geſondert, und haben für ſich nur Einen großen, gemeinſamen Arbeitsſaal. Ich fragte unſern Führer, ob ſich nie eine Liebesintrigue zwiſchen den beiden Geſchlechtern angeſponnen hätte? Er erwiderte: „ſeit 20 Jahren nicht, und damals nur Eine!“ — Nichts ſcheint mir ſo für die außerordentliche Wachſamkeit auf dem Spielberge zu ſprechen, wie dieſer Umſtand. Aber auch ſogar in der Kirche iſt dieſe Trennung auf das Konſequenteſte durchgeführt: die Frauen ſitzen hinter einem, für jedes Auge undurchdringlichen Gitter. Ich fragte, ob auch Proteſtanten unter den Züchtlingen wären. „Sechs“ war die Antwort, „denen ein Geiſtlicher ihrer Konfeſſion alljährlich das Abendmahl zu reichen heraufkommt.“ Und das übrige Jahr? „Nehmen ſie am katholiſchen Gottesdienſte Theil“, antwortete der Korporal, „es iſt ja auch ſo wenig Unterſchied!“ — Der Saal der Weiber bietet einen eigenen Anblick dar. Lauter in weiße Leinwand gekleidete Geſtalten, mit dem maleriſchen mähriſchen weißen Tuche um den Kopf geſchlungen. Wenige nur ſind hübſch oder nur anmuthig; wenn es viele jugendliche Verbrecherinnen unter dieſer unglücklichen Schaar giebt, ſo hat das wüſte Leben vergangener Jahre und die Schande der Gegenwart längſt die Jugendblüthe von ihren Wangen gewiſcht. — Doch erregt ſowohl hier, wie bei den Männern, manches Geſicht das Intereſſe des Beſuchers, das nicht der Spiegel eines ganz verderbten Herzens iſt. Unter den Männern fiel mir ein ſchöner, junger Mann auf; er war ein Pole, Student der Theologie geweſen, in den Aufſtand verwickelt worden, und da er während deſſelben einen Mord, oder vielmehr Todtſchlag begangen hatte, nicht in die

Ordnung der politiſchen, ſondern der gemeinen Verbrecher gereiht worden. Da ſtand er und kratzte Wolle, mit dem Ausdrucke tiefſter Schwermuth — und er konnte lange kratzen, denn ſein Urtheil lautete, mein ich, auf 20 Jahre. Ein Anderer, mit ſanften, ſchönen Zügen war herrſchaftlicher Jäger geweſen, hatte 12 Jahre redlich gedient, als er zur Hebung einer kleinen Erbſchaft von ſeinem Brodherrn Urlaub nahm — zu Hauſe angelangt, fand er ſich von einem Juden um Alles betrogen, und erſchoß ihn im Jähzorn. Dort ſtand ein vormals reicher Kaufmann, der falſche Wechſel gemacht hatte, am Webſtuhle. Hier kauerte ein Zigeuner mit pittoreskem Geſichte, wegen Ausraubung einer Diligence; aus der Tiſchlerwerkſtatt trat ein junger Mann mit wahrhaft prächtigen, blauen Augen und einem feinen Seelenausdrucke: er hatte ſeine Geliebte aus Eiferſucht erſtochen. Unter den Frauen war Eine von majeſtätiſcher Schönheit, wohl über die erſte Jugendblüthe hinaus, aber noch immer auffallend; doch nahm mir die Art ihres Verbrechens alles Intereſſe für ſie, obgleich mehrere Umſtände ihre Strafe noch ſteigern. Sie war reich, hatte Equipage gehabt, und in Wien ein Haus gemacht, und ſtand nun hier auf der Spinnſtube — eine Jüdin, die Einzige ihres Glaubens unter Chriſten. Sie hat ihr 5jähriges Kind im Zorn zur Erde geſchleudert und dadurch getödtet. Man gab vor, es ſei an einem Lungenſchlage geſtorben und ließ es begraben. Es war ſchon 5 Tage todt, als eine Magd, vielleicht aus Gewiſſensangſt ein ſolches Geheimniß zu verbergen, oder aus Rache gegen ihre Herrſchaft, die Frau angab. Als die Gerichtsdiener in's Haus kamen, um ſie zu verhaften, ſaß ſie ruhig am Whiſt-Tiſche! Sie iſt zu 12jähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt, und nicht Einer der Ihrigen hat ſeitdem nach ihr gefragt. Nachdem wir dieſe Abtheilung, wie ſie Jetzt beſteht, beſichtigt hatten, führte man uns in ein ſo ſchauervolles Bereich, daß ſich jedes Gefühl der Menſchlichkeit empört, wenn man dieſe Gemächer betrachtet, die doch von einem wohlmeinenden Herren bei Abſchaffung der Todesſtrafe für die Begnadigten eingerichtet worden ſind. Gottlob, es offenbart ſich ein Fortſchritt in der Humanität, denn ein ſolcher Greuel wäre jetzt unmöglich. Viereckige Löcher ohne Luft und Licht, im tiefen Keller angelegt, mit einem erhöhten Brete, wo der Kopf lag, — darin lebte der Begnadigte angekettet, die Luft vom eigenen Unrathe verpeſtend — ein Bild der Verzweiflung — langſam, aber ſicher in einigen Monaten ſterbend. Jetzt exiſtirt kein Unterſchied mehr in der Behandlung der Züchtlinge, nur die längere oder kürzere Zeit macht ihre Strafe ſchwerer oder leichter. Alle genießen den Umgang ihrer Genoſſen. — Obgleich aber die oben beſchriebenen unterirdiſchen Löcher ſeit dem Tode des Kaiſers Joſeph nicht mehr benutzt worden ſind, ſo gab es doch noch bis zum Jahre 1834 einſame Haft, mit Feſtkettung an die Mauer, wenn auch in lichteren Gemächern. Damals erſt ſind dieſe doppelt Eingekerkerten wieder mit ihren Nebenmenſchen in Gemeinſchaft getreten; die Ketten werden noch gezeigt, woran der Letzte 18 Jahre geſchmiedet lag. Wie die Anſtalt jetzt beſteht, hat ſie auf mich den Eindruck der Menſchlichkeit und der Milde gemacht. Man kann Verbrechen nicht ungeſtraft laſſen, aber das Mitleid und die Humanität waltet auch über den Straffälligen; es geſchieht nichts um die Gefangenen zu quälen, man verwahrt ſie und erhält ſie auf dem Niveau der Menſchheit; ja, ſie genießen eines ſo erträglichen Zuſtandes, daß die Säle von ſolchen wimmeln, die zum zweiten Male eingeſperrt ſind, und gerade nur ſo viel ſündigten um dem Zuchthauſe zu verfallen, wo ſie ohne Sorgen leben können, während die Welt für Leute ihres Schlages kein Glück und ſelbſt keine Ruhe bietet. Das Einzige

was mir zwecklos ſcheint, iſt die Vorenthaltung irgend anderer Bücher, als Gebetbücher. Das Leſen von ausgewählten Schriften könnte, ſcheint mir, gewiß eher einen vortheilhaften, als einen nachtheiligen Einfluß auf dieſe verwahrloſten Menſchen haben.

Hinter dieſer Anſtalt, die man eine durchaus humane mit Recht nennen kann, liegt eine zweite, unſichtbare, dem Richterſtuhle der Oeffentlichkeit entzogene: die der politiſchen Gefangenen. Sie iſt es, die dem Namen Spielberg den furchtbaren Klang gegeben hat, der wie eine dunkle Sage, voll Grauen, von undurchdringlichen Schleiern umhüllt daliegt. Ich glaube, nach den Nachrichten, die es mir möglich war über dieſe Gefangenen einzuziehen, daß auch hier viel übertrieben worden iſt, und daß vielleicht, wenn es erlaubt wäre in die Geheimniſſe dieſes Theiles vom Spielberge einzudringen, der Tadel ſich verringern, und die Anklage der Härte als gemildert erſcheinen würde. Die politiſchen Gefangenen leben über den Schlafgemächern der Zuchthäusler, in lichten Gemächern, ihre Zahl iſt gering, es ſind meiſt Offiziere, die ſich in den galiziſchen Unruhen vergangen haben. Sie haben Betten wie die kranken Züchtlinge, auch dieſelbe Koſt, nur doppelte Portion. Sie dürfen auf einem beſtimmten Raume des Feſtungsberges ſpazieren gehen, aber auch ihnen werden Bücher und Schreibmaterial ſtreng verſagt. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt — Stricken! obgleich ſie zu keiner Art von Arbeit gezwungen ſind, ſo wählen ſie ſich, Einer vielleicht vom Andern angeſteckt, dieſe leichte mechaniſche Beſchäftigung zur Erholung. Sie werden, mit Rückſicht auf ihre Geſundheit, ſo gut gehalten, daß Graf Gonfaloniere z. B. als ein ſiecher, elender Menſch das Gefängniß betrat, und nach ſeiner Befreiung der beſten Geſundheit genießt. Auch Silvio Pellico hat in dieſem oberen Stockwerke geſeſſen, wie wenigſtens unſer Korporal verſicherte.

Der Prinz von Oranien.

Der Prinz von Oranien. Hiſtoriſcher Roman in 3 Bänden, von Robert Heller. Leipzig, Gebrüder Reichenbach. — Heller hat uns damit ein werthvolles Buch geboten, welches ihm einen dauernden Platz unter den Belletriſten größeren Stils ſichert. Die erſten Jahre des niederländiſchen Freiheitskrieges ſind mit Ausführlichkeit, Treue und Ueberſichtlichkeit gezeichnet, die Hauptperſonen ſind mit Sorgfalt und lebensvollem Talent geſchildert, und lebendige Romanſcenen ſind reichlich vorhanden. In einem angehängten „Nachworte“ ſagt er ganz richtig, daß der niederländiſche Freiheitskrieg mit ſeinem großen Romanmaterial darum nicht zu einem Roman oder Drama benutzt worden ſei, weil er „eines ſtändigen Mittelpunktes“ ermangele, und in zu heller geſchichtlicher Klarheit vor uns liege. Die Einbildungskraft habe hier nichts zu ergänzen. „Der Roman aber“, ſetzt Heller hinzu, „iſt ſchmiegſam. Er braucht nicht wie das Drama ein Schmelzen der geſchichtlichen Starrheit zu fordern, er ergreift vielmehr die Hand der Hiſtorie, und die Begebenheiten mögen eilen oder ſchleichen, ſpringen oder feſten Anhalt ſuchen, er begleitet ſie. Eben aber weil dem Romane eine ſo große Freiheit der Bewegung geſtattet iſt, darf er auch nirgends mit der Geſchichte in Widerſpruch gerathen. Dieſen Grundſatz ſtreng in's Auge faſſend habe ich im „Prinzen von Oranien“ nirgends die hiſtoriſche Treue verläugnet, und bis auf den romantiſchen Kranz auf dem Haupte, ohne

welchen hiſtoriſche Geſtalten zum lebensgeſchichtlichen Schattenbilde herabſinken würden, bürgt der Verfaſſer für die Uebereinſtimmung ſeiner Darſtellung mit den Jahrbüchern des Befreiungskampfes."

Dieſer Anſicht von hiſtoriſchem Romane muß ich widerſprechen. Solche Unterordnung der Kunſtform unter das geſchichtliche Material kann ein Kunſtwerk nicht vertragen. Ob Marmor oder geſchichtliche Thatſache, im Kunſtwerke muß Beides nur als Hilfsmittel erſcheinen. Es heißt „hiſtoriſcher Roman", nicht romantiſche oder romanhafte Hiſtorie; die Hiſtorie muß dem Roman dienen, der Roman aber nicht der Hiſtorie. Heller mag den großartigſten hiſtoriſchen Roman vor Augen gehabt haben, in welchem die geſchichtliche Begebenheit in kunſtvoller Compoſition ſich ſcheinbar von ſelbſt und ohne auffallendes erfinderiſches Hinzuthun des Componiſten zum Romane aufbaut. Dies mag der größte hiſtoriſche Roman ſein, aber deshalb kann der hiſtoriſche Roman nicht einen auseinandergehenden geſchichtlichen Stoff ohne Weiteres für ſich in Anſpruch nehmen, und ihn, nachdem er in dieſer auseinandergehenden Richtigkeit erzählt und geſchmückt worden iſt mit intereſſanter Zuthat, für den hiſtoriſchen Roman ausgeben. Wir ſind ohnedies zur Schlottrigkeit in unſern Kunſtformen geneigt, machen wir nicht auch noch ein Geſetz aus dem mangelnden Sinne. Ein Roman ohne Einheit, ohne keilartigen Drang zum Mittel- und Endpunkte zerfällt in novelliſtiſche Genrebilder, die in ganz gutem Zuſammenhange untereinander ſtehn und deshalb doch noch nicht einen vollen Roman bilden können. Ich will nicht ſagen, daß es ganz ſo mit dem Heller'ſchen Buche beſchaffen ſei, aber eine ähnliche Bewandniß iſt hier vorhanden. Der geſchichtliche Hergang in Betreff der Niederlande iſt dem Autor das Hauptintereſſe; wenigſtens giebt er es als Hauptintereſſe dem Leſer. Die Kriegsereigniſſe erſcheinen nicht im Gefolge der Romanperſonen, ſondern umgekehrt, die Romanperſonen werden von den Kriegsereigniſſen hin und her getragen und erſcheinen neben dieſen in zweiter Linie. Das wird der Mehrzahl deutſcher Leſer, welche geſchichtliches Leben lieber will als romantiſches, ſehr willkommen ſein, und ich glaub' es gern, daß das Buch dadurch eher an Leſern gewinnen als verlieren wird, aber das Weſen des hiſtoriſchen Romans iſt dadurch beeinträchtigt, und ehe man darin dem Autor gewichen iſt und ſich ihm ergeben hat, leidet man darunter. Um ſo mehr, da der Anfang des Buches, ja faſt der ganze erſte Band, „Alba in Brüſſel und die Meergeuſen" uns ein geſchloſſenes Roman-Intereſſe, eine geſchloſſene Romanform erwarten laſſen. Dieſer Anfang iſt talentvoll aufgebaut, raſch und natürlich zu Spannung gefügt und ächt romanhaft. Nach dieſem Bande beginnt aber die Wanderung, und wenn das Intereſſe in der Kunſtform wandern ſoll, ſo muß es von rieſenhafter Größe und Stärke ſein, um ſich für den Zuſchauer nicht abzunutzen. In dieſem Buche erhält es ſich wohl, aber nicht als Roman-Intereſſe, ſondern als geſchichtliches Intereſſe, und der Romanſinn des Leſers äußert ſich in dem Bedauern: Wie ſchade um die liebenswürdig gemalte Grete von Valenciennes, um den kernigen Mittelpunkt Oranien, wie ſchade, daß der Roman nicht mit dem Schluſſe, mit der an ſich höchſt intereſſanten Belagerung und Entſetzung Leydens beginnt, und ſo in engem Rahmen die menſchliche Welt der Liebe Oraniens zur Charlotte von Bourbon mit all den mannigfachen Umgebungen darſtellt auf geſchichtlichem Hintergrunde! —

Es iſt wohl faſt ein nationaler Fehler unter uns, daß wir mit Vorliebe die größten Rahmen für Roman und Drama wählen, und, wenn irgend möglich, noch über den Rahmen hinausgehn. Je mehr wir uns den äußeren Raum beſchränkten, deſto erfinderiſcher würden wir in Motiven, deſto wirkſamer in Zuſammengedrängtheit der Maſſe, in Reiz der Einzelnheit werden. Die engliſche Literatur, welche in ihrem Weſen ſo werthvoll, hat für die Form überall einen nachtheilig wirkenden Einfluß

auf uns ausgeübt. — Wenn Heller ſich von dieſen Ausſtellungen überzeugen kann, ſo zweifle ich nach dem erſten Bande dieſes Romans keinen Augenblick, daß er im ausführlichen hiſtoriſchen Romane ſehr Anmuthiges hervorzubringen im Stande iſt.

Der muſikaliſche und literariſche Nachlaß Beethovens.

Berlin, den 11. November. Da dieſer Kunſtſchatz gegenwärtig in den höheren Kreiſen der Hauptſtadt und auch in öffentlichen Blättern vielfach beſprochen, das Mißlingen des Ankaufs für die Königl. Bibliothek aber bedauert wird, ſo dürfte es auf den Grund von deſſen anerkannter Wichtigkeit für die Wiſſenſchaft der Tonkunſt wünſchenswerth ſein, etwas Sicheres über die Urſachen des Nichtgelingens mitzutheilen, indem letztere wie ſie die geſchäftige Fama eben verbreitet, aller Wahrheit entbehren. Meine perſönliche Bekanntſchaft mit deſſen Beſitzer, Hrn. Muſikdirektor Schindler, verſchaffte mir die Gelegenheit, die in dieſer Sache ſtattgefundene Correſpondenz mit Sr. Exc. Hrn. A. v. Humboldt und Meyerbeer einzuſehen, auch ſonſt noch mündliche Erläuterungen darüber zu erhalten. Die Dinge, inſofern ſie vor das öffentliche Forum gebracht werden können, verhalten ſich ſo:

Als Hr. Schindler im Monat Juni in Folge einer Aufforderung nach Berlin kam, waren die Verwandten des Hrn. Meyerbeer und er gleichfalls eben im Begriff, die von dem verſtorb. Heinrich Beer hinterlaſſene Sammlung von Manuſcripten und Originalien verſchiedener älterer Componiſten, darunter auch zwei bis drei Stücke von Beethoven, dem Könige für die Bibliothek zum Kauf anzubieten. Die ihnen gemachten Vorſtellungen, dieſes Vorhaben erſt dann auszuführen, bis das Arrangement mit Hrn. Schindler getroffen ſein würde, wurden beachtet. Demgemäß nahm Hr. Meyerbeer keinen Anſtand, den Nachlaß Beethoven's, nachdem er ihn durchgemuſtert, mündlich wie ſchriftlich für eine wahrhaft deutſch-nationale Angelegenheit zu erklären. Einen gleichlautenden Bericht ſtattete er an Hrn. v. Humboldt ab, dem dieſer Gegenſtand bereits durch Se. Exc. den Miniſter des Innern empfohlen war, um ihn bei des Königs Majeſtät zu bevorworten. In einem Schreiben vom 14. Juli an Hrn. Schindler ſagte Hr. v. Humboldt ſeine wärmſte Theilnahme und Unterſtützung zu, und ſchließt ſeinen intereſſanten Brief mit folgenden Worten, die ſeine gewonnene Anſicht von der Sache darthun: „Die Correcturen von Beethoven's Hand, ſeine Sorgfalt im Rhythmus bezeugend, die Converſations-Bücher, welche Sie beſitzen, ſcheinen mir von großer Wichtigkeit, und die Pietät für den großen Mann macht es der Regierung zur Pflicht, ſo monumentale Erinnerungen als ein Heiligthum zu bewahren."

Demnach war die Einleitung auf's Beſte getroffen. Allein, nachdem man dem einen der Herren General-Muſikdirektoren ſeine Meinung in der fraglichen Sache abverlangt, ſchien man es höchſten Orts für ſchicklich zu halten, auch dem andern, nicht in Berlin domizilirenden, eine Mittheilung davon zu machen und ihm gleichzeitig das Verzeichniß des Beethoven'ſchen Nachlaſſes einzuſenden. Seine Erklärung darüber beſchränkte ſich bloß dahin: daß in Wien derlei Gegenſtände aus Beethoven's Nachlaß genug und billig zu haben ſeien; — als wenn die zwei, drei, in einigen Nummern ſogar vier Mal umgearbeitete Original-Partitur zu Fidelio, das Original der 9. Symphonie, die Skizzen zur 10. Symphonie und zu anderen Werken, und noch ſo vieles andere Handſchriftliche in Muſik und Briefen mehr als ein Mal exiſtiren ſollten. Daß jedoch der Wortlaut ſolcher Erklärung einiges Bedenken, wenn nicht Argwohn am Königl. Hofe erzeugen werde, ſtand zu erwarten. Die Widerlegung des diſſentirenden Hrn. General-Muſikdirektors wäre ein Leichtes geweſen, hätte man die ganze Angelegenheit von nun an nicht in ein un-

durchdringliches Geheimniß gehüllt, ſo daß es Hrn. Schindler erſt nach Verlauf von faſt 2 Monaten möglich ward, jener feindſeligen Einwirkung auf die Spur zu kommen.*)

Inzwiſchen hatten mit der Familie Beer vertraute Perſonen von obiger Erklärung profitirt und zu Ohren des Königs bringen laſſen, daß dieſe wirklich im Beſitze Beethoven'ſcher und Anderer Originalien ſei, die man Sr. Majeſtät anzubieten gedenke. Dadurch ward der Schindler'ſche Antrag vollends beſeitigt, Hrn. v. Humboldt's Intereſſe an der Sache geſchwächt und kraftlos gemacht, da der große Naturforſcher in muſikal. Dingen am Königl. Hofe eigentlich kein vollgiltiges Urtheil hat.

Die Berückſichtigung von Beethoven's letztem Wunſche, dieſen geiſtigen Nachlaß möglichſt beiſammen zu halten, für die Wiſſenſchaft der Tonkunſt zu benutzen, überhaupt ihn an einem würdigen und ſicheren Orte aufzubewahren, ſie leitete Hrn. Schindler's Verfahren in den der Königl. Reg. geſtellten Bedingungen für den Staat, die nichts weniger als zu hoch waren; ſie waren aus dieſer Rückſicht gering und mußten für Spekulanten mit dergleichen Kunſtſchätzen ganz anders geſtellt werden. Es war anbei neben der Bedeutung für die Wiſſenſchaft zugleich auch die Würde des Beethoven'ſchen Geiſtes zu beachten, die auch Hr. Schindler in den Verhandlungen ſtets im Auge behalten und aus Ehrfurcht für ſeinen erhabenen Freund und Lehrer nicht verletzt hat. Demnach ſcheint es faſt überflüſſig, zu ſagen, daß die Summen von 20,000 und 24,000 Thlr., nach andern ſogar 30,000 Thlr., die als Ankaufsbedingung ſollten geſtellt ſein, reine Erfindung ſind und wahrſcheinlich zum Troſt für den Verluſt des Kunſtſchatzes in's Publikum gebracht wurden.

Schließlich füge ich noch die Bemerkung bei, daß ein Gegenſtand von ſolcher Wichtigkeit und Seltenheit, als dieſer Beethoven'ſche Nachlaß, unter keiner Bedingung zu einem Handelsartikel herabgewürdigt werden ſollte. Sollte jedoch gegen alles Vermuthen kein deutſcher König oder Fürſt zu deſſen Aneignung Luſt zeigen, ſo möge er im Innern des Monuments, das nächſtes Jahr dem unſterblichen deutſchen Tondichter in Bonn errichtet wird, ſeinen Aufbewahrungsort finden und die Bildſäule des Meiſters deſſen Hüther für kommende Geſchlechter ſein.

Feodor Wehl.

Nachrichten.

Wien, November. Das unſinnige Geſchwätz über Halm iſt im Verſchallen. Die Verläumder ſehen wohl die Unhaltbarkeit und den ganzen Unſinn des ausgeſprengten Gerüchtes ein, und ziehen ſich in ihre Winkel zurück, da ſie ſehen, daß jeder Redliche und die honette Journaliſtik ſich wie mit einem Streiche erhub, um ihre meuchleriſchen Anfälle auf Halm zurückzuſchlagen. Halm ſoll ſehr gekränkt ſein, um ſo mehr, als er die Mittel der Vertheidigung in den Händen hat, nämlich ſeine Correſpondenz mit Enk, und davon keinen Gebrauch machen kann. Seine hohe Verwandtſchaft findet es unter ſeiner Würde, ſich in einen ſolchen Krieg einzulaſſen. — Wie viel hat Halm ſchon für ſeine Poeſie leiden müſſen, faſt mehr als Griſeldis; jetzt wollen ſie ihm gar ſeine Kinder nehmen, und ein hoher Vetter hat ihm ſchon längſt verſprochen, ihn ſogleich zum Hofrath zu machen, wenn er die Poeſie fahren ließe. — Doch beſchäftigt ſich Halm zur Zeit damit, ſeinem treuen Freunde und

---

*) Sollte vielleicht die bekannte Polemik von 1836, welche in Bezug auf Beethoven's 9. Symphonie in der Kölniſchen Zeitung ſtattfand, und an welcher Herr Schindler als Partei Theil genommen, dem Herrn General-Muſik-Direktor Stachel geweſen ſein, eine ſolche Erklärung zu geben wie er gethan? Damals nämlich handelte es ſich um einen Nachweis aus Beethoven's Nachlaß, daß der Herr General-Muſik-Direktor jene 9. Symphonie falſch aufgefaßt und in falſchem Stile aufgeführt habe. Sollte nun wirklich Animoſität einer ſo intereſſanten Nationalſache entgegengewirkt haben?

Lehrer dort, wo er aus der Donau gezogen ward und begraben liegt, ein ſchönes Monument zu ſtellen. Eine fromme Beſchäftigung! während ſchlechte Köpfe und noch ſchlechtere Herzen ſich bemühen, ihn zu erniedrigen. In Kurzem ſehen wir wieder ein neues Drama von ihm „Sampiere"*) betitelt. Ueberhaupt ſoll das Burgtheater bald viel Neues bringen, z. B. „Großjährig", Luſtſpiel von Bauernfeld; „die Bernſteinhexe" Schauſpiel von Laube. An der Wien wird eine neue Poſſe von Neſtroy mit Spannung erwartet, und in der Joſefsſtadt eine neue Oper von Walter von Goethe einſtudiert — in der Leopoldſtadt gefallen die Brüder Lehmann; mehr als ſie gefällt aber eine junge, jedoch ausgebildete Giraffe, die geraden Weges aus Afrika kommt. — Herr Alexandre gab ſchon drei franzöſiſche Vorleſungen, ſogenannte Akademien, im Kärnthnerthor-Theater, läßt aber kalt. Wir haben Holtei noch nicht vergeſſen, und Hr. Alexandre verhält ſich als Vorleſer zu Holtei, wie Scribe zu Shakſpere. Aehnlich verhält es ſich mit Mad. Stöckl-Heinefetter, die auch nicht ſehr anſpricht, um ſo weniger, als ſie es liebt nur in den Rollen der Mad. Haſſelt ſich hören zu laſſen. — Himmel! wann werden denn einmal die Heinefetter alt? Sind ſie denn ewig jung oder ewig bejahrt?! Es ließe ſich bei ihnen gewiß eine ähnliche Berechnung anſtellen, wie bei der O'Connells-Familie über die lange Lebensdauer! — Mad. Haſſelt ſoll für immer nach London gehen; das iſt traurig, faſt trauriger, als daß Dem. Lutzer Hofräthin Dingelſtedt werden ſoll.

In der Literatur iſt es wie gewöhnlich ſehr ſtille, nur J. N. Vogl wird wieder ſehr produktiv. In kurzer Zeit brachte er ein Bändchen „Blätter und Trauben", ein Bändchen „Trommel und Fahne", und einen ſtarken Band „Neue Dichtungen". Alle dieſe Gedichte athmen Kraft und Geſundheit, kernige Lebensluſt und einen freien Geiſt, hie und da von etwas Melancholie poetiſch umdüſtert. Während die Journale kaum Zeit haben, alles das Angeführte zu beſprechen, liegt wieder ein neuer Band „deutſcher Lieder" (eigentlich freie Lieder) vor den Augen des erſtaunten Cenſors. Eduard Sileſius, Baron Badenfeld, hat eine alte Reiſe, den gewöhnlichen Ausflug über Salzburg nach der Schweiz ꝛc. in drei dicken Bänden wieder einmal beſchrieben, und ſo einem wahren Bedürfniſſe der Zeit abgeholfen. — Unſere Almanach-Literatur iſt wieder nur mit ſchlechtem Almanach-Futter gefüttert, und iſt gewöhnlich mittelmäßig, wie jedes Jahr. Ich weiß nicht, welcher Almanach hervorzuheben wäre, da ſie wie blöde Geſichter alle einander ähneln. Einige von ihnen haben doch einen poetiſchen Zug, ein romantiſches Lächeln, und das iſt immer eine Novelle von Stifter. Von dieſem allgemeinen Verdammungsurtheil iſt gewiß der Novellen-Almanach von Schuhmacher ausgenommen; für deſſen beſſern Inhalt bürgt der Name des Herausgebers; doch iſt er noch nicht ausgegeben. Wie kommt es, daß die beiden Taſchenbücher, die in der Provinz erſcheinen (die Libuſſa in Prag, die Iris in Peſth) ſich gewöhnlich vor den Wienern auszeichnen? — Erſtens giebt es in der Provinz nicht ſo viele literariſche Handwerker, zweitens iſt die Cenſur in Prag wirklich etwas milder, und die in Peſth faſt liberal.

Der Grundſtein zu dem Monumente Kaiſers Franzens iſt nun gelegt, und zwar auf dem Hofplatze. Die Wahl der Stelle drückt es unwillkürlich aus, es habe es die Familie, nicht das Volk geſtellt, aber der Staatsſchatz wird es wahrſcheinlich bezahlen. Der Wiener Witz drückt am beſten die Stimmung des Volkes aus. Schon als man den Grund gegraben, wollten die Wiener noch immer nicht an die Errichtung des Denkmals glauben. „Man wird ja keinen Grund dazu finden" ſagten ſie. Es läßt ſich nichts darüber ſagen. Das beſte ſagte ja ſchon Graf Bouquoi vor einigen Jahren auf dem Landtage in Prag, als auch die böhmiſchen Stände allunterthänigſt dem Kaiſer Franz ein Monument ſtellen wollten. Ueber die Auffaſſung des Künſtlers verlautet nichts; das Volk ſoll überraſcht werden, wenn an einem ſchönen Frühlingstage plötzlich die Breter fallen. In der „Theaterzeitung" verſichert Weidmann, er habe bei der Grundſteinlegung in tauſend Augen Thränen der innigſten Rührung glänzen ſehen. Was muß der Mann für Augen haben? — Ein Witz des Schickſals iſt es, daß Kaiſer Franz von Joſef (auf dem Joſefsplatze) nur durch die Küche getrennt wird.

Vor wenigen Tagen iſt Schuſelka von der Polizei überfallen und ſind ſeine Papiere in Beſchlag genommen worden. Es fanden ſich unter dieſen viele Briefe an die „Deutſche Allgemeine", das Manuſcript von: „Deutſche Worte eines Oeſtreichers" und von „Oeſtreich und Ungarn." Schuſelka befindet ſich zwar wieder auf freiem Fuße, aber die Unterſuchung iſt in vollem Gange. — Er iſt Beamter. Wehe nun ſeinem Avancement und ſeinem Fortkommen in Oeſtreich. Die beiden im gemäßigten Tone geſchriebenen Brochüren könnte man ihm verzeihen, nicht aber die geheime Correſpondenz. Das iſt ein Verbrechen, für welches

*) Darnach wird der von uns neulich angegebene Titel zu berichtigen ſein. D. R.

es in Oeſtreich keine Gnade giebt. O! uns Correſpondenten aus Oeſtreich ſollte man bei lebendigem Leibe canoniſiren!

Trotz jener Karlsruher Zeitung, die von Oeſtreich aus inſpirirt wird, hat der Artikel „die Cenſur = und Literaturzuſtände in Oeſtreich" in der Biedermann'ſchen Monatsſchrift doch vollkommen Recht.

Von der ſagenhaften, mißglückten Miſſion Deinhardſtein's an Herrn Campe in Hamburg werden Sie gehört haben. Viele bezweifeln die Geſchichte.

Aus Paris, November. Wenn man die hieſige Direktion des Odeon kennt, die jetzt 60,000 Fr. von der Regierung jährlich erhält, und ſie mit einer Hofdirektion in Deutſchland vergleicht, möchte man die Sprache Schiller's und Goethe's nie weder verſtanden noch geſprochen haben. Faſt in jeder Woche werden 6 bis 7 neue Stücke vorgeleſen, faſt in jeder Woche zwei bis drei neue Stücke gegeben und faſt in jeder Woche wird die Hälfte verworfen, die andere Hälfte ausgeziſcht und nur hie und da erhält ſich ein Stück auf dem Repertoir, das aber die andern alle erſetzt. Die Schauſpieler ſind unermüdlich im Memoriren, die Schriftſteller, die das Comité bilden, unermüdlich im Zuhören und die geziſchten Verfaſſer eben ſo unermüdlich im Schreiben. Alles geht drunter und drüber. Schauſpiel, Drama, Tragödie, Luſtſpiel, Poſſe, alles wird geleſen, verurtheilt, im Galopp gegeben. Es iſt ein wahres Sturmlaufen, das für den Zuſchauer ſehr intereſſant iſt. Dazu treten beſtändig neue Schauſpieler und Schauſpielerinnen auf, der Bruder und die Schweſter der Mlle. Rachel, die wie noch unreife Birnen unter dem Meſſer krachen, Mlle. Bourbier, was weiß ich, wie ſie alle heißen — Und nun leſe ich die P. St. Z. Was wird in Berlin gegeben? Franzöſiſch überſetzte Stücke — hie und da, nach langem Harren und Hoffen ein deutſches Stück — was giebt's in Wien? — Nichts — fällt ein Stück durch, gleich wird die Unmacht der neuen Literatur gezeigt — Aber hier fallen faſt alle durch — Eve von Gozlan gefiel nicht. Don Sebaſtien, der vielleicht 200,000 Fr. Ausſtattung koſtete, wird trotz aller Anpreiſung nicht Stich halten. Donizetti iſt blos ein muſikaliſcher Fripier. Die Wiener mögen ſich freuen damit. Es iſt ein flaches läppiſches Talent. Karl VI. brachte ebenfalls großen Verluſt, und Meyerbeer, der zwei Opern in der Taſche hat, giebt ſie nicht her, bis die Stolz abtritt. Sogar Duprez ſagt ihm nicht zu — die Meiſterſtücke ſind hier ſo rar wie in Deutſchland, aber was hier für die niedrigſte Klaſſe berechnet wird, die freilich Geiſt und Herz hat, wird in Deutſchland den großen Damen aufgetiſcht. — Das Gymnaſe hat ſeinen Prozeß gegen die Geſellſchaft der Schriftſteller verloren und nun tritt auch Bouffé ab und geht zu den Variétés mit Sack und Pack über, zahlt dem Gymnaſe lieber 100,000 Fr. Entſchädigung — die Variétés haben mit ihm contrahirt, daß von jeder Einnahme über 2000 Fr. der Reſt ihm gehöre um ſeine Entſchädigung zu bezahlen. Das Gymnaſe wird bankerott machen müſſen. Das Vaudeville pfuſcht ebenfalls in's Drama, und zwar mit Muſik und Chören, weil es allein kein Drama aufführen darf. Ich glaube, ehe zwei Jahre vergehen, haben wir hier eine vollkommene Revolution in den Theaterverhältniſſen durchzumachen, obſchon jetzt faſt alle Schriftſteller Theaterſtücke ſchreiben. Es iſt unbegreiflich wie ſtark hier die Produktion iſt. So zahlreich die Conſumenten ſind, ſo übertrifft, wie in der Induſtrie, die Produktion doch die Conſumtion. Neulich kündigte der Direktor des Odeons einem geachteten Schriftſteller in folgenden Worten den Erfolg von ſeinem Stück an. „Ihr Stück iſt im Komité geleſen worden. Die Handlung iſt gut, die Charaktere treffend, die Intrigue intereſſant, der Dialog geiſtreich — Es wurde aber einſtimmig verworfen." —

Rachel, ich meine Mlle. Rachel iſt krank. Es fehlt nicht an Vermuthungen. Eine ledige Schauſpielerin darf nie krank ſein — man erzählt von ihr, daß während ihres Aufenthalts in London ein Marquis ſie ſchlechtweg la Rachel anredete — ſie antwortete ihm Est ce que j'ai gardé avec vous les — Anglais —?

A propos, können Sie uns keine Nachricht geben, wohin ſich Balzac verloren hat?

Die hieſigen Revüen beſchäftigen ſich bereits mit der zukünftigen deutſchen Revue, die in jedem Falle eine ſehr wichtige Epoche in der Geſchichte der verfolgten Literatur einnehmen wird. — In einigen Tagen von ernſteren Dingen.

Die Muſik in Leipzig hat nicht, wie zu erwarten ſtand, an Theilnahme verloren durch die Berufung Mendelsſohn's nach Berlin. Sie iſt dergeſtalt Mode, daß alle Erſchütterungen ſpurlos an ihr vorübergehn. Zudem iſt der berühmte Komponiſt wie es ſcheint immer noch lieber in Leipzig als in Berlin: ich weiß nicht, ob die Eiſenbahn Abonnements gewährt und ein Coupé mit Clavier und Tinte zum Komponiren einrichten läßt, aber Mendelsſohn's faſt allwöchentliche Anweſenheit in Leipzig, und die Menge von Kompoſitionen, die er trotz immerwährenden Ortwechſels zum Vorſchein bringt, führen auf ſolche

Vermuthung. Wir ahmen ſo vielfältig nach und haben denn auch die literariſche Form der „Phyſiologieen“ eifrig nachgeahmt. Eine Phyſiologie des heutigen Muſikers ſcheint aber doch vergeſſen worden zu ſein, und doch wäre ſolche Aufgabe eine überaus ergiebige. Gewiß hängt die muſikaliſche Mode damit zuſammen, daß auf dem Gebiete des Glaubens und der Poeſie unergiebige Uebergangsperioden eingetreten ſind: der Menſch braucht eine ſchwärmeriſche Hingebung, und da ſie jetzt vermittelſt der edelſten Geiſtes- und Lebenskräfte nicht bewerkſtelligt werden kann, ſo wirft man ſich einerſeits dem Pietismus, andrerſeits der Muſik in die Arme. Wohin haben ſich unſre luſtigen Geiſter verkrochen, daß ſie dieſe nahe gelegten Anläſſe zur Satire unentdeckt laſſen! Das Virtuoſenthum, welches bis an die buchſtabirenden Kinder gekommen iſt, hat ſich damit als ein ſo leichtes und dankbares Thema dargeboten. Aber es wird viel zu wenig benutzt, man tritt viel zu ſtockernſthaft gegen die Künſteleien in die Schranken. Liſzt zum Beiſpiele wäre eine ſo lockende Beute für die Heiterkeit. Seine Wohlthätigkeit in allen Ehren! Deren edle Seite braucht nicht verletzt zu werden, wenn wir die muſikaliſche Seite derſelben betrachten. Er kommt nach München, und die Korreſpondenten werfen ſich in die Bruſt, und erzählen, daß es endlich vorbei ſei mit dem Veitstanze, und daß das Concert ſpärlich ausgefallen ſei. Das iſt alſo endlich vorbei! athmet Ihr auf. O nein, die Politik des Virtuoſen iſt mächtiger als deſſen zweifelhaft gewordene Muſik. Es kommen die Wohlthätigkeitsconcerte und die Korreſpondenten ändern jählings den Ton! — Unſre Journaliſtik ſelbſt, welche der muſikaliſchen Mode innerlich ſo abgeneigt iſt, bietet ſie nicht an ſich ſelbſt ein Spottbild dar? Das Spottbild einer ſchwatzhaften Frau? Jeden Muſikanten beſpricht ſie ausführlich. Wenn Böhmen all ſeine Dorfmuſikanten, großentheils ſo vortreffliche Muſikanten, in ſchwarze Fracks kleidete und auf die große Tour ſendete — die deutſche Literatur verſchwände in den deutſchen Journalen hinter muſikaliſchen Berichten. Können wir denn nicht ſchweigen? Sind wir denn die Schwarzen der weißen Pflanzer, jene gutmüthigen Schwarzen, welche die Zuckerernte beſorgen? Ernſtlich, können und wollen wir nicht in Zukunft ſchweigen, und es den Muſikanten allein überlaſſen, ſich berühmt zu machen? Sie können unſre ungenügende Kritik entbehren, und wir können unſern Platz beſſer brauchen.

Aber ich wollte zu einer Phyſiologie auffordern. Vor einigen Tagen haben auch die Concerte des Vereins der Euterpe hier angefangen, und ich habe dort eine eben ſo zahlreiche und ganz neue Zuhörer-Geſellſchaft wie in den Gewandhausconcerten gefunden. Uebrigens hat es mir dort ſehr gefallen: man findet einen Sitz und iſt vor Zug geſichert, zwei unerläßliche Bedingungen für muſikaliſchen Genuß, man ſieht eine neue, dem Anſcheine nach friſchere und natürlichere Geſellſchaft, man hört gut ausgeführte Muſik, man gewahrt nirgends Prätenſion und ſieht einen neuen, auch einmal einen blonden Kapellmeiſter, v. Alvensleben, gut und geſchmackvoll dirigiren. Dies Alles war indeß nur indirekte Aufforderung zur Phyſiologie. Auch die Ankündigung, daß nun außer den Donnerſtagsconcerten die Montagsconcerte wieder beginnen — Alles in Leipzig, und Alles unter zudringender Theilnahme der Dilettanten und Kenner — iſt nur indirekt und nur inſofern Aufforderung zur Phyſiologie, als man mit freudigem Schreck erkennt, wie unerſchöpflich die muſikaliſche Theilnahme in dieſer Stadt ſein müſſe. Wohin geht nun alſo die indirekte Aufforderung? Lieber Gott, ſie iſt für den Anfang ſehr harmlos. Es wäre meines Erachtens eine dankbare Aufgabe, die Zuhörer im Hauptconcerte phyſiologiſch zu entwickeln, um nicht „analyſiren“ zu ſagen, ſie alsdann in Gruppen zu theilen, und aus dieſen wieder beſonders merkwürdige Perſönlichkeiten, ſogenannte Matadore unter das Augenglas zu bringen. Solch eine chemiſche Zerſetzung der jetzt als „Enthuſiasmus“ gebundenen Beſtandtheile könnte wohl intereſſante Aufklärung geben über das innere Weſen muſikaliſcher Mode. Le ventre, „der Bauch“, wurde im Nationalkonvente ſchrecklichen Angedenkens der untere zahlreiche Bereich der politiſch enthuſiasmirten Verſammlung genannt. Dort ſaßen die gutmüthigeren Leute, welche mit der Mehrheit ſtimmten und doch ſelbſt die Mehrheit bildeten. Der Räumlichkeit nach entſpräche dieſem Ventre bei uns der untere Saal, vorzugsweiſe angefüllt von alten Jungfrauen und unerwachſenen Mädchen, welche hinreichend freie Zeit haben, anderthalb Stunden vor Anfang des Concertes an den Pforten des Paradieſes zu erſcheinen und mit Geduld die beſten Plätze zu erzwingen. Hier zeigen ſich nun werthvolle Modelle für Studien: der Sinn für die verächtliche, äußerliche Toilettenkunſt iſt offenbar abſichtlich vernachläſſigt, die Aufmerkſamkeit iſt ſo angeſtrengt, daß die Geſichtszüge abgeſtumpft, die Augen ſtarr werden, und beſonders der Takt, der Takt! dieſe techniſche Seele der Muſikuhr, nimmt ſo ſchonungslos in Anſpruch! Wäre der untere Saal nicht angefüllt mit den hundertfach ſchattirten Kopfbewegungen, es wäre ſchon Schlimmes paſſirt. Aber ſobald man nur hinſieht, weiß man ſchon, was die Glocke geſchlagen. Die rechte und linke Seite

nun dieſes Centrums, gedeckt durch unerſchrockene — aber der Raum geſtattet mir für den Augenblick nicht eine weitere Fortſetzung. Ich bleibe ſie ſchuldig, wenn nicht irgend ein literariſcher Böſewicht — und ich habe Herloßſohn und Heller ſtark in Verdacht! — mir die zubereiteten Materialien zu eigner Benutzung wegnimmt.

Sternberg über die Aufführung des Sommernachttraumes. Mehr und mehr kommt der wahre Eindruck und mit ihm die Wahrheit an den Tag in Betreff des dramatiſchen Alexandrinerthums in Berlin. A. v. Sternberg ſchildert im Morgenblatte die Aufführung in Potsdam ausführlich, und ſagt dabei zuerſt über die Muſik, als über die Hauptſache, Folgendes: „Es iſt ein Schaukeln und Wiegen, ein Flüſtern und Liſpeln der Töne; man hört, Herr Mendelsſohn-Bartholdi hat damit die Haushaltung der Elfen darſtellen wollen. Der Himmel weiß, ob ihm das gelungen iſt; die Kunſtverſtändigen werden darüber ſicherlich ein Langes und Breites deklamiren; für mich entbehrte dieſe Tonſchöpfung der Einfachheit. Weber's Schlummerlied im Oberon faßt ganz anders die Seele. Hier klang's ſo manierirt zierlich, ſo weit hergeholt poetiſch" — Dann geht er zur Beſchreibung der nichts weniger als einfachen Scenerie und dann zum Stücke über. Im Weſentlichen ſtimmt er dem bei, was in dieſen Blättern fortwährend verfochten wird. „Es gab eine Zeit in Deutſchland", ſagt er, „wo es ein Verbrechen war, Shakſpere zu tadeln; heutzutage iſt man nicht mehr ſo ſtreng. Die maßloſe Bewunderung, faſt Anbetung, hat ſich zum Glück gekühlt und gemäßigt. Man ſieht ein, daß man unſrer Bühne mit all dem fremden Geiſte mehr oder minder argen Zwang angethan hat. Die romantiſche Schule hat der dramatiſchen Kunſt nicht viel Liebes erwieſen, obgleich ſie fortwährend ſich ſtellte, als ſei ſie die Retterin des bedrängten, entwürdigten Theaters. Das altſpaniſche, das altengliſche Theater — was hat das Alles gefruchtet? Es hat einen endloſen Tumult, eine ſtete Verwirrung der Anſichten und ein Heer von Experimenten auf unſere Bühne gebracht. Man zankte ſich, man ſchalt; ein Theil des Publikums gähnte; der andre Theil wußte ſich vor Enthuſiasmus nicht zu laſſen; endlich, da letzterer erkünſtelt, das Gähnen aber ächt war, blieben, wenn die Altſpanier oder Altengländer auf die Bühne kamen, die Theater leer. — „Der unendlich luſtige Falſtaff fing an, etwas zu ermüden. Man wollte ſich nicht geſtehen, daß man weder den tiefen Ernſt, noch die ungeheure Spaßhaftigkeit recht verſtand und würdigte. Es lag Alles ſo weit ab, es war Alles ſo fremd, ſo hergeholt, ſo wunderlich; und doch ſollte und mußte man es unbeſchreiblich beluſtigend, rührend und ergötzlich finden. Die tonangebenden Dichter und großen Geiſter wollten es ſo. — Jetzt ſind dieſe großen Geiſter etwas in den Hintergrund getreten, und jetzt wird ſich auch vielleicht ein eigentliches Theater geſtalten. Das Gute, was ſie gewirkt, bleibt uns unverloren, wir werden zu den ganz kläglichen, verblaßten Alltagsgeſtalten, wie ſie das alte Regime vor den Romantikern ſchuf, nicht zurückkehren; aber wir werden auch nicht mehr gezwungen werden, ganz abnorme, mit unſerm Leben, Denken und Empfinden nicht im Entfernteſten zuſammenhängende Gebilde anzuſtaunen und zu bewundern. Shakſpere iſt ein Genius vom erſten Range, aber er hat unſre Bühne aus den Fugen reißen helfen. Wir ſtehen jetzt rathloſer da als jemals." Nun bemerkt er, wie neben den bewundernswürdigen Geſtalten eines Lear, Shylok, Hamlet alles Uebrige für ein verſtändlich und wirkſam Theaterſtück fehle: Ruhe, Ebenmaß und die das Verſtändniß befördernde Ordnung. „Die wilde ungefüge Form beleidigt uns", und doch habe die Thorheit der blinden Verehrer bis jetzt alle Bearbeitung gehemmt. „Goethe hat ſchon gemeint, Shakſpere laſſe ſich beſſer leſen als darſtellen." Aber ſelbſt das habe nichts gefruchtet. „Es iſt faſt, als wollte man die neueſte Kriegstaktik nach den alten Kriegen in der Ilias einrichten." Beim Sommernachtstraum träte nun all das grell hervor auf der Bühne. „Es bleibt immer die anmuthige Compoſition, allein in einer groben, an manchen Stellen arg verzeichneten Skizze. Die zarten Elfentänze hat man im Ballet „die Sylphide" viel poetiſch-luftiger geſehn, und die grotesk-komiſchen Partien, das etwas albern plumpe Geſpaße der altengliſchen Trunkenbolde und Gimpel fiel ſo derb aus, daß man darüber kaum lachen konnte. Die Späße mit der Wand, dem Mond, dem Löwen, das Alles war ſo gezwungen und bei den Haaren herbeigezogen, daß man ſich immer innerlich zurufen mußte: das iſt ſpaßhaft! darüber muß gelacht werden!" ꝛc. ꝛc. Summa: eine ſehr koſtbare Langeweile. Ich zweifle aber nicht, daß mit Muſik, Dekoration und Mode auch dieſer Traum auf einigen Bühnen, außer Berlin, welche die Mode für die Kaſſe einträglich erachten, und hinter dem Rücken in's Fäuſtchen lachen, ſeine Streiche ganz ſo gut machen wird wie weiland Antigone. — Vortrefflich ſchalkhaft hat Haug über den Schluß des Sternberg'ſchen Artikels folgendes Motto aus Goethe geſetzt:

„Was träumet ihr auf eurer Dichterhöhe?
Beſeht die Gönner in der Nähe!
Halb ſind ſie kalt, halb ſind ſie roh."

Deutſche Profeſſoren in Rußland. Noch iſt in ungeſchwächter ſchmerzlicher Erinnerung, was Madai über das Schickſal deutſcher Profeſſoren in der Allgemeinen Zeitung bekannt gemacht, noch hört man den allgemeinen Ruf „Das iſt eine Warnung für ein Menſchenalter!" — und ſchon ſind die Werbungen deutſcher Profeſſoren für Dorpat wieder im ſchönſten Gange, und ſchon ſollen zwei Leipziger Mediziner gewonnen ſein! Allerdings haben ſie erſt Schritte gethan, ob die heimathliche Regierung ſie einigermaßen ſchadlos halten könne für den höheren Dorpater Gehalt, da dies aber kein genügendes Reſultat gegeben, ſo wird es damit ſein Bewenden, und Rußland wird für ſo und ſo viel Rubel trotz Madai und Volkmann wieder zwei ausgezeichnete deutſche Profeſſoren haben. Das verträgt unſer Nationalſtolz. Beiläufig geſagt iſt die Leipziger Univerſität eine ſehr reiche, und würde es in ihrem Budget kaum bemerken, wenn in ſolchem Nationalfalle ein Uebriges gethan würde. Beiläufig geſagt iſt es doch aber tief niederſchlagend, ſo bethätigt zu ſehn, was neulich ein nordiſcher Fürſt über deutſche Gelehrte geäußert, und ſo bethätigt zu ſehn, daß unſer Nationalſtolz phraſenhaft und Geld eine unwiderſtehliche Macht ſei. Zu unſerm Troſte kann hinzugeſetzt werden, daß ein Profeſſor der Philoſophie, deſſen heimathliche Stellung noch unergiebiger als die jener Mediziner, noch vor der Madai'ſchen Kataſtrophe die Charakterſtärke hatte, ſolchen Ruf nach Rußland in deutſchem Intereſſe abzulehnen.

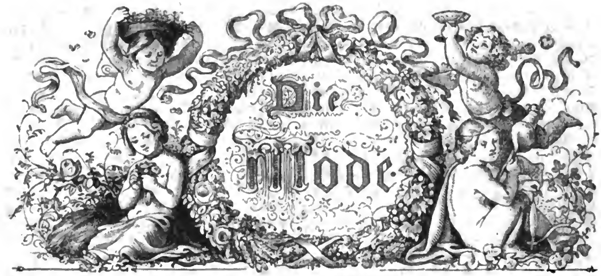
Neuigkeiten aus Paris. Wie hat ſich das glücklich verändert: die Zeit der langen Correſpondenzen aus Paris iſt völlig vorüber, wir finden den heimathlichen Stoff intereſſanter als den ausländiſchen, wir ſind mit Neuigkeiten begnügt. Die wichtigſte für uns iſt, daß George Sand in Begriff iſt, die Fortſetzung ihres compagnon de France herauszugeben. Ich habe bis jetzt durchaus nicht glauben wollen, daß ſie überhaupt eine Fortſetzung ſchreiben könne und werde. Und ſie ſoll kühner ſein in ſocialer Spekulation als der Anfang, und die Kriminaljuſtiz wird in Ausſicht geſtellt! Letzteres wäre ſehr bedauerlich. Bei einem organiſch ſchaffenden Dichtungstalente wie George Sand's iſt Kriminaljuſtiz immer eine Beleidigung, die nichts nützt. — Gozlan's neuſtes Stück „Eva" iſt im Theater francais gegeben worden und iſt gefallen. Gozlan überhäuft und wirrt in ſeinen Compoſitionen als ob er ein deutſcher Romantiker wäre. — Die Geſchwiſter der Mlle. Rachel, ein 16jähriger Bruder und eine noch jüngere Schweſter, die als Cid und Ximene aufgetreten, ſind desgleichen gefallen. Jugend braucht keine Pietät, ſie hat Zeit. Dagegen hat gefallen der Frau Ancelot: Madame Roland, weil ſie rührt; und Dumas hat außer „conte des fées" ſchon wieder ein Stück fertig, einen „Laird de Dumbiky" — wo bleibt Scribe? Er verſchwindet hinter Operntexten, die mehr Geld bringen als Schauſpiele. Leider!

Sporting Almanach für 1844. Unter dieſem Titel iſt ſoeben von v. Corvin-Wiersbitzki ein prachtvoll gedrucktes, mit Bildern ausgerüſtetes und mit engliſchem Glanze eingebundenes Buch bei Teubner erſchienen, welches ſich als erſten Jahrgang eines Almanachs für Jagd-, Reit-, Fiſchfang- und dergleichen Kunde verführeriſch genug ankündigt. Der fremdartige Titel wird dadurch gerechtfertigt, daß wir für das Wort „Sport", welches alle jene Gegenſtände umfaßt, kein eben ſo viel bedeutendes in unſrer Sprache beſitzen. Der Inhalt iſt ſo mannigfaltig und für Liebhaber das „Sport" ſo intereſſant wie dies Wort ſelbſt. Ob in Deutſchland für dieſe heitere Kunſt des modern-ritterlichen Landlebens Bücherkäufer genug vorhanden ſind? Das iſt eine Frage, welche die Oſtermeſſe entſcheiden wird. Denn das belletriſtiſche Leſepublikum wird ſich hierbei nur gering betheiligen. Für die Sportsmänner unter den Leſern unſers Journals diene folgendes Inhalts-Verzeichniß: Geſtütskalender von Georg Peterſen, Jagdkalender von Alexander v. Schmeling-Diringshofen — eine für Jäger ſehr werthvolle, kompendiös gefaßte und gut geſchriebene Arbeit — der Fuchs, eine Monographie vom Herausgeber — erſchöpfend und auch für Nichtjäger unterhaltend — Richardſon und Hamilton Smith über Pferdekunde; Phyſiologie des Pferdehandels, der Reitkunſt, der Fiſcherei; Eberjagd und Eberjäger in den Maremmen von Toskana; die arabiſchen Pferde des Fürſten Pückler, eine kurze Schilderung, wie dieſe berühmten Pferde erworben worden ſind, und eine Beſchreibung derſelben im Einzelnen; Wettrennen in Mexiko; Aphoriſmen über Falkenjagd, vom Herausgeber; eine Jagdpartie in den Schweizer Alpen; Miscellen.

Paul heißt der neue Roman, mit deſſen Abſchluß Sternberg beſchäftigt iſt.

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode** № 8.



№. 8. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1843.

Moden.

Die Hüte der Damen verändern wenig ihre Form, werden aber etwas kleiner getragen, als früher. Sie ſind insbeſondere in den Backen ziemlich kurz, und der Schirm iſt auf der Höhe des Kopfes länger, als an den Seiten. Der Kopf iſt entweder ganz horizontal angeſetzt oder auch wegen der höheren Friſuren etwas nach oben gerückt. Beſonders klein, ohne aber ſonſt weſentlich im Schnitt abzuweichen, ſind die Putzhüte, die man zu eleganten Stadttoiletten und Concerten, oder im Theater trägt. Ein ſolcher Putzhut war z. B. einfach von weißem Crepp, mit einer langen weißen Feder von Marabouts, und innen an das Geſicht waren kleine gekrauſte Roſen garnirt Ein anderer war auch von glattem Crepp und um den Rand des Schirmes mit mehreren ſchmalen Creppſchrägen beſetzt, die von kirſchroth bis blasroſa ſich abſchattiren. Eine lange Feder in derſelben Schattirung zierte außerdem den Hut. Noch ein anderer war von weißer Blonde, mit roſa Futter und mit ſchattirten Roſen ausgeputzt. Selbſt Schleier ſieht man auf dieſen Putzhüten angebracht, aber dann gibt man ihnen mehr Capotform. Sehr elegant in dieſer Art iſt die Sevillaniſche Capote von roſa Atlas, mit einem ganz leichten weißen Blondenſchleier, den ein Halbkranz von Roſen auf dem Schirm feſthält. Schleier ſind im Allgemeinen viel getragen — ſehr kurze ſogar oft mit Hülfe von reichen Nadeln als Kopfputz aufgeſteckt — und ſehr lange (voile-écharpe) werden zu jedem Hute und zu gewöhnlichem Anzuge verwendet. Die Hüte auf der Promenade ſind meiſt von Sammt, mit Federn verziert, und haben innen im Schirm oft eine abſtechende Farbe des Futters. Blumen ſieht man weniger auf den dichten Hüten, oder wenigſtens ſind es nur Feder- oder Sammtblumen. Ja ſehr viele Sammthüte haben nur einen gordiſchen Knoten von demſelben Sammte geſchlungen und mit Atlas gefüttert; innen im Schirm iſt dann auch nur eine Bandverzierung von paßlicher Farbe. Ganz neu iſt ein Federkranz, Panache-Cortez. Dieſer beſteht aus ſechs bis ſieben Federn abfallender Größe, die übereinander gebunden ſind und von denen die unterſte vielleicht achtzehn Zoll und die oberſte kaum vier Zoll lang iſt. Wie ſie ſich in der Größe abſtufen, ebenſo ſchattiren ſie ſich in der Farbe ab, ſo daß die unterſte Feder ganz dunkelgrün iſt und die oberſte lichtgrün, oder die unterſte faſt ſchwarzblau und die oberſte himmelblau. Dieſen bunten Federkranz um den Kopf eines ſchwarzen Sammthutes gelegt und innen im Schirm ein Atlasfutter wie die Federfarbe gewählt, gibt einen ſehr eleganten Hut. Band- oder Tüllrüchen innen um den Rand des Schirmes macht man noch, aber nicht ſo häufig, wie früher. Ein neuerer Ausputz dieſer Art war von dicht gezogenem Sammt von verſchiedener Schattirung in derſelben Farbe gemacht. — Faſt noch manichfacher, als die Hüte, iſt dieſes Jahr die Winterbekleidung in Schnitt und Ausputz. Sammt und Pelz

ſind zwar die Hauptſtoffe, aber die übrige Zuthat iſt ſo reich und verſchiedenartig, daß ſich nichts Allgemeines beſtimmen läßt. Die ſtets ſich wiederholenden ſlaviſchen Schnitte ſind ſchon früher einzeln beſchrieben worden, und ſo iſt jetzt als wirkliche Neuigkeit in Winterhüllen nur der *Kaftan* zu nennen. Der Name dieſes ſo bekannten türkiſchen Kleidungsſtückes iſt die beſte Beſchreibung des Schnittes deſſelben. Er hat viel Aehnliches mit dem ruſſiſchen Paletot, doch iſt der Kaftan für kleine Damen kleidſamer, während der Paletot größeren Figuren beſſer ſteht. Den Kaftan ſieht man ſehr reich von Sammt, mit theurem Pelz verbrämt, z. B. von violettem Sammt mit Marder oder als Sortie de Ball von roſa Sammt mit Hermelin; ſchon einfacher iſt er von Atlas mit Sammtausputz, und noch gewöhnlicher von Tuch, mit Sammt, auch ordinairem Pelz beſetzt. Der Hermelin, ächt und nachgeahmt, iſt außerordentlich modiſch, ſelbſt zu Kleiderbeſatz bei großer Toilette; auch das ruſſiſche Halstuch des heutigen Modekupfers zeigt ein Hermelinfutter und eine eben ſolche Verbrämung. Zum Straßenanzug iſt noch ein neuer Mantel erſchienen, der walachiſche Mantel — Manteau Valaque — der weit und ſehr faltig iſt, und zum Geſchlecht der Criſpins gehört. Man macht ihn von jedem beliebigen Stoff, beſetzt ihn unten ringsum und vorn herauf mit Pelz, Sammt, Poſamentierarbeit und Spitzen, oder auch mit den jetzt ſo beliebten, auf Watte abgeſteppten Borduren. Sehr hübſch war dieſer walachiſche Mantel aus lila Atlas mit weißem Futter gemacht, ringsum mit abgeſteppter Bordüre, und über die Bordüre eine dunkellila ſchwere Franze geſetzt. Die kurzen Mäntel im Zimmer garnirt man hin und wieder noch mit Spitzen, ſonſt iſt aber aller falbelartige Ausputz an Mänteln oder Ueberwürfen nicht von ganz gutem Geſchmack, weil dies auf den meiſt gefalbelten Kleidern zu voll und verworren ausſieht. Zum *Haus-* und *Stadtanzug* ſind immer die Ueberrockkleider am beliebteſten. Die Taillen derſelben ſind im eng anliegenden Amazonenſchnitt mit abgerundeter Spitze. Gewöhnlich haben dieſe Taillen gar keinen Ausputz, da man Pelerinen deſſelben Stoffes dazu hat oder ein kurzes Sammttuch darüber trägt. Haben ſie Ausputz, ſo beſteht er nur in glatten Bruſtklappen vom ſelben Stoff oder von paßlichem Sammt, oder es ziert das Vordertheil des Leibes eine fächerförmige Schnürenſtickerei oder Poſamentierarbeit. Die langen Aermel dieſer Kleider ſind im Hauſe meiſt Schlafrocksärmel, d. h. gleich weit und an der Hand ohne Schluß offen, ſo daß man den bloßen Arm oder den weißen Unterärmel ſieht. Da dies im Winter für die Straße nicht paßlich iſt, ſo ſind die Amadisärmel wieder ſehr in Aufnahme oder auch die engen Aermel mit Ueberärmelchen. Doch ſchneidet man alle engen Aermel jetzt im Oberarm etwas weiter und unten nicht ſo eng ſchließend, wie voriges Jahr. Bequemer und einfacher ſcheinen ſich durchweg die Moden zu geſtalten. Der Ueberrock à la Valentine iſt ein ſehr gut ſtehendes Kleid im obigen Schnitt. Es iſt von ſchwarzem oder blauem Köpertuch, auf den Nähten des Leibes mit ſeidenen Schnüren beſetzt, oder auch in polniſcher Weiſe über der Bruſt reich mit Schnüren, Knöpfen und Quaſten verziert, und dieſer Ausputz wiederholt ſich auf den Aermeln. Bei Tuchkleidern muß der Rock in großen, platten Falten angeſetzt werden. Ziehen ſchlanke Damen das Gereihte vor, ſo muß der Rock handbreit ganz dicht gereiht werden, ſo daß er über der Hüfte glatt anliegt. Zu *Halbtoilette* wählt man meiſt halbhohe Kleider mit glatter, ſehr langer Taille, die oft ein Gürtel mit Enden oder mit einer Schnalle faßt. Die Röcke ſind meiſt mit einer $^3/_8$ der Rocklänge deckenden einzigen Falbel garnirt. Dieſe breite Falbel iſt unten ausgelegt, und oben darüber läuft auf dem Rock eine glatte Poſamentierarbeit oder eine Schnürenſtickerei. Solche breite Falbel darf nur $^1/_2$ Mal weiter, als der Rock ſein, beſonders in dichten Stoffen. Einfarbige poults de soie und Pékins aller Art ſind am paßlichſten zu ſolcher Mitteltoilette. Auch Sammtausputz ſieht man auf dieſen Kleidern; die Bandbeſätze à la vieille verſchwinden dagegen etwas. Die *große Toilette* begünſtigt die griechiſchen Schnitte und nennt ſie *Aſpaſienſtil*. Das heißt: das Kleid beſteht aus einem Rock, der wie eine Tunika offen iſt und einen eckig ausgeſchnittenen Faltenleib hat. Ebenſo oft ſieht man aber auch den Stil Louis XV., der eine glatte, ſehr lange Schneppentaille hat, und auf dem Rock vorn einen Schürzenbeſatz. Die Spitze, und jetzt wieder die Blonde ſind die reichſten Garnirungen für Atlas, Sammt und Reps. Man macht neuerdings ſtatt von Chenille eine reizende farbige Spitze von *ausgeſchlagenem Sammt*. Für roſa, blau oder lila Atlaskleider hat man ganz beſonders ſchwarze Spitzen in Kegelform gefertigt, die den Schürzenbeſatz bilden und mit einer entſprechenden Berthe dazu verſehen ſind. Guipüre iſt auch noch viel verwendet und beſonders auf den Brautkleidern der vornehmſte Ausputz. Aufſätze, Hütchen und Toques ſind zur großen Toilette unumgänglich, ja ſie geben dem Anzuge erſt das charakteriſtiſche Zeichen. Darum wendet ihnen die Mode auch die größte Auf-

merkſamkeit zu und es erſcheint darin das Verſchiedenartigſte. Eine reiche Sendung dieſer Putzſachen aus Paris empfing ſoeben wieder Pflugradt in Leipzig, und wir müſſen den Modedamen einige graziöſe Neuigkeiten dieſes Magazins ganz beſonders empfehlen, obgleich die Auswahl ſehr ſchwer zu treffen iſt, denn es ſind viele außerordentlich ſchöne Modells da. Im Aſpaſiaſtil iſt ein griechiſcher Turban dieſes Namens dort von weißem Tarletan mit Goldborden. Der orientaliſche Geſchmack iſt im Allgemeinen vorherrſchend und insbeſondere ſind alle Quaſten in der Art breit gedrückt, mit durchbrochener Schnürarbeit verbunden, wie man es bei nationalarabiſchem Pferdegeſchirr ſieht. Solcherweiſe ausgeſchmückt iſt beſonders Toque-Rimini: dies iſt ein offnes Gewinde von weißem Tarlatan, mit Goldborde umwunden, auf welcher von bunter Seide runde Linſen geſtickt ſind, welche gefaßte Edelſteine darſtellen ſollen. Ein algierſcher Aufſatz, Gold und Ponceau iſt ſehr kleidſam; eine venetianiſche Toque beſteht aus ungeriſſenem Sammt, in Farbe chineſiſch-roſa, und weißem Schmelzfilet mit Frannigen. — Ein Kopfputz à la Agnes Sorel von gezogenem dunkelrothen Sammt, mit dicker Silberſchnur umwunden und mit einer Maraboutfeder, welche nach dem Geſicht zu garnirt, iſt einfacher, aber auch ſehr hübſch. Ganz neu, aber in Deutſchland auffallender iſt ein Hut Auvergnat-Valnois. Es iſt ein kleiner ſchwarzer Schäferhut, den man auf die Höhe des Kopfes ſetzt. Maraboutfedern und Perlenſchnuren putzen ihn oben aus und innen im Schirme ſind drei wunderſchöne Roſen von Conſtantin. Hüte dieſer auvergnatiſchen Art zeigen jetzt alle neuen franzöſiſchen Journale. — Auch in Mützen gibt es bei Pflugradt eine ſehr große Auswahl, und zwar auch hierin Auswahl des Neueſten. Zum Beiſpiel eine Mütze à la **Princesse Némours**. Dies iſt ein flacher, runder Deckel, an welchem eine leicht gekrauſte Blonde ſitzt. Ein platter Kranz von roſa Band und Sammtblumen geht zwiſchen Kopf und Blonde. Beſonders kleidſam für Blondinen. Die Haube Victoria hat ein mütterliches Anſehen und iſt für ein mageres Geſicht berechnet. Sie beſteht aus breiter, reicher Blonde, welche ſchleierartig zu beiden Seiten des Geſichts herunterhängt. Ein voller Akazienzweig bildet auf der einen Seite die hängende Barbe, und auf der andern Seite thun dies mehrere Bandknoten. Noch eine Roſenkranzhaube iſt als eigenthümlich und ſchön zu erwähnen.

J.

Feuilleton.

* Bei der vor kurzem ſtattgehabten Hinrichtung des Mörders Bousquet in Saint-Pons (Herault) ereignete ſich ein ſeltſamer Vorfall. Wenige Schritte von dem Todesbeil nämlich bemerkte man eine in tiefe Trauer gekleidete Frau mit fünf Kindern, in Thränen gebadet. Es war die Wittwe des unglücklichen Opfers des Verurtheilten (Berland), welche durch ihre Gegenwart ihre Erkenntlichkeit gegen die Gerechtigkeit des Staats, der den Tod ihres Mannes rächte, und ihr ſchmerzliches Andenken, welches ſie für dieſen in ihrem Herzen bewahre, an den Tag legen zu müſſen glaubte.

* Herrmann Marggraff, der Verfaſſer des „Täubchen von Amſterdam", der „Gebrüder Pech" u. ſ. w., wird ſich wahrſcheinlich von Leipzig nach München wenden, um mit ſeinem Bruder Rudolph zuſammen die von dieſem gegründeten „Jahrbücher für Kunſt" u. ſ. w. unter veränderter Form herauszugeben.

* Am 29. October ſtarb zu Paris Madame Paradol, die letzte große tragiſche Schauſpielerin der ältern Schule in Frankreich, wie man ſie wohl nennen kann, man müßte denn Mademoiſelle Georges als ſolche bezeichnen. Madame Paradol war zu Paris am 27. Januar 1798 geboren, und mit achtzehn Jahren begann ſie ihre theatraliſche Laufbahn. Anfangs widmete ſie ihr Talent der lyriſchen Tragödie und war Sängerin; erſt ſpäter wendete ſie ſich den großen Geſtalten Racine's und Corneille's zu. Im Jahre 1816 debütirte ſie in der königlichen Academie der Muſik; 1818 in der Oper zu Marſeille, wo ſie ein Jahr lang blieb. Am 23. Juli 1819 nahm ſie von Gluck, Spontini u. ſ. w. Abſchied und ward beim Theater français engagirt. Von dieſer Zeit an ſchreiben ſich ihre glänzenden Erfolge, ihre Triumphe, ihr Ruhm. Mit beſonderer Begeiſterung erinnern ſich ihre Verehrer des ächt tragiſchen

Charakters, welchen ſie in der Jane Shore von Lemercier darſtellte. Sie iſt nach unſäglichen Leiden zur Ruhe gegangen; ſeit länger als einem Jahre war man auf ihren Tod gefaßt. Die Unglückliche trug den langen Schmerzenskampf mit wahrhaft heroiſcher Seelenſtärke; ſie ſprach Denen, die in ihrer Nähe weinten, Muth ein und bewahrte ihre Heiterkeit bis zum letzten Augenblicke. Alle ihre Freunde ſtimmen darin überein, daß ſie, obwohl ein leicht entzündliches, und deshalb bisweilen zur Unbedachtſamkeit hinzureißendes, aber vortreffliches Gemüth gehabt, und die Liebe, deren ſie ſich von allen ihr Näherſtehenden erfreut, in hohem Grade verdient habe. Sie war von hoher und würdiger Geſtalt, hatte ein edles und ſtolzes Profil, eine Stirn, die wie geſchaffen ſchien, das Diadem zu tragen, und junoniſche Arme und Schultern; ſo ſchildern ſie franzöſiſche Journale, und ſetzen hinzu: Das Theater français ſei ſeit ihrem Abgange ärmer und ärmer geworden an großen tragiſchen Heldinnen, und es habe den Anſchein, als ob es bald ganz mit ihnen zu Ende gehen wolle.

* Eine ältere, bis jetzt noch nicht gekannte, und neuerdings von Victor Couſin in der königlichen Bibliothek zu Paris aufgefundene Schrift macht gegenwärtig in der literariſchen Welt Aufſehen. Das Manuſcript iſt von Pascal und behandelt ein unerſchöpfliches Thema, nämlich: die Liebe. Man hat ſich anfangs über dieſen Fund nicht wenig gewundert, weil man von dem Autor bisher nur Werke ganz anderer Art kannte; Bald aber hat man eingeſtehen müſſen, daß in dieſem leicht erregbaren, weichen und exaltirten Gemüth die Liebe eine bedeutende Stelle einnehmen und überhaupt einen großen Einfluß auf das Leben und die Schriften Pascal's ausüben mußte. Erhabenheit und Adel der Gedanken, Stärke und Zartheit der Empfindungen vereinigen ſich in jenem Fragment mit einer außerordentlichen Reinheit des Stils und einem hinreißenden Zauber des Ausdrucks. Hier iſt weder Bitterkeit, noch hohle Declamation gegen die Frauen, doch eine ſanfte Philoſophie und eine Menge von Lehren, die für alle Zeiten Giltigkeit haben werden, weil ſie aus der tiefſten Natur der menſchlichen Seele geſchöpft ſind. Wir ſehen hier nicht den Schriftſteller, welcher in der Stille der Zurückgezogenheit Erzeugniſſe vorbereitet, die eines Tages leuchtend hervortreten ſollen, ebenſo wenig den Pascal, welcher ſeine Religion, gegenüber den eiteln Beſtrebungen der Welt, mit Strenge geltend macht, ſondern vielmehr den Mann im Gewühle der Geſellſchaft, welcher den Irrthümern derſelben ſeinen Zoll darbringt, denn er ſagt ſelbſt: „Der Menſch iſt für das Vergnügen geſchaffen; er fühlt und empfindet es; weiter bedarf es keines Beweiſes. Er folgt alſo ſeiner Vernunft, indem er ſich dem Genuß überläßt.“ In der Zeit, wo Pascal ſchrieb, galt die Liebe für keine Schwachheit, ſondern ſie war das Merkmal großer Geiſter und großer Herzen. Dieſe Epoche aus dem Leben Pascals iſt völlig unbekannt geblieben; doch nach den, der Zerſtörung der Zeit entgangenen Blättern läßt ſich ſchließen, daß die Liebe tiefe Spuren in ihm zurückgelaſſen, und daß, wenn ſie auch nicht glücklich geweſen, ſie doch ſchöne und große Erinnerungen in ihm zurückgelaſſen. Wir greifen einige Gedanken, wie es der Zufall gibt, aus der Schrift heraus, und hoffen, daß unſere Leſer nicht ohne Intereſſe ihnen folgen werden.

„Die Liebe kennt kein Alter und keine Zeit; ſie wird immer neu geboren; das ſagen uns die Poeten; deshalb ſtellen ſie ſie uns als ein Kind dar.“

„Die Liebe gewährt Geiſt und hat ihre Stütze an dem Geiſte. Zum Lieben gehört Geſchick. Täglich erſchöpft man die Art, zu gefallen; doch fühlt man ſich gedrungen, zu gefallen, und man gefällt.“

„Sobald ein Mann einen durchaus zartſinnigen und feinen Geiſt beſitzt, ſo fehlt es ihm auch nicht an Liebe.“

„Je länger der Weg in der Liebe iſt, um ſo mehr findet ein feingeiſtiger Menſch Genuß darin.“

„Wie man ebenſo viel Geiſt, als ein Anderer zu haben meint, ſo meint man auch ebenſo viel zu lieben. Demungeachtet liebt Der, welcher den umſichtigeren Geiſt hat, bis zu den geringſten Kleinigkeiten, was Andern nicht möglich iſt. Man muß ſehr fein ſein, um dieſen Unterſchied zu bemerken.“

„Die Achtung und die Liebe müſſen ſich ſo die Wage halten, daß ſie ſich, eins durch das andere, halten und ſchirmen, ohne daß die Achtung die Liebe erſtickt.“

„Verſchiedene Gegenſtände zugleich zu lieben, iſt ebenſo verwerflich, als die Ungerechtigkeit des Geiſtes.“

„In der Liebe wagt man nichts aufs Spiel zu ſetzen, weil man Alles zu verlieren glaubt. Man muß jedoch weiter zu kommen ſuchen. Wer aber kann ſagen, bis wohin? Man zittert immer, bis man dieſen Punkt gefunden hat. Klugheit thut nichts, um ſich daſelbſt zu halten, wenn man den Punkt gefunden hat“, u. ſ. w.

* Der Baron D... iſt Beſitzer eines prachtvollen Schloſſes, das er von Herrn v. Bellejames gekauft hat. Ludwig XVIII. ſagte einſt zu dem Letztern, welcher ſich durch ſeine vollen Beine ausgezeichnet haben mag, oder

auch vielleicht nur durch ſeine Beinkleider: „Graf, Sie ſind nicht nur allein Herr von Bellejames, ſie ſind auch Herr von Belle Jambe.“ Dies erinnert an eine andere Anekdote. Der König ſpeiſte einſt mit dem Marquis Paſtoret, und beim Deſert nahm er ein Flacon und hielt es dem Marquis mit der Frage hin: „Marquis, ein Glas Pacaret?“ „Ich danke, Sire, ich will nicht trinken“, antwortete jener Ludwig dem Achtzehnten. Da ſagte der Monarch, ſichtlich gereizt durch dieſe Unhöflichkeit: „Ich frage Sie nicht, ob Sie trinken — ich biete es Ihnen nur an.“ Seit dieſem Augenblicke hieß Herr von Paſtoret — Dank dem Witze des Herrn von Talleyrand — in den Tuilerien nur der Marquis von Pacaret.

* Das Handwerk oder die Kunſt des Pferdelenkens, erzählt Kohl in dem kürzlich erſchienenen zweiten Theil ſeiner Reiſen in Irland, iſt in den Augen der Engländer eine der edelſten und eines Mannes würdigſten Künſte, „a very noble pursuit.“ Und ſollte ein engliſcher Homer noch einmal eine Iliade ſchreiben, ſo würden die Wagenlenker ſeiner Helden noch eine weit größere Rolle ſpielen, als ſie es bei dem griechiſchen Homer thun. Die Wagenlenker des Hector und des Achilles miſchen ſich doch nur ſelten in die Angelegenheiten ihrer Herren und vollführen pünktlich deren Befehle, während die engliſchen „Drivers“ ſo breit und gebieteriſch auf dem Bocke ſitzen, und ſich ſo ernſt und ſo würdevoll, ja herriſch gegen ihre Outſide-Paſſagiere, die man ohne Zweifel ſchon als ſolche alle für Helden ausgeben kann, benehmen, daß es den Anſchein hat, ſie ſeien die Anführer des ganzen mit Helden gefüllten Wagens. Auch das Publicum elbſt ſachtet den Mann hoch, der die vier Pferde ſo gewandt, ſo ruhig und kunſtvoll zu lenken verſteht. Und gewöhnlich ſind es daher auch ſehr achtbare und ſelbſt wohlhabende Leute, die ſich dazu hergeben, dieſes Lieblingshandwerk der Nation zu betreiben. Da ſie ſehr gut bezahlt werden und bei den vielen und reichlichen Trinkgeldern, die ſie von den Paſſagieren erhalten, ſogar nicht geringe Summen zurückzulegen im Stande ſind, ſo ſind ſie auch in der Regel ſehr anſtändig gekleidet, „very respectable looking“, wie die Engländer ſagen, von oben bis unten in der Regel in einen hellfarbigen zugeknöpften Waterproofüberrock gehüllt und nie ohne weiße Handſchuhe. Die Zügel laſſen ſie ſich von den Stallknechten hinaufreichen, und ihr Trinkgeld fordern ſie nachher, wie Mauth-Officiere, recht gentlemanlike den Paſſagieren ab. Es hat ſich ſogar ſchon ereignet, daß Leute, welche weder durch ihre Geburt, noch durch ihre Vermögensumſtände dazu gezwungen waren, aus bloßer Paſſion zu dem noblen „pursuit“ des „driving horses“ (des Pferdelenkens) ſich dem „stage-coach“ (Kutſcherſtande) widmeten. Es ſoll ſogar einmal ein Lord ſich nicht geſchämt haben, mehrere Jahre hindurch ſeine Sixpence-Belohnung auf der öffentlichen Diligence in Empfang zu nehmen. Alles, was ihr Handwerk betrifft, verſtehen ſie auf das Perfecteſte, und alle ihre Verrichtungen gehen mit einer Regelmäßigkeit von ſtatten, die bewundrungswürdig iſt, und die in keinem Lande mehr ihres Gleichen findet. Die vier Pferde ſind überall von der auserleſenſten Qualität, das Zügelwerk iſt von der einfachſten Compoſition und in der ſchönſten Ordnung, und die ganze Equipage mit dieſer unübertrefflichen Pünktlichkeit und Raſchheit wie beflügelt und von den beiden Händen des Kutſchers, deren Bewegungen ſo unmerklich und doch ſo beſtimmt und ſicher ſind, mit Vernunft und Ueberlegung beſeelt, dahinrauſchen zu ſehen, gewährt dem engliſchen Outſidebock-Paſſagier eine unerſchöpfliche Quelle von Vergnügen, und er ſtimmt gern und theilnehmend mit dem Driver und mit allen engliſchen Freunden der Wagenlenkerkunſt in ihre Klagen über den jetzigen Verfall dieſer Kunſt und aller der Dinge, die damit zuſammenhängen, ein.

* Die Zahl der Armenhäuſer, welche in Irland gebaut werden ſollen, beträgt nach Kohl 150. Im Herbſte vorigen Jahres waren bereits 100 davon fertig. Wenn auch die andern 50 erſt fertig ſein werden und ſie ſodann alle eröffnet und in Thätigkeit ſind, ſo will man auf das „Poor-relief-act“ (das parlamentariſche Armen-Unterſtützungs-Geſetz) auch ein „Vagrancy-and-mendicancy-act“ (ein Geſetz gegen Bettelei und Landſtreicherei) folgen laſſen. Beides hat man in Irland bisher von Staats wegen, wie in England, noch nicht verbieten können, weil der von Staats wegen unterhaltenen Armenanſtalten bisher ſo wenige waren. In ganz Irland ſollen nur ſechs ſolche Anſtalten geweſen ſein. Unzählig waren und ſind daher auch noch diejenigen Anſtalten, welche durch Privatbeiträge und Privatgeſellſchaften begründet und unterſtützt wurden. In Dublin gab und gibt es dergleichen Inſtitute für alle mögliche Fälle, für Lehrer, für Fremde, für Geldanleiher, für Muſiker, für Waiſen, Wittwen, Kinder, für Katholiken, für Proteſtanten, für Dienſtboten, im Ganzen etwas über 50 Aſyle, Retreats, Armenhäuſer und Armenſchulen.

* Des alten Barden Oſſian Grab ſoll ſich nach Einigen auf dem Kirchhofe des kleinen Ortes Layde befinden; die zerfallene Kirche dieſer Grabſtätte liegt, von Epheu umrankt, auf einer kleinen Anhöhe neben der Küſte.

Andere Berichte hingegen verſetzen des Dichters Grab auf die höchſte Spitze des benachbarten Berges Lurgethan, wo ſich ein Grabhügel (cairn) befindet, unter welchem Oſſian ruhen ſoll. Nach der Sage hat Oſſian 200 Jahre lang am Ufer des Shannon in einem zauberiſchen Schlafe gelegen und danach mit St. Patrik, der ihn aufweckte, eine Unterhaltung gehabt, in Folge deren er zum Chriſtenthum bekehrt wurde. Die Sage iſt ohne Zweifel der Beachtung ſehr werth, ſagt Kohl, denn man kann ſie auch ſo deuten, daß das ſpätere Chriſtenthum, obgleich ſich für die einzig wahre und ſeligmachende Religion haltend, ſich doch auf dieſe Weiſe mit den trefflichen Menſchen, die es auch unter den Heiden gab, verſöhnte und in dem Segen, den es dem Oſſian gab, zugleich gewiſſermaßen dem ganzen Heldenthum ſeinen Segen gab und es nachträglich mit in die chriſtliche Gemeinſchaft aufnahm. So genommen, macht dieſe Sage von der Zuſammenkunft St. Patrick's und Oſſian's den Irländern ſehr viel Ehre, und ich möchte wohl wiſſen, ob es auch in andern chriſtlichen Löndern ähnliche Sagen gibt, durch welche das Volk zu erkennen gegeben hat, daß es der Wunſch beſeele, ſeinen heidniſchen Vorvätern durch eine ſolche Ausſöhnung näher zu treten.

* Neulich erging ſich Nachts bei Mondſchein ein junger Mann mit fliegenden Haaren, begeiſtertem Antlitz, hoher Stirn und von pittoresk-romantiſchem Anſehen, aber in ziemlich ſchadhaften Kleidern, auf dem Boulevard de la Madeleine, die Augen zum Himmel erhoben und laute Exclamationen an die Sterne richtend, als eine proſaiſche Runde Municipalgardiſten erſchien und ihn fragte, was er zu dieſer Stunde hier thue? Der junge Mann fuhr mit der Hand durchs Haar, richtete ſich ſtolz auf und antwortete mit theatraliſchen Geberden in fließenden Verſen, die wir ſo treu als möglich deutſch wiederzugeben ſuchen:

Ich geh', ich komm', ich ſchau', ich ſchweiſe nach Gefallen;
Ich lieb' es, hier allein am Seineſtrand zu wallen.
Die große Weltſtadt lieb' ich, wenn ſie in Nacht verſchwimmt,
Die flücht'ge Welle lieb' ich, wenn drauf das Mondlicht glimmt,
Die kleinen Sterne lieb' ich, die dort am Himmel funkeln,
Die Dämmrungsſchleier lieb' ich, die leiſe wehn im Dunkeln.
Ich flieh' des Tags Gewühl, ſtill in mich ſelbſt verſchloſſen,
Den wüſten Straßenlärm, das Raſſeln der Karoſſen.
Sobald der Morgen ſteigt von ſeinem Roſenbette,
Unter der Brücke dort find' ich die Schlummerſtätte.

Der Sergeant der Patrouille ſchien aber kein Freund der Poeſie und verſtand nur die letzte Zeile. „Mein Herr", ſprach er, „ich muß Sie erſuchen, mit mir zu kommen, es iſt nicht erlaubt, im Freien zu ſchlafen." Mit einem verachtungsvollen Lächeln ergab ſich der Poet der Gewalt, welche ihn durchaus vor Erkältung bewahren wollte, und ließ ſich gefangen abführen. Vor Gericht am Tage darauf nach ſeinem Namen gefragt, nachdem ihm der Präſident mitgetheilt, daß man ihn wegen nächtlichen Umherſchweifens feſtgenommen, räusperte er ſich und hob mit lauter Stimme an:

Ja, ich bin Vagabund, ich habe nichts, was mein,
Nicht Freunde, Aeltern, Brüder, mein Schutz iſt Gott allein.
Was kümmert mich Familie, was frag' ich nach Verwandten?
Nach Onkeln und Couſins, nach Schwägern und nach Tanten?
Laßt mir den Horizont des Lebens, den beſchränkten,
Nie hab' ich die gekannt, die mir das Leben ſchenkten!

Schonend verſetzte der Präſident, da er ſah, mit wem er es zu thun habe: „Aber Sie müſſen doch irgend einen Erwerb, einen Stand haben, mein Herr?" Wie? fuhr der junge Mann fort,

Wie? Einen Stand? O nie! Werft mich nicht zu den Thoren!
Iſt es denn nicht genug, ein Dichter ſein geboren?

Er wollte ſich noch weiter über den letzten Punkt auslaſſen, doch der Präſident machte ihm bemerklich, daß dies nicht nöthig ſei. Der Dichter-Vagabund wurde zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt.

* Scribe, der unerſchöpfliche Luſtſpieldichter, kränkelt ſchon ſeit längerer Zeit an einem Leberleiden, und ſeine Freunde fürchten, daß er nicht lange mehr das Leben, das ihm immer ſo heiter gelächelt, mit neuen Geſtalten ſeiner Muſe ſchmücken werde. Aus den Pyrenäenbädern, welche er vergangenen Sommer beſucht hat, iſt er ohne Erfolg zurückgekehrt. Seine friſche Laune ſoll ihn aber noch nicht verlaſſen haben, und wenn ihn der Tod, was ferne ſei, abrufen wird, ſtirbt er gewiß mit einem Witzwort auf der Lippe. Eine hübſche Anekdote laſen wir neulich von ihm in einem franzöſiſchen Journal. Scribe war Zeuge bei einer Trauung, und als die Ceremonie vorüber und allen Förmlichkeiten Genüge ge-

leiſtet war, fragte er den Maire: „Iſt es nun nicht noch Gebrauch, daß Sie der Neuvermählten einen Kuß geben?“ Der Maire lächelte und ſprach: „Was doch der Scribe immer fruchtbar an neuen guten Einfällen iſt!“

* Ein junger Franzoſe, der jetzt Deutſchland bereiſt, und der viel in dem Hauſe Beranger's, des größten Lyrikers Frankreichs, verkehrte, ſagt uns, daß der greiſe Sänger fortwährend noch Lieder ſchreibe, es jedoch verleugne, um in Ruhe zu leben. Erſt nach ſeinem Tode ſoll ein neuer Band Gedichte von ihm erſcheinen. Um ſolchen Preis können wir uns ſchon noch eine Weile gedulden und dem Dichter ein langes Leben gönnen. Gegenwärtig iſt Beranger in Paris, was ihm gewiß einen großen Entſchluß gekoſtet hat. In der Regel lebt er auf einer kleinen Beſitzung in der Nähe der Hauptſtadt, ſtill und eingezogen, nur mit wenigen Freunden vertrauten Umgang habend. Zwei Jahre lang wußte man ſogar einmal gar nicht, wo er ſich verberge. Die Franzoſen ehren ſeine Zurückgezogenheit und beläſtigen ihn nicht mit Beſuchen.

* Mit der engliſchen Bühne ſteht es ſchlimmer, wie mit der unſrigen. Kein Theater Londons gibt mehr claſſiſche Stücke, das Publikum will ſie ſich nicht durch ſchlechte Schauſpieler zerreißen laſſen. Das Athenäum ſagt, die Engländer ſeien an die Darſtellung der erſten Rollen in Shakeſpear'ſchen Stücken durch bedeutende Künſtler (Siddons, Kemble, Young) zu ſehr gewöhnt, um mit den Schauſpielern unteren Ranges vorlieb zu nehmen. Doch, ſollte dies wohl der einzige Grund ſein? Wir zweifeln. Beiläufig geſagt, ſcheint uns die oft wiederholte Klage über den Mangel großer Künſtler ſehr unfruchtbar. Man bringe vielmehr immer und immer auf ein gewiſſenhaftes Zuſammenſpiel. Dann wird man ſehen, was auch mittelmäßigere Schauſpieler leiſten können, und die verfallene Bühne wird ſich wieder erfreulich aufbauen.

* Einen intereſſanten Beitrag zur Kenntniß altfranzöſiſcher Literatur brachte neulich das „Ausland.“ Die königl. Bibliothek in Schweden beſitzt mehrere Manuſcripte im alten Franzöſiſch aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Ein gelehrter Schwede, Namens Stephen, hat eine umſtändliche Mittheilung hierüber an Champollion Figeac geſandt; es befindet ſich darunter ein den franzöſiſchen Literarhiſtorikern bisher unbekanntes Werk, nämlich ein Roman von 7000 Verſen: histoire du roi de Tubie et d'Eledus et Sérene. Man will für die königliche Bibliothek in Paris eine Abſchrift davon nehmen laſſen.

* Vor einigen Tagen fand in der Kirche Notre-Dame de Lorette eine rührende Feierlichkeit ſtatt. Ein Gefangener des Kriegsgerichts, Namens Gardy, Deſerteur des dritten Artillerieregiments, wurde aus ſeinem Gefängniß entlaſſen, um — nicht ſeiner Freiheit entgegenzueilen, ſondern nur, um mit einem Mädchen, dem er ſein Herz geſchenkt, getraut zu werden. Der junge Soldat hatte nämlich die Garniſon in Metz verlaſſen, weil ihn die Sehnſucht nach Paris zu ſeiner Geliebten trieb, mit welcher er ſich vereinigen wollte. Doch ehe er noch ſeinen Vorſatz auszuführen vermochte, wurde er von der Gendarmerie feſtgenommen. Man geſtattete ihm ſeine Verheirathung, doch nach Vollziehung derſelben wurde Gardy ſogleich wieder ins Gefängniß zurückgebracht, aus dem er nur losgelaſſen wird, um wieder zu ſeinem Regiment zu gehen, da ſeine Dienſtzeit noch nicht zu Ende iſt. Bei ſeinem Eintreffen in Metz wird er, dem Geſetze zufolge, vor das dortige Kriegsgericht wegen Deſertion geſtellt werden, doch hofft man, daß der commandirende Generallieutenant in Betracht der Rückkehr Gardys ihn davon dispenſiren werde, da er dazu durch ein kaiſerliches Decret vom 4. Januar 1814 Vollmacht beſitzt. Es wäre dem armen Teufel zu wünſchen, der vom Traualtar ins Gefängniß und von da zum Regiment muß, und der ſeine geliebte Gattin erſt nach vollendeter Dienſtzeit in ſeine Arme drücken darf. Welch' ein allerliebſter Stoff übrigens für eine Erzählung! Wir machen unſere Novelliſten auf ihn aufmerkſam.

* Unſern Leſern iſt die Stelle in Schiller's Fiesko bekannt, wo vor dem Grafen mit den Worten: „Gib Acht, daß du nicht über dieſen ſchwarzen Stein fällſt“ u. ſ. w. gewarnt wird; Mancher aber weiß nicht, daß dieſer bildliche Ausdruck noch nebenbei ein hübſches Wortſpiel enthält. Das Wort Lavagna, der Familienname Fiesko's, bezeichnet nämlich auch eine Art ſchwarzen Schiefer, der in Italien gefunden wird.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 17. Pariſer Moden. Damen- und Kindermoden. Das Kleid des Mädchens iſt von ſchottiſchem Kaſchmir und mit Schnürenbogen beſetzt; die Blouſe des Knaben von Tartan-Kaſchmir; die Dame hat über dem Taffitkleide ein kleines Spitzentuch à la vieille garnirt, und das ſogenannte „ruſſiſche Halstuch“ iſt mit Hermelin verbrämt und gefüttert.

No. 18. Köpfe, Friſuren und Einzelnheiten der Toilette.

Anzeiger. № 8.

Gellert's Fabeln in vier verſchiedenen Ausgaben.

In der Hahn'ſchen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ſind ſeither erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gellert's ſämmtliche Fabeln und Erzählungen in drei Büchern. Illuſtrirt von G. Osterwald. Neueſte Pracht-Ausgabe. hoch Quart. 1844. geh. Velinpapier. Prän.-Preis 1⅔ Thlr.

Dieſelben. Stereotyp-Ausgabe. Mit 13 Kupfern nach H. Ramberg. gr. 8. cart. 1 Thlr.

Dieſelben. Mit 1 Titelkupfer nach H. Ramberg. gr. 8. In Umſchlag. geh. 5/12 Thlr.

Dieſelben. Ohne Kupfer. gr. 8. ungebunden ⅓ Thlr.

Gellert's Fabeln, in ihrer Art claſſiſch und unübertroffen, bleiben als ächt deutſches Volks- und Jugendbuch ſtets neu, anziehend und unerſchöpflich für jede wieder heranwachſende Generation und die Vorliebe der Aeltern dafür geht auf die Nachkommen über, daher die Verlagshandlung bei der fortdauernden und noch ſteigenden Theilnahme ſich verpflichtet fühlte, durch die obigen ſchönen, wie wohlfeilen Ausgaben den Wünſchen und Mitteln aller Stände zu entſprechen, da gewiß kein willkommeneres und werthvolleres Feſt- und Weihnachtsgeſchenk zu ſo geringem Preiſe gefunden werden kann, als wie Gellert's Fabeln!

Wohlfeile Ausgabe von Frederike Bremer's neuem Roman.

Binnen 14 Tagen erſcheint in meinem Verlage und wird in allen Buchhandlungen zu haben ſein:

Ein Tagebuch.

Von

FREDERIKE BREMER.

Aus dem Schwediſchen

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Die übrigen Theile dieſer billigen Ausgabe der Schriften von **Frederike Bremer**: Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfaſſerin. Vierte Auflage. 2 Thle. — Die Töchter des Präſidenten. Dritte Auflage. — Nina. Zweite Auflage. 2 Thle. — Das Haus. Dritte Auflage 2 Thle. — Die Familie H. — Kleinere Erzählungen. — Streit und Friede. Zweite Auflage — ſind fortwährend zu dem Preiſe von 10 Ngr. für den Theil zu erhalten; die vollſtändige Ausgabe in 12 Theilen koſtet 4 Thlr.

Leipzig, am 15. November 1843.

F. A. Brockhaus.

Bei **C. L. Fritzſche** in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Joſephine.

Geſchichtlicher Lebensroman

von

H. L. A. Melani.

3 Bde. broch. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Carlo Bosco, das Zauberkabinet,

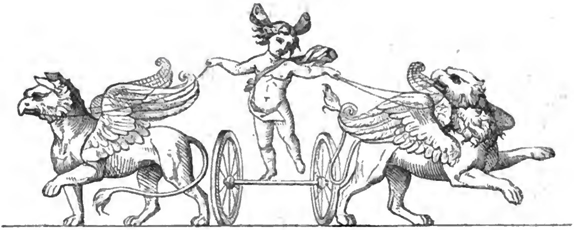
oder das

Ganze der Taſchenſpielerkunſt.

Enthaltend: (61) Wunder erregende Kunſtſtücke durch die natürliche Zauberkunſt, mit Karten, Würfeln, Ringen, Kugeln, Geldſtücken ꝛc. Zur geſellſchaftlichen Beluſtigung mit und ohne Gehülfen auszuführen. Vom Profeſſor Kerndörfer. 3. Auflage. 8. broch. Preis 20 Sgr. = 1 Fl. 30 Xr.

Red.: unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

29. November **№. 48.** 1843.

Ueberſicht: Das Torfhaus. — Saint-René-Taillandier. — Die franzöſiſche Preſſe. — Nachrichten.

Das Torfhaus.

Walter, der Secretair des Miniſters, Grafen v. B. befand ſich in dem alterthümlichen L. um dort eine anſehnliche Summe Geldes für ſeinen Gebieter in Empfang zu nehmen. Der erhaltenen Weiſung gemäß ſollte er dieſe auf ſeinem ſchönen, ſtarken Pferde nach einem drei Meilen von L. belegenem Schloſſe des Grafen bringen, dort übernachten und am darauf folgenden Tage ſeine Reiſe zu jenem fortſetzen. Es war im Oktober und als Walter ſein Geſchäft beendet, hatte nebelvolle Dämmerung ſich bereits auf die engen Gaſſen der Stadt herabgeſenkt. Haſtig ſeine Abreiſe jetzt betreibend, befeſtigte der junge Mann den ſchweren Mantelſack ſelber auf dem Pferde, ſchwang ſich ſodann leicht in den Sattel, und trabte dem Ziel ſeiner Reiſe fröhlich entgegen. Sobald er die letzten Giebelhäuſer hinter ſich ſah, begann er mit ſeligem Jugendmuthe zu ſingen und zu pfeifen, dem Vogel gleich, der die Fittiche zum Fluge anſetzend, ſich jubelnd emporſchwingt. Nach und nach, und der anmuthigen Umgebung der Stadt mehr entrückt, legte ſich jene ſorgloſe Stimmung; einſam und öde breitete eine flache Gegend ſich bis zum fernſten Geſichtskreiſe vor ihm aus, und nachdenklich in die Weite blickend, empfand er zuerſt die Bedeutſamkeit ihm auferlegter Verantwortung.

Eine halbe Stunde mochte Walter in ernſterer Stimmung weiter geritten ſein, als er Hufſchläge eines Pferdes hinter ſich vernahm, und faſt im Augenblick der Wahrnehmung einen Reiter ſich zur Seite ſah. Halb betroffen erwiderte Walter den nachläſſigen Gruß des Fremden, der ſein Pferd mit demjenigen des jungen Mannes gleichen Schritt halten ließ, während er dieſes aufmerkſamer als den Reiter deſſelben zu betrachten ſchien. Züge und Geſtalt des Fremden waren noch wohl erkennbar; er mochte dreißig Jahre alt ſein, und Kälte, Feſtigkeit und Verſchmitztheit bildeten den Hauptausdruck ſeiner Züge; ſeine Statur, kaum über Mittelgröße, war von ſtarkem, kräftigem

Bau, und die meiſterhafte Gewandtheit, mit welcher er ſein Pferd lenkte, ſchien in keinem Einklange mit der groben, einfachen Kleidung zu ſtehen, welche er trug.

Während einer Weile ritten jene Beiden ſtumm neben einander; hegte vielleicht der Fremde angenehme Gedanken, konnte Walter dieſes wenigſtens von ſich nicht rühmen. Endlich brach der Fremde das Schweigen durch die Bemerkung, Walter reite ein ſchönes, raſches Pferd; dieſer ſtimmte kalt und einſilbig bei; ein unendlich höhnendes Lächeln überflog des fremden Reiters Antlitz; „ich werde" ſagte er, ſorglos in der Gegend umherſpähend „Ihr Begleiter ſein, falls Sie dies erlauben, da wir augenſcheinlich dieſelbe Richtung verfolgen, denn auch mein Weg führt mich in die Nähe von Schloß Wals." Unendliches Mißbehagen umwölkte Walter's Stirn. „Schwerlich werden Sie mir folgen können", entgegnete er ablehnend, „ich ſtehe im Begriff, mein Pferd austraben zu laſſen, und wenig Pferde haben bis daher es mit demſelben aufzunehmen vermocht."

Jener lachte. „Laſſen wir es darauf ankommen! mein Rappe überholt die Krähe im Fluge." Nach dieſer tröſtlichen Verſicherung flog er gleich dem Blitze über die Ebene dahin, wandte ſodann ſein Pferd und kehrte in gleicher Weiſe zu dem erſtaunten Walter zurück, welcher bis dahin ſeine volle Aufmerkſamkeit nur dem Reiter zugewandt hatte, der ihm jetzt ohne weitere Bemerkung wieder zur Seite ritt. Gezwungen brachte Walter eine lobende Bemerkung hervor, jener klopfte ſchmeichelnd ſeinem Pferde den Hals: „Aber Sie wollten ja traben" entgegnete er ruhig, wie ausfordernd. Auszuweichen ſchien unmöglich, Walter hegte jedoch im Stillen die Hoffnung, ſein ſchönes Roß werde dasjenige des Gegners durch Ausdauer beſiegen, eine Annahme die ſich um ſo mächtiger in ihm regte, als er jetzt erſt wahrnahm, daß der Fremde in den Satteltaſchen Piſtolen bei ſich führe.

Dieſe Erwartung ſollte ſich jedoch in keiner Weiſe bewähren, und immer einſamer ward der Weg den ſie verfolgten, in immer tieferen Schatten ſenkte die Dunkelheit ſich herab. Endlich hielt der Fremde ſein Pferd an: „Ich liebe, ſagte er, ſchöne Pferde zu ſehr, um nicht Mitleid mit dem Ihrigen zu haben; unbepackt wie das meinige iſt, würde es noch Stunden ſo forttraben; Ihr Brauner dagegen hat ſchwer an dem Gelde zu tragen, Sie ſollten daher in Wahrheit langſamer reiten." Bei Erwähnung des Geldes empfand Walter innerliche Schauer, noch mehr aber fühlte er ſich befremdet, als jener hinzufügte: „Um ſo mehr ſollten Sie langſamer reiten, als Ihr Pferd morgen eine ſtarke Tagereiſe zurückzulegen hat." Durchaus unheimliche Gefühle bemächtigten ſich des jungen Mannes, der als Hüter der ihm anvertrauten Summe, und völlig unbewaffnet, ſich einen höchſt verdächtigen Gefährten zur Seite wußte. Erkennen konnte er das Antlitz deſſelben nicht mehr, aber die Stimme klang wie überlegener Spott. Um ſo viel mehr fühlte Walter ſich beunruhigt, als er ſich rückſichtlich der Kenntniß die jener von ſeinen Geſchäften zu haben ſchien, nicht völlig ſchuldlos wußte, wohl erinnernd, daß er ſich darüber im Gaſthof zu L. mit jugendlicher Unbeſonnenheit ausgelaſſen. Schweigend faßte er den Vorſatz, das ihm Anvertraute bis zum letzten Lebenshauche vertheidigen zu wollen, und ritt dann mit größerer Ruhe, das Unvermeidliche tragend, im ſtarken Schritt vorwärts.

Beide Reiter ſchwiegen von da an faſt gänzlich, nur der Fremde redete jeweilen ſchmeichelnd ſeinem muthigen Pferde zu, welches er abwechſelnd Reh, Gazelle und Windsbraut nannte. Leichter Herbſtwind jagte die Abendwolken

am Himmel vorüber, da erſchien ein Freund, auf den Walter lange gehofft, der Mond trat ſo plötzlich, als man der Verwandlung in Zaubermährchen gedenkt, durch Wolken und Nebel glänzend hervor. Die Boten des Himmels bedrücken oder erheben die Seele, je nach deren innerer Geſtaltung; Walter begrüßte die liebliche Helle mit dankbarem Vertrauen, während der Fremde, welcher weniger dadurch erfreut ſchien, unerwartet einen Seitenweg einſchlug, nachdem er mit feſter, tiefer Stimme ſeinem Gefährten eine gute Nacht gewünſcht; Walter erwiderte den Gruß, da drehte jener, ſich im Sattel wendend, noch einmal den Kopf zu ihm hin: „Auf Wiederſehen! rief er, auf Wiederſehen, ich zähle feſt darauf.“

Kaum wiſſend, ob er über dieſen Nachſatz ſich mehr ärgern oder beunruhigen ſolle, empfand Walter gleichwohl, daß durch die Entfernung des Fremden ihm eine Laſt vom Herzen gefallen; jetzt erſt vermochte er ungeſtörtem Nachdenken über eine ſo auffallende Erſcheinung Raum zu geben. Wer war jener? Auf welchen Anlaß hatte er ſich an ihn gedrängt, und wenn er die Abſicht gehabt, ihn zu berauben, weshalb dann die günſtige Gelegenheit außer Acht laſſen, welche auf einſamer Haide, einem völlig Unbewaffneten gegenüber, ſo verleitend ſich darbot? Dachte dieſer räthſelhafte Menſch vielleicht daran, ihn während der Nacht im Schlafe zu überfallen, oder hatte er ſeine Pläne auf den folgenden Tag verſchoben, da der Weg, den Walter alsdann zurückzulegen hatte, gleichfalls einſam und verödet war.

Hundegebell ſtörte den jungen Mann aus ſeinem Sinnen auf; er befand ſich in der Nähe des Dorfes, welches kaum eine Viertelſtunde von Schloß Wals entfernt lag, und jetzt, nur der nächſten angenehmen Zukunft, des ihn erwartenden Abendeſſens und der bevorſtehenden Ruhe gedenkend, ſchüttelte er mit friſchem Jugendmuth alle Sorgen fröhlich ab.

Als Walter in den Thorweg einritt, ſah er einige Fenſter erleuchtet in dem ſchönen alterthümlichen Gebäude, welches durch eine Mauer von behauenen Steinen, großem Eiſengitter und weitem Vorhofe von den Wirthſchaftsgebäuden völlig abgeſondert, in vornehmer Einſamkeit da lag. Vorausſetzend daß man im Schloſſe ſeiner harre, ritt er an der breiten Steintreppe vor, wo der Inſpektor des Grafen ihn empfing und ein Knecht ihm ſein Pferd abnahm. Nachdem Walter ſich des Mantelſacks bemächtigt, folgte er dem Inſpektor, die Schwelle des Schloſſes nicht ohne neugierige Erwartung überſchreitend, da er bei einem früheren kurzen Verweilen auf Wals das Innere des prächtigen Gebäudes nicht geſehen.

Die große, weite Vordiele war durch eine einzige Lampe erleuchtet, und dies unzulängliche Licht warf einen ſchwermüthigen Schatten über den wahrhaft großartigen Raum. Beide Männer ſtiegen eine Treppe hinan, der Inſpektor öffnete eine Thür, und Walter befand ſich zu ſeinem Erſtaunen in einem ſehr großen Gemache, an deſſen einem Ende ein helles Kaminfeuer loderte, deſſen Flammen mehr noch als zwei, auf einem kleinen, neben dem Kamin gedeckten Tiſche den bedeutenden Raum mäßig erhellten. Schweigend muſterte Walter dies Prachtgemach, auf deſſen vergoldete Leiſten und Rahmen die Flammen ihren flackernden Schein warfen; es erſchien ihm befremdlich, daß zwei, ihren Verhältniſſen nach ſo untergeordnete Perſonen ſich häuslich in demſelben niederzulaſſen im Begriff ſtanden.

Der Inſpektor mochte die Gedanken des jungen Mannes errathen: „ich dachte, der Ritt durch kalte Nachtluft werde Sie der Erwärmung bedürftig machen, und da wir noch nicht heizen und dies Zimmer das einzige Wohn-

gemach iſt, wo ein Kamin ſich befindet, habe ich hier für uns decken laſſen." Jener verbeugte ſich ſchweigend, ein rüſtiges Landmädchen trat jetzt mit einem Theil des Abendeſſens ein, ihre plumpe Geſtalt, ihr ſchwerer Gang, der grobe, wenn auch reinliche Anzug bildeten einen faſt lächerlichen Gegenſatz zu der prächtigen Umgebung. — Beide Männer ſetzten ſich an den Tiſch und die Anfangs einſylbige Unterredung belebte ſich nach und nach in dem Maße, als Walter in Erzählung ſeines Reiſeabenteuers vorſchritt, obwohl der Inſpektor während derſelben nur jeweilen den Blick von einer Gans abwandte, welche er mit mehr Muth als Geſchicklichkeit zerlegte. „Ja, ja", erwiderte er als jener geendet, „das iſt eines jener Abenteuer, für welche ich in meiner Jugend Jahre meines Lebens würde gegeben haben. Höchſt unterhaltend! höchſt ſpannend!" fuhr er mit dem Haupte nickend fort.

Walter blickte faſt unangenehm berührt empor; unterhaltend hatte er dies Begebniß durchaus nicht gefunden. Unbewaffnet wie ich war — ſagte er faſt ärgerlich. „Ha!" unterbrach ihn jener, „das war es eben! unbewaffnet, aber mit ſeinem guten Gewiſſen, ſolch' einem Schuft gegenüber, das regt die Lebensgeiſter an, das giebt zehnfache Courage! Vor dreißig Jahren hätt' ich ſolch' ein Glück haben mögen, Element! ich würde dem Schurken gedient haben!"

Wenn nun aber, fiel Walter ein, jener Schuft Sie niedergeſchoſſen hätte? „Mich niedergeſchoſſen, mich? — Wie hätte der Laffe das anfangen ſollen?" Für einen Laffen, erwiderte Walter, hatte jener Kerl eine ganz robuſte Geſtalt und ein Paar ganz ordentliche Fäuſte! „Mich niederſchießen? Ho! ho! damit hätte es Zeit gehabt. Keine ſeiner Bewegungen hätte ich außer Acht gelaſſen, ich hätte ihm rathen wollen nur die Hand nach dem Piſtol auszuſtrecken! und ſehen Sie, allein iſt man in ſolchen Augenblicken nie, da hat man ſo recht eigentlich den Helfer aus aller Noth zur Seite. Allein? — allein iſt Keiner, der an den Herrn glaubt."

Walter dem es keineswegs an Muth gebrach, erſchien ſich dieſem alten Löwen gegenüber faſt wie ein Feigling. Weshalb, ſagte er ablenkend, haben Sie mir kein Zimmer in Ihrer eignen Behauſung gönnen wollen? — „Der ganze Kaſten iſt einer nothwendigen Reparatur unterworfen", entgegnete jener, das Dach abgenommen, alle Wände mit Stützen verſehen; ein alter Fuchs aber behauptet ſeinen Bau, weshalb ich mich denn auch durch das Alles in meinem Stübchen nicht habe ſtören laſſen. Hier aber wird es Ihnen an nichts fehlen; einer alten Frau, die in der Kelleretage hauſ't, werde ich befehlen, hier morgen frühzeitig Feuer anzumachen, das Frühſtück ſende ich Ihnen."

Eine alte Frau! und mit dieſer allein, völlig allein, in dem alten Schloſſe! fröſtelnd rieſelte es durch Walter's Gebein. Wollen Sie nicht, fragte er dem Inſpektor, das Geld mit zu ſich hinüber nehmen? — „In den offnen Käfich?" fragte jener ſorglos, „nehmen Sie es mit in Ihr Schlafzimmer, da wird es gut aufgehoben ſein. Vor Jahren geſchah freilich ein Einbruch eben hier, in der oberen Etage, wobei der Großoheim des Herrn Grafen, und ſomit ja auch dieſer, als deſſen Erbe, zehntauſend Thaler hätte verlieren können, damals aber war das Schloß gänzlich unbewohnt. Wie viel eigentlich bei jener Gelegenheit verloren ging, darüber und über manches andere ruht ein Dunkel, wenngleich man der Thäter habhaft ward. Gute Nacht, Sie werden ermüdet ſein, daher morgen von Geſchäften. Wenn Sie die Thür da öffnen und vier Stufen emporſteigen, befinden Sie ſich in Ihrem Schlafzimmer. Gute Nacht, Herr Secretair."

Walter ſchüttelte die Hand des alten Mannes, deſſen freimüthiges Weſen ihn unwiderſtehlich anzog, gleichwohl vermochte er, nachdem jener ihn verlaſſen, eine innere Unruhe nicht gänzlich zu bewältigen. Eine Cigarre anzündend, ging er mit einem Licht in der Hand bei allen Bildern umher, welche in breiter vergoldeter Einfaſſung in das polirte Holzgetäfel der Wände eingerahmt waren. Erſichtlich waren es die Ahnenbilder dieſes vornehmen Hauſes; die alterthümliche Tracht der Frauen, die Rüſtung oder der Rittermantel der Männer bezeichneten das Jahrhundert, welches den berühmten Geſchlechtsnamen der jetzigen Grafen v. B. bereits empor blühen ſah. Alte, ſtrenge, vergilbte Geſichter blickten auf den jungen Beſchauer nieder, dann aber auch im Verlauf ſeiner Forſchung ſchöne Augen, die aus den fein gerötheten, ſchneeweißen Geſichtchen, gleich Sternen herniederfunkelten und die Ueberzeugung in ihm lebendig erhielten, daß es zu aller Zeit anmuthige, bezaubernde Frauen gegeben haben müſſe. Bild befand ſich neben Bild hier eingefaßt, alle Familienglieder ſchienen wie zu feierlicher Verſammlung vereint und nur an einer Seitenwand zeigte ſich ganz vereinſamt Ein großes, einzelnes Gemälde.

Walter nahte dieſem Bilde und fühlte ſich durch den Anblick deſſelben ſeltſam gefeſſelt. Eine Frau in der Blüthe der Jugend und Schönheit, mit hohem weißen Kragen unter dem enganſchließenden ſchwarzen Gewande, lehnte in einem alterthümlichen Seſſel, und ſah mit ſchmerzlich flehender Geberde, mit gefalteten Händen, zu einem vor ihr ſtehenden, gleichfalls ſchwarz gekleideten Manne empor, der, obwohl ebenfalls jung und wohlgebildet, mit kalter, finſterer Richtermiene, einen feinen goldnen Schlüſſel emporhielt, durch den ſichtlich das kleine Vorlegeſchloß verwahrt war, welches die zarten Lippen der Unglücklichen geſchloſſen hielt. Mitleid und Erſtaunen erfüllten Walter's Bruſt; ſeine heiße jugendliche Phantaſie fühlte ſich von Ingrimm gegen den Peiniger der ſchönen Frau beſeelt, und er hätte wünſchen mögen Alles ſei Wahrheit, und ihm geſtattet, als Retter und Rächer auftreten zu dürfen.

So lebhafte Aufregung hob den jungen Mann über die Drangſale der Gegenwart hinweg, nach einer Weile ſich von dem Bilde losreißend, ergriff er den Mantelſack und verfügte ſich in ſein Schlafzimmer. Dies war klein, zierlich wie das Gemach einer Dame; zwei Fenſter, welche ſich der Thür gegenüber befanden, gewährten eine theilweiſe Ueberſicht des Gartens, aber auch an einer inneren Nebenwand befand ſich ein Fenſterflügel, welcher ſichtlich auf einen inneren Hausraum ausging. Neugierig blickte Walter durch dieſes Fenſter und ſah vom Monde, der den erſten Stock des Schloſſes erhellte, begünſtigt, in beträchtlicher Tiefe, einen prächtigen, mit Bildern geſchmückten Saal zu ſeinen Füßen, deſſen reiche Vergoldung im Mondlicht flimmerte und blitzte. Mühſam nur gewann er es über ſich, die Augen von ſo viel grandioſer Pracht abzuwenden. Der niedliche Raum den er bewohnte, war gleichfalls über dem Kamin mit einem Portrait geſchmückt, mit dem Paſtellbilde eines jungen Mädchens, deren blonde, roſige Schönheit dem weichen Material entſprach, durch welche dieſelbe ſich wiedergegeben fand. Dies Bild war eine gar liebliche Geſellſchaft und wie geſchaffen finſtere Vorſtellungen zu verſcheuchen; Walter lächelte beim Betrachten dieſes ſüßen Antlitzes, und nachdem er bald darauf die Beutel mit Gold vor ſein Bette geſtellt, warf er ſich auf daſſelbe, und in ſolcher Stellung, die Zipfel der Beutel mit einer Hand erfaſſend, wollte er wachen und bewachen, aber bald ward es wirre vor ſeinen

Sinnen, Gedanken und Bewußtſein entſchwanden ihm im feſten, ruhigen Schlaf der Jugend.

Einige Stunden mochte Walter auf ſolche Weiſe geſchlummert haben, als ein ſtarkes Geräuſch, ein Ruck den er empfand, ihn erweckten; ſeine Hand war leer, die Beutel daraus entſchwunden. Entſetzt ſich empor raffend und nach einem Feinde umherſpähend, ſah er mit Hilfe des Mondes ſein Gemach in derſelben Verfaſſung wie zur Zeit, da er ſich zur Ruhe begab, jegliches Geräthe ſtand auf derſelben Stelle, das liebliche Bild ſchien vom Kamin her wunderhold zu ihm hinzublicken, und bei näherer Nachforſchung gewahrte er das Geld zu ſeinen Füßen; die ſchweren Beutel waren ſeiner, ſie im Schlaf muthmaßlich hebenden Hand geräuſchvoll entſunken. Beſchämt dieſe jetzt unter ſein Bette bergend, ſuchte er ſein Lager wieder auf und erwachte ſpät, nach langem ruhigen Schlaf.

Walter fand den Inſpektor bereits am Kamin ſeiner harrend, wo er, an dem behaglichen Feuer ſich wärmend, jenen mit der faſt ironiſchen Beglückwünſchung empfing, daß die Nacht ſonder Raubanfall überſtanden ſei. Zugleich fügte er hinzu, daß der junge Mann nicht vor dem Nachmittag an ſeine Abreiſe werde denken können, da der Graf Papiere begehrt habe, welche ſich vor dieſer Friſt nicht würden herbeiſchaffen laſſen. Um vier Uhr Nachmittags befand Walter ſich im Sattel, Obligationen und Wechſel hatten den Werth ſeines Gepäcks bedeutend erhöht, er aber ſo viel mit dem Inſpektor zu arbeiten gehabt, daß ihm kaum Zeit geblieben, die Räume des Schloſſes, die Bilder welche jene ſchmückten, mehr als flüchtig zu durchwandern und zu beſchauen, dennoch wußte er, daß zwei derſelben, welche er gleich am erſten Abend aufmerkſam betrachtet, ſeiner Erinnerung niemals entſchwinden würden. Der alte Inſpektor rief dem jungen Manne einen herzlichen Gruß und den Wunſch nach, daß es an einem Abenteuer nicht fehlen möge. Walter blickte grüßend und äußerlich freundlich zurück, während er im Innern die ſpäte Reiſe und den Inſpektor mit ſeinen leichtſinnigen Wünſchen nicht eben auf die höflichſte Weiſe verwünſchte.

Nach einigen Stunden geſtattete Walter ſeinem Pferde eine kleine Raſt in einem ihm durch den Inſpektor empfohlenen Wirthshauſe, und ſetzte ſodann ſeine Reiſe bei Mondlicht fort. Das Gemüth des jungen Mannes hatte ſich völlig beruhigt, er dachte kaum mehr an Gefahr und Ueberfall, und gewahrte ſo vielleicht erſt ziemlich ſpät, daß auf der, an jener Stelle mit Bäumen beſetzten Landſtraße der Schatten eines Menſchen ſich vor ihm von Baum zu Baum fortbewege. Im Augenblick der Wahrnehmung ſein Pferd zuſammennehmend ließ er daſſelbe ſtark und bis zu einer Entfernung austraben, wo er ſich vor dem Einholen eines Fußgängers durchaus geſichert hielt. Ruhig jetzt im Schritt fortreitend, glaubte er jener Gefahr wenigſtens entronnen zu ſein, als er plötzlich denſelben Schatten, den er früher wahrgenommen von Baum zu Baum über den Weg ſchweben ſah. Ein Gefühl von Grauen bemächtigte ſich Walter's, er bedachte jetzt erſt, daß er eine Einbucht des Weges zurückgelegt, während wahrſcheinlich jener dieſelbe Strecke in grader Richtung durchſchnitten. Entſchloſſen ließ er ſogleich ſein Pferd in Galop anſpringen, aber in dem Augenblick wo das geſchah, hörte er einen furchtbaren Schlag hinter ſich auf den Boden niederfallen. Das erſchrockene Pferd ſchnob und drängte vorwärts, wozu es zum erſten Mal durch Walter noch unbarmherzig angetrieben ward; als dieſer daſſelbe endlich anhielt um ſelber Athem zu ſchöpfen, befand er ſich zu ſeinem ſchmerzlichen Erſtaunen auf einem

ihm völlig fremden Wege. Wahrſcheinlich hatte das Pferd, von dem Reiter unbemerkt, einen Seitenweg eingeſchlagen, wie ſich dieſe in jener Gegend überall darboten.

Nicht ohne Beſtürzung blickte der junge Mann in der weiten, vor ihm ausgebreiteten Ebene umher, nirgend war ein Dorf zu erſpähen, und nur am fernen Horizont flimmerte ein einzelnes Licht, ihm einen Stern gleich, aus der düſteren Oede entgegen. Nach kurzem Beſinnen richtete Walter den Schritt ſeines Pferdes jenem Lichtpunkte in grader Richtung zu, hoffend, daß dies flache Terrain nicht beſonders coupirt ſein und ihm keine bedeutende Hinderniſſe entgegenſtellen werde. Eine halbe Stunde mochte Walter ſo fortgeritten ſein, als er plötzlich ſein Pferd unter ſich wegſinken fühlte, raſch von demſelben abſpringend, überzeugte er ſich, in einen Moor gerathen zu ſein, welches ſchwarz und unheimlich, und durch feuchte Dünſte eingehüllt, ſich vor ihm ausbreitete. Durch die hilfreiche Hand ſeines Herrn unterſtützt, gelang es dem treuen Thiere die Beine frei zu bekommen, ſchnaubend ſtand es jetzt neben ſeinem Gebieter und ſchien deſſen Rathloſigkeit zu theilen. Walter's Beſinnen war von kurzer Dauer, zurück wollte er unter keiner Bedingung, des Wegs unkundig, ermüdet, vor Kälte faſt erſtarrt, blieb jenes ferne, eine menſchliche Wohnung verheißende Licht ſein einziger Stützpunkt, dorthin wollte er, ſich und ſeinem Pferde Ruhe zu gönnen, und dieſes jetzt am Zügel faſſend, ging er, oft mit Händen und Füßen umhertappend, vorſichtig voran.

Ueber eine Stunde gebrauchte Walter, bevor er dem Ziel ſeines Strebens nahe kam; dieſe Stunde war eine unendlich peinliche, da der junge Mann ſtets bemüht ſein mußte Gefahren auszuweichen, welche gleichwohl für ihn nicht erkennbar waren. Endlich gelangte er auf einen leidlich feſten Fußpfad, welcher auf das Haus zuzuführen ſchien, von welchem das Licht ausſtrahlte. Aufathmend ruhte Walter einen Augenblick von der Anſtrengung aus, führte alsdann ſein Pferd muthig weiter und kam bald ganz in die Nähe des Häuschens, welches von dem Fußwege durch einen Graben geſchieden war; der ſich nach Außen hin verbreitende Lichtſchein ließ ihn ein ſchmales, über dieſen gelegtes Bret erkennen, und nachdem er dieſes überſchritten, ſprang ſein Pferd mit einem mächtigen Bogenſatze ihm nach.

Jetzt ward die Thür des Hauſes geöffnet und Walter ſtand einem noch jungen Manne gegenüber, dem Erſtaunen über den Anblick von Roß und Reiter den Mund zu ſchließen ſchien. Jener gab jetzt als verirrter Reiſender ſich kund. „Und Sie haben den Weg durch den Moor gefunden?“ fragte der Mann befremdet, „dann war Gott mit Ihnen“, fügte er hinzu. Es lag etwas in dieſer Entgegnung, welches beruhigend auf Walter einwirkte. Ich will nach B., ſagte er, könnt Ihr mich, nach kurzer Raſt für mich und mein Pferd, über das Moor auf den richtigen Weg führen? — „Jetzt, während der Nacht?“ fragte jener verwundert, das kann ich nicht; das Moor iſt zu unſicher, und überdies beginnt es zu regnen, da ſieht man hier umher weder Weg noch Steg. Das arme Thier ſcheint auch völlig abgejagt zu ſein“, ſetzte er hinzu. Könnt Ihr mich denn beherbergen? Jener ſtockte: „Wir haben wenig, was wir aber haben, geben wir gern.“

(Fortſetzung folgt.)

Saint-René-Taillandier.

Dies iſt ein Franzoſe, welcher unſer deutſches Leben und Streben vollſtändig kennt, und von dieſem Leben einen Abriß und eine Kritik in der erſten Oktober-Lieferung der revue des deux mondes liefert, die jedem deutſchen Autor, jedem deutſchen Blatte Ehre machen würde. Wie reimt ſich das mit unſerm Sprichworte über Franzoſen, die Deutſchland beſchreiben? Es reimt ſich gar nicht; es müſſen alſo mit den jungen Franzoſen große Aenderungen vorgehn. Uebereilen wir unſre Schlüſſe nicht von Einzelnem auf's Allgemeine, aber begeben wir uns ein Wenig der trivial geläufigen Bezeichnungen, und weiſen wir jedenfalls die hochnäſige Behandlung zurück, die uns gemeinhin in unſern politiſchen Zeitungen aufgetiſcht wird gegen Franzoſen, die über Deutſchland ſchreiben. In Betreff Taillandier's zum Beiſpiele brachte ſogleich ein Mitarbeiter der Grenzboten die abgeſchmackte Darſtellung, ein „guter Preuße“ habe dem franzöſiſchen Autor dies Alles eingeblaſen! Glücklicherweiſe hat Kuranda durch eine kleine Note dieſen Mißgriff von ſeinem Blatte abgewendet. Welch eine Verblendung und welch eine achtungsloſe Dreiſtigkeit gegen eine Bildung, die wenigſtens zehn Lebensjahre tüchtigen Studiums vorausſetzt! Und das Alles, weil Taillandier ſagt: die Zukunft und Einheit Deutſchlands beruht auf Preußen! Als ob es anders wäre, weil es Vielen nicht gefällt! Und gäbe es nur in den Pariſer Straßen viel ſolche preußiſche Souffleurs, die ſolche Artikel beiläufig einblaſen könnten, es ſtünde um Preußen und um uns ſehr gut!

Ich will in Folgendem die weſentlichen Punkte der überraſchend guten franzöſiſchen Schilderung berühren, da ich hiermit auch wirklich eine richtige Ueberſicht der Hauptpunkte geben kann, die in letzter Zeit unſer Vaterland bewegt haben.

Taillandier beginnt mit Wien und Oeſtreich und mit der Oppoſitions-Literatur, die ſich neuerer Zeit dort erhoben hat. Er kennt ſie genau, wahrſcheinlich genauer als viele Norddeutſche ſie kennen, denen „die Lage der Slaven in Ungarn“ und „Kollar's Reiſe in Ungarn“ noch ferner geblieben ſind als das vielbeſprochene „Oeſtreich und deſſen Zukunft.“ Er findet Oeſtreich auffallend unbelebt, was geiſtiges Leben anbelangt. Es kommt ihm vor wie eine alte Adelsfamilie in der Bretagne, welche ebenſo aus Unvermögen wie des Herkommens halber den Fahrgleiſen vergangener Zeiten treu geblieben ſei. Ja, jetzt offenbare ſich's in Oeſtreichs eigner Mitte, wie ungenügend es ſeine Civiliſationsaufgabe erfüllt habe. „Ganze Länder, die man für immer deutſchem Leben einverleibt glaubte“, ſagen ſich von deutſchem Leben los, wenden ſich ihrem ſlaviſchem Urſprunge zu, und, „eine einzige Erſcheinung! Oeſtreich iſt nicht in Bewegung darüber, und Oeſtreichs Sorgloſigkeit iſt nicht das am Wenigſten Sonderbare bei dieſem Kampfe, ja es hat nicht einen einzigen Schriftſteller um jene Völkerſchaften zurückzurufen, und deutſchem Leben wieder zuzuführen.“

Der Franzoſe, welchem Politik geläufig iſt, ſteht keinen Augenblick an, dieſe ſlaviſche Propaganda als einen Erbfeind Deutſchlands zu bezeichnen, und unſre philanthropiſche Faſelei ſolcher Propaganda gegenüber zu belächeln. Das hindert ihn nicht, und eine deutſche Politik würde auch uns nicht hindern, dieſe ſlaviſchen und magyariſchen National-Regungen mit Theilnahme zu betrachten.

Bei dieſer Gelegenheit möchte ich eine kleine Schuld abzahlen, die ich einem deutſchen Vertheidiger der ſlaviſchen Propaganda zu entrichten habe. Herr Kaufmann hat im Kometen ein Langes und Breites gegen mich geſchrieben in Betreff meines Aufrufes gegen die ſlaviſche Propaganda. Ich habe darnach natürlich Unrecht, die Böhmen an einer Errichtung ſlaviſchen Reiches auf Koſten Deutſchlands verhindern zu wollen, und treibe außerdem noch ſehr viel anderes Unrechte. Dieſem Gebrechen

aller Schriftſtellerei entrinn ich gewiß nicht, und kann und will mich nicht in der Geſchwindigkeit meiner Sünden entledigen. Aber von den zahlreichen Vorwürfen hab' ich einen im Gedächtniſſe behalten, der bei dieſer Frage die Hauptſache war und iſt. Es wurde geſagt, ich hätte die Frage falſch aufgefaßt, oder hätte ſie verwirrt. Darüber will ich ſo deutlich Rede ſtehn, wie es in einem Schulexamen verlangt werden kann: Ich bin von Geburt, Erziehung und Geſinnung ein Deutſcher. Wenn in Deutſchland ſich etwas Wichtiges ereignet, ſo erſcheint es mir bei der erſten Wendung meines Nachdenkens unter dem Geſichtspunkte: Was hat dies für Bedeutung und für Folgen in Bezug auf mein Vaterland? Dieſe Bedeutung und dieſe Folgen ſind das Erſte und das Wichtigſte für mich, ſo wie es ſich in der Familie immer zunächſt darum handelt, was dem Beſtehn und Gedeihn der Familie förderlich iſt, und ſpäter erſt darum, was unter weiteren Geſichtspunkten zu urtheilen und zu thun ſei. Ich hege die trockne Meinung, daß wer immer nur im Allgemeinen herumfährt, ein ſchlechtes Familienglied, ein ſchlechter Patriot und ein ſchlechter Politiker wird. Um Patriotismus und Politik handelte es ſich hier. Ein ſchönes Königreich, das Königreich Böhmen, mitten in Deutſchland gelegen und Deutſchland einverleibt ſeit Jahrhunderten erhebt eine Propaganda für nichtdeutſche Nationalität. Wenn dieſe Propaganda gelingt, ſo muß Deutſchland verlieren, und im vorliegenden Falle entſetzlich verlieren. Die Konſequenzen dieſes Verluſtes, die Slaviſirung aller in Deutſchland vorhandenen ſlaviſchen Elemente, wäre einer Auflöſung Deutſchlands gleich zu achten. Was iſt hierbei meine nächſte Aufgabe? Die Rechte und Vortheile Deutſchlands dieſem Feinde gegenüber aufrecht zu erhalten, und je gefährlicher der Feind, um ſo rückſichtsloſer aufrecht zu erhalten. Wer das Schwert zieht, um ſein Leben zu vertheidigen, dem wird nicht zugemuthet, daß er den Gegner nicht verletze. Dies iſt aber die Philoſophie dieſer Slavenvertheidiger, welche ſich unter deutſchen Schriftſtellern einfinden. Weil wir nicht die Berechtigung der Slaven in rückſichtsvolle Erwägung ziehn, ſagt man uns nach: wir verwirrten die Frage. O nein, ſo wohlfeil iſt unſre Schwäche für allgemeine Grundſätze nicht. Haben wir geſagt: die Slaven haben Unrecht, ihre Nationalität aufzubringen? Gewiß nicht. Wo ſie das können, ohne Deutſchland zu benachtheiligen, da wird ihnen von uns nicht das Geringſte in den Weg gelegt werden. Und können ſie's zu unſerm eignen Nachtheile, nun dann können ſie mehr als wir, ſind eine mächtigere Nationalität als wir durch überlegene inwohnende Macht, durch dies unwiderſtehliche Recht der Volksexiſtenz, und dann fragen ſie uns nicht mehr um unſre Zuſtimmung. Kurz, es iſt nicht unſre Aufgabe, die Intereſſen einer ſlaviſchen Nationalität innerhalb Deutſchland zu vertheidigen; das machen ſich nur deutſche Schwätzer zur Aufgabe, die kein Herz für unſer Vaterland, und die nur unſre Unart, Advokaten aller Welt zu ſein, im Sinne haben.

So einfach liegt die Frage. Was iſt daran zu verwirren, wenn man nicht eben unpolitiſch alle Fragen, die in zweiter und dritter Linie jenſeits unſrer dabei herrſchenden Lebensfrage aufgeworfen werden können, voreilig einmiſcht, um in deutſcher Allgerechtigkeit auf Koſten Deutſchlands den Wald vor Bäumen nicht ſehn zu laſſen?

Wenn Taillandier dies lieſ't, und ſieht, daß Dergleichen, bei einer geſunden Nation ſich von ſelbſt Verſtehendes, ſtreitſam geſagt werden muß, ſo wird er irre werden an ſeiner Behauptung, es dränge Alles bei uns nach Einheit hin, und wird wiederholen was er bei Gelegenheit der böhmiſchen Losſagung von deutſcher Nationalität mit folgenden Worten ausdrückt: „Wahrlich, nie iſt dem ganzen Deutſchland eine ſchwerere Beleidigung angethan worden, und die Sorgloſigkeit Oeſtreichs trägt die Schuld derſelben.“ — „Dieſe Dinge haben mit laſtender Deutlichkeit zu Tage gelegt, daß Oeſtreich unvermögend geweſen iſt, die überlegene Bildung Deutſchlands

zu repräſentiren, unmächtig, die ſlaviſche Welt dem germaniſchen Elemente zu unterwerfen. Auf dem Schlachtfelde der Bildung alſo iſt dort in dieſem Augenblicke der deutſche Geiſt geſchlagen, und Oeſtreich, das wie ein ungeſchickter Feldherr dieſe ſo ernſte Partie bloßgeſtellt hat und bald verlieren wird, es iſt verantwortlich dafür vor ganz Deutſchland."

Darauf wendet ſich Taillandier nach München, das dortige Kunſtſtreben und die katholiſche Richtung zu würdigen. Obwohl ſelbſt Katholik und Kunſtfreund bricht er den Stab darüber, und wendet ſich nach Berlin und den norddeutſchen Kämpfen in Philoſophie, Poeſie und Politik, welche für ihn die Zukunft Deutſchlands in ſich begreifen. Er hat damals in München Schelling abreiſen ſehn gen Berlin und ſagt dabei: Es iſt vorbei; jene uneigennützige Begeiſterung, jene unendliche Liebe für bloße Betrachtung, die wir an Deutſchland bewunderten, alles das iſt verſchwunden für lange Zeit. Ein neuer Geiſt hat ſich erhoben und das alte Deutſchland iſt nicht mehr. Der neuen Lehre Schelling's hat das Aufſehn nicht gemangelt: man hat darin die Hilfsmittel eines immer bereiten Gedankens anerkannt, desgleichen glänzende Erfindungen in den Einzelnheiten, und überhaupt Verjüngung einer Philoſophie, über die man hinaus war; aber ein neues Ganze, ein neues vollſtändiges Syſtem, das war nicht zu erwarten, und wie begierig man ſeinen Worten lauſchte, mehr konnte man nicht entdecken, als die unmögliche Anſtrengung eines überlegenen Geiſtes, der uns früher ſchon all ſeine Reichthümer gegeben. Schelling hat viel mehr durch ſeinen Namen und ſeine perſönliche Gegenwart als durch ſeine neuen Lehren gegen die Verirrungen der Philoſophie proteſtirt.

So weit wird dieſer Franzoſe den jungen Philoſophen wohl gefallen; aber nun kommt er zu ihnen ſelbſt, ſchildert vollkommen kundig die Wendungen, welche Hegel's Philoſophie erlebt, und beklagt mit großem Nachdrucke den frühen Tod von Eduard Gans, eines Diderot und Montesquieu ähnlichen Mannes, der als Freund und Vertheidiger der liberalen Ideen an die Spitze Hegel'ſcher Erbſchaft geſtellt die Freiheit gerettet hätte, welche in den Händen der übertreibenden Jüngeren verdorben worden ſei.

Laſſen wir die Erörterung bei Seite, daß jedes Geiſtesding eben doch auch auf Ausbildung der ihm inwohnenden äußerſten Konſequenzen angewieſen und auch dadurch für ſeinen Kern zu wirken berufen iſt, und hören wir ohne weitere Bemerkung, was der philoſophiſch gebildete und freiſinnige Franzoſe von unſrer philoſophiſchen und poetiſchen Jugend ſagt.

Des Unendlichen und der Beſchaulichkeit ſei man ſatt, und alle Wiſſenſchaft und Kunſt ſolle der Politik dienſtbar gemacht werden. Der Hegel'ſche Journalismus ſei das Aeußerſte geworden. „Nie hatte man größere Intoleranz in den Lehren, ärgeren Cynismus in den Worten geſehn. Und nur in Deutſchland iſt eine ſolche Verbindung zwiſchen höchſter Metaphyſik und trockenſtem Skepticismus möglich. Materialismus, der ſich auf ſpiritualiſtiſche Syſteme ſteifte, Ungläubigkeit, die ſich auf eine Art Myſticismus gründete, La Mettrie, nicht auf Bolingbroke ſondern auf Schelling und Hegel geſtützt, bildete das unglaubliche Schauſpiel dieſer republikaniſchen Theologie." Feuerbach und Bruno Bauer hätten verſichert, der alte Gott ſei ausgetrieben, ja Bauer habe geſagt: die Nennung des Schöpfers genüge, um allgemein die ärgſte Langeweile zu erregen „Ernſtlich, was ſollte man zu dieſen Parodieen ſagen, und kann man bis zu ſolchem Grade den Gedanken beſudeln?"

Dann ſchildert er, wie auf der andern Seite in Preußen neuerer Zeit vorzugsweiſe das Alter geehrt werde in Schelling, Tieck, Cornelius, Rückert, Grimm, und wie Berlin München werden zu wollen ſcheine. Leute, die bereits gegeben, was ſie haben, bildeten wohl eine glorreiche Verſammlung, aber was werde daraus ohne

ſchöpferiſche Jugend? Die philoſophiſche Jugend iſt ihm aber doch ſo widerwärtig, daß er noch einmal an eine ungünſtige Schilderung derſelben geht. Quinet habe wohl Recht gehabt mit dem Ausſpruche: Deutſchland ſchreite wiſſenſchaftlich in den Zweifel hinein und proceſſionsmäßig in das Nichts! Wo ſei der neue Holbein für dieſen Todtentanz? — Und Alles dies geſchehe, um ſich der realen Welt zu bemächtigen; der Hauptcharakter dieſer Philoſophen ſei aber vollſtändige Unkenntniß des Lebens, Unmächtigkeit im Wirklichen, Aufruhr im Leeren! Man wiſſe gar nicht hinreichend in Frankreich, ſetzt er in Bezug auf unſre Franzoſenfreſſer hinzu, bis zu welchem Grade des Kindiſchen und der Barbarei dies deutſche Volk ſich erniedrigen könne, das in Frankreich immer noch für das ernſteſte auf Erden gehalten werde. „Eine Religion ohne Gott, eine Kunſt ohne Ideal, dies iſt das abſolute Gut, welches ſich endlich bethätigt hat. Herr Ruge hat die romantiſche Schule ſo weit angegriffen, daß der Inhalt aller Poeſie dabei verdammt wurde, und Herr Gervinus hat aus ſorgfältigen Studien gelernt, daß der gemeine Standpunkt praktiſcher Nützlichkeit und unmittelbarer Nützlichkeit der kritiſche Standpunkt für Poeſie ſei."

Nun, ſchließt er, das Alles mag für eine Kriſis nöthig ſein, es muß da ſchmerzliche Stunden geben. Dennoch dränge Alles zur Einheit, namentlich Alles gegen Preußen hin. Warum wende ſich denn Niemand an Oeſtreich oder Baiern mit dem Verlangen, die Beſtimmungen der Zeit zu erfüllen? Weil man wiſſe, daß in Berlin die entſcheidenden Schlachten deutſchen Geiſtes geſchlagen werden müßten. Die ſüdlichen Staaten beſäßen allerdings Konſtitutionen, „aber ſind dies nicht", ſetzt er hinzu, „eitle Fiktionen, ſo lange Preußen nicht ſein Verſprechen in dieſem Betracht erfüllt hat? Eine ernſthafte Konſtitution, Freiheit der Preſſe, Oeffentlichkeit der Gerichte, all' dieſe ſeit ſo lange erwünſchten Dinge haben — und dies iſt der feſte Gedanke Deutſchlands — erſt einen wirklichen Werth, wenn Preußen ſie bewilligt." Solcherweiſe gelange Preußen, wenn auch nicht ohne heftige Erſchütterung, zur politiſchen Herrſchaft Deutſchlands. Das ſei unvermeidlich, wenn Oeſtreich und Baiern nicht ihr Verhältniß zum geiſtigen Fortſchritte völlig änderten.

Die franzöſiſche Preſſe.*)

Paris, den 7. November. Es klingt faſt wie ein Paradoxon, wenn ich behaupte, das höchſte Hinderniß des Fortſchritts in Frankreich iſt die Preſſe. Und dennoch iſt es ſo; dennoch iſt es klar zu beweiſen, für jeden, der hier hinter die Couliſſen der Preſſe kömmt. Abgeſehen von den Erſchwerungen der Regierungen, vom Fiskus, den Septembergeſetzen und der moraliſchen Complicität, trägt ſie ihren Tod in ſich ſelbſt, und wird wahrſcheinlich den Staat ſelbſt mitreißen.

Man irre ſich nicht. Die Preſſe iſt hier ſelten eine Sache der Ueberzeugung, ſie kann es gar nicht ſein, ſie beruht blos auf dem Gelde, Geld iſt wieder ihr Zweck und mit wenigen Ausnahmen iſt ſie hier das, was ſie ein baierſcher Miniſter nannte, eine feile Dirne, die ihre Dienſte, wie Ezechiel ſchon ſagt, jedem der Geld hat

*) Man wird zugeben, daß es ſich hier um eine nicht bloß franzöſiſche und allerdings ſehr wichtige Frage handelt. Sie iſt hier nur geſtreift, weil der Korreſpondent überall vom Gelde, dieſer allgegenwärtigen Macht, allzuſehr geſtört wird, und an deſſen Stelle ein unklares ſocialiſtiſches Ideal ſtellt; ſie verdient eine gar gründliche Prüfung. Die zunächſt liegende Antwort iſt die: warum ſollte es denn nicht auch Spekulanten auf parteiloſe Wahrheit geben? Mit der Wahrheit läßt ſich am Ende, wenn's nur richtig angefangen wird, das meiſte Geld verdienen; denn das wahrheitliebende Publikum iſt immer das größte. L.

bietet. Bis jeʒt kenne ich nur eine Ausnahme, die Reforme — aber auch ſie wird bald Conceſſionen machen müſſen, denn auch ſie wird Geld brauchen.

Bei allen wichtigen Fragen, die allenfalls ohne die Preſſe allgemein einſtimmig beſchloſſen werden können, iſt die Preſſe ihres Intereſſes und der Concurrenz wegen das einzige Hinderniß zur Einigkeit. Dies iſt leicht zu erklären. Um hier ein Journal nur in den Gang zu bringen, muß man ungefähr 300,000 Fr. in der Kaſſe haben. In Deutſchland, wenn die Preſſe frei wäre, gäbe es doch Buchhändler von tüchtiger Geſinnung, die Einheit in ihrem Blatte hätten. Hier aber beruht die Preſſe auf Aktionären und wer am meiſten Aktien hat, der geigt vor, wornach die Redaktoren walzen müſſen. Die Aktionäre aber ſpekuliren blos mit den Ideen, ſie nehmen Aktien von einem Blatte, nicht weil es gediegen iſt und Ideen vertritt, ſondern weil ſie glauben, es bekomme viel Abonnenten. Daher kömmt es, daß gerade die Geſinnungsloſeſten Meiſter der hieſigen Preſſe ſind. Um Abonnenten zu haben, muß man ſchon Jahre lang aushalten können und Geld verlieren. Sobald aber einmal die Aktien fallen und dieſe Leute einige Tauſend Franken verlieren, verlieren ſie auch ihre Grundſätze und Alles fällt zuſammen. Es dürften Männer hier ſein ſo groß wie Jupiter, wenn ſie nicht Banquiers ſind, könnten ſie ihre Grundſätze im Sande vergraben.

In dieſem Augenblicke iſt in Frankreich eine katholiſche Reaktion, von der man in Deutſchland keinen Begriff hat. Man glaube aber nicht, daß ſie im Volke iſt. Dieſes bekümmert ſich wenig darum; ſie iſt blos in der Preſſe. Seit einiger Zeit haben die Jeſuiten und die katholiſchen Parteigänger den geiſtreichen Griff gethan, die Preſſe faſt zu monopoliſiren. Sie haben Geld, viel Geld und ſuchen faſt überall die Aktien der Journale an ſich zu ziehen. Ein ſonderbarer Zufall kam ihnen zu Statten: die Prinzeſſin Marie heirathete einen Proteſtanten und ſtarb. Der Herzog von Orleans heirathete eine Proteſtantin und ſtürzte aus dem Wagen. Seht, ſagten die Geiſtlichen, das iſt die Strafe Gottes — die Königin beſonders wurde von dieſer Idee heftig ergriffen und ſie iſt es, die die Biſchöfe unterſtützt. Martin du Nord vertritt dieſe Partei im Königlichen Rathe. Conſervateur ſein, iſt hier gleichbedeutend mit katholiſch ſein, obſchon keiner von dieſen Herren, ſogar die Geiſtlichkeit ſelbſt nicht ſo katholiſch iſt, wie ſie ſich ſtellen. So wird der Globe, der die Jeſuiten vertheidigt, von einem Juden (Fould) und von einem Proteſtanten (Deleſſert) unterſtützt. Alle neuen Journale ſind entweder katholiſch oder haben nicht den Muth, zu ſprechen. So die Democratie pacifique. Als ſie noch Phalange hieß, lebte ſie blos ihren Grundſätzen und kümmerte ſich wenig um Abonnenten und Aktionäre. Sie errang dadurch eine Stellung in der Preſſe wie ſonſt kein Journal. Jetzt aber hat ſie Aktionäre und zwar faſt lauter Katholiken, ſogar Jeſuiten. Sie muß Abonnenten haben. Daher ihr volles Umſchlagen. Sie iſt ſo katholiſch wie möglich, bringt Romanfeuilleton wie alle andern, verläßt ganz ihren ſozialen Boden, wirft ſich wie andere in kleinliche Polemik, ſchmeichelt den Legitimiſten, den Demokraten, den Conſervateurs, kurz iſt weder Fiſch noch Fleiſch und wird bald alle ihre Vorzüge einbüßen. In den Revüen hier iſt es ebenfalls ſo. Die revue des deux mondes nimmt Partei gegen allen und jeden Fortſchritt in Deutſchland.*) Ich ſage das nicht aus Parteigeiſt. Die Franzoſen können es nicht leiden, wenn die Deutſchen ſich rühren. Die Deutſchen unſerer Zeit haben aber unſtreitig mehr Geiſt als die Franzoſen, die jetzt das Talent haben, ſehr langweilig zu ſein.

*) Das iſt eine ſehr einſeitige Auffaſſung der Taillandier'ſchen Artikel. D. R.

Nachrichten.

Berlin, den 23. November. Man ſagt: Hermes werde von der Redaktion der „Allgemeinen Preußiſchen" wieder zurücktreten und Berlin mit einer anſtändigen Entſchädigungsſumme verlaſſen. Als Hermes aus Köln fortging, konnte man folgenden Vers aus dem Platen'ſchen „Abſchiedslied nach bekannter Melodie" auf ihn in Anwendung bringen:

„Wenn dein Beutel hier ein ſchmaler
Beutel war, und reichte nie,
Klappern dir dort tauſend Thaler
Nach bekannter Melodie."

Jetzt paßt von hier aus aus demſelben Liede nachfolgender Vers nicht weniger treffend:

Doch was ziemt es ſich, zu trauern,
Weil man dich von dort beſchrie?
Du verläſſeſt unſre Mauern
Nach bekannter Melodie."

O, über die bekannten Melodien und die vortrefflichen Muſikanten! Man fühlt ſich wirklich oft verſucht mit Junker Chriſtoph von Bleichenwang in Shakſpere's „Was ihr wollt" zu ſeufzen: „Ach, hätte ich mich doch auf die Künſte gelegt." Ehrlich ſein iſt zwar auch eine Kunſt, wie die Rahel ſagt, aber ſie wird zu wenig applaudirt.

Es iſt hier ein Gedicht im Umlauf, das Heinrich Heine zum Verfaſſer haben ſoll. Es iſt nicht ohne Witz und hat eine ſchlagende Pointe. Das Verhältniß Friedrich Wilhelm IV. und Georg Herweg's hat den Stoff dazu geliefert. Wie ich gehört, iſt ein hieſiges Blatt: „Der Neuigkeitsbote" ſo indiskret geweſen, einige Verſe davon öffentlich mitzutheilen.

Eine Broſchüre „Bettina und ihr Königsbuch. Hamburg, Verlags-Comptoir 1844", fängt an hier Aufmerkſamkeit zu erregen. Sie iſt in großer Begeiſterung für Bettina abgefaßt und ſucht dieſelbe als Seherin und Prophetin der neueſten Zeiten darzuſtellen. Auch wird darin geklagt, daß das Buch in den höchſten Kreiſen ſo wenig Anklang gefunden. Das hat es in der That, ſogar die Verwandten Bettina's haben ſich mehr dagegen als dafür geäußert. Eine Aeußerung des Königs iſt bis jetzt nicht laut geworden. Schweigen iſt die ſchrecklichſte Antwort, die gegeben werden kann.

Der hieſige Bibelverein machte vor längerer Zeit bekannt, wer Bibeln wolle, dürfe dem Verein das nur zu wiſſen thun, um ſie ſogleich unentgeldlich zu erhalten. Die Verbrecher in den Gefängniſſen machten ſich das zu Nutze und ließen ſich eine bedeutende Anzahl derſelben ausbitten, worüber natürlich große Freude unter den Frommen war. Die Verbrecher aber, als ſie die heiligen Bücher erhielten, ſchnitten die Buchſtaben aus, klebten dieſelben, ſie zu Worten zuſammenfügend, mit geknetetem Brot auf kleine Stäbe und führten auf dieſe Weiſe eine geraume Zeit hindurch ihre Correſpondenzen. Vor Kurzem wurde der Sache auf die Spur gekommen und ein Ende gemacht. Eine neue Brief- und Zeitungs-Induſtrie iſt aber ſicherlich darin nicht zu verkennen.

Dem Concert- und Theater-Referenten der „Preußiſchen Allgemeinen", dem Hofrath Rouſſeau iſt ein kleines Unglück begegnet. In einem Concert war Mad. Crelinger mit dem Vortrag eines Monologes aus der Jungfrau von Orleans angezeigt, und Hofrath Rouſſeau berichtete darüber folgendermaßen: „Mad. Crelinger ſprach mit Weihe und Kraft den herrlichen Monolog der Jungfrau von Orleans, wie ſich das bei einer ſo großen Künſtlerin von ſelbſt verſteht." Mad. Crelinger aber, die an dieſem Abende im Theater die Gräfin Terzky darzuſtellen hatte, war dadurch verhindert worden, in dem Concerte mitzuwirken und mußte daher den Monolog ausfallen laſſen. Das verſteht ſich freilich nicht von ſelbſt. Es iſt erſchrecklich, was der Zufall einem für Streiche ſpielt. Hier hat er einmal die beſte Kritik über die Kritiken des guten Hofraths gemacht.

Riefſtahl iſt mit großen Beifall zum erſten Male in einem Concert auf der Königsſtädtiſchen Bühne aufgetreten. Er ſpielt ſeine Violine mit großer Fertigkeit, und weiß ihr die reinſten und ſinnigſten Töne zu entlocken, die ich bis jetzt gehört habe. Es liegt ein echt deutſches Element in ſeiner Muſik, tief, träumeriſch und — ich weiß nicht wie ich es nennen ſoll — gewiſſenhaft, möcht' ich ſagen. Jeder Ton hat ſein ganzes, volles Recht, keiner wird verhätſchelt, keiner ſtiefmütterlich behandelt. Er ſpielt die Violine wie die Viarbot-Garcia ſingt.

Feodor Wehl.

Stadt Hildesheim und die Spielbanken. Im Intereſſe des Kampfs gegen die Spielbanken, welche fortwährend in kleinen Staaten Deutſchlands privilegirt bleiben, iſt uns aus Baiern folgendes merkwürdige Aktenſtück eingeſendet worden. Es iſt die buchſtäbliche Abſchrift deſſen, was 1800 im erſten Jahrgange des „Bairiſchen Wochenblattes, herausgegeben und verlegt von Lorenz Hübner" Seite 261 bis 264 abgedruckt geweſen iſt, und auch das geſperrt Gedruckte iſt dort geſperrt gedruckt:

Memorial des Fürſtl. Braunſchw. Hof=Zahnarztes J. Girault wegen eines Privilegiums zu einer Pharao=Bank und weiſe Reſolution des Magiſtrats darauf.

Zum Magiſtrat der Altſtadt Hildesheim wohlverordnete Herren Bürgermeiſter und Rath.
Wohl und Hochedelgebohrne,
Hochgelahrte, Hochgeehrteſte Herren!

So ſehr das Verbot der Hazardſpiele in einem Staate zu loben iſt, ſo ſehr iſt zu bedauern, daß ſolches die erwünſchte Abſicht zu befördern nicht im Stande iſt; weil ein Spielverbot, ſtatt das Spielen zu verhindern, nur zu geheimen Spiel=Geſellſchaften Anlaß giebt, welche weit mehr Unglück anſtiften, als öffentlich bekannt wird. Das Pharao=Spiel, wenn es von privilegirten und ſolchen Perſonen, deren Sitten ohne Anſtoß ſind, geſpielet wird, kann den Mitſpielern um ſo weniger nachtheilig werden, als jeder, nach Willkühr, er mag verlohren oder gewonnen haben, zu ſpielen aufhören kann. Sind Perſonen zu ſolchem Spiele privilegirt, ſo exiſtiret nur eine Bank, nur ein Ort, wo öffentlich und vor Jedermanns Augen nach den Regeln des Spieles geſpielet wird. Unterſchleife und Spieler=Intriguen ſind hier fremd. Eine ſolche eingeſchränkte Erlaubniß iſt auch für den Ort, wo zu gewiſſen Zeiten eine Bank privilegirt iſt, nicht ohne erheblichen Nutzen, weil ſich Fremde in großer Zahl daſelbſt einfinden, und ihr Geld verzehren, welches ſonſt nicht der Fall ſeyn würde. Die Einwohner eines Orts, wo Hazard=Spiele nicht unbekannt ſind, gewinnen in doppelter Hinſicht, nämlich, ſowohl dadurch, daß ſie von den ſich einfindenden Fremden ihren Gewinn haben, als auch dadurch, daß die vielen höchſt verderblichen geheimen Spielgeſellſchaften aufhören werden. Ich habe ſeit 20 Jahren ein Privilegium, zu Pyrmont Pharao=Bank zu halten, und bin durch meine Erfahrung von dem obigen überzeuget worden. Es läßt ſich dieſes alles in allem Betrachte auf die Stadt Hildesheim anwenden, und ich bin von den Vortheilen, die ein privilegium exclusivum zur Etablirung einer Pharao=Bank für dieſelbe haben würde, ſo ſehr überzeuget, daß ich kein Bedenken trage, Ew. Wohl- und Hochedelgebohren gehorſamſt zu bitten,

„mir ein privilegium exclusivum auf zehen Jahre dahin zu ertheilen, daß ich in der Altſtadt Hildesheim vier Monate im Jahre; eine Pharao=Bank ohne Beſtimmung deren Größe und Feſtſetzung des Points halten darf: auf den Fall der Verwilligung erbiete ich mich, jährlich Fünfhundert Reichsthaler in das Aerarium, und Einhundert Reichsthaler an die Armen der Stadt zu bezahlen und Fünfzehnhundert Reichsthaler auf die drey erſtern Jahre voraus zu erlegen; wogegen jedoch Niemanden, als mir und denen, mit welchen ich dann mich aſſociiren werde, während dieſes Zeitraums von 10 Jahren eine Pharao=Bank in Hildesheim zu halten erlaubt ſeyn dürfte, und alle übrigen Hazardſpiele verboten bleiben müſſen.“

In der Hoffnung einer gewährenden Reſolution verharre ich mit vollkommenſter Hochachtung
Ew. Wohl und Hochedelgebohrnen

Braunſchweig
den 4ten Februar 1800.

gehorſamſter
Jean Girault.

Denen Wohl und Hochedelgebornen, Hoch= und wohlgelahrten, Hoch= und wohlweiſen Herren Bürgermeiſtern und Rath der Altſtadt Hildesheim
Meinen Hochgeehrteſten Herren
praes. d. 7. Febr. 1800.
gehorſamſt.

Resolutio.

Auf das von dem Zahnarzt Jean Girault unterm 4. d. M. an uns erlaſſene Geſuch:

„ihm ein privilegium Exclusivum auf zehen Jahre dahin zu ertheilen, daß er in der Stadt Hildesheim vier Monate im Jahre eine Pharao=Bank, ohne Beſtimmung der Größe, und Feſtſetzung des Points halten dürfe“

wofür derſelbe jährlich 500 rthl. in das Aerarium und 100 rthl. für die Armen, und dieſe Conceſſions=Gelder auf drey Jahre mit 1500 Rthlr. voraus zu bezahlen ſich erbiethet, wird demſelben hiermit zur Reſolution ertheilet: daß Supplicant ſich einen ſchlechten Begriff von dem Magiſtrat der Stadt Hildesheim machen müſſe, wenn er ſich erdreuſten möge, ein ſolches Geſuches=Anerbieten an denſelben gelangen zu laſſen. Es ſey eine bekannte Wahrheit, daß das Laſter der Spielſucht ſowohl den, der das Spiel als Handwerk treibt, als auch den, welcher ſein Vermögen waget, um durchs Spiel etwas zu gewinnen, ſehr entſtelle, und in die Klaſſe der verächtlichſten Menſchen herabwürdige. Auch ſey es leider zu bekannt, daß

mehrere Spieler oft durch das Laſter der Spielſucht zu noch größern Laſtern, ja bis zu ſtrafbaren Verbrechen herabgeſunken, und kein Spiel gefährlicher und verderblicher, als dasjenige, welches der Zufall geſchwind entſcheidet, ſey; dahin aber beſonders das Pharao-Spiel gerechnet werden müſſe; dieſes auch desfalls, weil es durch das jederzeit baar ausgelegte Geld, und den dabey zufälliger Weiſe, aber doch ſelten vorfallenden hohen Gewinn, den unwiſſenden Zuſchauer unwiderſtehlich heranlocke, und ihn in die Gefahr ſetze, den letzten Heller aus der Taſche zu verlieren, ja wenn er Kredit hat, Schulden zu machen, und ſomit eine ganze Familie wohl gar an den Bettelſtab zu bringen, ſich ſelbſt aber in die äußerſte Verzweifelung zu ſtürzen; alſo eine vernünftige Obrigkeit, die allezeit mehr auf das Wohl ihrer Bürger und Einwohner, als auf eigenes Intereſſe Rückſicht zu nehmen ſchuldig ſey, und wenn auch der Hazardſpieler noch ſo vieles für die Erlaubniß zu ſpielen geben wollte, ein ſolches Zeit- Sitten- und Wohlſtand verderbendes Spiel nicht dulden, noch weniger privilegiren dürfe: Daher dem Supplikanten, daß er es gewagt habe, ein ſolches entehrendes Geſuch und Anerbieten an den Magiſtrat der Stadt Hildesheim gelangen zu laſſen, nicht nur ernſtlich verwieſen, ſondern auch ſolches hiermit ausdrücklich abgeſchlagen, und derſelbe auf die am 2ten März 1795 der verbotenen Spiele wegen erlaſſene Verordnung verwieſen wird. Resolutum Hildesheim den 17. Febr. 1800.

Bürgermeiſter und Rath der Stadt Hildesheim.

Wie erſcheint unſre 43 Jahr ältere Zeit, wie erſcheint die Tugend der Bankprivilegien zu Baden-Baden, Wiesbaden, Köthen auf dieſem Spiegel der ehrenfeſten Stadt Hildesheim?

Concert-Verzweiflung. Das Maaß, in welches ſo lange unbarmherzig geſchüttet worden iſt, ſcheint nun aller Orten überzulaufen. Die gegen alle Hemniſſe lebhaften „Wiener Sonntagsblätter von Frankl" bringen Folgendes: „Ein Klarinettiſt tritt auf! „„Das erſte Concert!"" Wann, ach wann iſt das letzte? Es wird bald noth thun, auf eine Tafel zu ſchreiben: „„Wir bitten, dieſe Stadt nicht zu verconcertiren."" Bald werden wir wieder in dem allgemeinen Auflöſungsmittel der Gedanken ſchwimmen und das Reich der (bloßen) Empfindung, das Sonnengeflecht, wird ſeine vibrirende Herrſchaft beginnen. Es liegt etwas Demoraliſirendes in zu vieler Muſik, ſie bringt einen Schmelzungsprozeß in uns hervor, in welchem das Gedankenmark als Empfindung verduftet." — Und der Mann hat dies geſchrieben, ohne unſre Situation in Leipzig zu kennen, welche in dieſem Augenblicke die kühnſte Phantaſie eines Muſikempfindlers überſteigt: Wöchentlich drei ſtehende Concerte, an deren täglichen Proben die zahlreichen unofficiellen Pappenheimer gewiſſenhaft Theil nehmen, in nächſter Ausſicht Schumann's „Peri", deren vielfältige Proben ſogar das Tageblatt beunruhigen, anweſend bereits und mit ausgehobenem Schwert Molique aus Stuttgart, Goldſchmidt aus Prag, angekündigt und im Anzuge Prume und die Geſchwiſter Milanollo. Nicht genug! Ganz im lyriſch muſikaliſchen Sinne, den wir ſo weit zurückſtellen hinter den dramatiſch-muſikaliſchen, hat man mit der Precioſa-Muſik einen Weg begonnen, und wird nicht ermangeln, ihn über die Steppen antiker und veralteter Stücke zu leiten. Precioſa nämlich wurde uns ſchon vor einigen Wochen als Concert vorgeführt: das Drama wird in ein Quantum mittelmäßiger Verſe zuſammengezogen, dieſe Verſe werden vor, zwiſchen und nach den Muſikſtücken geſprochen, und ſomit iſt Precioſa erledigt. Ganz im lyriſch muſikaliſchen Sinne, der wie eine muſikaliſch nivellirende Ueberſchwemmung über alle Mannigfaltigkeit unſrer Geiſteswelt hereinbricht. Iſt es denn mit den antiken und veralteten Stücken anders? Die Muſik iſt ihnen angeheftet: die ſcheinlebendigen Stücke werden bald wieder ſterben, man wird die Erzählung derſelben in Verſe bringen, und ſie werden Concertſtücke ſein. Alles wird für Frauen zugerichtet, die in's Unbeſtimmte hinaus und ohne ſtörende Charakteriſtik ſchwärmen wollen, Alles nähert ſich einem markloſen Byzantinerthume. Und die Beute iſt unabſehbar! Racine's Athalie iſt auch ſchon komponirt, ja ſelbſt des Ariſtophanes Fröſche ſind es. Koar, koar! iſt ja ein unverkennbar griechiſch-muſikaliſcher Wink. Große Talente wie Mendelsſohn's machen dieſe Richtung nur um ſo beklagenswerther, denn ſie verlieren gerade hierin die Gelegenheit, ſich kräftig und männlich auszubilden. Zierlichkeit, Anmuth, Grazie, techniſche Meiſterſchaft, welche dieſem Talente in hohem Grade eigen ſind, reichen vollkommen aus für dieſe Richtung, und der männliche Nachdruck, der kräftige Schwung, die charakteriſirende, das männliche Weſen bereichernde Kraft, die fortreißende erſchütternde Macht, welche dem wirklich dramatiſchen Componiſten — denkt an Fidelio und den vierten Akt der Hugenotten! — erreichbar ſind, ſie werden verwiſcht und überſpielt in der weiblichen Allgefälligkeit des Concertſtils. Frankl's Ausdruck iſt alſo bereits mit gutem Fuge dahin zu erweitern: „Wir bitten, unſre Welt nicht zu verkoncertiren!"

Grillparzer hat viel Unglück! Endlich kommt er auf den klaſſiſchen Boden ſeiner Sappho, er ſteigt im Piräus an's Land, er ſieht die attiſche Ebene vor ſich aufſteigen, ſein Auge fliegt voraus: er wird Corinth, er wird den Leukadiſchen Felſen, er wird, was weiß ich Alles ſehn, was gut und theuer aus unſrer Schulzeit! Ach nein, er muß ſich im öſtreichiſchen Geſandtſchaftshauſe verbergen, weil er ein Deutſcher iſt, und weil die Griechen in beſter Furie ſind gegen die armen Deutſchen. Der Dichter der Sappho muß, als er ſich ein Wenig auswagt im Geleit eines Geſandſchaftsbeamten, er muß italieniſch ſprechen, um ſeine Herkunft nicht zu verrathen, er muß endlich von dannen, ohne über die dürre atheniſche Umgebung hinausgekommen zu ſein. Grillparzer mag ſich mit uns tröſten: Das iſt deutſches Unglück, und ſeine Landsleute haben aus lauter Weltweisheit ſich viel mehr mit der Konſtitutionsfrage dieſer rohen Griechen als mit der empörenden Verfolgung beſchäftigt, welche die armen Baiern erlitten haben. Waren's ja doch auch vorzugsweiſe Baiern, nicht auch Sachſen und Heſſen und ſo weiter! O wie weit ſind wir vom Ziele! Gewiß ſoll uns die Schmach, welche man den Deutſchen in Athen angethan, gewiß ſoll uns dieſe Undankbarkeit und Rohheit der Griechen (Fallmereier wird jetzt wohl zu Ehren kommen!) nicht der einzige Geſichtspunkt für die griechiſche Angelegenheit werden; aber dieſen Geſichtspunkt ſolchergeſtalt in den Hintergrund geſchoben zu ſehn, das iſt ein kläglich Zeichen einer Nationalität! Erſt ſoll man ſeinen Bruder ſchützen, ehe man an Weiteres denkt. Wir machen's durchgängig umgekehrt, und ſo iſt denn auch kein Menſch verlaſſener und preisgegebener in der Fremde als der Deutſche. Was geſchieht denn in Griechenland zur Sühne für unſre gemißhandelten Landsleute? Machen die deutſchen Geſandtſchaften zu irgend etwas Anſtalt? Das iſt gewiß der letzte Punkt, an welchen man denkt. Und wir werden uns wundern, wenn es uns ein ander Mal nicht beſſer ergeht. Wir wundern uns immer theoretiſch. Mit Schrecken denk' ich daran, wie ein uns wildfremder Staat gleich Sardinien an der afrikaniſchen Küſte nebenher Deutſche ſchützen ſoll, welche dorthin kommen. An einem ſo wichtigen Punkte wie Algier hatte vor Kurzem Preußen nicht einmal einen Conſul, ſondern der ſardiniſche verſah die unnützen Vorkommniſſe nebenher. Er nahm natürlich nicht das geringſte Intereſſe an ſolch' einem preußiſchen Deutſchen, viel weniger daß er gefällig wäre, und von einem wirklichen Schutze würde im Falle der Noth gar nicht die Rede ſein. Das dünkt uns ganz in der Ordnung, und das kleine, neue Belgien, ein Miſchmaſch ohne Einheit in der Nationalität iſt uns in Sinn und That für ſeine Landsleute außerhalb Belgiens weit voraus! Aber ach, dies Thema iſt unerſchöpflich: ich denke an eine deutſche Geſandtſchaft in Paris — dies bedarf einer ausführlichen Darſtellung, und ich komme ein andres Mal darauf zurück. Dies Eine zeigt ſich überall: wir beweiſen fortwährend im Auslande, daß wir uns ſelbſt nicht zu achten, weil wir unſre Landsleute nicht zu ſchützen wiſſen.

Scribe's Baſſompierre. Scribe's Körper ſcheint nun leider doch dem vielen Trachten und Komponiren zu erliegen: er ſoll ohne Stärkung aus den Pyrenäenbädern zurückgekommen ſein, und dieſer unerſchöpfliche Geiſt ſcheint ernſtlich von einem erſchöpften Unterleibe bedroht zu werden. Das Luſtſpiel ſollte dieſen Verluſt gar ſchmerzlich empfinden! Zunächſt hat er doch noch Vorrath: Marſchall Baſſompierre iſt als Luſtſpiel von ihm beim Theater français eingereicht. Baſſompierre, der luſtige und gelehrte, galante und ehrliche Lothringer unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. iſt eine ſehr reichhaltige Figur.

Gutzkow's Zopf und Schwert, auf welches wir ſehr neugierig ſind, ſoll bei den Hoftheatern in Wien und Berlin ſchon wieder ſchwerlich eine Stätte finden, weil hier Regentenfamilie (es ſpielt unter Friedrich Wilhelm I.) und dort wer weiß was Zartes „Inkonvenienzien" biete. Ich bin nun auch nahe daran zu glauben, daß wir zu keinem Theater kommen können: unſre Kleinſtädtereien ſind unabſehbar, und es iſt ein wahres Blindekuhſpiel mit dem Schreiben für deutſche Bühnen. Die Zeit eines Autors, der auf Erwerb angewieſen iſt, verträgt es auf die Länge nicht. Der Vorurtheile ſind unzählige: wo die der fünfzig unerwähnbaren Familien den Intendanzen keinen Anhalt bieten, da kommen die Sympathieen und Antipathieen der regierenden Familien noch in Frage, und wären ſelbſt dieſe wunderbar glücklich umſchifft, dann regt ſich erſt noch die perſönliche Aeſthetik der Direktoren. Dichter und Gedicht haben bei alle dem das letzte, kleinſte Recht, und das Publikum urtheilen zu laſſen heißt immer noch eine ketzeriſche Freiſinnigkeit. Und bei alle dem ſchelten ſie immer gemüthlich fort auf Frankreich! Nicht einmal den geſchmähten Beurbonen der Reſtauration iſt es eingefallen, ihre Vorfahren der Nationalbühne zu entziehn. Shakſpere durfte die Ahnen der Eliſabeth nach ſeinem poetiſchen Ermeſſen vor ihr vorüberführen — glücklicherweiſe haben wir unter uns keinen Shakſpere, unſre „Rückſichten" würden ihm bald das Handwerk legen, dem „Rückſichtsloſen!" —

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 9.

№ 9. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1843.

Moden.

Der Caſchmir, der Sammt und der Pelz, dies ſind im Augenblicke die ſtets wiederkehrenden Namen in jedem Modeberichte. Es gibt keine vollſtändige Toilette ohne einen dieſer Artikel, ja größtentheils ſind ſie alle drei vereinigt. Auch die heute beiliegenden Pariſer Modekupfer bezeugen die große Bevorzugung der genannten Stoffe. Die Caſchmir-Shawls, ſeien es indiſche oder franzöſiſche, werden ſehr groß getragen, im Viereck zuſammengeſchlagen und wie ein Mantel umgehangen. Auf die graziöſe Drappirung derſelben ſind die Pariſerinnen ſtolz, und auch in dieſen etwas geſuchten Faltenwürfen zeigt ſich die Neigung zum griechiſchen Stil. Der Sammt mit Pelzverbrämung iſt ſchon ſeit vorigem Winter ſo außerordentlich und allgemein in Aufnahme gekommen, daß all' die einzelnen Toilettenſtücke in dieſer Vereinigung nicht aufzuzählen ſind. Für alle Art Ueberwürfe, und namentlich für die in ſlaviſchen Schnitten oder in Caftanform, iſt Sammt mit Pelz beſetzt die eleganteſte Zuſammenſtellung. Sammtkleider mit Pelz, insbeſondere Hermelin ausgeputzt und mit Brillantknöpfen oder Brillantagraffen gefaßt ſind der vornehmſte Geſellſchaftsanzug. Auf helle Sammtkleider liebt man auch einen Schürzenbeſatz von ächter Guipüre und eben ſolcher Berthe, die vorn auf der Bruſt ein Rokokogehänge in altem Schmuck zuſammenfaßt. Noch ein ſehr ſchöner Auspuz auf Sammtkleidern iſt die Sammtſpitze, von gleicher, aber abſchattirender Farbe wie das Kleid. Der Leib dieſer ſchweren Putzkleider iſt meiſt enganliegend, mit ſehr langer Schneppe und engen, ſehr kurzen Aermeln, denen viele Damen noch einen langen, weiten Spitzenärmel beifügen. Um den Ausſchnitt trägt man eine vorn eckig geſchnittene Berthe, oder einen kleinen Kragen, oder auch eine Faltendrapperie. Der Ausſchnitt der Kleider iſt je nach dem Schnitte derſelben ſehr verſchieden, die lange Schneppentaille verlangt einen herzförmigen oder wenigſtens einen runden Ausſchnitt, die griechiſche Form dagegen muß eckig ausgeſchnitten werden. In jedem Falle aber bleibt die Schulter tief nach dem Arm zu bloß, obgleich das Kleid vorn die Bruſt etwas mehr deckt, als voriges Jahr. Außer dem Sammt ſieht man bei großer Toilette am meiſten Moor, Atlas, Damaſt, Repps und ſchwere, ſehr bunte Pékins verwendet. Doch gehören letztere ſchon mehr zur Halbtoilette, da ſie wenig Auspuz oder ſonſtige Zuthat vertragen, um nicht überladen zu ſein, und weil doch gerade der Auspuz und die Zuthat der Nebendinge die Toilette erſt vollenden. Spitzen und Blonden nehmen ſich beſonders gut auf Moor aus. Die neue Blonde iſt in alten Spitzenmuſtern gewirkt und hat einen glatten, geraden Rand, oder iſt unten flach gebogt; die früheren Zäckchen am Rande ſind aber jetzt ganz verworfen. Ein ſehr ſchöner Anzug iſt folgendermaßen: Fünf Reihen ſolcher Blonde rings um den Rock eines weißen Moorkleides geſetzt, auf dem Vordertheil die Blondenreihen offen und mit rothen Roſen ſo

gefaßt und nach oben gezogen, daß ſie einen Schürzenbeſatz bilden. Der Leib dieſes Kleides hat eine überlange Schneppentaille, die gerade über der Hüfte zwar etwas einſchneidet, aber doch erſt drei Finger breit auf der Hüfte aufhört. Eine reich gefaltete Draperie läuft in gleicher Breite über der Bruſt in die Armlöcher. Gerade in der Mitte der Bruſt faßt ein Bündchen die Draperie. Die kurzen Aermel ſind ebenfalls mit Blonden garnirt. Der Kopfputz zu dieſem Anzuge beſteht aus einer Roſenkrone mit Blondenbarben, welche die gewundene Haarfriſur nicht deckt. Eine andere ausgezeichnete Putztoilette beſteht aus einem weißen Atlaskleid mit eingewirkten Bouquets von dunkelrother Schattirung, ein Guipürebeſatz und Berthe garnirt es und eine toque cracovienne vollendet das Ganze. Dieſer krakauer Aufſatz iſt von kirſchrothem Sammt mit langen Goldtroddeln, wie eine kleine runde polniſche Mütze gemacht und ſitzt ganz ſchief auf dem Kopfe über dem linken Ohr. Ein Sammtgewinde geht von dieſer Mütze aus nach rechts um das Haarneſt. Außer dem griechiſchen Turban, dem mauriſchen Caſchmirgewinde und den orientaliſchen Goldſchnüren-Gehängen ſieht man ſehr viel kleine Sammthütchen, die nach altſpaniſcher Weiſe den kleinen Schirm verſchieden aufgeſchlagen haben und mit Federn geſchmückt ſind. Ein hübſches Modell dieſer Art iſt das Auvergnathütchen des heutigen Modeblattes. Aller Kopfſchmuck ſitzt aber auf der Höhe des Kopfes und neigt ſich mehr und mehr nach der Stirn vor. Die Federn ſind zur Friſur, wie zu jedem Kopfſchmuck ſehr beliebt, da ſie insbeſondere hängend und auf die Schulter fallend meiſt ſehr kleidſam ſind. Auch die Kleider garnirt man damit. Ein blaues ungeriſſenes Sammtkleid, mit einem Touffe von weißen Marabouts um den Rock und um die Berthe garnirt, ſieht ſehr reizend aus. Für das Haar hat man dazu entſprechendes Federarrangement mit Silberpünktchen geſprenkelt.

Die große, wie die geringſte Toilette erhält ihre graziöſe Form allein durch den paßlichen Unterzug. Nur zu oft ſieht man in Deutſchland dieſe Toilettennothwendigkeit vernachläſſigt, weil die ſoliden deutſchen Ausſtattungen gewöhnlich für ein halbes Leben mit den Unterzeugen verſorgen, und dies entſpricht denn ſehr bald nicht mehr dem wechſelnden Modeſchnitte der Kleider. Das Schnürleibchen iſt wichtigſte Einzelheit des Unterzugs. Die Franzöſinnen haben zu den verſchiedenen Kleiderformen auch jedesmal andere Leibchenſchnitte; alle Schnitte aber ſind neuerdings ohne Achſelbänder, dafür haben ſie Taillenbänder, die das Leibchen während des Schnürens feſthalten. Statt des ſteifen, drückenden Fiſchbeins zieht man feine Schildkrötplättchen ein, die durch die Wärme des Körpers ſich nach der Form deſſelben ziehen. Die Schnürleibchen von ſtarkem Gros de Naples, mit Caſchmirflanell gefüttert, ſollen ſehr gut die Form halten und behaglich ſitzen. Halbleibchen, die nur bis auf die Hüfte gehen, ſind in Frankreich ſehr beliebt. Zu Winterunterröcken empfiehlt man in Frankreich einen weichen Stoff von Lammwolle, Agnoline genannt, oder auch ſelbſt weißes Tuch. Der Rock unter dem Kleide muß noch immer etwas ſteif ſein, ſei es von einem crinoliſirten Stoffe, oder von weißem Stärkzeug gemacht. Der Bund des Unterrocks muß ſehr breit ſein, vorn eine tiefe Schneppe haben, und auf der Hüfte ſo abgenäht ſein, daß er ſich glatt auf derſelben abrundet. In eben ſolchen Bund faßt man auch die weißen Pantalons, die man unten ganz einfach mit geſticktem Einſatz garnirt. Seit das Fiſchbein unten um den Rock verſchwunden iſt, iſt eine ſehr geſteifte Falbel nothwendig geworden. Wenn man des Morgens das Bett verläßt, gilt es in Paris für das Eleganteſte, einen Morgenrock von weißem oder wenigſtens hellem Caſchmir umzunehmen. Die Vornehmheit dieſer einfachen, weiten Morgenröcke beſteht im reichen, ſchönen Futter derſelben, wozu man oft bunten Atlas gaufré wählt. Bruſtklappen, Kragen und Aermelaufſchläge paßt man dem Futter an. Iſt der Morgenrock von dunkler Farbe, macht man die Aufſchläge u. ſ. w. von ſchwarzem Sammt. Die Morgenſchuhe ſind von buntem Sammt, mit Pelz eingefaßt.

Will nun die Pariſerin Toilette machen, ſo legt ſie dies Morgenkleid ab und hängt, während man ſie friſirt und chauſſirt, eine Art Mantel von Jaconette um. Dieſer Mantel iſt wie ein Crispin geſchnitten in einen Koller gefaßt, mit ſehr weiten Aermeln und einer kleinen Pelerine verſehen. Das Ganze mit Spitzen oder mit einer Stickerei à la vieille garnirt.

J.

Am Meere.

Im Abendſonnenſtrahle glänzt das Meer,
Als obs in flüſſig Gold verwandelt wär';
Der Nordwind, der am Tage nicht geruht,
Schläft träumend auf der leichtbewegten Fluth —
O Herz, ſei ruhig nun in ſolches Friedens Hut!

Hier nah am Strande blühen Blumen mild;
So wagt ein Mädchenaug' des Liebſten Bild,
Des Helden ernſten Blick zu ſuchen zag,
Wie er ihm ſtreng' auch erſt erwiedern mag —
Zum ſanften Flüſtern ward der rauhe Wogenſchlag.

Der kahle Sand der Düne blüht und lebt,
Von feuchtem Roſenſchimmer überwebt;
Die Kreiſe klingen wie ein heimlich' Lied,
Die, Mährchen dichtend, durch ihr weit Gebiet
Die unſichtbare Schaar der Waſſergeiſter zieht.

Es lauſcht das Meer, und mit ihm lauſcht mein Ohr,
Allmählig ſinkt ein leiſer Dämmerflor,
Schon ſtirbt des letzten Sonnenfunkens Gluth,
Und ſtiller wird die Stille auf der Fluth —
O Herz, ſei ruhig nun in ſolches Friedens Hut!

Julius Hammer.

Feuilleton.

* Es iſt neulich einmal in den franzöſiſchen Journalen von einem Mann in der Normandie, einem gewöhnlichen Handwerker, die Rede geweſen, bei dem ſich plötzlich ein außerordentliches Talent für Sculpturarbeiten offenbart habe. Jetzt können wir Näheres über dieſe merkwürdige Erſcheinung mittheilen. In einer alten Straße von Dieppe, wenige Schritte von der gothiſchen Saint-Jacques-Kirche, wohnt ein noch junger Mann, der auf einmal, alle Welt überraſchend, als Künſtler aufgetreten. Noch vor kurzer Zeit war er ein Schuſter und fertigte in ſeiner dunkeln und angerauchten Bude große ſchwerfällige Fiſcherſtiefeln. Nun aber iſt ſein Laden zu einem Atelier umgeſchaffen, und der Schuſter beſchäftigt ſich mit plaſtiſchen Arbeiten. Im vergangenen Jahre fiel es dem Manne, der Graillon heißt, ein, kleine Figuren aus dem niedern Leben in Thon zu modelliren, und ſeine Verſuche glückten vollſtändig. Stellung, Tracht, Geſicht, Ausdruck ſind in dieſen Bettlergeſtalten, die er gebildet, ſo keck, natürlich und wahr, daß Callot ſie nicht beſſer hätte zeichnen können. Es ſind wahrhafte Sittenſtudien; aber Graillon hat ſich nicht auf dergleichen Abbildungen beſchränkt; auch einige hiſtoriſche Statuetten zeugen von ſeinem eminenten Talente. Uebrigens kennt er gar wohl den Werth der Werke, die unter ſeinen Händen hervorgehen, und nimmt das Lob, das man ihm ſpendet, gern an. Den Preis ſeiner Compoſitionen hat er ſelbſt feſtgeſtellt; er verkauft ſie um ein Geringes, wohl wiſſend, daß ſie bald das Dreifache und Sechsfache gelten werden. Seltſamer Weiſe hat Graillon die Schwäche, auch Maler ſein zu wollen, wozu ihm alle Fähigkeit abgeht. Wenn er ſich eine Stunde von der Arbeit ſeiner ſchönen plaſtiſchen Bildungen, die er mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit ſchafft, abmüſſigen kann, ſo ſetzt er ſich an die Staffelei. Doch was Graillon Malerei nennt, iſt nur eine gewiſſe Melange von gelber und blauer Farbe, die er auf der Leinwand durcheinander wiſcht. Macht man ihn ſchonend auf die Nutzloſigkeit dieſer Beſchäftigung aufmerkſam, ſo antwortet er mit Bitterkeit: „Wollt Ihr mir denn nicht meine Erholungen gönnen?" Darauf läßt ſich freilich nichts entgegnen.

* Im Jahre 1810 gab es in Frankreich 2,498,137 Pferde, 1825 deren 2,423,702, und endlich 1840 2,318,495. Man ſieht, daß ſich die Anzahl der Pferde nicht vermehrt hat, während ſich in dem angegebenen Zeitraum die Zahl der Einwohner faſt verdoppelte. Um dem Bedürfniſſe Frankreichs zu genügen, würden 4,500,000 Pferde nöthig ſein.

* In Afrika kann man nicht mit ſo großer Seelenruhe im Theater ſitzen, als bei uns. Folgender ſeltſamer Theaterbericht, den wir einem franzöſiſchen Blatte entnehmen, mag davon einen Begriff geben. Eines Tages las

man im Lager von El-Arouch folgende Ankündigung: Heute Abend: „l'heritière, Comedie-Vaudeville in einem Acte, darauf: Antony, Drama in fünf Acten. Anfang um ſieben Uhr.“ Eine halbe Stunde vorher waren alle Plätze beſetzt, und die Zuhörerſchaft bildete nicht die am wenigſten pittoreske Seite des Schauſpiels. Neben den kürzlich erſt aus der Schweiz und der Auvergne angelangten Colonnen ſah man Mauren von Conſtantine und Kabailen; vom Atlas niedergeſtiegene Berbern plauderten mit Juden und Polen; dort lachte ein Neger aus Aethiopien, hier rauchte ein Türke aus Conſtantinopel ruhig ſeine Pfeife an der Seite eines Italieners von der Fremdenlegion, der ihm den Sinn des Stücks erklärte. Malteſer, Spanier, Deutſche, einige Engländer, mehrere Marokkeſen u. ſ. w. ſaßen im bunten Gewirr durcheinander. Die Gardine, oder vielmehr der Vorhang, der als ſolche diente, hob ſich, und ein junger Menſch, deſſen Geſicht die Sonne Afrikas noch nicht gebräunt hatte, ſpielte allerliebſt die Hauptrolle im Vaudeville, das lebhaft beklatſcht und nur durch das Geheul der Schakals und den Ruf der Runde, die ſich bisweilen draußen hören ließ: „Sentinelles, prenez garde à vous!“ ein wenig geſtört wurde. Der Zwiſchenact war kurz. Der Vorhang ward abermals aufgezogen, und das Publikum hörte aufmerkſam zu. Kaum aber war die erſte Scene begonnen, als der furchtbare Schrei: „Zu den Waffen“ erſchallte und ſich immer drohender wiederholte. Zu gleicher Zeit breitete ſich ein lebhaftes Gewehrfeuer über das ganze Lager aus. Zehntauſend Kabailen hatten einen Ueberfall verſucht, doch es fehlte nicht an Vertheidigung. Welche Veränderung auf einmal! Der edle Vater, der erſte Liebhaber, der Held, die Prima Donna — Alle ſpielen jetzt ihre neue Rolle vortrefflich. Eine Soubrette ſchlägt mit einem Flintenkolben einen alten, allzu galanten Kabailen nieder; der Liebhaber bläſt zwei kräftigen Gebirgsbewohnern vom Atlas das Lebenslicht aus; der edle Vater, ein alter Sergeant der Chaſſeurs, rettet Ehre und Leben der Anſtandsdame, die ein Beduine entführen will. Kurz, zwei Stunden nach dieſer Vorſtellung fällt der Vorhang, und das improviſirte Drama iſt zum großen Ruhm der Mitſpieler zu Ende. Am andern Tage wurde das Schauſpiel ausgeſetzt — man begrub die Todten. — Vergeſſe man nicht, daß dieſer Bericht aus der Feder eines Franzoſen gefloſſen iſt.

* Das katholiſche Miſſionsgeſchäft in China hat trotz allen Hinderniſſen reiche Früchte getragen; nach einem in London officiell mitgetheilten Bericht gibt es in dem Vicariat von Sut-Chuen 52,000 Katholiken, 40,000 in dem von Fokien, 80,000 in dem von Keuſi und Hong-Kwang, 9000 in Tſche-Kiang und Kian-Li, 6000 in Pegu und Ava, 8000 in Siam, 6000 in Malaca, 80,000 in Kochinchina, 160,000 in dem orientaliſchen Tong-King, 40,000 in der Diöceſe von Nanking, 52,000 in der von Macao, und in dem apoſtoliſchen Vicariat von dem occidentaliſchen Tong-King 180,000 Katholiken.

* Aus Magdeburg ſchreibt man uns: Das Theater iſt der Hauptverſammlungsort der ſchönen und häßlichen, jungen und alten Welt, die geſchloſſenen Geſellſchaften ſind nur Verſammlungen einzelner Weltgegenden, ſo die eine engliſch-langweilig, die andere franzöſiſch-cosmopolitiſch, die andere italieniſch-heiter u. ſ. w. Unſere Theaterdirection beging in dieſem Jahre ſo manche Verſehen, die den Beſuch gegen den im vorigen Winter etwas ſchmälerten, ſowie das Repertoir, welches Stücke wie Carlos, Minna von Barnhelm und einige andere oft und ſchnell wiederholte; ich perſönlich bin für Aufführung claſſiſcher Stücke ſehr dankbar, indeß verträgt die öftere Wiederholung nicht einmal ein Hoftheater und Univerſitätspublikum; dann auch waren durch mündliche, wie Circular-verſprechungen von Seiten der Direction die Erwartungen beim Publicum etwas ſehr geſteigert, die natürlicherweiſe nicht befriedigt werden konnten. Unſer Schau- und Luſtſpiel iſt jedoch nur zu loben und hat hübſche Kräfte aufzuweiſen: Herr Schramm iſt eine prächtige Aquiſition für unſere Bühne, wir können ihn zwar nicht, wie Andere, mit Döring, Seydelmann paralleliſiren, er bleibt aber immer ein tüchtiger, denkender Künſtler; Herr Baum iſt ein vielſeitiger, gewandter Charakterſpieler, ebenſo Herr Härting ein gutes Mitglied, das bei ſeiner Jugend und bei ſeinem eifrigen Streben ſchon manchen Genuß gewährte, wir hoffen ihn ſpäter auf ziemlicher Höhe der Bildung wiederzufinden. Fräulein Fleiſchmann hat ſeltene dramatiſche Ausbildung des Organs und richtige Declamation, ſowie Fräulein Simon, früher in Dresden, in naiven Parthien ſich allgemeinen Beifall erwarb. Fräulein Stephani hat hübſche Requiſiten, nur iſt ihr Blick des linken Auges unbeſtimmt, ihr Organ ſchwebt ſtets im tuono academico, wie Hoffmann in ſeinen Leiden eines Theaterdirectors ſagt, und es fehlt ihr an dem gehörigen Leben und der Friſche der Darſtellung. Unſere Oper bleibt leider hinter beſcheidenen Anforderungen zurück; es liegt der Grund davon in perſönlichen Rückſichten, die ein Theaterdirector vermeiden ſollte, da man ja Perſönlichkeiten und Geſchäftsangelegenheiten im Leben immer trennen muß, und es ſich hier um die Sache,

nicht um die Perſon handelt. Augenblicklich gaſtirt Madame Fiſcher-Achten von Braunſchweig als Donna Anna und Theophila (Krondiamanten) hier. Herr Seyler, Tenoriſt, iſt als muſikaliſch gebildeter Sänger zu achten; ſeine Stimme iſt aber durch Gaumen und Naſe zum Tenor geſchraubter Bariton, ſein Spiel, namentlich der Beine, iſt mangelhaft, und ſtörend das ſtoßende Einſetzen des Spiels und Geſangs. Herr Richter, erſter Bariton (wir haben keinen zweiten) bei unſerer Bühne vierten Rangs, wie die Magdeburger Zeitung ſagt, hat hübſches, gewandtes Spiel, wir haben ihn ſeit Mitte September bis jetzt in jeder Oper-Aufführung gehört, durchſchnittlich wöchentlich zweimal, haben aber noch keinen einzigen geſunden, wirklichen Ton vernommen, ſein Forte der Stimme iſt Schrei und ſein Piano Sprechen. Der Baſſiſt und die Primadonna ſind neuerdings gewechſelt, weshalb wir uns noch kein Urtheil erlauben. Der Geſang von Fräulein Quint, Soubrette mit hübſchem, lebendigem Spiele, reichte für einzelne Parthien mit Höhe und Fülle nicht aus.

* Es iſt jetzt die Zeit der „Myſterien", oder vielmehr der Enthüllung derſelben; ſeit Eugen Sue macht das Wort, gleich der franzöſiſchen Revolution von 1789, die Runde durch die Welt. Wenn nur die Leſewelt einſieht, daß ſie aufs Neue myſtificirt iſt! Die franzöſiſchen Dichter ſind klüger geworden; früher meinten ſie es mit ihrer Frivolität aufrichtig, ſie ſtellten ſich nicht beſſer an, als ſie waren, ſie ſagten zu ihren Leſern: „Kommt mit mir, ich will euch amüſiren, ich will euch in Kreiſe führen, wo euren Sinnen geſchmeichelt werden, wo eure Phantaſie willkommene Nahrung finden ſoll; ich weiß, ihr ſeid keine Koſtverächter, und ich habe für euch, was ihr liebt." Dabei zeigten ſie ihr natürliches Faunengeſicht, und wenn dieſes erröthete, ſprachen ſie lachend: „Seid ruhig, die Röthe kommt nur von der Aufregung." Jetzt nehmen ſie die Maske der moraliſchen Entrüſtung vor das Geſicht, hüllen ſich in den ſchwarzen Domino eines poetiſchen Inquiſitionsrichters, ſchreiten mit möglichſt gemeſſenem Schritt einher, zeigen mit Fingern auf das Laſter und ſchaffen ſich durch Schmähungen Eingang in die ſchmutzigſten Winkel. Sie machen Gemeinſchaft mit der Verruchtheit, um, wie ſie ſagen, das ſicherſte Mittel zu gewinnen, die Tugend wieder in ihr gutes Recht einzuſetzen. Aber bei ihrer Fürſprache, die ſie zu Gunſten der Tugend aufwenden, enthalten ſie ſich nur mit Mühe des Gähnens, gelangweilt, langweilen ſie ſich, man ſieht es ihnen an, daß ihr Intereſſe erlahmt, ſobald ihre Rede auf dieſes Kapitel kommt, und die glänzende Beredſamkeit, mit der ſie die dunkelſten Myſterien aufdecken, wird matt, ihre Einbildungskraft unfruchtbar, und mit flüchtigen Zügen ſchlüpfen ſie da vorüber, wo die Unſchuld leidet, wo ſtiller Seelenadel leuchtet. Doch wo das Feld der Sünde in vollen Halmen ſteht, da ſind ſie rüſtige Schnitter — nicht, um das wuchernde Unkraut ins Feuer zu werfen, ſondern um die giftigen Aehren in die Scheuern zu ſammeln zum verderblichen Genuß der Menſchen, die ſie gräuelvoll betrügen mit verzehrender, den Gaumen kitzelnder Nahrung. Fluchwürdiges Geſchäft! Götzendieneriſche Entartung! Wir Deutſchen ſollten wenigſtens auf Ehre halten und ſolchen Werken einer heuchleriſchen, häßlichen Aftermuſe nicht das Wort reden. Wir ſollten auf unſerer Hut ſein, damit unſere Phantaſie ſich nicht an dieſen Opiumrauſch gewöhnt, und die Preſſe müßte unermüdlich dagegen ankämpfen. Bereits erheben ſich auch in Paris Oppoſitionsſtimmen, doch ſind ſie freilich nur ſehr vereinzelt. Das Publicum in Maſſe ſchwärmt für Eugen Sue und Conſorten, und rühmt ſie ſogar als Sittenprediger. Bei uns in Deutſchland lieſt man zwar auch gern Myſterien aller Art, nebenbei aber iſt man noch immer entzückt von der etwas gouvernantenhaft docirenden Verfaſſerin von Godwie-Caſtle und Saint-Roche; die franzöſiſche Art läßt man gelten, eben weil ſie franzöſiſch iſt, und ſchüttelt mismuthig das Haupt über Stellen in Tieck's Accorombona. O wie viel beſſer iſt ein wenig Pedanterie, als ihr Gegentheil, wenn es ſich auch noch ſo gut vermummt — In Paris erſcheint jetzt ſogar ein Almanach für 1844 unter dem Titel: Mystères de Paris. Ein franzöſiſcher Referent ſetzt bei der Ankündigung hinzu: titre faux, controuvé, se hantant sur le succès tant soit peu scandaleux d'un ouvrage, qui n'a de bon que son premier volume, dans lequel on trouve une sorte d'étrangeté d'ensemble et quelques crocades assez vraies.

* Aus den Signalen für die muſikaliſche Welt theilen wir folgende hübſche Calembourgs mit. Welche Noten gehören zur Infanterie? — Die kleine Octave vom einmal geſtrichenen c bis c, denn dieſe ſtehen — unter der Linie. —

Zwei berühmte Tänzerinnen figurirten im Oberon als Elfen. Ein Fremder, welcher vernahm, daß jede von den Elfen 4000 Thaler Gage habe und ſonach auf jedes Bein 2000 Thaler komme, rief erſtaunt: „Das iſt theures Elfenbein!"

* Ein Landmädchen will ſich in Berlin vermiethen. Das Mittheilungscomptoir gibt ihr einen Zettel, auf dem die Namen und Wohnungen einiger Herrſchaften, welche Dienſt-

boten verlangen, verzeichnet ſind. Das Mädchen kann aber nicht leſen und fragt auf der Straße einen anſtändig gekleideten Herrn, ob er ſo gut ſein wolle, ihr die verzeichneten Namen und Wohnungen, die ſie auf dem Comptoir gehört, aber wieder vergeſſen, zu nennen und nachzuweiſen.

Der Herr: Sehr gern, aber was willſt du da, mein Kind?

Das Mädchen: Mich vermiethen.

Der Herr: Ei, das iſt ja ein ganz glücklicher Zufall! Sieh, hier ſteht auch mein Name und meine Wohnung. Willſt du zu mir ziehen, Schatz, ſo komme mit zu meiner Frau.

Das Mädchen: Ach, mit vielen tauſend Freuden! Lieber Himmel, was ich glücklich bin!

Sie gehen. Vor einem Hauſe, das ein Eckgebäude iſt und zwei verſchiedene Eingänge hat, bleibt der Herr plötzlich ſtehen.

Der Herr: Sapperment, da hab' ich meine Börſe vergeſſen. Ich wollte hier eine kleine Schuld bezahlen, nun muß ich den Weg noch einmal machen.

Das Mädchen: Ich habe zwanzig Silbergroſchen, können die Ihnen helfen?

Der Herr: O ganz gut, mein Schatz, gib her und warte hier indeſſen.

Das Mädchen gibt das Geld und wartet, aber der Herr ſoll heute noch wiederkommen.

* In den Berliniſchen Zeitungen ſtand neulich einmal folgendes Gedicht:

„Iſt es dem Nachbar denn erlaubt,
Wenn er ſein Haus vier Stock hoch baut,
Dem Nachbar ſeinen Garten raubt,
Dadurch ihm Sonn' und Mond entzieht —
O unglückſel'ge Zeit für mich, wo das geſchieht!!
von Kleiſt, Laufgaſſe, Nr. 11.

Da uns Deutſchen für eine gewiſſe Art von Poeten, ſetzt der Herausgeber der „Wespen" hinzu, eine treffende Bezeichnung fehlt, ſo ſchlage ich vor, dieſelben „Poeten aus der Laufgaſſe" zu nennen.

* Was dem Einen recht iſt, iſt dem Andern billig, ſagt ein altes deutſches Sprichwort. Aber Recht und Billigkeit ſind oft ſehr verſchieden. Zum Beiſpiel: Kürzlich erſchien vor dem Zuchtpolizeigericht eine arme Frau; ſie war des Vagabondirens angeklagt. Es hatte ſich ergeben, daß die Bettlerin den Tag vor ihrer Gefangennehmung noch einen Franken und 25 Cent. in der Taſche gehabt. Bei dem Verhör forderte der Präſident Rechenſchaft über die Verwendung dieſer Summe. Da antwortete die arme Frau mit kläglicher Stimme: „Ach, Herr Präſident, ich habe ſie verthan!" — „Wie? Von einem Tag zum andern, in vierundzwanzig Stunden?" rief der Richter mit ſtrengem Ton. „Welche Liederlichkeit! Welche Verſchwendung!" Die Vagabundin wurde darauf zu einem halben Jahr Gefängniß verurtheilt. — An demſelben Tage las man in einem Morgenblatt folgende Ankündigung: „Einer unſerer Lions, der Herr Graf von L...., hatte gegen den Herrn von B.... um den Preis einer koſtbaren Reitgerte gewettet, daß er in dem Zeitraum eines halben Jahres hunderttauſend Franken, welche er von ſeiner Tante geerbt, durchbringen wolle. Der Graf hat ſeine Wette gewonnen."

* Es fehlt in unſerer Zeit nicht an Sammlungen von Volksliedern aller Art. Vor kurzem hat Hoffmann von Fallersleben ſogar Gaſſenlieder herausgegeben. Niemand aber hat ſich noch um das Auffinden von Zuchthaus- und Verbrecherliedern bemüht, und doch bieten dieſe mancherlei intereſſante pſychologiſche Züge und ſind bisweilen nicht ohne poetiſchen Werth. Folgendes authentiſche Gedicht, welches in Zucht- und Arbeitshäuſern geſungen wird, theilen wir unſern Leſern der Curioſität wegen mit. Vielleicht ſprechen wir an einem andern Ort weitläufiger über dieſes Thema, das in einer Zeit, wo die Criminalgerichtspflege vielfache Reformen erleidet, gewiß nicht bedeutungslos iſt. Das Diebslied lautet folgendermaßen:

1.

Ich war ein Dieb geworden
Und wußte ſelber nicht wie;
In meinen jungen Jahren
Hatt' ich es ſchon erfahren,
Wie man das Handwerk trieb.

2.

Ich hab' mich klug gegeben,
Ich war ein flinker Burſch,
Stieg auf den grünen Aepfelbaum,
Auch die Pfirſchen und die Pflaum'
Holt' ich zu meiner Freude.

3.

Zu meiner Freud' und Luſte
Strich ich im dunklen Wald,
Die Schnepfen holt' ich aus dem Neſt,
Und ſaß ein Staar im Sprenkel feſt,
Der mußte meine ſein.

4.

An Bächen und an Teichen
War meine Jagd bereit;
Mit Angel', Ham' und Steckennetz
Fing ich dem Fiſcher die Karpfen weg,
Das brachte mich zu Ehr'n.

5.

Mein Schatz hat ſchwarze Augen
Und einen fein rothen Mund,

Ich hab' ihr manchen Kuß geſtohlen,
Ich ſag's Euch Brüder unverholen,
Das war mein beſter Raub.

6.

Mein Schatz wollt' mich verklagen
Wohl bei der Polizei.
Ach liebſter Schatz, erbarm' Dich mein,
Die Küſſe ſollen Dein eigen ſein,
Ich gebe ſie alle Dir wieder.

7.

Ich gab ſie alle wieder,
Das war dem Mädel recht.
Nun ging ſie nicht zur Polizei,
Sie hing an meinem Halſe treu,
Ich ſtehl' ihr, was ich will.

* Mit welchem zarten Gewiſſen die Diebe der modernen Civiliſation ausgeſtattet ſind, beweiſt folgender Vorfall, der ſich vor wenigen Tagen in Paris ereignete. Einem der berühmteſten Reſtaurateurs wurde ſein ganzes Silberzeug geſtohlen, deſſen Werth ſich auf ſechs bis achttauſend Franken belief. Die Polizei ſtellte ſogleich die eifrigſten Nachforſchungen an, doch trotz aller ihrer Bemühungen hat ſie den Thäter bis jetzt noch nicht ermitteln können. Das Einzige, was ſie erlangt hat, iſt ein Brief, den der arme Teufel von Reſtaurateur am Tage nach dem Diebſtahl erhielt und den er ſogleich der Behörde überantwortete. Folgendes war der Inhalt des Briefes:

„Mein Herr!

„Sei'n Sie außer Sorge wegen Ihres Silberzeuges; es befindet ſich noch in meinen Händen, und ich werd' es behalten. Uebrigens iſt mir eben eingefallen, daß ich geſtern mein Mittagseſſen, welches ich bei Ihnen eingenommen, zu bezahlen vergeſſen habe. Das iſt eine Zerſtreuung, die ich mir niemals verzeihe. Ich wäre in Verzweiflung, mein Herr, wenn Sie glauben könnten, daß ich abſichtlich eine ſolche Gemeinheit begehen könnte. Deshalb beeile ich mich, Ihnen hiermit einen Napoleon zu 10 Franken und 60 Centimes zuzuſenden, womit Sie ſich gefälligſt bezahlt machen wollen; der Reſt iſt für den Garçon Genehmigen Sie, mein Herr, die Verſicherung meiner hochachtungvollſten Ergebenheit."

* Roſſini, „der große Faullenzer", wie ihn die Journale genannt haben, wurde bei ſeiner Rückkehr nach Bologna von der Bevölkerung mit unbeſchreiblichem Enthuſiasmus begrüßt. Am Morgen nach ſeiner Ankunft führte die philharmoniſche Geſellſchaft unter ſeinen Fenſtern ein Potpourri auf, das aus den beliebteſten Arien in den Opern des Maeſtro beſtand. Die Menſchenmenge, die ſich um ſein Haus drängte, ſchrie während der Pauſen, welche die Muſik machte, unaufhörlich: „Viva Rossini!" — „Nun gut", ſprach Roſſini, die Naſe durchs Fenſter ſteckend, „ſo laßt mich doch leben, wenn's möglich iſt!" Bei ähnlicher Gelegenheit ſagte einſt Voltaire: „Sie werden mir durch ihre Lebehochs den Tod bringen!" Am Abend begab ſich Roſſini nach dem Theater, wo Nabuchodonoſor geſpielt ward. Kaum hatte man ihn erkannt, als alle Welt ſich erhob und in die Hände ſchlug; er jedoch that nicht, als ob es ihm gelte, und hielt ſich im Hintergrunde ſeiner Loge. Am Schluſſe der Vorſtellung aber nahmen die Beifallsbezeugungen einen ſo directherausfordernden Charakter an, daß er ſich entſchließen mußte, an die Loge vorzutreten und mit Verbeugungen zu danken. — Als ihn ein Bologneſer fragte, ob er etwas Neues auf ſeiner letzten Reiſe nach Paris geſchrieben habe, antwortete er: „Ich habe ein Stück componirt, deſſen Verfaſſer der Doctor Civiale iſt wir haben ihm den Titel: „Die Lithotritie" gegeben. — Seltſam bleibt es immer, daß Roſſini ſeit fünfzehn Jahren weder durch Bitten, noch durch Spott, noch durch die ſchmeichelhafteſten Huldigungen hat bewogen werden können, wieder etwas zu componiren.

* Meyerbeer iſt von dem Tode ſeiner Tochter noch ſo erſchüttert, daß er bedenklich krank iſt und ſchwerlich nach Berlin zurückkehren wird. Furchtbarer iſt eine andere Nachricht, die jedoch der Beſtätigung noch bedarf: es heißt nämlich, Lablache, der berühmte Sänger, ſei in Florenz wahnſinnig geworden.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 19. Pariſer Moden. Damenmoden: (Moniteur) Caſchmirſhawl, in neuer Weiſe umgeſchlungen.

No. 20. Pariſer Moden. Damenmoden: Kaftan von grünem Sammt, mit Marder beſetzt, und eine Soirétoilette in weißem Atlas, mit Schnürenbeſatz, Blonden, Quaſten und Schnurarbeit, eine Sortie-du-Bal von karmoiſin Sammt mit Hermelinbeſatz und Auvergnat-Hütchen.

Anzeiger. № 9.

Feſtgeſchenke für die reifere Jugend.

Bei **Carl Hoffmann** in Stuttgart ſind nachſtehende Bücher neu erſchienen und in **jeder ſoliden Buchhandlung** ſogleich zu haben:

Das Buch der Welt;

Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus den Gebieten der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte ꝛc.

48 Bogen Velinpapier mit 36 colorirten Tafeln und 12 Stahlſtichen. 4. 1843.
Preis, broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr. — Gebund. $4\frac{5}{6}$ Thlr.

Dieſes gediegene und preiswürdige Werk können wir gebildeten Lehrern und Eltern zu geneigter Prüfung mit Recht beſonders empfehlen; ſein reicher, belehrender Inhalt, die wahrhaft ſchönen und inſtruktiven Abbildungen eignen es ſowohl zum **erfreuendſten** Geſchenke für die reifere Jugend, als auch vorzüglich zur Unterhaltung und Belehrung für Familienzirkel — möge es beſonders den letzteren für die langen Winterabende beſtens empfohlen ſein!

Berge, F., Schmetterlingsbuch oder allgemeine und beſondere Naturgeſchichte der Schmetterlinge. Nebſt Anweiſung, ſie zu fangen, zu erziehen, zuzubereiten und aufzubewahren. Mit 1100 colorirten Abbildungen. 4. Preis, ſolid gebunden, 6 Thlr.

— —, Käferbuch oder allgemeine und ſpecielle Naturgeſchichte der Käfer, mit beſonderer Rückſicht auf die europäiſchen Gattungen. Nebſt der Anweiſung, ſie zu ſammeln, zuzubereiten und aufzubewahren. Mit 1315 col. Abbildungen auf 36 Tafeln. 4. Preis 5 Thlr.

Berghaus, H., Allgemeine Länder- und Völkerkunde. 6 Bde., von je 40—50 Bogen mit 6 Stahlſtichen. 1ſter bis 5ter Band. Preis 10 Thlr.

Oken, Prof., Allgemeine Naturgeſchichte für alle Stände. 13 Bde., nebſt Regiſter. Vollſtändig. Subſcr.-Preis $19\frac{3}{8}$ Thlr.

— —, Abbildungen zur Naturgeſchichte. Vollſtändig in 19 Lieferungen, mit Supplement. Subſcr.-Preis $17\frac{1}{8}$ Thlr.

Littrow, J. J. v., Die Wunder des Himmels oder gemeinfaßliche Darſtellung des Weltſyſtems. Dritte Auflage. Subſcr.-Preis 3 Thlr. — Deſſen Atlas des geſtirnten Himmels. 36 Blätter in 4. (oder 18 Doppelblätter in quer Folio) nebſt Text. Preis 2 Thlr.

Whewell's Geſchichte der induktiven Wiſſenſchaften, überſetzt von J. J. v. Littrow. 3 Bde. Gr. 8. Preis 5 Thlr.

Neu erſchien ſoeben bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Niederländiſche Sagen.

Geſammelt und mit Anmerkungen begleitet
herausgegeben von
Johann Wilhelm Wolf.

Mit einem Kupfer.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Red.: unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nebſt einer Bücher-Anzeige von Wilhelm Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

6. December №. 49. 1843

Ueberſicht: Das Torfhaus (Fortſetzung). — Neue Romane (Die Myſtères. — Cecil. — Ein Schloß am Meere. — Waldheim. — Die freien Schützen). — Nachrichten.

Das Torfhaus.

(Fortſetzung.)

Die Geſtalten einer Frau und einiger Kinder wurden jetzt in der geöffneten Thür ſichtbar, Walter trat näher und unter ein, über jener Thür befindliches Vordach, welches an allen Seiten offen, durch dünne Pfähle geſtützt war. Wo aber bleibt mein Pferd? fragte er unruhig. „Hier muß es bleiben, lieber Herr, und ich kann ihm Haide zur Streu geben.“ Wie aber ſchützen wir es vor der empfindlichen Kälte? „Vielleicht findet ſich eine Decke“, entgegnete jener, bemüht das Pferd anzubinden, indeſſen Walter Sattel und Mantelſack losſchnallend, und mit beidem beladen in die geöffnete Hüttenthür einging. Während eines Augenblicks ſtand er verſtummend an der Schwelle, das ganze Häuschen beſtand aus einer einzigen Stube; gleich am Eingang, faſt mit dem Fußboden gleich, befand ſich ein kleiner Heerd, von dem ein Torffeuer aufloderte, auf einem Tiſche, dem Fenſter nahe, brannte eine Lampe, deren Licht, vereint mit dem Schein des Feuers, die Geſtalt einer jungen Frau erhellte, deren Rock zwei hübſche Kinder erfaßt hielten und mit furchtſamer Neugier hinter der Mutter hervorblickten. Ein dunkelrothes Mieder umſchloß die ſchlanke Geſtalt der Frau, deren Schönheit das Erſtaunen des jungen Mannes erregte. Es war ihm, als ſähe er dies anmuthige Weſen hier nicht zuerſt, als ſei er ihr ſchon früher im Leben begegnet; reiches blondes Haar umgab ein wahrhaft reizendes Geſicht, deſſen weiches Colorit, durch Verlegenheit tiefer geröthet, ihre Jugendblüthe lieblich hervorhob.

Da jetzt auch der Mann eintrat, entledigte Walter ſich gedankenvoll ſeines Gepäcks und betrachtete nun dieſen, der im Gegenſatz zu der hellen Schönheit der Frau, eine dunkle Hautfarbe und ſchwarzes Haar beſaß; die ebenfalls einnehmenden Züge deſſelben trugen mehr das Gepräge des Grams als dasjenige einer durch anſtrengende Arbeit früh gealterten Jugend. Der Mann ſagte leiſe ſeiner Frau einige Worte, welche nach gleich leiſer Erwiderung eine

wollene Decke aus einer Wandbettſtelle hervorzog, mit welcher jener, nachdem er auch ein Stück Brod aus dem Wandſchranke genommen, ſich wieder entfernte. Walter dankte freundlich für die Sorgfalt die ſeinem Pferde galt, und blickte dann aufmerkſam in der Stube umher, deren dunkle Wände ihm räthſelhaft waren; mit Auge und Hand dieſe unterſuchend, überzeugte er ſich, das ganze Haus ſei von Torfſoden aufgeführt und zwar mit einem Anſtrich von Zierlichkeit, der ihn innerlich ergötzte. In dem völlig viereckigen Raume befanden ſich nach zwei Seiten hin Fenſter, und zwiſchen denſelben ſymmetriſch von Torf ausgeſetzte Niſchen, mit etwas vorſpringenden Borden, auf denen das blanke, einfache Hausgeräthe ſich aufgeſtellt befand. Außer zwei Wandbettſtellen befanden ſich nur ein Tiſch, einige Bänke, ein Wandſchrank und eine ſogenannte Lade in dem nicht kleinen Raume.

Lächelnd blickte Walter nach vollzogner Muſterung zu der ihn beobachtenden Frau hin. Wie, fragte er, Euer Haus iſt von Torf aufgeführt? War denn das möglich ohne beſondere Nachhilfe, und bietet es der Witterung Trotz? „Vollkommen, entgegnete die junge Frau, Alles iſt mit Lehm und Sand gemauert und die Wände haben eine Dicke von drei Steinen.“ Der Ausdruck: *Steine*, zwang Walter abermals ein Lächeln ab, er blickte auf den Boden der aus geſtampften Lehm beſtand, an die niedrige Decke, welche durch loſe, neben einander gelegte Breter gebildet war. Das iſt, ſagte er ſcherzend, eine wohlfeile Bauart, hier wo das Material in die Hand wächſt; aber der Heerd iſt doch ſchwerlich aus Torf gebildet? „Die Seitenwände, ja, wo das Feuer brennt, liegt eine Eiſenplatte, und weiter nach Oben iſt ein hölzerner Rauchfang eingeſetzt.“

Der junge Mann, welcher jetzt wieder in die Hütte eintrat, unterbrach dies Geſpräch: Ich ſagte Ihnen, daß wir wenig haben, begann er mit ſichtlicher Niedergeſchlagenheit, aber Kaffee kann meine Frau Ihnen kochen, und Kartoffeln, Brod und Butter haben wir auch. „Dann bitte ich um Kartoffeln“, entgegnete Walter, „denn mich hungert ſehr.“ Die kochen ſchon, ſagte die Frau, mein Mann iſt ſpät nach Hauſe gekommen und wir haben auf ihn gewartet, und auch nicht zu Abend gegeſſen. Sie ging an den Heerd und die Kinder ſprangen jetzt auf den Vater zu, welcher das Kleinſte auf den Schoos nahm, während das Andere zwiſchen ſeinen Knieen ſtand. Dieſe Kinder trugen in reizender Miſchung das Gepräge der väterlichen und mütterlichen Schönheit; Walter liebkoſte ihnen und ſpann mit dem Manne ein Geſpräch über das Eigenthümliche ſeiner Wohnung an. Wie kommt Ihr eigentlich hieher, in dieſe Einöde? fragte er. Jener ſchwieg, ſichtlich unangenehm berührt, während einiger Augenblicke, und bevor er zu antworten vermochte, hatte die Frau ſich raſch vom Heerde abgekehrt, mit der Frage, ob dem Pferde hinlänglich Brod gegeben ſei.

Nachdem der Mann eine Laterne angezündet, verfügte er ſich mit Walter unter das Vordach, wo dieſer ſein Pferd, durch eine Decke geſchützt und mit Streu verſehen, in ſo gebeugter Haltung ſtehend erblickte, als trage es ſchwerer denn ſein Herr jede auferlegte Entbehrung. Dieſer reichte ihm das Brod, welches er von ſeinem Begleiter empfangen, der während dieſer Zeit an dem Vordache emporkletterte und etwas Haide zur Streu von dort herabwarf.

Da Beide in die Hütte zurückkehrten, fanden ſie das Abendeſſen bereits aufgetragen, ein weißes Tuch war über den Tiſch gebreitet, in einem zierlichen Näpfchen ſtand Salz, auf reinlichen Tellern Brod und Butter daneben; als Walter am Tiſche Platz genommen, holte die Frau noch eine Pfanne mit

gebratenen Speckſchnitten vom Feuer, und der junge Mann fühlte ſich um ſo fröhlicher zur Stillung ſeines Hungers aufgelegt, als Alles um ihn her das Gepräge großer Ordnung trug und ſeine Wirthin, ja ſelbſt die Kinder, mit einem Anſtande aßen, der ihn überraſchte.

Nach beendigtem Abendeſſen trug die Frau das gebrauchte Geräthe in den Vorbau hinaus, und der Hauswirth befragte jetzt ſeinen Gaſt über deſſen Pläne für die Nacht. Gewiß, äußerte er, ſind unſere Betten Ihnen zu ſchlecht. „Nein“, erwiderte Walter, „aber ich wünſche früh zu reiten und ziehe vor die Nacht hier auf der Bank zuzubringen.“ Jener erwiderte nichts und ging zu ſeiner Frau hinaus; als Beide wieder eintraten, brachte dieſe die Kinder auf geräuſchloſe Weiſe in eine der Wandbettſtellen zur Ruhe, und nachdem Walter vernommen, wie die Kleinen flüſternd ihr Abendgebet geſagt, konnte er ſich nicht verſagen an ihr Bett zu treten und die blühenden, von der Mutter ſorglich gewaſchenen Geſichter freundlich zu küſſen. „Gute Nacht, Mann“, ſagte das älteſte, und „Gute Nacht, Mann“ kichernd das kleinſte, und widerholte dann „Mann, Mann“ leiſe und immer leiſer, bis Beide einſchliefen.

Geht doch jetzt auch zu Bette, ſagte Walter, ich ſehe indeſſen nach meinem Pferde. „Nein“, entgegnete der Mann, „meine Frau will mit mir wach bleiben, um Ihnen frühzeitig Kaffee zu kochen.“ Walter dankte und nahm, nachdem er eine Cigarre angezündet, eine Stellung auf der einen Bank, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt ein; auf dem Geſimſe neben ihm lag eine Bibel, welche er zu ſich hinzog um zu ſeiner Ermunterung darin zu leſen. Nachdem ſie die Lampe nachgeſehen, ſetzten ſich die Eheleute in ziemlicher Entfernung von Walter nebeneinander, die Frau mit einem Strickſtrumpf beſchäftigt, während der Mann hölzerne Löffel ſchnitzte und formte.

Stunden waren ſo vergangen; Walter hatte geraucht, und auch in dem heiligen Buche geleſen, in welchem er, und nicht ohne daß es ſeine Aufmerkſamkeit erweckte, die tiefſten, ſchönſten Stellen angeſtrichen fand und namentlich auch ſolche, welche der Verheißung göttlichen Erbarmens mit Erdenleid und Schuld gedenken. Sehr ermüdet blickte er, die Bibel endlich bei Seite legend, zu ſeinen Wirthen hin; der Mann wachte noch, ſchräg über ihn, an ſeine Bruſt gelehnt, ſchlief die junge ſchöne Frau, welche er mit liebevoller Anſtrengung zu ſtützen ſchien. In dieſem Anblick lag etwas durchaus maleriſches; die weiche Anmuth der Frau, welche mit der Ruhe eines Kindes ſchlummerte, hob die ernſten, gramvollen Züge des ſehr hübſchen Mannes bezeichnender hervor. Mit halb geſchloſſenen Augen blickte Walter wieder und wieder hin, immer gewiſſer ward es ihm, er habe das reiche blonde Haar, dieſe anmuthige Form des Kopfes, das ganze blumenartige Antlitz ſchon früher geſehen. Wo aber? darüber ſann und ſann der junge Mann halb träumend nach, bis er zurückſinkend ſanft entſchlummerte.

Als Walter erwachte, leuchtete bereits der Tag durch die Scheiben; das Kaffeegeräthe ſtand auf dem Tiſche bereit, und neben ihm auf der Bank eine Schale mit Waſſer und ein reines Handtuch. Nachdem Walter dieſe willkommene Veranſtaltung benutzt, und ſeine Wirthe begrüßt, begab er ſich unter das Vordach ſein Pferd zu beſuchen. Für dieſes war bereits geſorgt und das treue Thier empfing ſeinen Herrn ſcharrend und ſchnaubend. Der junge Mann, den Walter ſchon am Vorabend erſucht hatte ſein Führer durch das Moor ſein zu wollen, trat jetzt mit dem Sattel hervor, und jener in die Hütte zurück. Der Kaffee war leidlich, Brod und Butter ſtanden daneben,

und nachdem Alle gefrühſtückt, Walter die Kinder geherzt und mit kleinen Geldſtücken beſchenkt hatte, nahm er Abſchied, die Hand der Frau unwillkürlich mit einem Gefühl von Achtung erfaſſend. Sie erröthete, er blickte tief und freundlich in ihre wunderſchönen Augen, dann zu dem Manne tretend, der eben den Mantelſack erfaßte, und als er deſſen Schwere erprobte, einen Blick auf Walter warf, den jener gleichfalls ſchweigend erwiderte.

Bald befanden jene Beiden ſich auf dem Wege der quer durch das Moor führte, auch Walter legte dieſe Strecke zu Fuß zurück, ſein Pferd am Zügel leitend. Als der Pfad hinlängliche Feſtigkeit und Breite zeigte, ein Nebeneinandergehen zu geſtatten, knüpfte Walter ein Geſpräch mit ſeinem einſylbigen Geleiter an, und die Schönheit der jungen Frau, die Lieblichkeit der Kinder rühmend hervorhebend, wiederholte er ſeine am Abend abgelehnte Frage, welches Ereigniß jenen in dieſe öde Gegend, in eine ſo ſeltſame Wohnung geführt habe. Es lag eine ſo gutmüthige Zutraulichkeit in dem Tone des Fragers, ſo wie in ſeinen offnen, jugendlichen Zügen, daß er nach manchem treuherzigen Zureden das Nachſtehende dem Sinne, wenn auch nicht den Worten nach erfuhr.

Ernſt war der Sohn ſehr braver Aeltern, welche er in früher Kindheit durch den Tod verlor, und welche ihm ein für ſeinen Stand anſehnliches Vermögen hinterließen. Der ihm erwählte Vormund gab den Knaben bei einem ausgezeichneten Schullehrer auf dem Lande in die Koſt, der ſich ſeiner mit väterlicher Liebe annahm. Dort verlebte Ernſt glückſelige Jahre; alles Lernen ward ihm leicht, und die ſehr geſtrenge Hausfrau wollte ihm wohl, weil ein anſehnliches Koſtgeld für ihn entrichtet ward, er ſich ihr bei Beſtellung des Gartens und ſo weit ſeine Zeit dies zuließ, überall hilfreich bewies, vielleicht auch, weil ſie in ihm den einſtigen Schwiegerſohn erblickte. Elsbeth, das einzige Kind des Hauſes, wuchs, einige Jahre jünger als Ernſt, mit dieſem auf, und die lange Gewöhnung des Beiſammenſeins ließ beide den Gedanken nie faſſen, daß ſie einſt voneinander getrennt würden leben müſſen und können.

Unter ſo günſtigen Verhältniſſen hatte Ernſt ſein ſechszehntes Jahr erreicht, und der Tag ſeiner Confirmation ſtand nahe bevor, als ſein Vormund plötzlich und unter faſt geheimnißvollen Umſtänden ſtarb. Die Verlaſſenſchaft des bis dahin rechtlich und vermögend erachteten Mannes wies nur Schulden nach, und von dem ihm anvertrauten Vermögen des Knaben keine Spur. Von Wohlſtand in Dürftigkeit verſetzt, lernte Ernſt frühzeitig die Schattenſeiten des Lebens kennen; ſtets war die Rede davon geweſen, daß man nach wenigen Jahren ein ſchönes Bauerngut für ihn erſtehen werde, und jetzt mangelte ihm der Rock, deſſen er zu ſeiner Confirmation nothwendig bedurfte. Sein Lehrer, der ſich um das halbjährige Koſtgeld gebracht ſah, ſchloß den Knaben nur um ſo inniger in ſein Herz, während ſeine Frau den armen Hintergangenen einen Betrüger nannte und als ſolchen behandelte; nur mit äußerſter Mühe gelang es, ſie zu bewegen, ihn bis zu dem Tage nach ſeiner Einſegnung im Hauſe zu dulden; mit Thränen im Auge, mit glühenden Wangen gelobte er, dieſe Verpflichtung einſt abtragen zu wollen. — Der Pfarrer des Orts, welchem Ernſt Mitleid einflößte, ließ ihn zu ſich rufen, um ihm einen ſeiner abgelegten Röcke als Geſchenk anzubieten. Dies war die erſte recht eigentliche Demüthigung, welche der arme Knabe empfand, der tiefe Schmerz in ſeinen Augen, als er das Geſchenk dankend hinnahm, erweichte das Herz des Gebers vollends und erfüllte daſſelbe mit Beſorgniß. Eine neu eingebun-

dene Bibel ergreifend, welche auf dem Tiſche lag, drückte er auch dieſe in Ernſt's Hände: Hier, mein Sohn, ſagte er weich, hier haſt du den Troſt und Stab der nimmer bricht; daran halte dich ſonder Wanken und du wirſt reich und angeſehen ſein im rechten Sinne des Worts. Liebes Kind, ſage es dir doch oft, daß auch der Reichſte nichts in ſein Grab mit hinwegnimmt als nur ſein Sterbekleid, daß Arbeit und Mäßigkeit aller Sünde am ſicherſten wehren; ſage es dir und freue dich deiner Geſundheit und faſſe friſchen Muth.

Als Ernſt am Tage ſeiner Einſegnung mit ſeinem guten Lehrer die Kirche verlaſſen, ſchloß ihn dieſer an einer einſamen Stelle an ſein Herz. „Du mußt fort von mir, Ernſt, morgen ſchon, es geht nicht anders — nun, du kennſt den Grund. Ein Bauer hier im Dorfe will dich in ſeinen Dienſt nehmen. So geh' denn, mein Knabe, und bleibe gut, und Gott ſegne dich.“ Ernſt ſchluchzte leiſe an der Bruſt des guten Mannes, da kam Elsbeth ihnen mit der Mutter nach; ſie hielt ihr Tuch an die Augen, welche von Thränen verſchwollen waren.

Die Frau Schulmeiſterin ſchritt rüſtig voran. „Nun, ich wünſche dir Glück, ſagte ſie kurz, heute magſt du die Füße noch unter unſern Tiſch ſetzen, morgen mußt du anfangen dein Brod dir ſelber zu erwerben, und da paſſe nur gut auf und rühre dich, denn das iſt nicht wie bei uns, wo du ein paar Erbſen pflanzteſt und den jungen Kohl häufelteſt und dann Wunder meinteſt, was du ausgerichtet. Denke auch nicht, daß du künftig zu uns herüberlaufen darfſt, du biſt dann Dienſtjunge bei einem Bauer und gehörſt nicht mehr in unſre Geſellſchaft.“ Als der Schullehrer ſeine Frau wahrgenommen, war er vorangegangen und hörte dieſe unfreundliche Rede nicht, welche in ihrer vollen Ergießung über den armen Jungen kam, der ſchweigend und verſtohlen auf Elsbeth blickte, die ſo heftig weinte, daß große Zähren aus ihren Augen auf die Erde hinabfielen. „Weine nicht, Elsbeth“, ſagte er mit plötzlicher Erhebung, „ich allein bin hier unglücklich; weine du doch nicht“, ſetzte er ſehr weich hinzu; das Mädchen ſchluchzte laut und ward, da ſie eben am Hauſe angelangt waren, von der Mutter unfreundlich in daſſelbe hineingeſchoben.

Am darauf folgenden Morgen trat Ernſt ſeinen erſten Dienſt an, er war arbeitſam, treu und fleißig, und bekam kein böſes Wort zu hören. In das Haus des Schullehrers ging er nicht mehr, aber er paßte dieſem außerhalb deſſelben auf wo es anging, um ſich die Hand ſchütteln und ein freundliches Wort ſagen zu laſſen. Mitunter ſtellte er dieſem einen hübſchen Blumenſtraus zu, den der gute Mann ſchweigend annahm und in gleicher Weiſe ſeiner Tochter überlieferte, die niemals eine Frage deshalb that und nur erröthete. — So kam der Tag heran, wo auch Elsbeth eingeſegnet ward. Ernſt ſtellte ſich an dem Tage in den entlegenſten Winkel der Kirche um ungeſehn heiße Thränen weinen zu können. Sie ſah bleich aus und weinte gleichfalls viel; ganz nahe trat Ernſt ihr nicht, doch aber gewahrte er, daß ſie den Straus trug, welchen er am Abend zuvor ihrem Vater eingehändigt hatte. Wir haben beide an unſerm Einſegnungstage über unſer Schickſal geweint, dachte er, ach! das iſt ein trauriges Zeichen!

Jetzt, wo Elsbeth als ein erwachſenes Mädchen auftrat, begann für Ernſt erſt die rechte Zeit des Kummers und der Sorge; um ihretwillen konnte er den Verluſt ſeines Vermögens nicht verſchmerzen, wußte er doch, daß er eben ſie dadurch verloren habe. Er bereute faſt, das Haus des Schullehrers gänzlich gemieden zu haben, dennoch aber war er nicht ganz ohne Troſt. Wo

Elsbeth ihm begegnen mochte, ſtets hatte ſie, wenn ſie kein Wort ihm ſagen durfte, einen Blick für ihn der ſich nicht mißverſtehen ließ, es war der Herzensblick treuer, unwandelbarer Zuneigung, den er mit Beſeeligung aufnahm, mit flammender Liebe erwiderte.

Dem Dorfe unfern lag ein alterthümliches Schloß, welches ein bejahrter Herr zu der Zeit bewohnte, der einem Einſiedler gleich lebend, ſich des ſchönen Beſitzes nicht zu erfreuen ſchien. Selten für ſeine Untergehörigen ſichtbar, nie eine Klage anhörend, oder eine Wohlthat ſpendend, häufte er in ſo zurückgezogner Einſamkeit Schätze auf Schätze. Der Einzige, den er mitunter um ſich duldete, war ein junger Mann, Rudorf mit Namen, der die Gutsrechnungen zu führen hatte und ſich in müſſigen Stunden im Dorfe umhertrieb. Dieſer hatte Bekanntſchaft mit Ernſt gemacht, den ſein Kennerblick ſehr bald unter den jungen Burſchen auszeichnete, und dem es innerlich wohlthat die beſſere Erziehung in ſich erkannt zu ſehen, und nur einmal, als Rudorf Elsbeths Namen nannte und ihrer Schönheit mit dem lebhafteſten Lobe gedachte, fühlte er unbändige Eiferſucht auf jenen in ſich auflodern. Der Schreiber, wie man ihn nannte, that in dem Augenblicke einen tiefen Blick in des Jünglings Seele. „Ich denke“, fügte er ſorglos hinzu, „das Mädchen muß irgend eine heimliche Liebſchaft haben, mich wenigſtens ſieht ſie kaum an, obwohl ich doch kein ganz unebner Burſche bin. Wer der glückliche Liebſte aber auch ſein mag, wenn er kein Geld und Gut hat, wird die hoffärthige Mutter ihm das Mädchen nimmer geben, und er mag getroſt hingehen ſich aufzuhängen.“

Dies war der Eingang zu geſchickt angelegten Plänen; Rudorf wußte bald zu veranſtalten, daß die Liebenden einander auf dem Kirchwege begegnen mußten, als eben kein Hinzukommen der Mutter zu befürchten ſtand. Dieſe ſprachen faſt nicht zu einander und blickten ſich nur tief und ſchmerzlich an. Ich ſah dich ſo lange nicht, begann Ernſt endlich. „Und ich dich nicht“, entgegnete Elsbeth, ihn mit ihren ſchuldloſen Augen unendlich innig betrachtend. „Ach! Ernſt“, fügte ſie dann traurig hinzu, „hätte doch der Vormund dein Vermögen nicht durchgebracht! Wenn ich nur am Ende nicht heirathen muß, das wäre doch ſchrecklich!“ — Wie viel lag in dieſen wenigen Worten, wie viel Aufforderung zu Schmerz und Hoffnung; Ernſt ſchwieg, aber die ungeſtümen Schläge ſeines gequälten Herzens hätten für ihn antworten können. Dieſe Unterredung mit dem ſchuldloſeſten Geſchöpfe, ihre Seufzer, ihr Anblicken, ihr Händedruck überlieferten ihn dem Verderber, der ſein Netz liſtig über ihn ausgeſpannt hielt und daſſelbe feſt und immer feſter zuſammenzog, je öfter die Liebenden ſich von da an ſahen, oder flüchtige Unterredungen miteinander hatten.

Eines Tages ſah man den Beſitzer des Schloſſes eine kleine Reiſe antreten, Rudorf begleitete ihn, um, wie es hieß, in der nächſten Stadt ſeine Aeltern zu beſuchen. Um Mitternacht nach jenem Tage befand Ernſt ſich in dem das Schloß umgebenden Garten; bebend nahte er dem großen Gebäude, und aus einem der dunklen Boskets trat Rudorf auf ihn zu. „Biſt du's?“ fragte dieſer ſcherzend und zog faſt beſtürzt die Hand zurück, womit er diejenige des jungen Gefährten erfaßt hatte, die Hand deſſelben war in der warmen Juninacht eiſig kalt. „Ich glaube, du haſt Fieber, fuhr Rudorf ſorglos fort, komm, hilf mir die Leiter aufrichten, das wird dich erwärmen.“ Ernſt regte ſich nicht, düſter und gedankenlos ſtarrte er vor ſich hin. Der choleriſche Schreiber ergriff ihn am Arm: „Willſt du, ſagte er mit verhaltener

Wuth „jetzt ein Mann oder ein Narr ſein, darüber entſcheide dich kurz. Kannſt du das Mädchen verzweifeln laſſen, ſo geh' gleich deiner Wege, aber mir komm nie wieder vor Augen, hörſt du, nie wieder.“

Mechaniſch erfaßte Ernſt jetzt die Leiter, welche Beide mit Anſtrengung gegen ein Fenſter im zweiten Stock aufrichteten; behende ſtieg Rudorf die Sproſſen hinan; durch ſeine Veranſtaltung vor der Abreiſe war jenes Fenſter von allen Riegeln befreit nur leiſe angedrückt, in einen Augenblick war dieſes geöffnet, er ſtieg mit ruhiger Sicherheit durch daſſelbe ein und gab Ernſt ein Zeichen ihm zu folgen. Langſam gehorchte dieſer der Anweiſung, er bebte vor Kälte, nur ſeine Stirn war glühend heiß; oben angelangt erhielt er die Anweiſung, auf der Leiter ſtehen zu bleiben. „Vernimmſt du Geräuſch“, ſagte Rudorf, „ſo ſteige nur unbeſorgt zu mir ein, verlaß dich feſt auf mich, Keiner wird uns fangen.“

Schweigend verharrte Ernſt auf ſeinem Poſten, nach einer Weile trat Rudorf zu ihm an's Fenſter, einen ſchweren Beutel und ein Päckchen Papiergeld ſeiner Obhut übergebend und mit der Hand auf ein nahes Gebüſch deutend. Mit Verzweiflung im Herzen der Andeutung Folge leiſtend, und ſodann die Leiter wieder erſteigend, mußte er dreimal noch denſelben Weg auf gleiche Weiſe zurücklegen, dann winkte Rudorf ihm, durch's Fenſter zu ihm einzuſteigen. Ernſt folgte, jener hatte der Helle unerachtet einen Wachsſtock angezündet, und als der todtbleiche Gefährte zu ihm eintrat, ließ er den Schein des Lichts auf ein Gemälde an der Wand fallen: „Sieh her“, ſagte er ſcherzend, „da iſt das Bildniß deiner Liebſten, und ſie ſieht dir freundlich zu.“ Mit einem unbeſchreiblichen Gefühl von Schrecken und Empörung ſah Ernſt dennoch unwillkürlich zu dem Bilde auf, mehr noch erſchüttert ſchlug er den Blick wieder zu Boden; jenes Bild mit den großen, ſchönen Augen und dem blonden Haar glich ſeiner Elsbeth, ſeiner armen, geliebten Elsbeth, die keine Ahnung ſeiner Verirrung hatte, auf täuſchende Weiſe. Ein leiſer Laut des Schmerzes entrang ſich ſeiner gequälten Bruſt, Rudorf blickte ihn verachtend an, erſchloß eine Thür, ſtieg einige Stufen abwärts, öffnete eine zweite Thür und befand ſich mit Ernſt in einem großen, weiten Gemache. Der Schreiber ging auf einen geöffneten Schrank zu, in welchem noch kleine Beutel mit Gold und Päckchen mit Papiergeld lagen, von beiden reichte er ſeinem Begleiter, belud ſich ſelber, und ſchob die Thür des Schrankes durch den Druck an eine Feder wieder vor. Dieſe Thür war ein Gemälde in goldenem Rahmen. „Faſſe dich doch endlich“, ſagte Rudorf, „bedenk doch, daß wir dies Geld Einem nehmen, der nicht Frau noch Kind, noch nahe Erben hat, und Keinem jemals Gutes thut. Sieh her, fügte er auf das Bild deutend hinzu: das iſt von guter Vorbedeutung!“ Das Gemälde ſtellte eine Dame dar, durch deren Lippen ſich ein Vorlegeſchloß zog.

(Schluß folgt.)

Neue Romane.

I.

Die Myſtères. — Cecil. — Ein Schloß am Meere. — Waldheim. — Die freien Schützen.

Das Jahr iſt ſehr dürftig ausgefallen in dieſer wichtigen literariſchen Frucht. Und doch ließ ſich das vergangene ſo hoffnungsreich an, gleich als wäre der Aufſchwung im Romane mit dem Aufſchwunge in Politik innig verbunden. Gewiß beſteht auch eine innige Wechſelwirkung zwiſchen dieſen reifen Kunſtformen Roman und Drama und dem Organismus der Politik. Das handelnde Leben in Roman und Drama entſpricht wenigſtens bei uns auf eine ſchlagende Weiſe dem handelnden Leben in unſrer Politik, das heißt dem beſchaulichen und redſeligen.

Ich kann mich nicht überzeugen, daß eine Eigenſchaft gelobt und gepflegt werden müſſe, weil ſie herkömmlich iſt. Man erzieht ſich doch nicht durch Lob ſeiner Eigenſchaften ſondern durch Bildung und Ergänzung derſelben, und die tiefer liegenden Vortheile unſrer Beſchaulichkeit und Redſeligkeit werden uns nicht abhanden kommen, wenn wir unſrer Phantaſie zumuthen, daß ſie ſich geſchloſſener zuſammennehme, daß ſie nicht mit willkürlicher und verſchwimmender Phantaſterei zufrieden ſei, ſondern auf motivirte Spannung und Handlung denke, daß ſie mit einem Worte das Leben in ſeiner Wirklichkeit und Nothwendigkeit handhabe, und nicht immer und ewig in den Nebelwolken undeutlicher Möglichkeit herumfahre. Dies Letztere, was wir ſo lieben und was unſre konventionell gewordene Kritik ſo handwerksmäßig preiſ't, iſt nächſt dem Mangel an Kraft zum Handeln das wichtigſte Hinderniß für Leben bringende und Leben weckende Romane und Dramen in Deutſchland.

Um die Leſer nicht zu verwirren und um nicht zu tadeln was gar nichts weiter finden kann als Tadel, ſprech' ich nicht von dem Haufen nichtiger Romane, welche mit dem Anſpruche auf „baldige und günſtige Beurtheilung" bei der Redaktion eingegangen ſind. Dies Geſchäft wird anderswo verſehn, und dieſe Anerkenntniß des fait accompli auch im Buchhandel iſt ein Krebsſchaden unſrer Kritik. Sähe der Buchhandel das unnütz Gedruckte immer ſpurlos verſchwinden, ſo würde er die müßige Fabrikation wohl unterlaſſen. Das Publikum ferner, nicht mehr mit hundert Ankündigungen „intereſſanter Neuigkeiten" überhäuft, gewänne Zeit und Kraft, dem wirklich Intereſſanten wirkliche Theilnahme zuzuwenden.

Wenn ich aber all das hinter mir laſſe, was keine beſondere Aufmerkſamkeit verdient, mein Gott, wie dürftig wird dann die Ernte! und dies Jahr iſt es dann wirklich kein Wunder, wenn unſer des Romanintereſſes bedürftiges Publikum zum Auslande flüchtet. Intereſſante Schöpfung allein kann dieſe Neigung mäßigen. So lange das Ausland intereſſantere Schöpfungen bringt, als wir, wird man ſich heiſer predigen gegen die Theilnahme an ausländiſcher Literatur, ja heiſer predigen ſelbſt gegen die „Myſtères de Paris." Was iſt dieſem Buche Alles nachgeſagt, wie iſt es als Schinderhanns der Literatur, als unmoraliſch und nichtswürdig bezeichnet worden, und wie wird es jetzt noch verſchlungen, wie wird es noch Jahre lang verſchlungen werden. Seiner verführeriſchen Immoralität wegen? Bewahre! Seine Tendenz iſt ja ſtockmoraliſch, ja die Schwäche ſeines Kunſtwerthes beruht in der Stockmoral, in der Moral des Zucht- und Beſſerungshauſes; denn ſein Inhalt und Weſen iſt Inhalt und Weſen eines Zuchthauſes, mit deſſen Einwohnern ein philanthropiſcher Prinz ſich aus philanthropiſcher Abſicht in Verkehr ſetzt. Das lüderliche Paris in den oberen und den unterſten Kreiſen iſt dies Zuchthaus, und ſtatt des neu erhebenden Elementes einer poetiſchen Zuſammenſtellung, ſtatt dieſer Seele eines

Kunſtwerks iſt nichts geboten als die gröber oder feiner ſchattirte nothwendige Moral. Nur in einzelnen Scenen erhebt ſich dieſe zu einer Genialität, welche über die allgemein nothwendige Linie hinausreicht. Durchſchnittlich aber iſt die Seele des Buches ſtreng moraliſch in herkömmlicher Bedeutung des Wortes, und nur der Leib iſt aus Böſewichten zuſammengeſetzt. Dieſer Leib mag wohl manchen Blaſirten beſonders reizen, und gewiß liegt auch in der vorherrſchenden Schilderung ſchlechter Geſchöpfe und gemeiner Abſichten ein tief gerechtes Bedenken gegen dies Buch. Es verwildert nämlich unſre Phantaſie. Iſt aber mit jenen Ablehnungen und mit dieſer Anerkennung eines Bedenkens die Charakteriſtik des Buchs erſchöpft, und die Macht deſſelben erklärt? Keineswegs. Der grelle Stoff unterſtützt die Macht, der moraliſche Zweck entſchuldigt ſie vielleicht und weiht ſie wohl gar für den Kurzſichtigen, aber dies Alles bildet die Macht des Buches noch nicht. Ein außerordentliches Talent für den Roman bildet dieſe Macht. Und an dieſem Talente ſind ergiebige Studien zu machen. Die Breiten und Längen, an welchen es einem für's Feuilleton abſatzweiſe geſchriebenen Buche durchaus nicht fehlt, die ſtatiſtiſchen und polizeilichen Kapitel, welche dem praktiſchen Bedürfniſſe mit unromantiſchem aber bürgerlichem Sinne gereicht werden, all dieſe Mangelhaftigkeiten und Fehlerhaftigkeiten des Romans verſchwinden vor den erſchütternden Akten eines mächtigen Talentes, welche wie Gewitter über Steppen dahinbrauſen. Es ſind dies Akte, nicht bloß Scenen, und darin beſteht die Ueberlegenheit. Es wird vorbereitet, es wird motivirt, es wird Verſchiedenartiges gleichzeitig in Bewegung geſetzt, es wird dieſe Bewegung geleitet, unterhalten, geſteigert mit energiſchem Sinne, mit bewußter Handlungskraft. Hier ſind Elemente, an welchen unſre herkömmlichen Eigenſchaften eine Ergänzung ſtudiren können: ſachgemäße, ſchlagende Motivirung, raſche Bewegung von Maſſen, entſchloſſenes Handeln. Man verwechſele nur ja nicht Nachahmung mit Studien auf Ergänzung. Die Nachahmung, welche nimmer etwas Geſundes zu Wege bringt, würde dieſem vielfach raffinirten Buche gegenüber zur abſcheulichen Fratze werden. Aber gerade was dieſem Buche zum großen Kunſtwerke fehlt, das haben wir, und was uns fehlt, der ſtraffe Drang und Muth zum Handeln, das haben die Franzoſen und haben, nachdem ſie ſich einen Band lang in Zug geſprochen, die Engländer. Wir können von ihnen, ſie können von uns annehmen, und Jeder kann dies ſeiner Eigenthümlichkeit organiſch anbilden. So deutet ſich wohl am Ergiebigſten Goethes Vorſtellung einer Weltliteratur.

Der beſte unter unſern vor mir liegenden neuen Romanen iſt bis jetzt immer noch Cecil von der Gräfin Hahn. Er iſt nicht frei von den bekannten Fehlern der Verfaſſerin: die auffallende Geſchmackloſigkeit des Ausdrucks iſt immer noch vorhanden, und iſt noch verletzender als früher, da das Buch gediegener iſt. Die oberflächliche edelfräuliche Erziehung im Salon-Jargon hat offenbar das Ohr dieſer Dame verdorben, wenn nicht vernichtet. Sie hört den Mißlaut gar nicht mehr, wenn ſie ihre Heldin mitten im ſchönſten Pathos, mitten im edelſten Schmerze ſagen läßt: ja, die Liebe macht „miſerabel!" ſie weiß es nicht, daß alle die Ausdrücke „ſublim, pompös, Adoration" und wie das Heer weiter heißt ihre ſchönſten Scenen und Gedanken mit einer zum Lachen reizenden Karrikatur beflecken, und da von ihr ſelbſt keine Abhilfe zu erwarten ſteht, ſo ſollte ſie ihren Verleger beauftragen, daß beim Druck dieſe Jargon-Ausdrücke in gute deutſche verwandelt würden. Der Hang zur Breite ferner, welcher ihr eigen, dehnt ſich auch durch dieſen Cecil, ſo daß auch der für ſie eingenommene Leſer oft aufhören und ausrufen muß: Langweilig zwar nicht, aber faſt langweilend, wenigſtens ſchwerweilig und allzu redſelig! Aber bei alledem erhält man den Eindruck: hier iſt Fluß, hier iſt wirklich empfundenes Leben, hier iſt eigenthümliche Wahrheit, hier iſt inneres Romanintereſſe, hier iſt Talent. Daß man

ihr vorgeworfen hat, namentlich Gutzkow hat es gethan, ihre Perſonen als nachweisbare preußiſche Miniſter, Geſandte und Präſidenten bezeichnet zu haben, dazu hat man vollſtändiges Recht. Es iſt unbegreiflich, wie ſie ſich hat herbeilaſſen können zu ſolchen dreiſten Fingerzeigen auf Perſönlichkeiten, zu Fingerzeigen, die obenein wahrſcheinlich gar keine Veranlaſſungen in der Wirklichkeit haben. Solche Steckbriefe ſind ihrer unwürdig. Ich mag nicht glauben, daß ſie nach Dergleichen wie nach Reizungsmitteln greife, ſondern ich vermuthe, ſie hat es in der Geſchwindigkeit nicht zu umgehen gewußt, weil ſie ihren Roman einmal in nahe liegende Verhältniſſe gelegt hat. Aber auch ſolchen Leichtſinn find' ich nicht verzeihlich.

Dagegen find' ich Gutzkow's abſprechendes Urtheil über den eigentlichen Lebenspunkt dieſes Romans eben ſo unbegreiflich. Ich fände es erklärlich, wenn dem Buche nachgeſagt würde: es iſt großentheils langweilig, es iſt planlos angefangen, und der biographiſch angelegte Titelcharakter Cecil muß im Haupttheile des Buches als Nebenläufer bei Seite gelaſſen werden, es wird der Leſer mit epiſodiſchem, den Hauptſtrom nicht bedingenden Nebenwerke überhäuft — dies Alles fänd' ich erklärlich und ziemlich richtig, aber wie ein ſelbſt ſchöpferiſcher Autor der meiſterhaft erfundenen und vortrefflich geſchilderten Renata ſammt deren Verhältniſſen nachſagen kann, ſie entbehrten aller Neuheit und Macht, das finde ich geradezu betrübend. Wenn Verdienſtliches dieſer Art von ſchöpferiſchen Autoren mißhandelt wird, dann wehe unſrer ſchöpferiſchen Literatur. Denn die bloß kritiſirende iſt nicht angethan, ächt aber neu Erfundenes in günſtiges Licht zu ſtellen.

Wahrſcheinlich entſpringt dies Verkennen aus der formellen Trägheit der Verfaſſerin. Sie trachtet zu wenig nach künſtleriſcher Kompoſition, und erſäuft die Glücksgüter ihres Talentes dergeſtalt in der ihr bequemen Vortragsweiſe, daß der nicht günſtig eingenommene Leſer dieſe überflutheten Glücksgüter kaum noch erkennt.

Dieſer Fehler iſt „Cecil" in faſt noch höherem Grade theilhaftig als irgend ein früherer Roman der Verfaſſerin. Neben „Ulrich", welcher romanhaft am Beſten komponirt ſein mag, iſt er in dieſem Betracht ein Rückſchritt. Perſonen und Verhältniſſe werden verzettelt, verſchwendet, verwüſtet, werden zu pſychologiſcher, nicht aber zu romanhafter Beihilfe verſchwendet, und am Ende iſt die Mehrzahl der Figuren meilenweit zurückgeblieben und wirklich überflüſſig; das biographiſche Weſen verdrängt von Anfang bis zu Ende den Roman. Aber dies biographiſche Weſen iſt von einem Drange nach Vertiefung wie in keinem früheren Romane der Verfaſſerin; die ſchaarenweis begleitenden Gedanken ſind nicht nur intereſſant wie früher, ſondern reifer und umfaſſender als in den früheren Romanen. Ich möchte nach dieſem Cecil behaupten, daß von der Gräfin Hahn, wenn ſie ihre Rede beſchränken, die Gruppirung ihrer Figuren voraus bedenken und anordnen könne, ein guter Roman zu erwarten ſei. So iſt die Hauptwendung in dieſem Buche in der That eine geniale: Renata, an einen blödſinnigen Mann Egon gekettet, birgt in ſich eine Liebe zum Ungar Emmerich, eine Liebe tüchtigſter Art. Emmerich drängt ſie, ſich von dem theilnahmsloſen Kinde Egon ſcheiden zu laſſen, und ihm anzugehören. Ihre ganze Seele ſchreit Ja! aber ihr Pflichtgefühl erſtickt dies Ja; Egon hat Niemand auf der Welt als ſie, und ſie hat am Altare verſprochen, ihm anzugehören. Sie hat die Stärke, ihre Liebe zu opfern, und dem fünf Jahre harrenden Emmerich mit blutendem Herzen ſtets am neuen Jahrestage Nein zu ſagen, ob ſie auch unter der Laſt ihres Joches faſt erliege. Da muß endlich Emmerich ſeiner Mutter zu Liebe ſich vermählen. Kaum iſt er vermählt, ſo ſtirbt Egon, und Renata iſt frei. Neue traurige Jahre verſtreichen, ſie reiſ't ungetröſtet in der Welt umher, ihre Liebe bleibt ungeſchwächt, ihr Unglück unverkürzt. Da begegnet ſie in Nizza Cecil. Er kennt ihren Schmerz; er liebt ſie. Seine Annäherung beängſtigt ſie ein wenig, weil ſie

das Letztere ahnt, und doch Niemand lieben kann und will als ihren Emmerich. Aber er wird ihr „angenehm" — er begehrt ihre Hand. Der Leſer glaubt einer ſanften Ablehnung von Seiten Renata's gewiß zu ſein, und erſchrickt überaus — dies iſt die Wendung — als ſie Cecil's Hand annimmt. Wie dies motivirt ſei, und auch dem Erſchrockenen als wahrhaft motivirt einleuchten könne, möge man im Buche nachleſen. Ich zweifle nicht, daß unſre kritiſche Unart, die Helden des Romans beſſer kennen zu wollen als der Autor des Romans, ſchneidend Abſprechendes zu Tage fördern wird über dieſen Punkt. Ich muß geſtehn, daß ich auch einiger Zeit bedurfte, die Wendung anzuerkennen. Als ich dies konnte, mußte ich auch zugeſtehn, hier ſei Genialität. Sie wird es durch den raſch darauf eintreffenden Brief Emmerich's, er ſei frei und komme ſie zu holen. Dies trennt Renata auf der Stelle von Cecil: das mäßige Eheglück, was uns bedenklich vorlag, wird entrückt, und bleibt uns erſpart, als unmittelbar darauf Emmerich's Tod eintritt und Renata's Hand im bürgerlichen Sinne wieder zu vergeben wäre.

Levin Schücking's „Schloß am Meere" gehört zu einem ganz anderen Bereiche unſrer romantiſchen Literatur. Hier ſind viel ausgebreitetere Studien, viel größere Mannigfaltigkeit — viel weniger Fluß. Die erſten zwei Drittheile ſind kaum genießbar: ſie beſtehen aus lauter Anfängen, aus zehn neuen Bächen, die freilich alle am Ende in einen Hauptſtrom geleitet werden ſollen, die aber alle in ihrer Einzelnheit nicht hinreichend intereſſiren. Solche abſtrakt bleibende Compoſition iſt gewiß eben ſo wenig empfehlenswerth als der Gräfin Hahn mangelnde Compoſition. Nichtsdeſtoweniger hat ſie ſchon ihre Lobredner gefunden: bei unſerm kritiſchen Geſchmacke iſt jede ſtark ausgeprägte Abſicht, auch die unſchmackhafteſte viel eher der Zuſtimmung ſicher als die gelungene That des Talentes, deren Entſtehungsſtufen glücklich verborgen ſind.

Allerdings ſind lauter gute Beſtandtheile in den erſten zwei Drittheilen dieſes „Schloſſes am Meere" dargelegt: poetiſche Fähigkeit im Stile unſrer eigentlich romantiſchen Schule, Schilderungen, welche maleriſches, Scenen, welche dramatiſches Talent bekunden, und Bildung in allen Bereichen. Aber im Verhältniſſe zur ſchönen Romanform erſcheint das Meiſte noch gallertartig, weil das feſſelnde Intereſſe und der richtige Platz fehlen, weil in der Faſſung des Ganzen noch keine zwingende, ſondern nur eine berechnende Macht, weil in der Darſtellung kein Fluß iſt. Demgemäß fehlt es auch nicht an Sinn für Geſchehenlaſſen und für Handlung, aber jenes ergiebt ſich nicht in einem ſteigernden Gange, ſondern ereignet ſich in zerſtreuter und deshalb willkürlicher Weiſe, und die Handlung, welche zuweilen jählings hervorbricht, verpufft wirkungslos, weil ſie nicht in der Theilnahme des Leſers vorbereitet iſt und deshalb keine überzeugende wirkſame Wahrheit mit ſich führt.

So wird es Manchem begegnen, daß er das Buch nicht zu Ende bringt, und mit einer ungerechten Geringſchätzung vom Verfaſſer ſcheidet. Ich ſage mit einer ungerechten, denn das letzte Drittheil zeigt nicht nur, daß die immerwährenden Vorbereitungen wohl erwogen ſind, ſondern enthält auch in der Erzählung vom „Waidmeſſer" einen überraſchenden Beweis, daß Schücking einfach und tüchtig zu erzählen verſteht. Von dieſem Augenblicke an iſt man intereſſirt, und vergißt, daß Strandrecht, Kloſteraufhebung, Domherrn, Naturſchilderung aus Nord und Süd, Alfieri's Schilderung und Lebensbeſchreibung, Emigrantenſcenen und wie viel andres noch vorher umſonſt verſchwendet worden ſind.

Fände Schücking dieſe Darlegung des Eindrucks, welchen ſein Roman macht, beachtenswerth, und ſchiene es ihm wie mir rathſam, das Komponiren in zerſtückten

Partieen zu vereinfachen, ſo dürften wir meines Erachtens der ergiebigen Entwickelung eines reichen Talentes von ihm gewärtig ſein.

Ich hatte vor, eine Anzeige des Romans „Waldheim", von Henriette v. Biſſing, hier anzuſchließen, da zahlreiche Empfehlungen der früheren Romane dieſer Schriftſtellerin, der „Viktorine" ꝛc. keinen Zweifel aufkommen ließen, ob es ſich dabei um Romane höheren Stiles handle. Ich machte mir Vorwürfe, dieſe Romane bis jetzt überſehen zu haben. Gedankenloſe Schwatzhaftigkeit in Empfehlungen, unzuverläſſiges Kritiſiren, welches unſrer ſchönen Literatur nachtheiliger iſt, denn irgend etwas! Das Publikum muß hierdurch mißtrauiſch werden und ſich immer mehr von der literariſchen Kritik trennen. Ich bin nicht im Stande geweſen, dies „Waldheim" aufmerkſam zu Ende zu bringen. Hier iſt ein ganz behäbiges Darſtellungstalent, welches mit den Ereigniſſen des Frühſtück=, Mittags= und Abendbrotes die gutmüthigen Familienzerwürfniſſe in Verbindung zu bringen weiß, und für den gebildeten Vorſtellungskreis kleinſtädtiſcher Kaſino's genügend und genießbar ſein mag. Aber in unſern Kreis gehört das nicht. Habe ich mich ſchon ſchüchtern von der Gouvernanten=Lektüre der Friederike Bremer zurückziehn müſſen, ſo muß ich bei dem Buche dieſer Dame noch ſchüchterner einräumen: es giebt Kreiſe der literariſchen Kunſt und des Leſegeſchmacks, die mir verſchloſſen ſind, und an denen ich beſcheiden vorübergehen muß.

„Die freien Schützen" heißt der Titel eines Romans von Johannes Rudolphi, Verfaſſer des Romans „Steffano Carini", welcher vor einigen Jahren bei Max in Breslau erſchienen iſt. Max hat offenbar eine glückliche Hand für Romane. Dieſe beiden Romane, auch die freien Schützen noch, ſind Jugendprodukte: es geht ungeſtüm, ein wenig grob, ein wenig roh darin her, und die äußerlichen Vorgänge ſind noch bei weitem die Hauptſache. Auch iſt der Ausdruck ungewählt, oft übertreibend und in Ergreifung des erſten beſten Wortes zuweilen trivial. Aber mitten in alle dem zeigt ſich ein robuſtes Romantalent: die Erfindung ſtrömt ungeſucht herbei, die Spannung bildet ſich von ſelbſt in reichlichem Maße, ja ohne haushälteriſche Sorge, und der Sinn für Handlung iſt nirgends blöde, nirgends zaghaft und von ungeſchminkter Geſundheit. Der vorliegende Roman ſchildert Wilddiebe, welche in der Mitte des 17. Jahrhunderts an den nördlichen Abhängen des bairiſchen Hochlandes hauſen. Die Erzählung iſt ſich ſelbſt Zweck. Nichts von Tendenz, nichts von zudringlicher Lehre. Soll von Ahnen die Rede ſein, ſo kann man an Scott, Spindler, Storch denken. Es iſt einer Nation immer heilſam, wenn ſolche Romane entſchiedener Handlung ihr nicht abhanden kommen, und falls dieſer Autor auf Vertiefung ſeiner Pläne, auf Bedeutung ſeiner Charaktere bedacht iſt, welches mit Erhöhung und Ausarbeitung ſeiner Bildung ſicherlich eintreten wird, ſo kann er unſrer Roman=Literatur eine willkommene Bereicherung werden.

Soeben ſehe ich „Urban Grandier", Roman von Wilibald Alexis als erſchienen angezeigt. Wahrſcheinlich erhält dadurch die diesjährige Romanſchau einen ſtattlichen Beitrag.

Nachrichten.

Berlin, den 30. November. Es giebt eine alte Redensart, welche ſagt: manche Dinge kann man gar nicht beſſer befördern, als dadurch, daß man ſie verhindern will. Die Weltgeſchichte hat von jeher die treffendſten Beweiſe davon geliefert, und man darf nur an die deutſche Reformation erinnern, um darüber zu einer feſten und begründeten Ueberzeu-

gung zu gelangen. In jetziger Zeit aber ſtellt ſich das faſt alle Tage heraus. So wollten, um unter andern Beiſpielen eines der neueſten zu berühren, die hieſigen Studenten ein Leſekabinet errichten, in welchem die beſten Zeitungen und Zeitſchriften gehalten und den Theilnehmern ausgelegt werden ſollten. Das Unternehmen, in deſſen Entwürfe mir Einſicht verſtattet geweſen, war durchaus verſtändig und umſichtig unternommen worden, konnte aber die Erlaubniß der betreffenden Behörden, die vielleicht entſtehenden Exaltationen der jungen Köpfe im Keime zu unterdrücken vermeinen mochten, durchaus nicht erhalten. Statt aber dieſe Exaltationen unterdrückt zu haben, haben die Behörden ſie im Gegentheil erſt recht geweckt und genährt. Die Studenten nämlich, durch die Verweigerung gereizt, ſuchten ſich durch allerhand übermüthige Neckereien, die ſie in einem baier'ſchen Bierhauſe der Leipziger Straße zu Stande gebracht, hinreichend dafür zu entſchädigen. Daß dieſe übermüthigen Neckereien, zu denen unter andern auch das lächerliche Darſtellen hoher Perſonen gehört, von der Polizei nicht ganz unbeachtet geblieben iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Auf dieſe Weiſe gährt und ſiedet nun ſo viel unruhiges Treiben hin und her, was wahrſcheinlich Alles durch das Errichten eines Leſekabinets niemals erregt und zum Ausbruch gebracht worden wäre. Mit dieſer Angelegenheit bringt man nun auch das Unterbleiben eines Fackelzuges in Verbindung, der dem Profeſſor Boekh zu Ehren von den Studenten veranſtaltet werden ſollte. Man ſagt, die Polizei habe einige Studenten von den Fackelträgern ausgeſchloſſen wiſſen wollen, was die Uebrigen ſo entrüſtet, daß ſie den Plan augenblicklich fallen gelaſſen. Ich weiß nicht, was wahr an der ganzen Sache, und was erfunden daran iſt, ebenſowenig was mehr zu wünſchen ſei, das Eine oder das Andere. Das weiß ich aber, daß manchmal beides gleich ſchlimm ſein kann.

Gegenwärtig fangen wieder die Concerte in hohem Grade an überhand zu nehmen. Die meiſten aber davon ſind ſo mittelmäßiger Natur, daß ich mich nicht überwinden kann von ihnen Erwähnung zu thun. Von den vielen hier anweſenden Virtuoſen iſt bis jetzt allein Karl Rieſſtahl von Bedeutung geweſen, und obwohl ich ſchon in meinem vorigen Berichte von ihm geſprochen habe, kann ich dennoch nicht umhin hier noch einmal auf ihn zurückzukommen. Rieſſtahl ſpielt ſeine Violine mit dem Ernſt eines Mannes, der, einerſeits der blinden Schwärmerei, andrerſeits der matten Zerriſſenheit fern, von jedem Ton, jedem Takt, jeder Note ſich Rechenſchaft zu geben gewöhnt hat. Es liegt darum ein gewiſſer geſunder Humor in ſeiner Muſik, der jeden Zuhörenden wohlthätig berühren muß, um ſo mehr, als er nicht nur ein auswendig gelernter iſt, ſondern einer, der das apprendre par coeur bekundet. Rieſſtahl iſt noch lange nicht genug anerkannt, was auch theilweis in ſeinem einfachen Weſen und ſeiner großen Beſcheidenheit liegen mag. Er hat das savoir vivre der heutigen Muſikanten nicht weg, er verſteht die Tauſendſappermenterſtückchen nicht; die Damen reißen ſich nicht um ſeine Handſchuhe, weil er keine langen Haare trägt. — —

„Regina", Luſtſpiel von der Verfaſſerin von „Lüge und Wahrheit" hat nicht beſonders angeſprochen, ebenſowenig die Auber'ſche Oper: „Carlo Broſchi", oder „des Teufels Antheil." Von Neuigkeiten ſteht vorläufig im Schauſpiel nichts zu erwarten, als der ſchon erwähnte „Sickingen" von Rellſtab, ein kleines Luſtſpiel „Alter ſchützt vor Thorheit nicht", von mir, und „Der Steckbrief", von Benedix.

Die Broſchüre „Bettina und ihr Königsbuch", von der ich im vorigen Briefe Erwähnung gethan, ſoll, wie ich höre, hier verboten werden. Dr. Theodor Mundt wird nach Neujahr außer den Vorleſungen auf der Univerſität noch andre öffentliche für das große Publikum halten.

Feodor Wehl.

Paris, Ende Novembers. Ein Beweis, wie wenig Einfluß die Preſſe in Deutſchland hat, und wie beim leiſeſten Druck das ganze Vernunft-Kartengebäude der eingebildeten Stimmführer des wahrhaften Fortſchritts in Nichts zerfällt, beweiſen uns hier die Nachrichten aus Deutſchland in dem Gebiete der Kunſt, Nachrichten die jedem Deutſchen Schaamröthe in's Geſicht jagen und die jedem Franzoſen um ſo angenehmer ſind, weil er mit Stolz ausrufen kann, Gottlob ich bin kein Deutſcher, ich verſtehe kein Deutſch, ich habe es weder mit den deutſchen Theatern, noch mit der deutſchen Cenſur, noch mit der deutſchen Preſſe zu thun.

Da leſen wir aus Stuttgart, Lißt habe dort Concerte gegeben und die Schwaben, dieſelben, die den Schubart zu Tode marterten, den Schiller fort hetzten, und neulich erſt Herwegh wie einen Gaſſenbuben auf öffentlichem Tanz behandelt wiſſen wollten, weil er ſich ihre Grobheiten nicht gefallen ließ, daß dieſelben Schwaben freiwillig die Straße illuminirten, wo Lißt wohnte, das heißt die Königsſtraße. Lißt ſchrieb das ſelbſt ſeinem Freunde Berlioz, dieſem verrückten Contrapunktskopf, der ſich ſelbſt in ſeinen Briefen die Lorbeerkrone, mit Göttinger und Braunſchweiger Würſten behängt, auf den Schädel drückt,

und den die Deutſche Allgemeine Zeitung hübſch überſetzt, als bliebe ihr ſonſt nichts Langweiliges in den hieſigen Journalen übrig — ich ſage, Liſt ſchrieb dieſes eigenhändig ſeinem Kumpan Berlioz, der es in die Débats rückte. Aber kein anderes Journal hat es nachgedruckt, aus Rückſicht für die Deutſchen. Cela n'est pas possible, hörte ich in einem Cabinet de Lecture, qu'un peuple, qui a produit des Schiller, des Lessing et des Goethe se laisse entraîner par un charlatan d'exécutant qui fait flèche de tout bois social, philanthropique, aristocratique, despotique et démocratique, pour conserver une reputation usurpée — und der Canard, ſo heißt man hier eine ſolche erdichtete Nachricht, wurde geſtrichen. Ich geſtehe es, ich hatte ihn denunzirt.

Eure Preſſe iſt mit wenigen Ausnahmen nicht für Geld, ſondern für ein Lächeln, für einen Händedruck, für ein Glas Champagner käuflich. Wo ſind die Zeitungen, die es wagen, im Namen der Vernunft gegen ſolche moraliſche Peſtplagen aufzutreten? — Haben Sie den Nürnberger Correſpondenten geleſen? Wie, Ihr ſpottet über die voce della verità in Modena, über Bäuerle's Theaterzeitung, über den Humoriſten, aber nie kroch ein Menſch dort ſo vor einem Fürſten, als jenes öffentliche Organ vor einem Pianoholzhauer. Ach, wird man ſagen, Liſt iſt Philanthrop — er giebt Concerte für die Armen — aber abgeſehen davon, daß dieſe Philanthropie immer eine Spekulation iſt, da Liſt nichts aus ſeiner Taſche giebt, ſondern zwei Concerte für die Armen giebt, um drei für ſich zu haben, eine Philanthropie, die neulich erſt hier im Odeon in einem Luſtſpiele als ein ſehr gutes modernes Geſchäft gebrandmarkt wurde — warum dies Schweigen der blaſirten Bürgerſchaft bei weit edlern Wohlthätern? Und ſind jene Männer, die nicht meſſingne Töne, ſondern ihre letzten Seufzer dem Vaterland widmen, die für die Menſchheit darben, im Gefängniß juridiſch dahinwelken, die im Auslande hungern oder gar das Leben ſelbſt auf dem Altar des Vaterlandes hinopferten, ſind jene Männer nicht mehr werth als ein Pianoſpieler, der Beethoven und Schubert entſtellt und eine Art Taſchenſpielerei auf den Taſten zum Beſten giebt!

Eng mit dieſem Kunſtparoxismus ſteht die neue griechiſche und engliſche Theaterſucht in Verbindung. Perſien gab uns die Peſt, Rußland die Cholera und die Pentarchie, Frankreich die Revolution — die abſcheuliche! — und Berlin giebt uns den Sommernachtstraum, Antigone, Rellſtab und nun gar die Fröſche. — Iſt es nicht eine Schande für Deutſchland, daß die literariſche Preſſe ſo wenig Einfluß hat, ich will nicht ſagen auf den Staat, ſondern ſogar auf das Theater. Man hat lange der romantiſchen Schule vorgeworfen ſie ſei unmächtig etwas zu produziren, ſie ſei blos kritiſch-langweilig, man hat Tieck vorgeworfen, er ſei nur ein Schauſpieler, habe nie weder Talent noch Genie zum Dichter gehabt, habe nie etwas produzirt, das ſich von ſelbſt erhalte, das allein gehe und ſtehe — er hat dazu gelächelt — nun aber zeigt ſie, die hochritterliche romantiſche Schule, weſſen ſie fähig ſei.

Hat nicht Sophokles, Ariſtophanes und Shakſpere ganz beſonders für die Berliner Bühne gelebt, gedichtet und geſungen? Vor zwei Jahren hatte das Berliner Publikum noch den Muth Racine's Athalie auszupfeifen, die, ihrer langweiligen Tendenz nach, zur romantiſchen Schule gehört, aber heute muckſt ſich kein Mäuschen, der Eſel im Sommernachtstraum herrſcht und regiert auf allen Bühnen, und die Antigone ſetzt alle Federn in Bewegung. Hat doch die deutſch-nationale Preſſe die franzöſiſchen Stücke als antinational vertrieben. Die Barbaren von Franzoſen, die ſich unterſtehen Geiſt zu haben und Euch oft aus der viereckigen ruhigen Stellung mit Gewalt heraustrieben — aber die Griechen, die Engländer, die Spanier, die haben deutſch gefühlt. — Leonidas, Epaminondas, Themiſtokles, Sophokles, Aeſchylos haben deutſch geſprochen als ſie ſtarben, gerade wie der Herzog von Orleans, ſie haben deutſch gedacht, ſchon deßwegen, weil ſie, wie alle große Deutſchnationalen, die franzöſiſche Sprache verachteten und kein Franzöſiſch verſtehen — das ſind unſre Männer! — Schreibt jetzt Griechiſch, Spaniſch, Engliſch, aber hütet Euch einen Sommernachtstraum zu ſchreiben, wenn er nicht ſchon einige hundert Jahre alt iſt. Macht, daß Ihr vor 400 Jahren geſtorben ſeid, oder ſchneidet Euch jetzt den Hals ab und laßt Euch von Tieck und Schlegel überſetzen, ſchreibt ein Deutſch, das kein Menſch verſteht, vielleicht werdet Ihr dann auf die Bühne gebracht, vielleicht ſchreibt dann ein langweiliger Pedant auch eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs Briefe über Euch — o! armes kleinliches Deutſchland, das beſtändig einen Schottiſchen tanzt nach der Geige der Polizei — einen Schritt vorwärts, zwei Schritt rückwärts! —

Einige Journale, namentlich auch die Elegante, haben ſich unvortheilhaft über das Unternehmen Ruge's hier ausgeſprochen. Sie haben beſonders erwähnt, wie es ſo ſchwierig ſei, eine im Auslande gedruckte Schrift nach Deutſchland zu bringen. Aber muß man nicht die Beſtrebungen Ruge's und Froebel's gerade um ſo mehr anerkennen, da ſie ein ſolches

Werk unternehmen, ohne Ausſicht auf materiellen Gewinn. Man irre ſich nicht. Deutſchland lebt in einer Epoche wie Frankreich zur Zeit Rouſſeau's und Voltaire's. Wer das nicht einſieht, oder nicht einſehen will, irrt ſich gewaltig in ſeiner Zeit. Auch damals mußten die philoſophiſchen Prinzipien von Haus zu Haus, von Staat zu Staat flüchten und auswandern. Man verbrannte ihre Bücher durch den Henker und hätte ſicher die Autoren gehenkt, wenn man ſie, wie die Nürnberger, gehabt hätte. Die, welche man hatte, ſperrte man in die Baſtille. Oder glauben Sie vielleicht, die philoſophiſchen Autoren in Deutſchland, die nicht in das Bockshorn der offiziellen Philoſophie blaſen, ſeien vor perſönlicher Haft und der ewigen Unterſuchung ſicher! Ruge hat mich verſichert, daß man ihm ſchon gedroht hat. Edgar Bauer ſoll vor ein Kriegsgericht geſtellt werden, und wenn man mit den Vorplänklern fertig, geht es an das Gros der Armee. Sie wundern ſich, daß Ruge mit ſeiner Familie hierher kömmt — aber ehe drei Jahre vergehen ſind Sie ſelbſt mit Ihrer Familie hier, trotz Ihres wohlwollenden zuckerwäſſerigen Fortſchritts. Die Logik läßt ſich einmal nicht überwinden, und da wo der Staat einem religiöſen Prinzip huldigt, nicht aus Liebe zu den Menſchen, ſondern im Namen Gottes, da muß ſich der Fanatismus einſtellen und alles was ſich dagegen ſträubt verketzern. Oder glauben Sie, es iſt weniger gefährlich gegen die Antigone und Tieck als gegen den chriſtlichen Staat zu ſchreiben? So irren Sie ſich, wie Sie es leider bald erfahren werden. Weit entfernt, Herrn Ruge von ſeinem Vorhaben abzuhalten, ſollten die Deutſchen ſich freuen, daß wenigſtens auf irgend einem Platze das deutſche Wort frei ſich äußert. Ob und wie es die Deutſchen leſen, das iſt gleich. Untergehen wird es nicht, iſt es der Wahrheit gemäß. Iſt es falſch, vernunftwidrig, irrthümlich, ſo fließt es von ſelbſt in Nichts zuſammen.

Von neuen Stücken im Theater hier iſt der „Deſerteur", in der Opera comique, allerliebſt. Nur iſt er alt, ſchon ſehr alt, obſchon er alle neue komiſchen Opern übertrifft, freilich nicht ſo alt wie Medea. Ferner „l'homme blasé" auf dem Vaudeville, eine allerliebſte Poſſe, die in die Zeit greift. „Don Sebaſtien" wird mit jedem Tage ſchlechter, eben ſo „Maria di Rohan." Alexander Dumas hat auch wieder ein neues Stück auf der porte St. Martin geben laſſen von dem die Journale nicht einmal ſprechen. Der „Satan" rezenſirt es folgendermaßen Erſter Akt: Ein Mädchen, das zu weinen anfängt. Zweiter Akt: Ein Mädchen das weint. Dritter Akt: Ein Mädchen, das fortfährt zu weinen. Vierter Akt: Ein Mädchen, das ſich aus lauter Weinen langweilt. Fünfter Akt: Ein Mädchen, das durch das Weinen das Publikum zu todt langweilt. Es iſt dies leider wahr. Aber geſtehen muß ich doch, trotz dieſem Allem iſt mir das Stück lieber als die Antigone.*) Nun gar l'homme blasé, von Arnal. Die ganze deutſche romantiſche Schule zuſammen, mit ſammt allen griechiſchen Fröſchen und Heuſchrecken, iſt nicht im Stande, ein ſolches Luſtſpiel zu ſchreiben, wobei man Thränen der Freude vergießt. Und nun gar der Deſerteur von den hieſigen Mitgliedern der Opera comique ausgeführt! **A. Weill.**

Das Entlaſſungs-Geſuch des jetzigen Intendanten am Berliner Hoftheater, des Herrn v. Küſtner, welches in vielen Zeitungen verkündigt wird, iſt kein Entlaſſungs-Geſuch, ſondern eine Berufung auf kontraktliches Recht. Eine ſolche hat Herr v. Küſtner an den König gerichtet, namentlich in Bezug auf Leitung der Oper, welche er in letzter Inſtanz ſeinem Contrakte gemäß für ſich in Anſpruch nimmt gegen Anſprüche des jetzigen erſten Muſikdirektors. Wird dieſe Berufung vom Könige nicht anerkannt, ſo iſt eine Entbindung von den Funktionen des jetzigen Intendanten allerdings damit ausgeſprochen, bei einer ſolchen würde aber Herr v. Küſtner mit Beibehaltung ſeines Gehaltes zurücktreten. Ein bewilligtes Entlaſſungs-Geſuch würde dagegen ein Zurücktreten mit Penſion zur Folge haben. Die königliche Entſcheidung iſt noch nicht erfolgt. — Döring's Engagement in Berlin iſt bis jetzt nicht möglich geweſen, da er in Hannover nicht entlaſſen worden.

Vorwärts! wird ein neues deutſches Blatt in Paris heißen, welches von Neujahr an wöchentlich zweimal in je einem ganzen Bogen erſcheinen wird. v. Bornſtedt und Börnſtein werden als Häupter dabei genannt. Auf dem Programm ſteht kein Name. Dies Programm verkündigt ein liberales, dem Weſentlichen nach belletriſtiſches Blatt. Deſſen Inhalt ſoll ſich folgendermaßen gliedern: Deutſche Zeitungsſchau, Wünſche für Deutſchland, Vorwärts (Andeutung aller erfreulichen Erſcheinungen im Vaterlande), Krebsliches (Aufdeckung der Uebelſtände), Pariſer Tages-Ereigniſſe, Franzöſiſche und deutſche Literatur (zur gegenſeitigen Verſtändigung), deutſche und franzöſiſche Muſik, bildende Kunſt, Krebs-Litera-

---

*) Es iſt wohl Louiſe Bernard gemeint, welches den Berichten nach ein ganz artig Stück ſein, aber an der porte St. Martin ſehr ſchlecht geſpielt werden ſoll. D. R.

tur (Beſprechung der rückwärts trachtenden Bücher), Salons-Gerüchte und Börſengeſchwätz, Freimüthige Correſpondenzen aus Deutſchland, Pariſer Theaterſchau, Pariſer Concertſchau, Bunte Nachrichten. — An Mannigfaltigkeit alſo fehlt's nicht, ob an planvoller Beſchränkung auf wirklich Nothwendiges wird die Ausführung zeigen. Ich wiederhole nicht mein Kaſſandralied bei Entſtehung deutſcher Blätter in Frankreich, es wird mich freuen, wenn es aus der Mode kommen kann. Die Adreſſe der Redaktion iſt: „Bureau Central pour l'Allemagne, rue des Moulins, 32, à Paris. Alle Briefe werden franco erbeten.

Die Theaternachrichten aus Paris werden wie die Ueberſetzungen von dort vorzugsweiſe von Börnſtein über Deutſchland verbreitet: Die Augsburger Allgemeine Zeitung und die Leipziger Allgemeine Theater-Chronik, jene für das allgemein Anſprechende, dieſe für das Detail dienen ihm zur Verbreitung. In letzterer erzählt er uns jetzt, daß das Vaudeville-Theater unter dem Ehepaar Ancelot wunderlich marktſchreieriſche Mittel zur Anziehung ausübt. So werde auf den Retour-Billets der Vorſtellungen von „Madame Roland" die Heldin des Stücks abgebildet, wie ſie vor dem Block der Guillotine kniee. Das Theater français ſoll ein neues Trauerſpiel „Spartakus", von einem Leinweber Beuzeville, angenommen haben, und das Odeon-Theater bereite ein Trauerſpiel „der alte Conſul", von einem jungen Dichter Ponroy vor, der Ponſard übertreffen werde. Desgleichen werde Außerordentliches von einem Trauerſpiele „Sardanapal" erwartet. Die Franzoſen ſind auch ſtark in die Mode alter Stoffe hineingerathen; aber dieſe Mode iſt in ihrer dramatiſchen Geſchichte wenigſtens organiſch, ſie werden wenigſtens Sinn für Einfachheit und Formenbildung davon gewinnen, und ihr von uns ſo hochmüthig angeſehenes Drama läßt ſich dabei niemals zu den täuſchenden Kunſtmitteln herbei, das recitirende Drama durch Muſik ſchmackhaft zu machen. — In der „Wiener Zeitſchrift" giebt Duesberg ſehr hübſche ſummariſche Berichte über das Pariſer Theaterleben. Unter Anderen erfahren wir daraus, daß die Bezeichnung „Griſette" altmodiſch geworden und die Bezeichnung „Rigolette" an die Stelle getreten iſt. Auch dies iſt eine Folge der Sue'ſchen Myſterien, und die darin ſo vortrefflich geſchilderte Griſette Rigolette hat gewiß ſolche Popularität verdient.

Theodor Mügge iſt von ſeiner nordiſchen Reiſe glücklich zurückgekehrt und arbeitet jetzt an „Skizzen aus dem Norden", welche in einigen Monaten erſcheinen und uns das ſkandinaviſche Reich bis nahe an den äußerſten Norden ſchildern werden. Seine Wanderungen haben ſich nicht allein in die romantiſchſten und wildeſten Theile Norwegens ſondern auch in die nördlichſten Gegenden erſtreckt. Er iſt dem Nordkap bis auf wenige Meilen nahe geweſen. Wir freuen uns ſeiner glücklichen Heimkehr, und freuen uns im Voraus auf ſeine Schilderungen.

Sampiero von Halm, eine Tragödie, deren Aufführung an der Burg vorbereitet wird*), ſpielt in Corſika. Sampiero betrieb 1562 die Befreiung Corſika's von dem Joche Genua's. Seine Frau, Vanina Ornano, iſt aber mit den Feinden Corſika's, mit den Genueſen in Verbindung, und wird deshalb von Sampiero ermordet. Der Autor fürchtet, daß dieſer Stoff in Wien auch vor dem Publikum einen ſchweren Stand haben werde. Man iſt dort nicht geneigt, dem Leben für den Staat gegenüber dem Familienleben eine ſo große Berechtigung einzuräumen. Indeſſen iſt er als ächter Dichter, der geben muß wozu ihn der Geiſt treibt ohne Rückſicht auf augenblicklichen Erfolg, auch auf eine kühle Aufnahme gefaßt. Ich glaube nicht, daß obige Befürchtung jetzt noch in voller Kraft gelte. Das Wiener Publikum iſt allerdings durch Feſthalten an Iffland und Kotzebue auf dem Repertoir und durch das Syſtem der Abhaltung von ſtaatlichen Gedankenkreiſen ſtrenger als irgend ein andres in beſchränkteren Kreiſen verblieben; aber die Bedürfniſſe der Fortentwickelung ſind auch dort jetzt lebendig wie anderswo, ſelbſt das Repertoir hat ſich, wie es heißt beſonders auf unbefangenen Rath des Grafen Kolowrat, dem des übrigen Deutſchland mehr angeſchloſſen, und wo die Staatsbeziehungen im Drama nicht äußerlich, hohl und phraſenhaft auftreten, da werden ſie auch in Wien gebührende Theilnahme finden. In einem Stücke Halm's werden ſie aber gewiß aus einem inneren Organismus erwachſen, und ſo kann Sampiero leicht eine folgenreiche Wendung in der dramatiſchen Laufbahn Halm's darſtellen. Gewöhnen wir uns nur daran, daß nicht immer rauſchender Theatererfolg nöthig ſei für Anerkennung eines tüchtigen Dramas.

*) Dem Repertoir-Verzeichniſſe nach hat ſie jetzt ſchon ſtattgefunden.

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 10.

№ 10. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1843.

Moden.

Jemehr ein modiſcher Anzug im großen Publikum das Auffallende vermeidet, ohne die moderne Eleganz zu vernachläſſigen, deſto feiner und ausgezeichneter iſt er. Daher iſt für die Straße und an öffentlichen Orten das *Schwarze* ſehr beliebt. Man hat von ſchwarzem Tuch allerliebſte mantelets echarpes, ein Mittelding zwiſchen Mantel und Shawl, ein Mantelſhawl, der wattirt und mit Seide gefüttert iſt, und ringsum mit Schnürſtickerei oder mit ſeidner Borde verziert wird. Dieſen Mantelſhawl trägt man über aller Art Stadtkleider, jedoch am paßlichſten über einem ſchwarzen Tuchkleide, deſſen Ausputz mit der Mantille harmonirt. Dazu gehört ein einfacher, bunter, ſchillernder Sammthut, blos mit Band verziert oder mit einer über dem Kopfe liegenden Feder geſchmückt. Dieſer Anzug iſt beſonders für die Straße zu empfehlen; für den Wagen jedoch, zu Beſuchen und zum Eintritt oder beim Weggehen an öffentlichen Orten zeigt man ſich wohl geputzter, und dazu gibt es eine große Auswahl der verſchiedenſten Winterhüllen, die wir größerntheils ſchon nannten und die in ſtets verſchiedener Zuſammenſtellung wieder neu erſcheinen. Am beliebteſten bleiben die *ſlaviſchen* Schnitte mit Pelzbeſatz; z. B. iſt ſehr modern ein polniſcher, anſchließender Ueberwurf, der bis ans Knie reicht, von ſchwarzem Atlas gemacht, weiß oder buntfarbig gefüttert und wattirt, mit goldnen Knöpfen ausgeputzt und mit Marder verbrämt iſt. Ganz abweichend davon wird auch noch der *Camail* getragen. Dieſer iſt ſehr ſchön von grünem Sammt, mit roſa Futter und mit Pelz beſetzt. Auch der *Damen-Paletot* wird noch oft gemacht, beſonders von Vigognetuch in fahlen Farben, mit Blaufuchs aufgeſchlagen. Zum ſicherſten Schutz gegen wirkliche Kälte bleibt ſtets der Mantel zum Umhängen am zweckmäßigſten, und darin iſt die *walachiſche* und die *aſſyriſche* Form der neuſte Schnitt. Auch der Wiener Mantel des diesmaligen Modebildes ſcheint ganz brauchbar, zumal wenn man ihn in dunkeln Farben ausführte. Der aſſyriſche Mantel des Pariſer Modeblattes wäre auch weniger koſtbar ganz hübſch herzuſtellen, z. B. von Tuch mit Marder oder Blaufuchs beſetzt, oder von ſchwarzem glatten Atlas gemacht, und rings um den Rand verſchiedene Muſter geſteppt wie eine Bordüre. Zu ſo einfacheren Mänteln ſind glatte Sammt- oder Atlas-Capoten mit einem ſehr langen ſchwarzen Spitzenſchleier und einem bunten Bandgekraus innen im Schirm ſehr kleidſam. Man macht überhaupt bei den *Hüten* einen großen Unterſchied, ob ſie auf die Straße beſtimmt ſind, wo ſie einfach und ſehr anſpruchslos ſein müſſen, oder ob man ſie zu Beſuchen und im Theater trägt. Letztere müſſen geputzt und dem übrigen Anzug angepaßt ſein. Doch ſind ſelbſt im Theater die Sammthüte in Ueberzahl, insbeſondere die ſchwarzen mit Atlasfutter und buntem Ausputz, und vorzugsweiſe mit roſa Bändern und Roſen. Außerdem ſind die

dunkelblauen Sammthüte mit einem Kranz von großen Sammtblumen mit blauem Kelch und gelben Staubfäden ſehr geſucht. Doch auch andere bunte Hüte ſieht man, z. B. einen Hut von ungeriſſenem grünen Sammt, mit rothem ungeriſſenen Sammt gefüttert und außen an der linken Seite des mittelgroßen Schirms ein Zweig dunkelrother Roſen aufgeſteckt. Oder auch roſa Atlashüte mit engliſchen Spitzen und Roſen ausgeputzt. Eine ſehr gute Toilette zu Beſuchen iſt ein veilchenblauer Atlashut, mit ſchwarzer Spitze bedeckt und mit veilchenblauem und ſchwarzem Bande garnirt. Dazu ein Moorkleid, orange und veilchenblau ſchillernd, mit breiten ſchwarzen Atlasſtreifen; das Kleid hat den enganliegenden Oberrockſchnitt und vorn herunter ſchwarze Atlasaufſchläge. Ueber dem Ganzen eine Marder- oder Zobel-Echarpe und von demſelben Pelzwerk der Muff. Ein anderer Beſuchsanzug beſteht aus einem dunkelblau und ſchwarzen Damaſtkleide, mit einer bogigen Schräge von ſchwarzem Sammt, welche unten um den Rock geſetzt wird. Eben ſolche Sammtdrapperie in Shawlform verziert den hohen, glatt anſchließenden Leib. Darüber wird ein langer Caſchmirſhawl geſchlungen. Der Hut dazu iſt von weißem ungeriſſenen Sammt mit einer langen Feder; ein Muff von Hermelin und Sammtſtiefelchen mit kleinen Abſätzen vollenden das Ganze.

Zur großen Toilette iſt Puder und Schminke wieder das Neuſte, doch bleibt dieſer Verſuch vermuthlich ſo vereinzelt, wie er es ſchon voriges Jahr geblieben iſt. Auch die chineſiſchen Friſuren mit dem ganz aus dem Geſicht geſtrichenen Haar, mit den auf der Stirn feſtgeklebten dünnen Haarringen und dem hohen Haaraufbau auf dem Wirbel des Kopfes nennt man wieder neu. Jedenfalls iſt der gehobene und wellige Scheitel wieder mehr getragen, als es die Locken ſind, beſonders zu Hüten und zu Aufſätzen.

Auch die Möbel und die übrige Einrichtung der Wohnung gehen natürlich ſtets mit den Kleidermoden Hand in Hand, und befriedigen leider oft mehr den Zeitgeſchmack, als daß ſie die Bedürfniſſe zweckmäßig erfüllen. Im Rokoko- und Renaiſſanceſtil waren denn auch ſeit einigen Jahren alle häuslichen Einrichtungen dem Modetypus gemäß, und auch jetzt läßt ſich eigentlich noch keine andere Art dafür nennen, obgleich in vielen Einzelheiten die griechiſchen Linien mehr und mehr die Rokokowindungen verdrängen. Schade wäre es freilich, wenn ſich die Pariſer Vorherſagung erfüllte und man, ſtatt ſich den harmoniſch-claſſiſchen Formen zuzuwenden, nur die Steiflinie und die Nachahmung der Conſulat- und Kaiſerzeit wieder aufnähme. Auf die Einrichtung der Zimmer haben die Engländer mit ihrem ſelbſt künſtleriſch ausgebildeten Sinne für Behaglichkeit einen ſehr vortheilhaften Einfluß gehabt. Wenn auch nicht immer ganz harmoniſch, doch oft wohlthuend ausgleichend haben ſich ihre ſoliden, zuweilen koloſſalen Formen zwiſchen alle Erzeugniſſe des ſpieleriſchen Rokokos gedrängt. Jeder elegante Salon, deſſen moderne Möbel in den wunderlichſten Windungen ſich formen, hat einige bequeme engliſche Lehnſtühle oder einen engliſchen Divan, da mit man darauf ausruhe, wenn man die zierlichen Stühle verläßt mit den gewundenen Beinen und mit den zwiſchen Säulen à jour ſchwebenden Rücklehnen. Für dieſe koſtſpielige Drechsler- und Schnitzarbeit der modernen Möbel iſt eine neue Erfindung gemacht, welche die Formen noch zierlicher ausführt, ohne die großen Koſten ſolcher Meiſterarbeit zu erfordern. Man macht nämlich alle dieſe Windungen, dies Schnitzwerk, dieſe à jour-Holzarbeit von Papiermaché, das genau Farbe und Politur der gewünſchten Holzart hat, und womit ganz rohe Möbelgeſtelle von Holz ſo ausgelegt und belegt werden, daß ſie den Anſchein der ſolideſten Holzarbeit haben.

Nach Bequemlichkeit und Brauchbarkeit ſtrebt aber eigentlich in unſerer praktiſchen Zeit die Mode, wie dies die modernen Kleiderſchnitte, die elegante Geſellſchaftshaltung bekundet, ebenſo zeigt es ſich auch in der Zimmereinrichtung. Daher ſind denn auch die ſogenannten Nipptiſche, welche eine Menge zierlicher Sächelchen zur Schau boten, gänzlich verworfen. Nipps hat man natürlich noch, allein ſie müſſen den Anſchein von Nothwendigkeit haben, und man ſtellt ſie nicht mehr vereinigt auf, ſondern einzeln an verſchiedenen Orten, wie wenn ihnen der Gebrauch den Platz angewieſen hätte. Selbſt in dieſen Spielereien machen die Tändeleien der Rokokozeit ſchon den Nachahmungen antiker Formen Platz.

Die Tapeten der Wände ſind entweder ſehr reich und bunt, oder ganz einfach in Marmorart, auf welchen ſich die breiten, ſchweren, bronzenen Spiegelrahmen ſehr gut ausnehmen und welche die großen, guten Bilder beleben. Die neuen Papiertapeten haben entweder chineſiſche Muſter, z. B. gelb auf holzfarbigem Grunde, oder es ſind auf Atlaspapier große ſammtne Blumenbouquets geſtreut. Ganz neu iſt auch eine Ledertapete mit Hochdruck, die das Holzgetäfel mittelalterlicher Schlöſſer nachahmt und oft mit Vergoldungen und bunten Farben ausgeführt iſt. Dieſen Lederhochdruck verwendet man als Tapete meiſt nur in Schlöſſern oder zu ernſten Betzimmern. In ſtädtiſchen Wohnungen aber, wo die heitere Papiertapete oder die präch-

tige Seidentapete herrſcht, macht man unten nur eine breite Lamperie oder oben Simſe von dieſem Lederhochdruck. Auch die Thüren bedeckt man damit, denen man ein gothiſches Anſehen geben will. Die Möbelbezüge in Leder ſind auch gepreßt, aber nicht ſo haut relief, wie obiges. Dieſe Lederbezüge oder ein Stoff, der die Gobelinwirkerei nachahmt, ſind das Neuſte und Vornehmſte zu Möbelbeſchlägen, obgleich Plüche, gepreßter Sammt und buntfarbiger Damaſt das Allgemeinere ſind. Ohne Thürenvorhang — portières — ſieht man kein neueingerichtetes Zimmer mehr. Man wählt dazu die ſchwerſten Seidenſtoffe mit Sammtmuſter. Eben ſolche Stoffe tapezieren auch die Wände großer Häuſer. So wurde ein Appartement folgendermaßen geſchildert: Zwei große Salons hatten beide gleiche Tapete von braunrothem Brocat mit weiß und goldnen Streifen; auf dem matten weißen Streif rankten friſche Blumengewinde. Das Camingeſims war mit einem braunrothen Sammtkiſſen, woran breite Goldfrannigen, bedeckt, ein eben ſolcher Vorhang zum Aufziehen hing über der Caminöffnung und gab dem Ganzen das etwas geſuchte Anſehen eines Altars. In jedem dieſer Zimmer lag ein großer Teppich von granatfarbigem und goldigem Grunde, der ringsum mit lebhaften Blumenguirlanden eingefaßt war. Das an dieſe Salons ſtoßende kleinere Empfangszimmer war mit lichtblan moirirtem Damaſt, in welchen Silbermuſter eingewirkt waren, tapeziert. Die Thürvorhänge waren von entſprechender Farbe, aber anderm Stoffe, gleichſam der Uebergang von den Tapeten zu den Möbelſtoffen. Die Möbel hatten alle Renaiſſanceform und waren mit Leder- oder Sammtbeſchlag, jedoch ohne jede Ueberladung; wie denn auch neuerdings die Zimmer nicht mehr ſo überhäuft werden. Die Schlafſtube hatte die Wände mit meergrünem Pompadour in buntem Blumenmuſter bezogen und einen hoïzbraunen und grün geſtreiften Thürvorhang, auf welchen mit Plattſtich Blumenbouquets geſtickt waren. Die Fenſtervorhänge waren von weißer Guipûre, und dies ſah reizend aus. Das kleine Betzimmer war lila und ſchwarz decorirt und den Fußboden bedeckte ein Teppich von violettem Grund mit gelben Roſenbouquets.

Die *ſpaniſchen Wände* ſind wieder oft angewendet, und zwar in neuer Form und mit reicher Seidendrappirung. Sie dienen zum Schutz für die Betten im Schlafzimmer, oder dienen im Wohnzimmer gegen den Zug von der Ausgangsthüre.

Schöne bunte Barègedecken über das weiße Bett gebreitet ſehen ſehr reizend aus, dahingegen die türkiſche, ſchwer gewirkte Decke mehr über das Bett des Herrn gewählt wird. J.

Feuilleton.

* Man kennt die Goethe'ſchen Verſe über die Recenſenten. In Paris treiben ſie es, wenigſtens die Theaterkritiker, aber doch noch ärger, als bei uns. Wir führen ein Beiſpiel aus der neuſten Zeit an. Ein Schauſpieler ſchickte einem Recenſenten, um ihn günſtig zu ſtimmen, vor dem Auftreten in einer neuen Rolle eine ſehr ſchöne Lampe zu. Den Tag darauf nimmt er mit ſüßen Hoffnungen das Journal zur Hand, in welchem er beſprochen iſt, und was findet er? Die boshafteſte aller Recenſionen, die jemals über ihn geſchrieben worden. Erſchrocken und wüthend läuft er zu dem Literaten, um ihm Vorwürfe zu machen, doch dieſer entgegnet ihm ganz ruhig: „Was verlangen Sie, mein Herr? Ihre Lampe iſt ſo ſchön, daß ich ein Paar beſitzen möchte!" Er bekam das Seitenſtück, und nun lobte er den Schauſpieler.

* Zu demſelben eben erwähnten Journaliſten kam kürzlich ein junger erſter Liebhaber und ſagte zu ihm: „Mein Herr, ich werde nächſtens debütiren; ich glaube, Talent zu haben, aber dieſes Talent iſt auch bis jetzt mein einziges Vermögen. Nehmen Sie mich in Ihrer Kritik nicht zu arg mit, ermuthigen Sie mich, und ich werde mich ſpäter abfinden, das verſprech' ich Ihnen." Einige Tage darauf las man: „Geſtern debütirte Herr Arthur ....; *er verſpricht etwas*." Der junge Schauſpieler verſtand den Wink wohl, und beeilte ſich, ſein *Verſprechen* zu erfüllen.

* Neulich ſpeiſten einige vornehme Lions in einem öffentlichen Salon und waren in ihrer Luſtigkeit ſehr laut, während im Nebenzimmer eine andere Geſellſchaft trank und zechte. Da ſchellte der Marquis von ....

den Bedienten und ſprach: „Seht nach, wer im Nebenzimmer ſo unanſtändigen Lärm macht; ſind es gemeine Leute, ſo werft ſie die Treppe hinab, ſind's Edellente, ſo bittet ſie, gefälligſt mit uns zu ſpeiſen.“

* Ein Bürger von Orleans, der ſeinem Vaterlande weder gute Dienſte geleiſtet, noch etwas Uebles zugefügt hatte, las kürzlich den „Moniteur Univerſel“, und fand ſich zu ſeiner großen Ueberraſchung unter der Reihe Derer, die den Ehrenlegionsorden erhalten hatten. „Ah“, rief er, „jetzt weiß ich, womit ich die Belohnung verdient habe — ich wohne ſeit meiner Geburt in Orleans, habe alſo mein fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert.“

* In Paris zieht jetzt ein berühmter Portraitzeichner die elegante Welt an. Dieſer ausgezeichnete Künſtler iſt nämlich kein Menſch, ſondern ein Automat in reichem ſpaniſchen Koſtüm, und ſein Beſitzer hat ihm den Namen Proſopographus gegeben. In dem kurzen Zeitraum von einer Minute entwirft er das Portrait der Perſon, die ihm ſitzt, ohne irgend eine Communication mit derſelben, und man kann ſich darauf verlaſſen, daß man frappant getroffen wird. Seine Künſtlerſchaft beruht auf mathematiſchen Principien, die unfehlbar ſein ſollen. Die Bilder — heißt es — ſind nicht mit gewöhnlichen Silhouetten zu verwechſeln, und übertreffen ſelbſt die Daguerrotypen, deren Vorzüge ſie beſitzen, ohne ihre Fehler zu haben. Als wahres Wunder erſcheint es, daß, wenn die zu portraitirende Perſon eine heftige Bewegung macht und dadurch die Berechnungen des Automaten ſtört, dieſer ſein Werk noch einmal beginnt, nachdem er ſein Mißvergnügen mit einem Zeichen zu erkennen gegeben hat. Man ſieht, dieſer Künſtler iſt kein gewöhnliches Talent, und was das Seltſamſte iſt, er liefert ſeine Arbeiten zu äußerſt billigen Preiſen.

* Sollte ſich nicht, was Börne ſchon im Jahre 1831 von den Franzoſen ſchreibt, im Allgemeinen auch auf uns anwenden laſſen? „Man ſucht“, ſagt er, „den Weibern nicht mehr zu gefallen, und mit der Zärtlichkeit ging bei den Männern auch alles Zarte verloren. Es iſt unglaublich, mit welcher Unritterlichkeit hier (in Paris) die Frauenzimmer von dem männlichen Geſchlechte behandelt werden. Wenn nicht eine zufällige perſönliche Neigung ſtattfindet, auf das Geſchlecht als ſolches wird gar keine Rückſicht genommen. Die jungen Leute treten mit weniger Umſtänden in eine Geſellſchaft, als in ein Kaffehaus ein; kaum daß ſie ſich verneigen, viel, wenn ſie grüßen. Haben ſie mit der Frau vom Hauſe einige unhörbare Worte gewechſelt, oder ihr eine Minute lang zugelächelt, iſt ihre Galanterie erſchöpft.“ Was damals Börne beklagte, hat man jetzt noch weit mehr Urſache zu beklagen. Die älteren Herren ſind noch die galanteſten, die jungen aber verhehlen es gar nicht, daß ſie nur in Geſellſchaften gehen, weil es zum guten Ton gehört, oder um gut zu eſſen und zu trinken, oder um ihre Toilette zu zeigen, oder um die Zeit hinzubringen. An der Unterhaltung mit den Damen liegt ihnen nichts; ſie drängen ſich in einen Winkel zuſammen, oder ſetzen ſich an den Spieltiſch, oder betrachten den Geſellſchaftsſalon als ein Leſecabinet, und wenn ſie ein Uebriges zu thun ſich entſchließen, ſo leſen ſie ihren Damen vor, um der Mühe überhoben zu ſein, ein Geſpräch zu führen. Die heutigen Franzoſen zeichnen ſich keineswegs mehr durch die ſprichwörtlich gewordene Galanterie aus, ſie ſagen kaum „Pardon“, wenn ſie einer Dame auf den Fuß treten, und Heinrich Heine würde heute einem Vorübergehenden auf der Straße, der heftig an ihn angeſtoßen, ohne um Verzeihung zu bitten, nicht mehr nachrufen: „He, Landsmann, woher ſind Sie?“ denn es könnte ebenſo gut ein Franzoſe ſein. Natürlich langweilen ſich die jungen Leute auch bei Soiréen und Bällen, denn auch das Tanzen macht ihnen keinen Spas mehr; ja, ſie gehen in ihrem materiellen Treiben ſo weit, daß ſie bisweilen ſogar die Bedienung fragen, ob warm geſpeiſt werde? Erhalten ſie eine verneinende Antwort, ſo ſtehlen ſie ſich ſobald als möglich aus der Geſellſchaft, die keinen Reiz mehr für ſie hat, fort, um auf irgend einem Kaffehauſe zu ſoupiren. Wehe in dieſen unritterlichen Zeiten der Frau vom Hauſe: Sie hat wenig Dank für ihre Mühe, ihre Gäſte zufrieden zu ſtellen; ſie quält ſich ab, die Unterhaltung in Gang zu bringen, und Die, welche am erſten die Verpflichtung hätten, ihr dabei zu helfen, die jüngern Herren, laſſen ſie im Stiche; ſie ſagt Jedem etwas Verbindliches, iſt gegen jeden Tölpel galant, ſo daß er anfängt, ſich für einen geiſtreichen Menſchen zu halten; ſie lächelt immer freundlich, während ihr das Herz vor Unmuth und Ueberdruß zerſpringen möchte, und doch ſind alle ihre Anſtrengungen vergebens. Von einem Geſellſchaftstage zum andern hofft ſie, daß mehr geſelliges Leben in die Leute kommen werde, der Winter geht vorüber, und was iſt der Lohn für ihre Gaſtfreundſchaft? Man rümpft die Naſe, beklagt ſich über ausgeſtandene Langeweile, und die gutherzige, wohlwollende, aufopfernde, geiſtreiche Dame vom Hauſe mag je eher je lieber in ein Bad reiſen, um ihre geſchwächten Nerven wieder zu ſtärken. Dieſe Bemerkungen haben leider nicht blos für Frankreich Giltigkeit, auch die

deutſche Männerwelt verdient dieſelben Vorwürfe. Und was, fragt man, iſt der Grund ſolcher Unſitte? Die Quelle iſt freilich reiner, als der Strom, der ſich aus ihr gebildet. Es iſt mehr Gleichheit unter die Stände gekommen, deshalb bemüht ſich Niemand mehr, durch ſeine äußere Haltung es den Andern zuvorzuthun. Es iſt mehr Wahrheit jetzt in der Welt, deshalb verbirgt Niemand mehr ſeine Gleichgiltigkeit gegen den Schein. Nur geht man darin zu weit. Man verſchmäht leere Huldigungen und ſchüttet das Kind mit dem Bade aus — man wird grob. Die Zeit iſt zu ernſt, als daß man zum Tändeln Luſt haben könnte, doch man verlernt dabei auch jene „Höflichkeit des Herzens", von der Goethe ſpricht; man überſieht die Geſetze einer nothwendigen Convenienz, die an ſich wohl nur Form iſt, aber zugleich verhütet, daß nicht jeden Augenblick die wechſelſeitigen Widerſprüche der verſchiedenen Perſönlichkeiten hervortreten. Die Damenwelt dagegen theilt ſich in zwei Parteien, die beide dem Geſellſchaftsbedürfniß nicht genügen; die eine hat keine Ahnung von dem Inhalt der Zeit, und die andere iſt mit Emancipationsideen erfüllt, ohne ſich noch klar zu ſein über Das, was ihnen Noth thut. Sie fällt als Opfer für ein künftiges Geſchlecht, das die geordnete Erbſchaft in Frieden ſich wird zueignen können. Wie die Welt ſich politiſch reformirt, ſo geſtaltet ſie ſich auch geſellſchaftlich neu; aber ſie iſt noch im Ringen, deshalb noch keine Form. Wenn die Kriſis vorüber ſein wird, werden wir mehr gewonnen haben, als was wir jetzt verloren wähnen.

* In einer kleinen Phyſiologie der Choriſtin leſen wir folgende ſpaßhafte Schilderung derſelben: Die Dame vom Chor gehört zu der dramatiſchen Gattung, die Stand und Stimme im Hintergrunde des Theaters zu haben pflegt. Die Chordame hält ſich ehrfurchtsvoll hinter dem Tenor oder dem Baß, dem Contraalto oder dem Sopran, die gerade en vogue ſind. Sie wohnt regelmäßig allen Hochzeitsfeierlichkeiten, allen Leichenbegängniſſen, allen Aufſtänden, allen Feſten, allen Schlachten und allen Triumphen bei. Vorzugsweiſe hilft ſie das Glück Neuvermählter mitfeiern; nichts iſt ihr geläufiger, als Verſe, wie der folgende:

„Ach, welcher Tag voll Glück und Luſt,
Wie freudig hebt ſich unſre Bruſt!"

Das Letztere iſt gewöhnlich nur bildlich zu verſtehen. Die Chordame iſt auch ſtets im Gefolge eines Einzugs irgend eines Fürſten oder eines Helden, der als Sieger aus der Schlacht zurückkehrt. Dann ſingt ſie:

„Heil, Heil, Heil dem Tag voll Glanz,
Der Dir reicht den Lorbeerkranz!"

Von ſieben Uhr Morgens bis Abends eine Stunde vor der Vorſtellung (die Probe nicht gerechnet) iſt die Choriſtin in der Regel entweder Putzhändlerin, oder Nähterin, oder Stickerin, Blumiſtin, feine Wäſcherin u. ſ. w. Ich ſpreche natürlich nur von ihren officiellen Beſchäftigungen. Sie wohnt weit öfter in der ſechsten, als in der erſten Etage, und wenn man ihr Gemach ein Boudoir nennt, ſo muß man eine lebhafte Einbildungskraft beſitzen. Abends vertauſcht ſie ihr beſcheidenes Aſyl mit den Couliſſen der Oper. Jetzt geht eine vollſtändige Metamorphoſe mit ihr vor. Z. B. ein mauriſcher Turban erſetzt das ſchlichte Häubchen oder den etwas verſchoſſenen Hut, eine Sammt- oder Seidenrobe tritt an die Stelle eines dünnen Wollenkleidchens und ein Atlasſchuh ſchmückt den zierlichen Fuß, den erſt eine ziemlich plumpe Stiefelette verunzierte. Die Chordame ſteht in einem Alter vom zwanzigſten bis zum fünfzigſten Jahre. Sie iſt entweder zu dick oder zu mager, ja es iſt beinahe eine Unmöglichkeit, eine zu finden, die das juste milieu hielte. Schönheit und Tugend gehören nicht zu ihren unerläßlichen Vorzügen; auch hat ſie einen überflüſſigen Mangel an reichem Haar, das ſie durch falſche Locken erſetzt, und immer fehlen ihr vier oder fünf Zähne.

* Vor einiger Zeit ſahen wir Clauren in einem ſtark beſuchten Badeorte. Wir werden an das freundliche Männchen mit dem weißen Halstuche und im Frack, das gerade ſo lächelte, wie ſeine Schriften, durch einen Artikel aus Berlin, der uns eben zur Hand iſt, und in welchem von ihm die Rede, wir möchten ſagen, faſt wehmüthig erinnert. Vergeſſener Ruhm, ſagt der Verfaſſer, gehe in Berlin herum, z. B. Clauren. „Wer, der vor dreißig oder vierzig Jahren leſen gelernt hat, hätte nicht Clauren geleſen? Er war über ganz Europa berühmt und wurde Walter Scott an die Seite geſetzt. Jetzt ſind kaum hundert in der Welt, die da wiſſen, daß Clauren noch lebt; in Berlin, außer ihm, ſeiner Frau, ſeiner Tochter, ſeinem Schneider und ſeinem Pudel, gewiß nicht zehn. Er iſt in ein Loch der Geſchichte getreten und aus ihr herausgefallen. Die Geſchichte hat viele ſolche Löcher, man muß ſich in Acht davor nehmen. Schon mancher Ruhm iſt darin verloren gegangen. Clauren iſt in der That eine ſehr tragiſche Figur, wenn er ſo langſam unter den Linden dahingeht, die Hände, wie Napoleon, auf dem Rücken zuſammengelegt. Er ſelbſt iſt Alles, was von ſeinem Ruhm übrig geblieben iſt, der vergeſſene Ruhm von 1799 und 1804. Es liegt ſo viel alte deutſche Zeit in ſeinem Geſicht, ſo viel Zeit, die immer in Escarpins ging, weiße Cravatte

und den Hut unter dem Arme trug. Sie war kokett, jene Zeit, ſie wußte ſo ſüßlich zu lächeln, ſie tänzelte im Hundetrab in der Antichambre der Geſchichte herum, aber die Geſchichte hat ihr niemals Audienz gegeben. In dieſer Zeit galt Clauren für ein Genie, aber aus dieſer ſeiner genialen Zeit hat er nichts gerettet, als die weiße Cravatte." — Auch Patroclus iſt gefallen, und war mehr, als du!

* Bekanntlich war Don Quixote's Roſinante ein würdiges Seitenſtück zu dem Ritter von der traurigen Geſtalt. Aber dieſer war wenigſtens unſchuldig an dem mangelnden Embonpoint ſeines Renners. Die Don Quixotes der neuſten Zeit ſind nicht ſo gutherzige Narren, als ihr berühmter Ahn. Der Cirque = Olympique in Paris eröffnete kürzlich ſeine Vorſtellungen mit einem Stück, deſſen Held der Ritter iſt. Da kam man nun in große Verlegenheit wegen eines paſſenden Roſinante; dürre Mähren hätte man wohl in Menge auftreiben können, doch fand ſich kein Pferd, das mit der Magerkeit zugleich künſtleriſches Talent verbunden hätte. Endlich nahm man ſeine Zuflucht zu einem wohlgenährten. Voreilig nahm dieſes die Rolle an, ohne zu bedenken, wie theuer es ſie bezahlen würde. Ein Pferd bedenkt ſich nun einmal nicht Alles gleich: Eine Zeitlang vor der erſten Probe entzog man ihm ſeinen gewohnten Hafer, dann bekam es nur eine kleine Quantität Heu, und endlich nach der Hauptprobe mußte es mit Stroh vorlieb nehmen. Am Tage der Vorſtellung bekam es noch weniger, nämlich gar nichts. Nun war es dem Roſinante völlig ähnlich, man konnte jede Rippe an ihm zählen, es war nur Haut und Knochen, aber um ſo glänzender war auch ſein Erfolg, ſo daß es mit Applaus überſchüttet, herausgerufen und bei der zweiten und dritten Vorſtellung ſogar mit Kränzen und Gedichten belohnt wurde. Doch am Morgen vor der vierten Vorſtellung, zu der ſchon kein Billet mehr zu bekommen war —

Ach, da lag es, eine Leiche,
In dem Stalle da,
Nach der Krippe noch das bleiche,
Stille Antlitz ſah!

Ein großes Talent war das Opfer ſeines Berufs geworden. Sentimentale Schwachköpfe ſchreien zwar über Thierquälerei, aber vorurtheilsfreie Menſchen, wahre Kunſtfreunde lächeln über dergleichen begrenzte Anſichten.

* Muſard, der Pariſer Walzerkönig, der franzöſiſche Strauß, der Napoleon der Tanzmuſik, der ſich bekanntlich an der Straße, die nach Neuilly führt, eine prachtvolle Villa gebaut hat, um ſeine Rente, die ihm die Thorheit der Welt eingebracht, in Ruhe zu verzehren, hat ſeinen Herrſcherſtab einem Herrn Elwart überlaſſen, der es ebenſo weit, als ſein Vorgänger, zu bringen gedenkt. Muſard ſchreibt jetzt, wie man ſagt, an ſeinen Memoiren. Seltſame Zeiten.

* Wir haben neulich den Tod der tragiſchen Schauſpielerin Madame Paradol angezeigt; jetzt kommt uns die Nachricht zu, daß auch die Comödie dem Tod einen Tribut zahlen mußte, nämlich Fräulein Emilie Leverd, eine der pikanteſten und beliebteſten Künſtlerinnen von Paris während der Kaiſerzeit. Sie war 1790 geboren; ihre theatraliſche Laufbahn begann ſie als Tänzerin, doch machte ſie wenig Glück. Da ſah ſie Picard und redete ihr zu, im Luſtſpiel aufzutreten. Nun wurde ſie beim Theater Louvois, dem ehemaligen ſogenannten Theater der Kaiſerin, dem Picard damals vorſtand, engagirt. Ihr hübſches Geſicht, ihr feiner Wuchs und ihre achtzehn Jahre machten Aufſehn im Quartier latin; man ſchlug ſich vor der Thür des Theaters zu Ehren ihrer ſchönen Augen. Der Kaiſer ſelbſt, der Napoleon von Marengo und Auſterlitz, fühlte ſich hingeriſſen, und der große Eroberer ward von einem hübſchen Mädchen erobert. Bald darauf erhielt Emilie den Befehl, auf dem Theatre français zu ſpielen; die erſte Kokette, Fräulein Contat, war eben abgegangen, und ihre Stelle mußte erſetzt werden. Die Leverd machte Furore und Geoffroi, der Großmeiſter der damaligen Kritik, ſchrieb über ſie die ſchmeichelhafteſte Recenſion. Selbſt die Mars, ihre gefährliche Nebenbuhlerin, konnte ihren Ruf nicht ſchmälern, und während ſich im Jahre 1812 die Franzoſen gegen die ruſſiſchen Waffen und den ruſſiſchen Winter ſchlugen, während Moskau in Flammen aufging, während die große Armee, wie einſt die ſpaniſche Armida, vom Zorn des Himmels vernichtet wurde, bekämpften in Paris ſich beide Parteien der Marſianer und der Leverdianer auf das Heftigſte. Man ſollte es nicht glauben, aber es iſt wahr, daß von Moskau ein kaiſerlicher Befehl kam, der den Theaterkrieg zu dämpfen verſuchte. Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt. Fräulein Leverd zog ſich endlich ſtolz vom Kampfplatze zurück, doch bald erſchien ſie mit erneutem Glanze und ſammelte ungeſtört ihre Lorbeeren. So floſſen die Jahre dahin, das Kaiſerreich zerfiel, und Fräulein Leverd hatte das Unglück, von einem Uebel heimgeſucht zu werden, das ſtets der Ruin hübſcher Frauen iſt, nämlich von dem Embonpoint. Da zog ſie ſich, nachdem ſie ſich verheirathet hatte, für immer zurück, diesmal nicht wegen einer Nebenbuhlerin, ſondern aus Rückſicht für eine ſchlimme Nothwendigkeit. Die armen Frauen, wie erbärm=

lich iſt oft das Schickſal, das ſie zu ſtürzen vermag!

* Bouffée, einer der erſten Lieblinge des Pariſer Publicums, hat ſeit etwa vierzehn Tagen das Gymnaſetheater, welches bekanntlich den gefährlichen Verein dramatiſcher Schriftſteller gegen ſich hat, verlaſſen und am erſten December auf dem Theater des Variétés debütirt. Die Veränderung erregt großes Aufſehen; Bouffée konnte einer Bühne nicht länger angehören, welche gar keine oder nur wenig neue Stücke zu bringen vermochte und die ihrem Verfall entgegeneilt, ſeitdem der genannte Verein ihr nichts mehr liefert. Die deutſchen dramatiſchen Dichter thäten gut, wenn ſie daraus für ſich eine Lehre zögen, und ſich ebenfalls zu einem Bunde vereinigten, welcher den Theaterdirecionen Vorſchriften machen könnte. Aber würde man in Deutſchland einig werden können? — Der Director des Gymnaſetheaters, Herr Roqueplan, hat den theuren Künſtler Herrn Deleſtre-Poirſon, dem Director der Variétés, für die Kleinigkeit von hunderttauſend Franken abgetreten. Das Merkwürdige dabei, ſagt ziemlich boshaft ein franzöſiſches Blatt, iſt nicht, daß Bouffée von einem Theater zum andern geht, ſondern daß man einen Schauſpieler ſo theuer kauft. In anderthalb Jahren wäre Bouffée's Contract ohnedies gelöſt geweſen; dieſe achtzehn Monate hat Roqueplan alſo auf 100,000 Franken geſchätzt. Außerdem bekommt Bouffée jährlich 25,000 Franken Gehalt und drei Monate Urlaub. Aber ihn zu verlieren, das will auch etwas ſagen, und das Gymnaſe hat nicht dieſen einzigen Verluſt zu beklagen, auch Madame Volnys hat es verloren. Herr Deleſtre-Poirſon ſcheint von ſeinen treueſten Freunden im Stiche gelaſſen zu werden. Madame Volnys iſt jetzt vierunddreißig Jahr alt; das ehemalige Fräulein Leontine Fay liegt alſo, wie man ſieht, weit hinter ihr. Die kleine Leontine ſpielte faſt von ihrer Geburt an; mit acht Jahren hatte ſie ſchon die Niederlande und Frankreich bereiſt, mit elf Jahren debütirte ſie auf der Gymnaſebühne. Das war 1821. Welches Aufſehen erregte ſie da; die Rieſenſtadt beſchäftigte ſich mit einem Kinde. Jedermann pries ſich glücklich, ſie in dem Stück: „le Mariage enfantin" geſehen zu haben. Nach und nach wuchs die kleine Leontine zum Fräulein Leontine heran, und Gott Scribe ſprach zu ihr: „Setze dich zu meiner Rechten!" Nun verheirathete ſie ſich und ward Madame Volnys. Sie iſt auf dem Gymnaſetheater, man möchte ſagen geboren, erzogen, verheirathet worden, und nun ſcheidet ſie dennoch und tritt zum Theater français über. Sie wollte dies ſchon vor einigen Jahren thun, aber die Verbindung löſte ſich wieder, weil ſie zugleich ihren Gemahl engagirt haben wollte. Man warf ihr ein, daß ihr Mann der Ehre noch nicht würdig ſei. „Das iſt wahr", entgegnete ſie da mit ihrer gewöhnlichen liebenswürdigeu Naivetät, „Mein Mann iſt nicht gut, er iſt ſogar ſchlecht, ſehr ſchlecht, abſcheulich, aber, aber — es iſt doch Herr Volnys!" Damit machte ſie allem Hin- und und Herreden ein Ende. Jetzt bei dem neuen Contract iſt auf Herrn Volnys gar keine Rückſicht genommen worden, und die liebenswürdige Schauſpielerin thut, als ob er gar nicht exiſtire. Demungeachtet exiſtirt er und hat die Rollen der edlen Väter übernommen. Vor wenigen Jahren ſpielte er noch erſte Liebhaber. Sic transit gloria mundi!

* Im „Telegraphen" gibt A. Weill in ſeiner aphoriſtiſch-barock-witzigen Weiſe eine Schilderung der Pariſer Loretten, einer Abart der Griſetten, die es weiter in der liebenswürdigen Galanterie, als dieſe, gebracht hat. Wir theilen unſern Leſern Einiges aus dem pikanten Aufſatze mit. Lorette iſt ein Name, den Alphonſe Karr erfunden hat, weil ſie gewöhnlich im Quartier St. Georg bei der Kirche und Straße Notre-Dame de Lorette wohnen. Die Lorette iſt gewöhnlich ein Liebling der Natur, ein kleiner Hund iſt gewöhnlich ein Liebling der Lorette. Es gibt zweierlei Damen, welche die Mode machen: die Lorette und die adelige Beſitzerin eines Hôtel in dem Faubourg St. Germain. Wenn ich zu wählen hätte, wäre mir die erſte lieber. Die Männer der Gräfinnen und Herzoginnen denken ebenfalls, wie ich, ja ſogar die Banquiers, die ſonſt keinen Geſchmack haben. Eine Lorette trägt den Hut und den Schleier ganz anders, wie eine gewöhnliche Dame. Und wenn es die gewöhnliche Bürgersfrau dahin gebracht hat, den Schleier ebenfalls ſo zu tragen, indem ſie ihn entweder bis auf die Brauen fallen läßt, oder ihn um den Hut ſchlingt und ihn am Halſe graziös zuſchleift, ſo hat die Lorette ſchon wieder etwas Neues erfunden, zu dem die Philiſterin ſechs Monate braucht. Die Lorette hat zweierlei Sprachen. Sie iſt fein und witzig in Geſellſchaft. Sie ſpielt vallkommen die hohe Dame. Hier und da nur fällt ein Wort, das ſie verräth. In ihren vier Wänden aber iſt ſie ganz ſie ſelbſt, ohne Umſtände, noch Rückſicht, ja ſie kann ſogar grob werden, wie eine Portière. Ihr Briefſtil iſt ausgezeichnet an orthographiſchen Fehlern. Auch ſchreibt ſie ſelten. Sie kann ſich dick oder dünn anziehen, je nach dem Geſchmack ihres Gönners. Gegen Ende des Monats iſt ſie ſchöner, witziger, berauſchender, als im Anfang. Die Lorette, kraft ihrer angeborenen Tugenden, iſt

ſehr oft Poetin. Sie liebt ihr Vaterland, die Freiheit, und verachtet die Männer, ſogar die, welche ſie zu lieben glaubt. Wenn ſie wirklich liebt, dann beſitzt ſie einen unerſchöpflichen Reichthum an Zartlichkeit und Zartgefühl. Sie iſt dann jeder Aufopferung fähig und erreicht das Ideal eines Weibes. Ich kenne drei Männer, die ihre Loretten geheirathet haben. Nichts Treueres, Sanfteres, Dankbareres kann man ſich denken, als dieſe Engel in Geſtalt eines Weibes. In ihrer Kleidung können ſie jedoch nie ihre Vergangenheit verleugnen. Doch werden ſie weniger geſprächig und widmen ſich ganz ihrer Familie. Eine Lorette läßt keinen Armen vorübergehen, ohne ihm etwas zu geben. Sie iſt gewöhnlich Socialiſtin. Es hängt Alles bei ihr von ihrem erſten Lehrer ab. Die ſchönſten ſind gewöhnlich auch die gebildetſten, weil ſie dann ihren Unterricht in den höchſten adeligen Regionen der Wiſſenſchaft und Kunſt ſchöpfen. Es gibt auch falſche Loretten. Ein geübtes Auge läßt ſich aber nicht täuſchen. Die Lorette hat einen raſchen, leichten Gang, ſie bleibt nicht auf der Straße ſtehen, bewundert gar nichts und ſcheint ſich um die vielen Bewunderungsausrufungen wenig zu bekümmern. Glücklich Derjenige, den ſie liebend anblickt. Ein junger Mann, der die Gunſt einer Lorette genießt und den ſie aus Liebe liebend liebt, iſt glücklich zu nennen. Es gibt überall ſchöne Ouvrieres, Griſetten, tugendhafte Mädchen ohne Mitgift, reiche Fräuleins mit Herzensanlagen, aber Loretten gibt's nur in Paris, und die Belgier ſelbſt haben ſie noch nicht nachdrucken können.

* In der Straße Montorgueil zu Paris hat ein Zahnarzt zur Empfehlung ſeiner Kunſt eine ſchöne Frauengeſtalt in Wachs vor ſeiner Thür ſtehen. Sie hält einen Blumenſtrauß in der Hand. Der Arm bewegt ſich, der Blumenſtrauß beugt ſich, und ſie hat die ſchönſten Zähne von der Welt. Nach einigen Secunden machen Arm und Blumenſtrauß dieſelbe Bewegung, und es fehlen ihr ſechs Zähne, die andern ſind ſchwarz und faul. Die Geſtalt iſt unausſtehlich häßlich. Doch fürchtet nichts, im Nu hat ſie ihre Zähne wieder, und ſie iſt reizend und lächelt ſelig dem Wanderer zu. Die Idee iſt neu und gut, ſagt Weil, der dies erzählt, ſie zeigt deutlich, daß ein Frauenzimmer mit weißen Zähnen ſchöner iſt, als eins mit ſchwarzen. Ein deutſcher Gelehrter braucht zwanzig Bogen, um dies zu beweiſen.

* Eine Locomotive, die nach ihrer gewöhnlichen Schnelligkeit einundzwanzig engliſche Meilen in einer Stunde zurücklegt, würde zu dem Wege von London nach Oſtindien acht Tage und nach Pekin elf Tage brauchen. Den ganzen Erdboden würde ſie in fünfzig Tagen umlaufen. Die Reiſe nach dem Monde würde ſie in ungefähr ſechzehn Monaten machen können; die Zeit würde alſo kein Hinderniß ſein, wenn nicht andere Unbequemlichkeiten bei der Reiſe wären; bis zur Sonne jedoch würde auch die beſte Locomotive, wenn ſie Tag und Nacht ununterbrochen in Bewegung wäre, nicht eher, als in einem halben Jahrtauſend gelangen. Wenn daher die Menſchen nicht ein längeres Leben, als das jetzt gewöhnliche, erfinden, ſo würde auch die allergrößte Vervollkommnung der Luftſchiffe nicht genügen, um uns zu der Bekanntſchaft mit den Bewohnern der Sonne zu verhelfen.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 21. Aeltere deutſche Tracht aus der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts, nach Portraits vornehmer Aachner um 1620. Die Zeichnung iſt nach einem alten Original-Oelgemälde in der Manier des Franz Floris.

No. 22. Wiener Moden. Damenmoden: Hut von gelber Seide mit Feder und Spitzenbarbe von Madame Langer; Kleid von ſchwerem Seidenſtoffe mit engen Aermeln und breiten Falbeln. Mantel von braunem Sammt mit Schnurarbeit. — Burnus à la moresque ꝛc. von J. G. Beer.

No. 23. Pariſer Moden. Damenmoden: Aſſyriſcher Mantel von blauem Sammt mit Hermelin verbrämt, weißem Atlas gefüttert und wattirt. — Geſtreiftes Moorkleid mit ſchwarzem Sammt aufgeſchlagen und orange und violett vorgeſtoßen. Die Haube von Spitzen mit orange Sammtbändern garnirt.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nebſt einer Bücher-Anzeige von der Friedrich'ſchen Verlagsbuchhandlung in Siegen.

Hierbei: **Anzeiger Nr. 10.**

WIENER MODEN.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

13. December **№. 50.** **1843.**

Ueberſicht: Das Torfhaus, von L...... (Schluß). — Neues Theater (IV. Gutzkow. — Kühne. — Marggraff). — Nachrichten.

Das Torfhaus.

(Schluß.)

Im Garten wieder angelangt, ward die Leiter abgeſetzt und zur Erde gelegt. „Die iſt zuſammengebunden“, ſagte Rudorf gleichgiltig, „die laſſe mich nur allein beſeitigen.“ Das Ergebniß des Raubes ward jetzt auf ſeinen Wink in einen entlegnen Theil des Parks geſchafft. Als Alles dort beiſammen war, ſtellte Rudorf ſich trotzig vor ſeinen Gefährten hin: „Nimm jetzt“, ſagte er gebieteriſch, „was du denkſt, daß dir zukommt, und dann geh nur und laß mich ſorgen.“ Schaudernd, ohne Wahl, ergriff Ernſt den Beutel, der ihm zunächſt lag: mehr will ich nicht, ſagte er tonlos. Jener ſtarrte ihn an. „Mehr nicht? Biſt du raſend?“ Nein, aber ſchrecklich unglücklich. Mehr will ich nicht, aber, ſetzte er hinzu, die Hand des Schreibers gewaltſam preſſend, aber hörſt du, Rudorf, von dieſer Stunde an ſprich nie mehr ein Wort zu mir, ſieh mich nicht an, nenne meinen Namen nicht, oder ich entdecke Alles und verrathe dich und mich. Jener wollte etwas erwidern, da trat Ernſt auf ihn zu: Rudorf, ſagte er feſt, ſprich kein Wort, oder wir ſind Beide verloren, du weißt nicht, wie mir zu Sinne iſt. Du haſt mein Elend gewollt, nun haſt du deinen Willen, aber jetzt, aber jetzt — ſeine Stimme bebte, Rudorf trat eingeſchüchtert zurück.

Ernſt ging; er trug ſchwer an dem Beutel, aber ſchwerer, unendlich ſchwerer an dem Gewicht der Schuld, welches ſeine Seele belaſtete, welches ihm Hände und Füße zu lähmen ſchien und der gequälten Bruſt tiefe Seufzer entrang. Traurig, gedankenvoll verbarg er das Geld an einem einſamen Feldwege, er war jetzt reicher, als er vielleicht jemals geweſen, und doch, ſeinem Gefühle nach, unter allen Armen der Aermſte.

Nachdem der Eigner des Schloſſes mit Rudorf zurückgekehrt war, konnten die Folgen jenes nächtlichen Einbruchs nicht lange unentdeckt bleiben, zum Entſetzen des Beraubten, zum Schrecken der ganzen Umgegend. Eifrige Nach-

forſchungen fanden den erſten Aufſchluß in Rudorfs ſorgloſer Verſchwendung; in Haft gebracht, nannte er mit ſichtlicher Schadenfreude den Genoſſen ſeiner Schuld. Als Ernſt verhaftet ward, legte das ungläubige Erſtaunen der Dorfbewohner ein ehrenvolles Zeugniß für ihn ab, er ſelber fühlte ſich jetzt, da ihm Banden angelegt wurden, von den recht eigentlichen Feſſeln befreit, welche ihn bis dahin jeden ruhigen Athemzug, jedes freie Denkvermögen geraubt; nur an Elsbeth dachte er mit dem Gefühl des allertiefſten Mitleids; nun habe ich ſie verloren, dachte er, und für immer! Das von ihm ſich zugeeignete Geld fand man, ſeiner Angabe gemäß, noch unberührt auf dem Felde vergraben.

Die Unterſuchung ward in dem Schloſſe geführt, wo der Raub geſchah; ſeltſam genug ſchien der Beſitzer deſſelben jetzt, wo er den größten Theil des geraubten Geldes wieder erlangt, erſt recht von Unruhe gepeinigt zu ſein. Die Verhöre wurden in einem Saale gehalten, der in ſeiner Höhe durch alle Etagen ging, und oft ſah man während derſelben den Kopf des alten Herrn an einem Fenſter erſcheinen, durch welches jener weite Raum von dem zweiten Stock aus, mehr Licht noch erhielt. Er ſchien beſondere Gründe zu haben, Rudorf zu ſchonen, dem er die beſten Zeugniſſe ertheilte und durch dringende Verwendung nach allen Seiten es endlich dahin brachte, daß beide Schuldige zu gleicher Strafe verurtheilt, auf vier Jahre in ein Correctionshaus abgeführt wurden.

So ſchwer war Ernſt jetzt beſtraft, ſo ſchwer! und doch menſchlichen Anſichten nach auf ſehr gelinde Weiſe. Die Achtung der Welt, ſeine Stellung im bürgerlichen Leben, Liebesglück, Freiheit, ein ruhiges Bewußtſein, alles das hatte ein einziges Verbrechen ihm geraubt. Er fühlte das tief und dies Gefühl rettete ihn. O, dachte er oft, wenn jeder ſo büßen müßte, der eine Sünde beging! ich habe gefehlt, aber wie büße ich; mein ganzes Lebensglück iſt dahin und ich bin zwanzig Jahre alt! — Dieſe Betrachtung hob ihn in ſeinen eignen Augen, ſtill, ruhig, ohne Klage, trug er das ſelber verſchuldete Geſchick; er gewann es mit der Zeit über ſich, Rudorf mit Gelaſſenheit anzuſehen, nie aber richtete er eine Silbe an dieſen. Vergeben hatte er ihm längſt, wohl erkennend, daß der mächtigſte aller Verleiter ſtets im eignen Herzen zu ſuchen ſei. Wer aber ſchildert die vielen einſamen Stunden, die traurigen Nächte, während derer Ernſt ſeines alten Lehrers, ſeiner, einſt ſeiner Elsbeth gedachte. Heiße Gluth überflog ihn, wenn er bedachte, wie ſehr dieſe ſich ſeiner zu ſchämen habe. O, nur das nicht, nur das nicht! flüſterte er in ſolchen Augenblicken, Augen und Hände flehend emporhebend; dann aber war es ihm, als ob eine innere Stimme ihm zuriefe: „Das iſt Buße.“ Und „ja, das iſt Buße!“ hallte es in ſeinem gequälten Herzen wieder.

Als die feſtgeſetzten Jahre verfloſſen und die Gefangenen ihrer Haft entlaſſen wurden, ging Rudorf unſchlüſſig auf Ernſt zu, dieſer trat ihm entgegen: Rudorf, ſagte er ruhig, ich habe dir längſt vergeben, aber kannſt du, ſo vermeide mich wiederzuſehen. Du kannſt doch auch keine Freude daran haben. Jener wollte antworten, da ſah Ernſt ihn mit Augen an, in denen große Thränen ſtanden, dann nickte er ihm mit dem Kopfe den Abſchiedsgruß und ging langſam fort. Rudorf wagte nicht ihm zu folgen.

Drei Tage ſpäter erreichte Ernſt gegen Abend das Dorf, wo er früher gelebt, dorthin zog es ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt, er wollte das ganze Maß ſeines Elends kennen, wollte wiſſen, ob Elsbeth lebe, ob ſie verheirathet ſei. Von der Dämmerung begünſtigt, ging er raſch und unbeachtet durch

das Dorf hin, auf das Pfarrhaus zu; der gute, alte Pfarrer war ihm immer gewogen geweſen, von dieſem wollte er ein Wort des Troſtes und der Vergebung, mit ihm ſich über die Zukunft berathen.

Der alte Herr wandelte gemüthlich vor ſeinem Hauſe umher, bei Ernſt's Anblick wechſelte ſeine Geſichtsfarbe, er ſah dieſen feſt und ſchweigend an, dann reichte er ihm mit verſöhnter Milde die Hand. Die Unterredung, welche jetzt in einem entfernten Theile des Gartens Statt hatte, war von Ernſt's Seite einer Beichte gleich zu achten; der alte Pfarrer ſchüttelte mitunter das Haupt, ſprach jedoch kein Verdammungsurtheil. Und wäre ich unentdeckt geblieben, ſagte Ernſt im Verlauf ſeiner Bekenntniſſe, nimmer würde mein Verbrechen mir Nutzen geſchafft haben, nimmer würde es mir möglich geweſen ſein, jenes Geld für mich zu verwenden; Schauder ergriff mich, ſo oft ich deſſen nur gedachte. Der Pfarrer lächelte mitleidig. „Sage das nicht, mein Sohn, Zeit und Jahre härten ab, du würdeſt dich an den Gedanken des Beſitzes gewöhnt haben." O, ſagen Sie das nicht, flehte Ernſt, nur das nicht! hätte das möglich ſein können, dann bin ich noch immer nicht entſündigt; nein, o nein, glauben Sie das nicht. „Mein armer Freund", entgegnete jener, ob du entſündigt biſt — die Welt wird es dich lehren — halte dich an dein Bewußtſein, deine Reue und Gottes Barmherzigkeit, und den Vorſatz feſt, dein Leben von jetzt an rein bewahren zu wollen."

Ernſt erfuhr im Verlauf der Unterredung, daß ſein alter Lehrer geſtorben, die Witwe den jungen Nachfolger deſſelben geheirathet, und Elsbeth, die ſich zu keiner Heirath habe entſchließen können, aus dem Hauſe gemußt habe und jetzt im Pfarrhauſe in Dienſt getreten ſei. Schauer des Glücks und des Entſetzens ergriffen ihn bei dieſer Nachricht; er, der tief Erniedrigte, ſo nahe der einzig Geliebten, der Geſpielin ſeiner ſchuldloſen Kindheit, der Seele ſeines Lebens. „Du mußt ihr guten Abend ſagen", äußerte der alte freundliche Pfarrer, Ernſt ſchwieg, ſeine Zähne ſchlugen wie im Fieberfroſt übereinander. „Komm, fuhr jener fort, das iſt eine neue Prüfung, aber ſich keiner entziehen, das iſt rechte Buße."

Ernſt folgte ſeinem Gönner langſam in's Haus, bis an die Küche, wo Elsbeth am Heerde ſtand und die Abendſuppe bereitete. Der Pfarrer ſteckte nur den Kopf durch die Eingangsthür und ſagte bewegt: da bringe ich dir einen jungen und doch alten Freund, empfange ihn, wie es dir um's Herz iſt, das wird wohl das Beſte ſein. Nach dieſen Worten ſich zurückziehend, ſchob er den jungen Mann in die Küche hinein. Elsbeth drehte ſich raſch um, die Flamme des Heerdes beleuchtete die einſt ſo geliebte Geſtalt. Kein Laut des Erſtaunens kam über des Mädchens Lippen, nur bleich und wortlos ſah ſie ihn an. Ernſt ertrug dieſe ihn vernichtende Stille nicht, er eilte auf ſie zu: Elsbeth, ſagte er mit bebender Stimme, vergieb du mir, dich habe ich am tiefſten gekränkt. Elsbeth brach in ſanftes Weinen aus „Gekränkt?" wiederholte ſie, „ach! du haſt mein Herz gebrochen!" Ernſt blickte wie ſtarr und gedankenlos vor ſich hin: dich, ja dich habe ich am tiefſten gekränkt, ſagte er tonlos.

Elsbeth hob die Arme ihn zu umfaſſen und wich in demſelben Augenblicke wie unwillkürlich zurück; Todesbläſſe überflog das Antlitz des jungen Mannes und erſchrocken warf ſie ſich an ſeine Bruſt. Er wollte ſich von ihr losmachen, aber ihre Arme umfaßten ihn feſt und feſter: du Unglückſeliger! flüſterte ſie, du armer, beklagenswerther Menſch, ſage mir, aber mir ſage die Wahrheit — mir, der du Jahre des Lebens und der Jugend geraubt —

und ſie zuckte krampfhaft in ſeinen Armen: Ernſt, Ernſt, war es meinetwegen? für mich, mich Unglückſelige? — Er ſchwieg, aber er preßte ſie feſt an ſich, Beide ſchwiegen, aber heiße Thränen entſtrömten ihren Augen. Für mich! ſagte Elsbeth endlich, o, Ernſt, ich will dir die traurige Liebe vergelten, ſo lange ich lebe! Ernſt ſchwieg noch immer. Ernſt, bat ſie ängſtlich, ach! ſage doch ein Wort, ein Wort nur, ſage, o ſage, daß du alles bereuſt.

Sie war auf ſeine Ecke des Heerdes geſunken, erſchrocken ſetzte er ſich neben ſie, ihre zitternde Geſtalt zu ſtützen. Elsbeth, fragte er weich, war ich denn ehedem jemals ſchlecht? — Sie legte ſeine Hand auf ihr laut pochendes Herz, ſage dir daher, fuhr er fort, ob ich bereute und litt! Du haſt mir vergeben, alle Schande vergeben, die ich über dich brachte, denn ſie wußten doch Alle, daß du mir einſt gut warſt, aber, meine Frau — das kannſt du nun niemals werden. Sie ſah ihn groß an: Ich deine Frau nicht werden? Weshalb denn nicht? Glaubſt du, es ſei noch Etwas zu ſchonen? Den Spott und Hohn der Welt habe ich zu allem Kummer getragen, eine ganz veränderte Lage im Leben auch — was fehlt denn noch, was iſt denn noch zu ſchonen? — Das will ich dir ſagen, entgegnete er und ſein Auge blitzte, ſeine Wange färbte ſich, ſiehſt du den Mond dort? blick hin, blick hin, mit deinen unſchuldigen Augen, ich, ich kann meine Augen nicht zu ihm erheben. In jener Nacht, in jener ſchrecklichen Nacht ſchien der Mond mir in's Geſicht, als ich eben das unglückſelige Geld verbarg — ſeitdem — ſeitdem flößt er mir Grauen ein. Willſt du einen Mann, der ſein Auge vielleicht zu Menſchen, aber nicht zum Himmel aufſchlagen kann? — Elsbeth ſah ihn voll Erſtaunen an: O, du thörichter, irrgläubiger Menſch, ſagte ſie ſanft, glaube doch an die einzige Vergebung, die eine w a h r h a f t i g e ohne Rückhalt iſt, an d a s Erbarmen, welches uns Allen verhießen. Komm, ſagte ſie bittend, und zog ihn empor, ſieh mit mir zum Monde auf. Sie trat mit ihm gegen das Fenſter hin, unwillkürlich beugten ſich beider Knie. Herr, Herr, beteten ſie leiſe, vergieb uns unſere Schuld. — Stumm drückten ſie einander dann die Hände: Dein! ſagte Elsbeth ſich an Ernſt's Schulter ſchmiegend, mein! wiederholte er ruhig und feſt, und ich will für dein Glück thun was ich kann; was ſich nicht ändern läßt, was es immer ſtören wird — das vergieb mir, denn ich kann es mit meinem Leben nicht zurückerkaufen.

In dieſem Augenblicke trat der alte Pfarrer zu den Liebenden ein: Mich verlangt nach meiner Suppe, ſagte er freundlich, und du, Ernſt, fuhr er fort, bleibſt hier über Nacht und dann wollen wir weiter ſehen. Nach langer Berathung mit ſeinem wohlwollenden Gönner ward der Beſchluß gefaßt, Ernſt ſolle in einem entfernten Dorfe Wohnung und Arbeit ſuchen, und ſei Beides gefunden, zurückkehren um Elsbeth heim zu holen, welche die erforderlichen Mittel zur Anſchaffung des nöthigen Hausraths beſaß.

Die Wanderung, welche Ernſt jetzt antrat, war eine ſehr traurige; ſobald die Wahrheit hervorleuchtete, welche nicht zu verbergen er feſt beſchloſſen, ward ihm überall eine abſchlägige Antwort; ſcheu und mißtrauiſch betrachtete man ihn. Er hatte gedacht die Strafe ſeines Vergehens überſtanden zu haben, jetzt erſt traf dieſe ihn wahrhaft. Ein alter Bauer, den der tiefe Kummer des jungen, hübſchen Mannes jammerte, ſchlug endlich vor, man möge ihm ein Stück Land auf einem der Dorfſchaft zuſtändigen Moor überlaſſen, dort möge er ſich anſiedeln und im Dorfe Arbeit ſuchen. — Ernſt blickte ſtumm und tief bewegt über den weiten Raum hin, zu dem man ihn führte. Welche Oede! ſo weit das Auge reichte, nicht Baum noch Strauch, nur am fernſten

Horizont einige, gegen den Rand einer Anhöhe gelehnte Hütten; nirgend ein recht erquickliches Grün, nur das dürftige, zum Theil mit Haide bewachſene Moor, und ab und zu ein gelbes oder rothes Blümchen faſt kümmerlich hervorſprießend. Und dahin ſollte er ſeine Frau führen! ſeine Elsbeth, mit der er ſich im frohen Jugendtraum einſt auf einem reichen Bauernhofe von Wohlſtand umgeben gedacht.

Kummervoll erbat er ſich Bedenkzeit, um Elsbeth's Meinung und des Pfarrers Rath zu hören. Der alte Bauer, der ihn bis daher beſchützt, nahm ſich auch jetzt ſeiner an: Bis du dort dich angeſiedelt, ſagte er, nehme ich dich mit deiner Frau in's Haus, geh' du nur jetzt und faſſe Muth. Niemand widerſprach, und Ernſt begab ſich mit dieſem Troſtworte auf den Rückweg; zum erſten Male ging er jetzt am Tage durch ſein heimathliches Dorf. Wie weh ihm das Aufſehn that, welches er veranlaßte! wie weh alle die neugierigen Blicke, welche ihm folgten! wie ſie einander anſtießen, die ihn einſt gekannt und ihm gut geweſen waren. Beſtürzt wußte er kaum, ob er grüßen oder ſtill vorübergehen ſollte, beides konnte der verſchiedenen Auslegung nach für Trotz oder Dreiſtigkeit gelten; dennoch ergriff er den Ausweg ſchweigend zu grüßen. Einige dankten mit einem langſamen Nicken des Kopfes, andere lachten heimlich, ohne den Gruß zu erwidern.

Erſchöpft an Geiſt und Körper erreichte Ernſt den ihm mit chriſtlicher Milde gewährten Zufluchtsort. Elsbeth hörte ſeinen Bericht traurig an, ſie wollte weinen, da ſtockten die Thränen im Auge vor dem Schmerzensblicke des geliebten Mannes. Laß uns dorthin ziehen, ſagte ſie raſch, weshalb auch nicht? Je ferner von den Menſchen, um ſo beſſer. Ernſt lächelte dankbar und doch empfand er bei dem Nachſatz ihrer Rede einen Stich im Herzen.

Eine Woche ſpäter ſegnete der Pfarrer die Ehe des ſchönen jungen Paares ein, und mit einer Rührung, welche er bei ähnlichem Anlaß nimmer empfunden. Wenn jene Beiden nicht feſt aneinander hielten, was ſollte dann aus ihnen werden? — So auch ſagte er ihnen: „Ich weihe Euern Bund mit tieferem Ernſte, als ich jemals empfunden, es iſt ein Bund der Entbehrung, des Kummers auf Erden, aber gedenkt, daß für treu getragene Erdennoth himmliſche Vergeltung verhießen iſt. Seid getreu und ihr werdet die Kronen des ewigen Lebens erwerben.“ Das Brautpaar vergoß heiße Thränen.

Der Knecht des Pfarrers ſollte das Hausgeräthe des jungen Paars in die neue Heimath fahren, ihr alter Gönner hatte Elsbeth's kleine Schätze durch manches Stück vermehrt und eine Menge Lebensmittel jeglicher Art hinzugefügt. Schon ſtand der Wagen bepackt vor der Thüre, Ernſt hatte bereits Abſchied genommen, da hob die junge Frau plötzlich bittend Hände und Augen zu dem Pfarrer, zu ihrem Manne empor und ſtürzte dann, einem Pfeile gleich, aus dem Hauſe und auf das Schulhaus zu. Vergebens hatte ſie bis dahin die Einwilligung ihrer Mutter erfleht, welche ihr zornig das Haus verboten, jetzt wollte ſie Abſchied nehmen. Athemlos eilte ſie in's Haus, die Mutter ſtand am Heerde in der Küche, mit dem Rücken gegen ſie gekehrt, Elsbeth umfaßte ſie raſch: Mutter, Mutter, ſagte ſie ſchluchzend, ich gehe jetzt fort, ſag mir doch Lebewohl. Ueberraſcht drehte die Mutter den Kopf zu ihr hin, ſie wollte ſich losmachen, die Tochter umfaßte ſie feſt und feſter; das Unvorbereitete erweichte ihr Herz, beide umarmten ſich. Liebſte Mutter, ſagte Elsbeth, laß mich noch einmal in die Stube, wo der Vater — der Vater — ſie konnte vor Weinen nicht reden. Beide traten in die Stube ein, Elsbeth ſchien mit ihren armen, von Thränen überſtrömenden Augen nichts zu ſehen,

ſie ging nur mit gerungenen Händen im Zimmer auf und ab. Die Mutter hatte ein Beutelchen mit Geld hervorgelangt und reichte ihr daſſelbe, die Tochter ſchüttelte den Kopf: Nein, Mutter, nein, herzliebe Mutter, aber gieb mir des Vaters Geſangbuch — ach liebe, gute Mutter, das ſchenke mir doch! Jene reichte es ihr weinend, dein Vater, ſagte ſie leiſe, war ein ſehr guter Mann! Elsbeth ſchluchzte laut. Grüße doch Ernſt von mir, fuhr die Mutter fort, ach Kind, liebes Kind, wenn du nur glücklich wirſt! Elsbeth drückte die Mutter noch drei, viermal ſchweigend in ihre Arme, dann eilte ſie, an allen Gliedern bebend, zur Pfarre zurück. Erſchüttert blickte die Mutter ihr nach: Und dazu, ſagte ſie mit gerungenen Händen, dazu erzieht man ſeine Kinder! —

Das junge Ehepaar ward von dem alten Hauswirthe freundlich aufgenommen und richtete ſich raſch und thätig ein. Ernſt verſah die Feldarbeit auf dem Gute des alten Mannes und erwarb ſich, fleißig und geſchickt wie er war, deſſen volle Zufriedenheit; Elsbeth beſchickte das Hausweſen und ſtrickte und nähte für Geld, beide lebten ganz ſtill und eingezogen, nie ſah man ſie bei Feſten irgend einer Art, und die Dorfſchaft duldete ſonder Murren den jungen Mann auch um der hübſchen Frau willen, die ihn, wie man meinte, von Jugend auf gekannt und doch wiſſen müſſe, daß er ſo gar ſchlimm nicht ſei. Von der Anſiedlung im Moor war keine Rede mehr; ſo verfloſſen vier glückliche Jahre, im erſten derſelben ſprach der alte Pfarrer noch ab und zu bei ihnen ein, mit ſeiner liebreichen Geſinnung und manchen erfreulichen Gaben, nach Ablauf dieſer Zeit ruhte er im Schoos der Erde und hinterließ ſeinen Schützlingen nur die Erinnerung an ſeine großmüthige Güte; der Verkauf ſeiner Habe reichte kaum ſeine kleinen Schulden zu decken. Nach Verlauf jener vier Jahre ſtarb der alte Bauer plötzlich, vom Schlage gerührt; Ernſt und Elsbeth weinten ihm heiße Thränen des Dankes, aber vorahnend auch Thränen des tiefſten Schmerzes nach. Der einzige Sohn und Erbe des Verſtorbenen traf auf die Todesnachricht ein; dieſer hatte dem Vater niemals Freude gemacht; er beſaß ein Geweſe in der nächſten Stadt und war während jener vier Jahre nimmer zum Beſuch gekommen, obwohl der alte Vater ihn mitunter aufgeſucht oder Geſchenke an Lebensmitteln geſandt. Mißtrauiſch hatte der Erbe die Mitbewohner des Hauſes bereits betrachtet, als neugierige und glückwünſchende Nachbarn hinzukamen; haſtig fragte er, was denn das für Leute wären, die ſein Vater ſich aufgeladen? Die unerklärliche Hinneigung der menſchlichen Natur, Schlimmes an den Tag zu bringen, ließ ihn eine Antwort finden, welche ihn in Wuth verſetzte. Alſo ſolches Geſindel nahm mein Vater auf, mich beſtehlen zu laſſen, ſagte er finſter.

Mit großer Mühe erlangten Ernſt und Elsbeth einige Wochen Friſt, um für ein Obdach ſorgen zu können; keiner im Dorfe wollte ſie jetzt aufnehmen, wo der reiche Erbe dies Allen auf rohe Weiſe widerrieth. So flüchteten ſie nun zu dem ihnen zuerſt beſtimmten Aſyl; dort errichteten ſie ihre Wohnung. Torfſoden, durch Sand und Lehm verbunden, einige Sparren und Haide und Grasſoden für das Dach, machten das einzige Material dieſes ſeltſamen Aufbaues aus, tiefe Gräben wurden um denſelben hergezogen um dem Häuschen einen trocknen Standpunkt zu ſichern, und arm und einfach wie Alles war, verſchlang es doch die kleinen Erſparniſſe der jungen Leute und manches Stück Hausgeräthe, welches als Bezahlung angenommen ward. Wenige Wochen nach dem Tode ihres Wohlthäters bezogen Ernſt und Elsbeth jene Hütte mit ihren beiden hübſchen Kindern; er ſuchte und fand

nach wie vor Arbeit im Dorfe, während Elsbeth um die Hütte her einen kleinen Garten zu ſchaffen ſuchte, um dem unfruchtbaren Boden wenigſtens Kartoffeln abzugewinnen.

Dies war die Erzählung, welche Walter, freilich nur in mehr allgemeinen Umriſſen, erfuhr. Mit großer Aufmerkſamkeit bei der Beſchreibung verweilend, welche er ſich von Rudorf's äußerer Erſcheinung geben ließ, blieb ihm faſt kein Zweifel, daß jener es geweſen, der ihn auf einſamer Haide beläſtigte, ob um tiefere Pläne auszuführen, ob um ihn, den ſichtlich Beunruhigten zu necken, wer konnte darüber entſcheiden? wer ſagen, ob es Rudorf geweſen, der jenen Schlag nach ihm geführt. Beſtimmt war es wenigſtens, daß er ſelber zu Schloß Wals in jenem Zimmer geſchlafen, in welches Ernſt einſt einſtieg, um dadurch ſein ganzes Lebensglück zu verlieren. Mit Lebendigkeit erinnerte er ſich jetzt auch beider Bilder, jenes Paſtellportrait über dem Kamine glich in Wahrheit der reizenden Elsbeth, und vor jenem, welches einſt bedeutende Schätze barg, hatte unheimliches Grauen ihn erfaßt. Wohl war es eine eigenthümliche Ironie des Geſchickes, daß der junge Mann bei dem einſtigen Berauber des Schloſſes Zuflucht geſucht vor Ueberfall und Gefahr, und doch hatte er vielleicht keine Nacht ſeines Lebens in größerer Sicherheit zugebracht.

Walter ſchwieg eine Weile nachdenkend, nachdem ſein Führer ſeine Erzählung beendet, dann reichte er dieſem mit gutmüthigem Lächeln die Hand, ſchüttelte dieſe und blickte treuherzig in die nicht geſenkten, ihn beſcheiden anblickenden Augen des jungen Geleiters. Die Belohnung verdoppelnd, welche er jenem zugedacht, drückte er dieſe freundlich in deſſen Hand: „für die hübſchen Kinder", und ſetzte er mit jugendlicher Heiterkeit hinzu „für die noch hübſchere Frau." Jener dankte freimüthig, Walter grüßte mit einer Bewegung der Hand und verfolgte den ihm angewieſenen Weg.

Bei dem Grafen angelangt, berichtete Walter offen das Erlebte, wobei jener ab und zu ein Lächeln nicht verbarg, doch aber auch mit ernſter Aufmerkſamkeit horchte und dem jungen Manne mit großer Freundlichkeit die treue Bewachung ſeines Eigenthums dankte. Nachdem dieſer ihn verlaſſen, verfügte der Graf ſich zu ſeiner Gemahlin, welcher er die ihm gewordene Mittheilung wiederholte, beide beſprachen ſich lange darüber. Ueber Rudorf's Abkunft, ſagte der Graf, herrſcht ein myſtiſches Dunkel, mein Großoheim hat ihm in ſeinem Teſtamente ein Legat ausgeſetzt, welches ich zu zahlen habe, jener muß indeſſen ein ſehr bewegtes Leben führen, da ich faſt immer gezwungen bin, dies zu deponiren, und er nur mitunter, oft nach Jahren erſt, das ihm Zukommende in Anſpruch nimmt.

Aber Elsbeth, fragte die Gräfin, und ihre Aehnlichkeit mit dem Portrait im Schloſſe? —

Auch dieſe ließe ſich vielleicht aus der geheimen Geſchichte unſeres Hauſes nachweiſen. Der Großoheim war noch Kind, als eine ſeiner Nichten ſich mit einem Manne bürgerlichen Standes verheirathete; ſie ſelber ward aus dem älterlichen Hauſe, ihr Bild aus dem Ahnenſaale verſtoßen; nur mit Mühe rettete ihre trauernde Mutter dieſes und barg es in jenes Kabinet, wo es noch heutigen Tages hängt und Walter es geſehen. Die junge Frau war und blieb verſchollen; man ſagte, ſie ſei in ein fernes Land gezogen, vielleicht aber lebte ſie unter fremdem Namen in der Nähe und Elsbeth mag ein Nachkömmling aus dritter Generation ſein.

Dann würdeſt du, ſehr zufällig, mehr Gutes noch erweiſen, als in unſerem

Plane liegen konnte, denn nicht wahr, fuhr ſie ſchmeichelnd fort, es iſt unſer Plan, die armen jungen Leute nicht in ihrem abſcheulichen Torfhauſe verkümmern zu laſſen? —

In Wahrheit, ſagte der Graf mit Ironie, ich habe ganz beſondere Gründe, mich jenes Mannes anzunehmen! Er wollte mehr ſagen, aber die zierliche Hand ſeiner Gemahlin ſchloß ihm den Mund, ihr bittendes Auge traf das ſeine. Nun, fuhr er lächelnd fort, im Frühling kommen wir nach Wals, da wollen wir ſehen.

Kaum war die Gräfin zu jener Zeit in Wals aus dem Wagen geſtiegen, als ſie ſogleich eilte jene beiden, ihr ſo merkwürdig gewordenen Bilder zu betrachten. Vor das Portrait im Kabinet zog ſie auch ihren Gemahl hin: Wenn du zugeben kannſt, daß eine ſo hübſche Frau in einem Torfhauſe wohnt! ſagte ſie eifrig. Der Graf lachte, jedoch war es mit ſeiner Zuſtimmung, daß die Gräfin ſich am folgenden Tage mit allen ihren Plänen, mit Walter und ihren beiden Kindern auf dem Wege nach dem Moor befand. Bei dieſem angelangt, mußte der Wagen verlaſſen werden, Walter übernahm die Aufſicht über die wilden, luſtigen Kinder, und mit dieſen den Zug eröffnend, blickte er oft nicht ohne Theilnahme auf die zarte, elegante Frau zurück, welche ganz erhitzt über das feuchte oder ungleiche Terrain kletterte oder ſprang, wie die Umſtände dies eben erforderten.

Bei dem Hauſe angelangt, blieb die Gräfin voll Erſtaunen ſtehen, die Symmetrie und Ordnung, womit aus ſo ärmlichem Material ein Aufbau begründet war, überraſchten ſie ſichtlich: da iſt am Ende auch eine Verranda! ſagte ſie lächelnd, auf das Vordach deutend, und ermahnte dann die Kinder, welche vor Freude aufſchrien über zwei bunte Enten, die auf einem Graben vor dem Häuschen umherſchwammen.

Elsbeth trat jetzt mit ihren Kindern aus der Hütte hervor, Walter reichte ihr, ſie begrüßend, die Hand, und theilte ihr mit, daß die Gräfin gekommen ſei ihre Wohnung zu ſehen. Während dieſe mit der jungen Frau in jene einging, blieb Walter draußen mit den ſchnell miteinander bekannt werdenden Kindern; mitgebrachte Geſchenke, Kuchen, Bilder und Spielzeug wurden vertheilt, und erſt nach geraumer Zeit kehrte die Gräfin zu ihnen zurück.

Auf dem Heimwege ſprach die Gräfin wenig über das Erlebte, hörte aber den Mittheilungen ihrer Kinder lächelnd zu. Mutter, ſagte der Knabe, laß mir zu Weihnacht ein Haus von Torf bauen, das koſtet doch gewiß nicht viel; ich darf nur nicht wiſſen, daß du mir es ſchenkſt, ſonſt könnte ich mit bauen helfen. O, liebe Mutter, bat die jüngere Schweſter, und ſchenke uns auch einen kleinen Graben dazu, worin man gar nicht ertrinken kann, mit zwei hübſchen Enten. Die Gräfin nickte freundlich und ſagte dann zu Walter: Wiſſen Sie, was mich dort am tiefſten gerührt hat? die Bibel. Als ich all das kümmerliche Behelfen mir betrachtete und die weite Oede umher, und das Verſtoßen weit von Menſchen ab bedachte, und dann mein Blick auf die Bibel fiel — da wußte ich, wie ſich Alles tragen läßt. Im Glück und im Elend, welche andere Stütze haben wir? Ach! halten Sie nur feſt daran Ihr Leben lang! Walter ſah mit einem Blick dankbarer Ehrfurcht zu der guten, edlen Frau empor.

Wenige Monate ſpäter befanden Ernſt und Elsbeth ſich auf einem entlegnen Beſitze des Grafen, in einem räumlichen, freundlichen Hauſe; ein Stück Land war ihnen in Pacht gegeben, von dem ſie nicht ohne Arbeit, aber ohne Sorge lebten. Die bunten Enten waren vor ihrer Abreiſe den

Kindern zugeſtellt, welche ſo große Freude daran gehabt, denn Etwas pflegt auch der Arme zu haben, womit er ſeinen Dank beweiſen kann, ſei es auch nur ein Strauß von Feldblumen, oder eine Frucht des Waldes. Elsbeth war es nicht vergönnt ihre Mutter an ihrem Glück Theil nehmen zu ſehen, dieſe ruhte bereits in kühler Erde. Still, ruhig, faſt wie ausgeſtoßen lebten Ernſt und Elsbeth aus freier Wahl auch in ihrem neuen Wohnorte; der Lebens- und Jugendmuth der jungen Frau brach ſich an dem unbeſchreiblichen Ausdrucke ſanfter Trauer, der nie aus ihres Mannes Auge wich. Nur dem Frohſinn ihrer Kinder wehrten beide nie, dieſe wuchſen friſch und fröhlich, doch aber in wahrer Gottesfurcht auf. Jedermann hatte das fremde Ehepaar gern, und die Erinnerung an dieſe, ihr ſtets dankbar ergebenen Schützlinge, blieb ein Lichtpunkt in dem Leben der Gräfin v. B. — Auch Walter vergaß derer nie, die ſeiner in ihren Gebeten gedachten.

L......

Neues Theater.

IV. Gutzkow. — Kühne. — Marggraf.

Gutzkow.

Den Verdienſten Gutzkow's ſchadet immer die Ruhmredigkeit. Oder ſoll ich lieber ſagen die vorzeitige Beweisführung? Gutzkow iſt mehr Denker als Dichter, und er ſchickt gewöhnlich vor oder neben ſeinen Dichtungen einen trompetenden Reiter, welcher die Deutung, Bedeutung, den Umfang und die Fernſicht des neu Gegebenen ſchmetternd darſtellt. Dadurch werden zwar die Dichtungen ſelbſt dergeſtalt wirkſam eingeführt, daß ſich jeder Literat darum kümmert, aber ſie werden mit einem Paß-Signalement eingeführt, welches bei genauer Prüfung nicht ſtimmt und den Dichtungen allerlei Mißhelligkeiten zuzieht. Der reitende Denker hat von neuen Lebensanſchauungen, von neuen Heldenlagen und Heldenausgängen geſprochen, und der Dichter, wenn auch von der Idee des Reiters ausgehend, hat dies nur in Worten nicht in Thaten bewerkſtelligen und ſich ſtatt der heldenmäßigen nur mit mißlichen Lagen und Ausgängen begnügen müſſen.

Dieſes Mißverhältniſſes halber, welches in der Schriftſteller-Natur Gutzkow's liegt, iſt deſſen Stücken viel mehr Ruhmrediges und viel mehr Schmähliches angethan worden als ihnen zukommt. Sie ſind weder Meiſterſtücke noch ſchlechte Stücke; es ſind geiſtvolle Stücke, welche einer ſchöpferiſch ausgetrockneten Theaterwelt ſehr willkommen und der Kritik empfohlen ſein ſollten. Wenn die Kritik mit ihren großen angelernten Worten aus der chimäriſchen Kampfbahn in die wirkliche unſers Theaters, unſers Publikums, unſers Lebens eintreten wollte, ſo würde ſie mit Schrecken erkennen, daß ſich all die ſtolzen Stoffe für eine neue deutſche Theaterwelt in Seifenblaſen auflöſen vor den Bedingungen, vor den ächten Bedingungen der Gegenwart. Dieſe Gegenwart iſt ſeit Jahrzehnten in einer raſtloſen Umſetzung begriffen: Glaube, Heldengedanke, Staat, Verdienſt, Völker- und Volksleben, ja Häuslichkeit und Umgang ſind im mannigfachſten Wechſel begriffen, und nicht das Griechenthum, nicht die Romantik, nicht irgend ein Dichtergenie der Vergangenheit kann den Weg zeigen in ein Herz, welches ſich erſt bildet. Der große Dichter allein, den die Epoche des jetzigen Realſinns erwartet, wird dies können, und daß von uns Allen Keiner dieſer Dichter iſt, das wiſſen wir nur zu gut.

Mir ſcheint es auch, Gutzkow ſei neuerer Zeit vorſichtiger geworden und überlaſſe es mehr und mehr den Stücken ſelbſt: auszudrücken, weß Geiſtes und welcher Abſicht Kinder ſie ſeien. Je eifriger er ſich der Schöpfung hingiebt, deſto ruhiger, deſto unabhängiger von der Tageskritik und von der gelehrten Kritik wird er werden. Dieſe Gegenſätze Tageskritik und gelehrte Kritik ſind die beiden Pole ein und derſelben Stange, welche den dramatiſchen Dichter faſt immer nur ſchlägt ohne zu beleben. Dieſer Schlag iſt uns nöthig, damit wir des augenblicklichen und des vergangenen Bedürfniſſes immer eingedenk bleiben: die unmittelbarſte Gegenwart und die geweihte Vergangenheit ſollen dem dramatiſchen Dichter nie fremd werden, wenn er auch nie von ihnen abhängen ſoll. Gutzkow's Talent iſt vielleicht zu empfindlich für die Tageskritik. Wie hätte er ſich ſonſt dazu verſtehn mögen, in ſeinem erſten Stücke „Savage“ die Lebensfrage „iſt ſie die Mutter, oder iſt ſie nicht die Mutter?“ mehrmals zu ändern! Er möge feſt auf dem beharren, was ihm die Schöpfung als organiſch nothwendig zugeführt hat. Giebt ihm auch das Publikum nicht immer Recht darin, ſein Stück wird in ſich Recht darin haben, und theils weicht am Ende das Publikum doch der Konſequenz, theils iſt auch ein konſequentes Unrecht in der Kunſt erſprießlicher als ein ſchwankhaftes Recht.

Unzweifelhaft feſt und tapfer iſt er im Verhältniß zur gelehrten Kritik, und das iſt von größtem Werthe bei einem ſchöpferiſchen Autor, der ſelbſt aus der Gelehrten-Laufbahn in die ſchöpferiſche Schriftſtellerei übergegangen iſt. Er weiß genau, daß nicht mit alten Hilfsmitteln ein neues Drama aufzubringen ſei.

Bei neuen Dramatikern, welche im herkömmlich gelehrten Stile Stücke ſchreiben, im griechiſchen Stile, im Shakſpere-Stile, im Jamben-Stile, bei ſolchen werden mich die Leſer dieſes Blattes rechthaberiſch und abſprechend gefunden haben. Allerdings; wenn mir da nicht eine gebieteriſche Macht herkömmlicher Form entgegen tritt, ſo bin ich geneigt, mit dem Dilettantismus, der uns mehrere Jahrzehnte aufgehalten, wenig Umſtände zu machen. Ich finde da kein Leben, welches durch einen dreiſten Stoß verletzt werden könnte. Wo ich indeß nur eine Ader wirklich lebendigen Lebens fühle, da bin ich vorſichtig und dankbar, und ich beſpreche ein wirklich neues Stück von ſchwächerer Bildung mit viel größerer Theilnahme und Rückſicht als ein Stück, welches in hergebrachtem Stile eine ganz bemerkenswerthe Bildung entwickelt. Giebt's denn auch einen andern Weg, kritiſirend der Wiederbildung eines Theaters behilflich zu ſein?

Deshalb werd' ich mir nicht erlauben, über Gutzkow's Stücke abzuurtheilen. Einmal iſt er mitten in der Entwickelung begriffen, und zweitens trachte ich auf demſelben Felde — es würde mir ſchlecht anſtehn, ein vollſtändiges Urtheil über ihn beſtimmen zu wollen. Ich will nur einige Bemerkungen über ſeine Stücke machen, Bemerkungen, welche mehr unſer Theater als Gutzkow im Auge behalten.

Am Wichtigſten und Lebenvollſten nämlich ſcheint mir an Gutzkow's Stücken zu ſein, was man ihm übertreibend zum Vorwurfe gemacht hat: die Iffland'ſche Richtung. Iffland hat meines Erachtens keineswegs das Beſte aus unſerm nationalen Leben für das Theater verwendet, aber er hat am Nationalſten für unſer Theater geſchrieben. Die bürgerliche Welt iſt auf unſerm Theater immerdar die anſprechendſte geweſen. Das bürgerliche Leben iſt unter uns bei Weitem immer das ausgebildetſte geweſen und deshalb, nicht bloß weil es das allgemein verſtändliche, iſt es auf unſerm Theater das wirkſamſte. Das politiſche, das ſocial ſpekulirende, das fein geſellige, das phantaſtiſche, das heroiſche, ſelbſt das bloß kriegeriſche — letzteres vielleicht mit Ausnahme Preußens — hat bei uns immer nur eine geringere Theilnahme gefunden. Der Dramatiker iſt alſo auf dem ſicherſten Wege, in Deutſchland Aufmerkſamkeit und Liebe zu gewinnen, wenn er den bürgerlichen Lebenskreis dramatiſirt.

Deshalb wird Gutzkow's „Werner", „Schule der Reichen" und „ein weißes Blatt', als ein praktiſch ganz richtiger Weg bezeichnet ſein müſſen. Mit Recht entgegnet man: die Alltagswelt ſoll nicht alltäglich wieder gegeben ſein, ſondern die Kunſt ſoll Erhebung gewähren. Mich dünkt, Gutzkow's „Werner", welcher für mich bei Weitem das beſte Stück deſſelben, verſage dies nicht ganz. Er iſt aus wahrhaftiger Theilnahme entſprungen, er bringt wahrhaftige Mißverhältniſſe zu voller Anſchauung — er entweicht vielleicht nur am Schluſſe, und verſteht ſich zu einer Verſöhnung, wo der tragiſche Ausgang hätte erheben können. Dies hat wohl eben jene Tageskritik und die weichliche Vorliebe der Schauſpieler für guten Ausgang zu verantworten. Ich glaube, Gutzkow hat hierin zum Nachtheil des Stückes nachgegeben. Aber er hat es doch auch mit ſo viel Geſchicklichkeit gethan, daß eine verſöhnliche Berechtigung der Gegenwart dem Zuſchauer anſchaulich und annehmbar werden kann. Ganz im Widerſpruche mit der Tageskritik fand ich alſo nach dem für mich forcirten Savage einen großen Fortſchritt in dieſem zweiten Stücke „Werner." Ich bin auch überzeugt, daß Werner ein Repertoirſtück, das heißt ein dauerndes Stück bleiben wird, denn es iſt ein Stück ächten Lebens darin.

Der erſte Akt der „Schule der Reichen" beſtärkte mich in dieſem günſtigen Vorurtheile. Das Familienleben eines Kaufmanns im Zuſammenſtoß mit Nichtigkeiten höherer Stände, mit verbildeter Mutter, mit lüderlichem Sohne ſtellte ſich in ſtraffen, mannigfaltigen Strichen hin. Die Ausführung dieſes Stoffs blieb allerdings hinter dem erſten Akte zurück, nicht ſowohl wegen der etwaigen kaufmänniſchen Unrichtigkeiten, auf welche man einen ſo übertriebenen Werth gelegt, als wegen des nicht genug beſeitigten novelliſtiſchen Charakters, welcher das Ganze ſcenenhaft zu ſehr zerſplitterte. Dennoch halte ich das Thema des Stücks, wie es in Handlung und Charakteren angelegt iſt, für ſo reichhaltig und gut, daß ich Gutzkow zu einer neuen Zuſammenarbeitung deſſelben rathen möchte.

„Patkul's" erwähne ich nur beiher, weil dies Stück wohl der herkömmlichen Kritik und politiſcher Sympathie am Meiſten genügen mag, für mich aber der treibenden ächten Seele entbehrt. Gutzkow iſt darin konventioneller als in den übrigen Stücken und mir deshalb hier trotz einiger ſcharf gezeichneten Charaktere von geringerem Intereſſe.

Das vorletzte Stück „Ein weißes Blatt" tritt wieder in den bürgerlichen Kreis, und ich denke mir zur Rechtfertigung eines mir abgeſchmackt erſcheinenden Produktes den Gedankengang des Autors folgender Weiſe: Die aufgeſtellten Verhältniſſe ſind ein Wenig alltäglich, und bieten in ihrer Geſammtheit keine Gelegenheit zu irgend einer nachdrücklicheren Bedeutung oder irgend einem Schwunge; das Beſondere muß alſo in einen Charakter gelegt werden, und zwar in den Naturforſcher. Er lebt eigentlich nur in ſeiner Wiſſenſchaft, hat aber doch auch ein Herz. So mag er zerſtreut ſein und ſcheinbar den Anſpruch ſeines Herzens vergeſſen. Die Poeſie wird wie Minerva plötzlich geharniſcht hervorſpringen im entſcheidenden Augenblicke, ein ſiegreiches Zeichen, daß die Herzenswelt doch unverwüſtlich: ſo vergißt der Naturforſcher das Stammbuchblatt ſeiner Geliebten, und erinnert ſich deſſen erſt und wird ſich durch dieſe Erinnerung ſeiner Liebe erſt bewußt, als der über ſein Leben entſcheidende Augenblick eintritt. — Dies iſt vielleicht eine intereſſante Idee, ſie iſt aber kaum anders wahrſcheinlich zu machen, als daß der Naturforſcher bis zum Aeußerſten von Ereigniſſen und Nothwendigkeiten beſtürmt wird. Iſt ihm wie in dem Stücke Zeit und Ruhe, ja ſogar eine Reiſe gewährt, ſo wird wohl der Seelenpunkt des Stückes unglaublich. Der Theatererfolg iſt für den Autor ausgefallen und hat eine neue Beſtätigung geliefert, wie unſer Publikum um jeden Preis für nahe liegende Verhältniſſe dankbar iſt. — Dieſe wohlfeile Dankbarkeit iſt freilich die Gefahr

ſolcher Stücke, und Gutzkow wird auch nicht verkennen, daß die Auffaſſung nahe liegender Verhältniſſe ſo weit es nur irgend thunlich unter höherem Geſichtspunkte ſtatt haben müſſe, wenn es ſich um mehr als bloße Repertoirfüllung handeln ſoll. Solche Repertoirfüllung mit Originalſtücken iſt indeſſen jedenfalls auch ſchon ein Fortſchritt und bei unſrer erſchreckenden Armuth wäre es jetzt übel angebracht, an jedes neue Stück alle denkbaren Forderungen zu ſtellen. Die Gattung des letzten Stückes, „Zopf und Schwert", welches Gutzkow den Bühnen vorgelegt, zeigt auch deutlich genug, daß er ſich dem Stile der bloßen Routine keineswegs anheim geben will. Es iſt dies die Gattung des hiſtoriſchen Luſtſpiels, welche bisher äußerſt dürftig ausgebildet worden iſt, und nur in groben Strichen auftretend einer leidlich günſtigen Aufnahme verſichert ſein kann. Ich kenne das Stück noch nicht, und kann ihm zunächſt nur wünſchen, daß es bequemere Bahn finden möge als mein Luſtſpiel dieſer Gattung unter dem Titel „Rokoko." Das ſeinige hat heimiſche Geſchichtserinnerungen voraus, aber deshalb leider auch die Engherzigkeit und falſche Rückſichtsnahme auf Schicklichkeit zu bekämpfen. Er möge Geduld haben; der Sinn für ſolches geſchichtliches Spiel wird ſich bilden mit dem Sinn für politiſche Kunſt, und mit ihm werden ſich auch unſre Schauſpieler bilden, welche Dergleichen noch immer zu ſchwer und handfeſt nehmen. Es hängt viel davon ab, daß unſer Publikum ſeinen Geſchmack für gemüthliche Scenen erweitere zum Geſchmack für ein Ganzes.

Kühne.

Von dieſem Autor liegen ſchon ſeit längerer Zeit zwei Stücke den Bühnen vor: „Iſaura von Caſtilien" und „Kaiſer Friedrich in Prag", und ich finde es unverantwortlich, daß außer in Hannover und Magdeburg keine Bühne zur Aufführung ſchreitet. Die Stücke machen gar keine ſceniſchen Anſtrengungen nöthig, und bleiben offenbar nur unter dem Vorwande liegen, es ſei kein großer Erfolg von ihnen zu gewärtigen. Allwöchentlich erſcheinen auf unſern Bühnen Plunderſtücke ſchleudernder Ueberſetzer, denen man den ſofortigen Tod auf den erſten Blick anſieht, und durch deren Aufführung weder ein aufſtrebendes Talent unterſtützt, noch irgend ein Zweck erreicht wird. Und die Stücke Kühne's bringen in wohllautender, gedankenvoller Sprache neue Stoffe und Auffaſſungen, können durch Aufführung den Autor in ſeiner Thätigkeit fördern, können das Publikum mit einer neuen Autorweiſe bekannt machen, können anregen und wecken, und dürfen als neue und bühnengerechte deutſche Stücke für die erſten Aufführungen zahlreicher Theilnahme von Seiten des Publikums gewärtig ſein. Wenn denn unſre Pachttheater nur von einem Tage zum andern rechnen, und wenn es ihnen außerhalb des Geſichtskreiſes liegt, einen neuen Autor durch Praxis, dieſe unerläßliche Lehrmeiſterin, heranzubilden für ihr eignes Intereſſe, wofür ſind denn die vielen Hoftheater vorhanden, welche nicht das bloße Geldgeſchäft vor Augen haben wollen? Nur für Beobachtung ihrer hundertfachen perſönlichen Rückſichtnahmen? Unterſcheiden ſie ſich nur durch dieſen Hemmſchuh von den Pachttheatern?

Ich bin überzeugt, daß gerade Kühne die eröffnete Praxis von größter Förderung ſein würde: Er iſt in dieſen Stücken auf der Grenzſcheide zwiſchen dem bloß gebildeten und wirklich lebendigen dramatiſchen Leben. Das Trachten nach dem letzteren iſt überall erſichtlich, und wenn es mitunter nicht natürlich und einleuchtend genug vermittelt erſcheinen mag, ſo zeigt doch das jähe, gewaltſame Ergreifen jeder ihm erreichbaren Wirkſamkeit durch Handlung, wie bereit er iſt, den auf der Bühne bewegenden Nerv mit beiden Händen zu faſſen. Gerade für ſolchen Autor iſt es von ergiebigſter Lehre, ja für ihn kann es von unmittelbarer und günſtigſter Entſcheidung werden, wenn er ſeine erſten Stücke gut aufgeführt ſieht.

Marggraf.

„Das Täubchen von Amſterdam", die Tragödie der Düvecke, war eine ganz intereſſante Talentprobe Marggraf's. Die Aufführung in Leipzig zeigte ihm, daß die Panzerhemden Shakſper'ſchen Wortreichthums und die Sprünge deſſelben Urſprungs den Erfolg viel mehr beeinträchtigten als förderten, und es ſtand zu hoffen, daß das nächſte Drama dieſes Autors knapper und zuſammengedrängter ſein, weniger in Charakteriſtik auseinandergehn und mehr in geſchloſſener Einheit dem Schluſſe zugehn werde. Dies bekundete wenigſtens die Umarbeitung, welche er von der erſten zur zweiten Aufführung vorgenommen hatte. Leider ſcheint er aber ſeit der Zeit ganz zurückgetreten zu ſein von der dramatiſchen Thätigkeit, und von dem Cosmo von Medicis, welchen er nach dem „Täubchen" geſchrieben, iſt gar nicht mehr die Rede. Statt deſſen vermehrt er die Zahl unzulänglicher Kritiken über unſer Theater, an denen ohnedies kein Mangel. Raſtloſe Schöpfung allein, auf den innerlichen Gang unſrer Nationalentwickelung aufmerkſame, nach würdiger Wirkung ſtrebende, veraltete Prinzipien vorurtheilsfrei handhabende Schöpfung allein können uns über die kritiſche Lage unſers Theaters hinweghelfen. Die Kritik, eine abgeleitete Thätigkeit, kann es nicht. Erſt iſt ein Quell nöthig, von welchem abzuleiten iſt. Shakſpere ſchrieb gegen alle Kritik ſeiner Zeit, und die klaſſiſche engliſche Kritik hat lange Zeit hartnäckig Addiſon über Shakſpere geſetzt; das nationalſte Drama in Frankreich, die Komödie, iſt fortwährend außerhalb der klaſſiſchen franzöſiſchen Kritik entſtanden; Leſſing fand es nöthig, zur Unterſtützung ſeiner Kritik gute Stücke zu ſchreiben; Schiller's erſte Stücke, darunter ein ſo tüchtig komponirtes wie Kabale und Liebe wurden als entſetzlich von der Kritik bezeichnet, und Schlegel ließ noch in ſpäteſter Zeit kaum den Tell als ein theilweis lobenswerthes Stück gelten. Und gerade der Tell iſt unter den Schiller'ſchen Stücken am Wenigſten auf der Bühne erſchienen, und gerade Schiller iſt unſer wichtigſter und wirkſamſter Theaterdichter geworden.

Die Bühnenvorſtände haben wohl auch Marggraf auf dem Gewiſſen: wo hat man das „Täubchen" gegeben? Die Schriftſteller verlieren den Muth, ihre Zeit an eine ſo unſichere Thätigkeit zu ſetzen. Es kann von den Bühnenvorſtänden allerdings auch nicht verlangt werden, jedes neue Originalſtück zu geben; aber ſind ſie denn auch ſo organiſirt, daß die Zukunft irgendwie bei ihnen vertreten wäre? Durchſchnittlich iſt die alltägliche Praxis alleinige Rathgeberin. Ein Urtheil der kurzſichtigen Praxis iſt das Höchſte, was durchſchnittlich von ihnen erwartet werden darf, und die meiſten haben auch dies Urtheil nicht. Die literariſche Spekulation iſt nirgends vertreten. Nun iſt der Nachahmungsſtil noch der beſte, welcher zu erwarten ſteht: die eine Bühne wartet, ob die andre ein neues Stück bringen und damit einen Erfolg erobern werde. So warten ſie denn oft ſämmtlich Jahre lang; die Dichter verzweifeln dabei, und nach ſo und ſo viel Zeit des Wartens gilt ein nirgends erſchienenes Stück für unaufführbar und beſeitigt.

Kommt es zu Stande, daß irgend eine Bühne ſich thätig an die Spitze ſtelle, ſo ſind regelmäßig wiederkehrende Verſuche wie ſie das Odeon in Paris fortwährend macht, mit zweifelhaften Stücken unerläßlich. Wenn nur unter fünf Stücken eins gewonnen wird für's Repertoir, ſo iſt dies ſchon ein großer Gewinn; der größte Gewinn aber beſtünde darin, daß die Theaterdichter endlich eine Arena bekämen, in der ſie kämpfen und lernen könnten. Dies und beſſeres Honorar ſind die zunächſt nöthigen äußerlichen Mittel für Aufbringung eines nationalen Theaters. Denn nur bei beſſerem Honorat wenden ſich die geübten Talente der Bühne zu. Das mag trivial klingen, iſt aber wahr.

Alſo ſchon um ſo nahe liegender Gründe willen iſt die Mode, Ueberſetzungen aus allen Sprachen, alten und neuen, durch muſikaliſche und ſonſtige Reizmittel

einzubürgen eine unglückliche Mode. Eingebürgert wird Dergleichen ſchwerlich, aber den nationalen Dichter nimmt es den ohnehin zu geringen Raum ſicherlich. Und was bei *einem* ſolchen Stücke als Vorwurf zur Studie Berechtigung haben konnte, das wird als zudringliche Mode eine wirkliche verderbliche Beeinträchtigung.

Nachrichten.

Berlin, 6. December. **Herr v. Küſtner oder nicht?** — Ihr Angriff auf das hieſige Hof=Theater hat die ſchwebende Frage über die Intendanz nur noch ſchwieriger gemacht. Geſteht man Ihnen auch zu, daß die vorwurfsvollen Anforderungen im Allgemeinen begründet und zu beherzigen ſeien, ſo ſind Sie doch nicht deutlich genug über den jetzt einzuhaltenden Gang. Sie wiſſen, daß Herrn v. Küſtner's Bleiben oder Nichtbleiben jetzt auf dem entſcheidenden Punkte der Frage ſteht: des Königs Entſcheidung kann jeden Augenblick erfolgen. Iſt aber Herrn v. Küſtner's Leitung ſchuld an dem Verfalle und iſt etwa mit Wiedereintritt des Grafen Redern oder eines ähnlichen Cavaliers eine Garantie für Reform gewonnen? Das mögen hier Wenige glauben; die Mehrzahl iſt aber wohl überzeugt, daß eine ariſtokratiſche Oppoſition gegen den bürgerlichen Emporkömmling die wirkſamſten Mittel zur Verdrängung Herrn v. Küſtner's in Bewegung ſetzt. Dieſe hält einmal die Intendanz des Hoftheaters für ein Erbamt des Adels. Der König allein hat den Intendanten bürgerlichen Stammes berufen und bis jetzt gegen alle Inſinuationen gehalten. Will die Preſſe jene ariſtokratiſchen Beſtrebungen unterſtützen? Sie will es doch gewiß nur, wenn unter den ariſtokratiſchen Kandidaten einer vorhanden iſt, welchem man große Fähigkeiten für die Stelle zutrauen darf, und wenn Herrn v. Küſtner's kurzes Regiment ſchon verantwortlich zu machen iſt für den allerdings unläugbaren Verfall des Theaters. Jenes iſt nicht der Fall, und Sie wiſſen es wahrſcheinlich ſo gut als wir, und über Dies mögen Sie mir ein Paar Worte erlauben. Daß ich ſie nicht in perſönlichem Intereſſe für den jetzigen Intendanten ſchreibe, iſt Ihnen ja hinreichend bekannt:

Das unläugbar mangelhafte Perſonal fand der jetzige Intendant ſo vor wie es jetzt beſchaffen iſt. Der unerſetzliche Verluſt Seydelmann's war leider auch ſchon vorher vorhanden, denn Seydelmann war durch Krankheit von der Bühne abgehalten. Zur Ausfüllung dieſer Lücke wurden ſofort die beiden berufenſten Künſtler, Döring und Grunert, für Gaſtſpiele eingeladen, und *Beiden* wurde ſofort Engagement geboten. Das war auch nöthig, da der eine am Ausgezeichnetſten in komiſchen Rollen, der andre in ernſteren Rollen iſt. Grunert mag nicht gewünſcht haben, mit Döring und wohl auch Rott zu theilen, und Döring kann nicht los von Hannover. Was iſt da zu thun? Am Gehaltsangebot hat es, wie man zuverläſſig weiß, nicht gemangelt und die vorgeworfene Oekonomie geht bei der jetzigen Intendanz durchaus nicht auf das Honorar guter Künſtler, nicht einmal auf Abbruch in der Ausſtattung, ſondern lediglich auf Ordnung, und in dieſem Betracht war ſie unerläßlich geworden. Für das unzureichend beſetzte Fach eines Heldenliebhabers iſt Herrn Hendrichs in Hamburg z. B. geboten worden was er verlangte. Er hat das Engagement ausgeſchlagen, weil ihm Berlin nicht zuſagt. Was iſt da zu thun? Eine Heldenliebhaberin iſt wünſchenswerth; aber wo iſt ſie zu haben? Fräulein Clara Stich iſt wieder engagirt worden, Fräulein Neumann, ein anmuthiges junges Talent, welches beim Gaſtſpiel ſehr gefallen, iſt gewonnen worden, was hat in der kurzen Zeit mehr gethan werden können?

Die Beeinträchtigungen des deutſchen Repertoirs ferner, das antike und Shakſper'ſche Melodram, wogegen Sie ſo eingenommen ſind, der Brand des Opernhauſes, wodurch Alles in *ein* Haus gedrängt iſt, können doch dem jetzigen Intendanten nicht zur Laſt gelegt werden! Daraus ergiebt ſich in Summa, daß ſich das Verlangen nach einer Theaterreform keineswegs um die Frage bewegt: Herr von Küſtner oder nicht?*)

Berlin, den 7. December. In den höheren Cirkeln wird jetzt ſchon viel von dem Beſuch der Königin von England geſprochen, der im künftigen Jahre ſtattfinden ſoll. Man erwartet die näheren Angaben darüber bald der Oeffentlichkeit übergeben zu ſehen, da

*) Der Herr Correſpondent wird mir zugeſtehn, daß ich auch nirgends die Frage ſo geſtellt habe. Es handelt ſich bei jener Reform um viel tiefer liegende Urſachen, nicht aber um einen Perſonenwechſel in der Intendanz. F.

gegenwärtig Herr **Robbins**, Kabinets-Courier der Königin, aus London hier angekommen iſt und, wie man vermuthet, dem hieſigen Hofe ſpecielle Nachrichten überbracht haben wird. In die Geſpräche und Unterhaltungen der hieſigen Geſellſchaften, die, gegenwärtig wirklich ohne intereſſante Stoffe und Begebenheiten, wenig Lebendigkeit gewinnen konnten, iſt dieſe Beſuchsnachricht wie eine glühende Kohle hineingefallen, an der nun jeder ſeine Beredſamkeit in Feuer und Flamme zu ſetzen verſucht. Nun wird von der Liebenswürdigkeit, von der Schönheit, von den Reizen und den Tugenden dieſer Königin geſprochen und erzählt, daß man dann und wann glauben gemacht wird, eine Fee, nicht eine Frau behaupte den Thron von England.

Neues giebt es faſt gar nicht; das Wetter iſt fortdauernd ſchlecht und verdirbt den Berlinern manche Winterfreude; einem unglücklichen Liebhaber ſogar die Rache an ſeinem Nebenbuhler. In den Zeitungen ſtand nämlich folgendes halsbrechende Gedicht:

„An meinen Nebenbuhler.

Stets unbelauſcht glaubſt du zu ſein,
Bilde dir's jetzt nicht mehr ein,
Hüte dich du ſchlauer Dieb!
Nichts geht über'n Daguerrotyp!
Bei recht hellem Sonnenſchein,
Und wenn du meinſt: ich ſei nicht heim,
Stell' ich's ungeſehn auf dich,
Räche ſo mich fürchterlich,
Und füge dergeſtalt die Facta
Originaliter ad acta.

Berlin. H. H. H."

Das dreifache H ſoll wahrſcheinlich: „Hahaha! Wer lacht da?" bedeuten. Der Nebenbuhler darf aber vorläufig vor dieſer daguerrotypirenden Rache ganz ruhig ſein, denn der Himmel iſt fortwährend trüb und regneriſch und an hellen Sonnenſchein gar nicht zu denken.

Neulich hat mir das Publikum im Königsſtädtiſchen Theater große Freude gemacht. Man hatte nämlich, da Mad. **Beckmann** plötzlich krank geworden war, das Stück, in welchem dieſelbe dadurch zu ſpielen verhindert war, durch ein anderes erſetzt, und begann ohne vorhergegangene Anzeige und Entſchuldigung daſſelbe ohne weiteres aufzuführen. Das ſpärlich verſammelte Publikum aber hatte ſo viel gutes Selbſtgefühl, daß es mit Ziſchen und Pochen nicht eher ein Ende machte, als bis man ihm die gebührende Achtung bewieſen, von dem eingetretenen Hinderniß Anzeige und über die begangene Unſchicklichkeit Abbitte gethan. Es iſt empörend, was man hier Alles, dem Publikum gegenüber, ſich zu erlauben berechtigt hält!

Zu Weihnachtsgeſchenken für die Jugend will ich hier beſtens empfehlen: „Der neue Kinderfreund. Herausgegeben von **Hermann Kletke**. Mit 10 Zeichnungen von **Theodor Hoſemann**, und vielen Vignetten. Verlag von **Alexander Duncker**. Königl. Hofbuchhändler." Die Ausſtattung iſt ganz vortrefflich und vor allem ſind daran die humoriſtiſchen Zeichnungen und der ſchöne, deutliche Druck hervorzuheben. Die Auswahl der Gedichte und proſaiſchen Aufſätze iſt aus den beſten Schätzen der deutſchen Literatur getroffen worden. Gleichzeitig will ich aus demſelben Verlage das neu erſchienene Buch „Aus der Gegenwart, von **Emma v. Niendorf**", der Aufmerkſamkeit der Leſewelt anempfehlen. Es iſt eins der liebenswürdigſten Werke, die von Frauenhand verfaßt worden ſind, denn Emma v. Niendorf hat hier in den abſtoßendſten und ſo oft bitter angefeindeten Elementen ſo viel Liebe, ſo viel Verſöhnendes und Mildes mit echt weiblichem Takte aufzufinden und darzuſtellen gewußt, daß ſelbſt die Feinde und Gegner der behandelten Perſonen und Richtungen angenehm und freundlich davon berührt werden müſſen. Vor allem kann ich nicht unterlaſſen, auf die erſte Hälfte des Buches „Sommertage mit **Clemens Brentano**" aufmerkſam zu machen, da ſie uns dieſen merkwürdigen, barocken Geiſt in den letzten Tagen ſeines Lebens in einer friſchen und lebendigen Beleuchtung zeigen. Nicht minder vortrefflich ſind die übrigen Aufſätze, von denen noch „Doktor Strauß in Sontheim" und „Kaulbach's Atelier" beſonders hervorzuheben ſind. **Feodor Wehl.**

Ein Eiſenbahnluſtſpiel, Fabrik Börnſtein in Paris, iſt ſoeben hier in Leipzig unter erſchwerenden Umſtänden zu ſchmählichem Tode verurtheilt worden. Die erſchwerenden Umſtände beſtanden darin, daß die Schauſpieler allen möglichen Aufwand von Lokalitäts-Reiz und Witz dazu aufgeboten, daß der angepaßte Titel „Leipzig, Dresden, Magdeburg" und das neue Genre „Eiſenbahnluſtſpiel" das Haus überaus gefüllt und zu geneigteſter Aufnahme geſtimmt hatten. Alles ſcheiterte am ſchlechten Stücke: ſchon nach dem erſten Akte ſpielte Publikum Lokomotive und pfiff, nach dem letzten Akte aber verwandelte ſich das Haus in ein ohrzerreißendes Enſemble von Pfeifen aller Gattung. Wie iſt Paris herunter, ſolch Zeug, wofür der franzöſiſche Ausdruck „decousu" noch zu gut iſt, ſich gefallen zu laſſen, und wo gerathen die deutſchen Direktionen hin mit dieſen Vogelbeeren zum Locken

der Krammtsvögel, um nicht einen andern Vogel namentlich zu nennen! Denn für den Augenblick erreichen ſie allerdings ihren Zweck, Herr Börnſtein und die Direktion. Jener erhält Honorar und dieſe den Zulauf nach einem neuen Stück. Publikum iſt neugierig und zahlt Entrée. Man wird's nun anderswo unter anderm Namen geben, es wird Berlin, Stettin, Frankfurt, oder Breslau ꝛc. heißen, und es wird ſeinen Zweck wieder erfüllen. Das iſt jetzt ſo unſer Stil. Jedes ſtolze Theater giebt der Ueberſetzung einen andern Titel, und das ſieht aus wie Neuigkeit ohne Ende: hier „Figaro's Tochter", dort „Aspaſie", hier „Fräulein von St. Cyr", dort „Unſichtbare Beſchützerin", dort „St. Cyr und Madrid", der Scharfſinn iſt unerſchöpflich! „Es lebe Handel und Wandel!" ſagt Herr Börnſtein, „ich habe Ueberfluß an Waare vom Theater français an bis zum letzten Boulevard-Theater hinab, ſcheltet, droht, pfeift! meine guten deutſchen Direktionen geben die Sachen, was will ich mehr!" — Und er hat Recht: man pfiff nur das ſchlechte Stück aus, nicht Herrn Börnſtein. Der Mann hat nichts zu verlieren, nur zu gewinnen, und erlaubt ſich in einer Zeitungs-Erklärung: Gutzkow ſeiner Nachſicht zu verſichern! Das geht in unſrer Theater-Literatur her wie auf dem polniſchen Reichstage. Man hat wohl Recht, zu beſorgen, das Reich werde mit einer Theilung unter die Fremden, Griechen, Engländer und Franzoſen, endigen.

Der falſche Don Juan. Bernburg, den 15. November. Sie haben vor einigen Monaten auf Angabe einer kleinen Notiz in den Débats, die auch in die Spalten der Augsburger übergegangen iſt, die Leſer Ihrer „Eleganten" von der angeblichen Auffindung einer Fortſetzung des Byron'ſchen Don Juan in Kenntniß geſetzt. Sie thaten wohl, dieſes Gerücht nicht für baare Münze anzunehmen: denn ich kann Ihnen — nach mündlichen Mittheilungen des Pariſer Buchhändlers Paulin, der das Werk angekündigt hatte — die Verſicherung geben, daß die ganze Sache auf einer Myſtifikation beruht. Das Ganze verhält ſich folgendermaßen: Paulin erhielt von einem namhaften Schriftſteller, den er mir nicht näher bezeichnen wollte, in dem ich aber den bekannten Hipp. de Latouche (Verf. von Fragoletta, Un mirage ꝛc.) vermuthe, einen 17. Geſang von Don Juan, der ganz im Byron'ſchen Tone gehalten war. Paulin fand an dieſer täuſchenden Nachahmung ſo großes Gefallen, daß er ſich erbot, dieſes Bruchſtück in ſeinem Journale „l'Illustration" abdrucken zu laſſen. Um der Sache mehr Gewicht zu geben, ließ er die 8 erſten Strophen von einem jungen engliſchen Dichter in engliſche Verſe überſetzen und gab dieſelben in ſeinem Journale mit der angeblichen Ueberſetzung zu gleicher Zeit. Dabei ließ er es indeſſen nicht bewenden, ſondern rückte, um dieſem Puff eine größere Glaubhaftigkeit zu geben, in verſchiedne Pariſer Blätter, u. a. in die Débats eine förmliche réclame ein, derzufolge mit Bewilligung von Murray bei ihm der nun vollſtändige Don Juan zum erſten Male binnen Kurzem erſcheinen würde. Als Grund dieſes Uebereinkommens mit dem engliſchen Buchhändler wurde angeführt, daß man auf dieſem Wege dem ſonſt unvermeidlichen Pariſer Nachdrucke vorgreifen wolle. Dies iſt der ganze Thatbeſtand.

Vor einiger Zeit gaben Sie eine kleine Novelle nach der „Revue de Paris", als deren muthmaßlicher Verfaſſer Voltaire angegeben wurde. Ich meine die kleine Erzählung vom Baum der Erkenntniß (l'arbre de science heißt es, wenn ich nicht irre, im Original, während Voltaire nun und nimmermehr anders als l'arbre de la science geſagt haben würde). Vielleicht intereſſirt es Sie zu erfahren, daß der National, deſſen literariſcher Theil von Rolle, Bibliothekar am Hôtel-de-Ville (er zeichnet X), dem Pſeudonym Old Nick (er heißt Forgues) und von einem ehemaligen Prof. zu Straßburg, Namens Fr. Génin, trefflich redigirt wird, unmittelbar nachdem die Revue de Paris dieſe geiſtreiche kleine Dichtung gebracht hatte, aus grammatikaliſchen und ſtiliſtiſchen Gründen nachwies, daß dieſes Werk unmöglich aus der Feder Voltaire's herrühren könnte.

Der Paulus-Schelling'ſche Streit findet vor den Gerichten immer noch eine für Paulus günſtige Wendung. In dieſen Blättern iſt dem Rechte Schelling's das Wort geredet worden, und ich kann mich nach bisher bekannt gemachten Motiven der Gerichte durchaus nicht überzeugen, daß Schelling nicht beeinträchtigt, Paulus nicht ſtrafbar ſei. Das literariſche Eigenthum Schelling's iſt für mein Rechtsgefühl ſchreiend verletzt, die gerichtlichen Motive erſcheinen mir hierbei in Betreff des literariſchen Eigenthums ſchief und durchaus ungenügend, und ich bin überzeugt, die große Mehrzahl deutſcher Schriftſteller würde ſich in vorſtehender Weiſe äußern, wäre ſie nicht durch die allerdings unangenehme Vorenthaltung der Schelling'ſchen Philoſophie und durch die Reaktionsverſuche vermittelſt derſelben gegen Schelling eingenommen. Aber ſoll der jeſuitiſche Grundſatz „der Zweck heiligt die Mittel" einreißen? Und darnach ſieht es doch wahrlich hierbei aus.

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 11.

№ 11. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1843.

Moden.

In jedem Jahre, mit dem Beginn der Abendgeſellſchaften und der Bälle, kommt ein neuer Umſchwung in die Moden, und ſelbſt die Herrenanzüge machen dann hin und wieder den Verſuch, ſich von ihrer monotonen Steifheit zu befreien. Die entſchiedene Vorliebe des vorjährigen Winters für Rokoko führte denn auch den Männern den Sammtrock mit den reichen Knöpfen zu, die geſtickte Weſte mit den langen Schößen, und noch manche andere Annäherung an Louis XV. Hat nun zwar der Sommer längſt dieſe Abweichung vom ſogenannten engliſchen Schnitt corrigirt, ſo verſucht man doch ſchon wieder von Neuem Uebergänge zu einer kleidſameren und manichfaltigeren Herrentracht zu erfinden. Als ein ſolcher Uebergang wäre wohl folgender Geſellſchaftsanzug eines Pariſer Elegants zu beſchreiben. Er trug einen Frack von dunkelveilchenblauem Caſchmirtuch, deſſen Taille wohl zwei Zoll über die Hüfte ging und deſſen Schöße bis an die Kniekehlen reichten. Die Schöße, mit weißem Atlas gefüttert, waren breit und eckig unten, und liefen in gerader Linie am Schenkel in die Höhe, ſo daß ſie auf der Hüfte im Verhältniß zu unten ſchmal erſchienen. Jeder Schoß hatte eine ſchräge Taſche mit breiter Patte. Die Aermel waren, wie gewöhnlich, eng und kurz, und mehre Schnuren zeichneten den Aufſchlag ab, den der Aermel ſelbſt bildete. Die Bruſtklappen und der Kragen waren aus einem Stück, ſo daß ſie einen umgeſchlagenen Shawlkragen formten und die Bruſt breit offen ließen. Dieſer Shawlkragen und die Länge der Schöße war mit einer Roſenblätterkante in der Farbe des Rocks geſtickt. Die Knöpfe waren mittelhoch gewölbt von farbigem Golde, mit weißen Roſen in der Mitte. Drei eben ſolche Knöpfe ſchloſſen unten den Aermelſchlitz. Unter dieſem Rocke trug der Herr eine weiße Sammtweſte mit Goldmuſter. Der Schnitt derſelben war à la française, mit kleinem Kragen, ſehr offner Bruſt, nach unten eine Spitze bildend und mit fünf Diamantknöpfen geſchloſſen. Das anliegende Beinkleid war von weißem Caſimir, unten am Knöchel war ein Schlitz mit fünf Diamanknöpfen, an jeder Seite zugeknöpft. Weißſeidene Strümpfe, lackirte Schuhe, ein Claque mit weißem Atlasfutter und eine weiße Atlas-Halsbinde mit Goldmuſter vollendete dieſe ausgezeichnete Toilette.

Zum Morgenanzug iſt der Twine oder Paletot-Twine die beliebteſte Form. Erſteren macht man ſehr viel von Bär, dem langhaarigen Düffel, oder gemuſterten Winterſtoffen, letzteren trägt man mehr von melirten oder Lüſtretuchen. Der Paletot-Twine unterſcheidet ſich vom Twine dadurch, daß er im Rücken mehr anliegend geſchnitten iſt, und nur vorn, wo Bruſt und Schöße aus einem Stück ſind, hat er den Twineſchnitt. Ueberlange Taille und ſehr breite Bruſtklappen und Kragen iſt das allgemein durchgehende Zeichen der neuen Wintermoden, ja es artet ſchon hin und wieder zur Uebertreibung aus. Alle Kragen und Klappen ſind ſchon längſt nicht mehr platt

anliegend, ſondern hohl ſtehend, doch iſt bei den Kragen der ſtehende Untertheil noch ſehr ſchmal, kaum zwei Zoll hoch, und der Umbug iſt meiſt ein ſcharf gebrochener Bruch. Etwas überraſchend Neues gibt es weder in Beinkleidern, noch in Röcken. Das Schwarz iſt zu beiden die feinſte Farbe. Die ſchmäleren Frackſchöße ſind ſchon öfter erwähnt worden. Dagegen iſt manichfaltig Neues in den beiden Hauptluxus-Artikeln der Herren, dem Halstuch und der Weſte, erſchienen. Die Weſten unter Gehröcken oder Ueberröcken ſind meiſt von Sammt, glattem oder brochirtem, gemacht und gekreuzt geſchnitten mit großen Bruſtklappen und Kragen; oder ſie ſind gerade getragen mit Shawl oder Stehkragen. Zum Frack in Geſellſchaft ſieht man meiſt ſehr lange Weſten, die weit ausgeſchnitten ſind, ſo daß nur vier bis fünf Knöpfe ſchließen. Sie ſind mit einem Stehkragen verſehen. Die Stoffe dazu ſind meiſt weiß, ſei es brochirter Sammt, Gold durchwirkter Atlas oder auch nur feiner Piqué. Sehr aufgenommen ſind auch wieder die geſtickten Kanten auf den Taſchen und rings um den Rand der Weſten. Mit Seide ſtickt man auf wollene Stoffe, mit Wolle auf baumwollene Zeuge.

Aus einer der faſt an jedem Rock angebrachten Quertaſchen vorn an der Hüfte ſieht wieder öfter der kleine Zipfel eines reichen oſtindiſchen Foulards heraus, was ſeit lange der Elegant ſehr vermieden hatte.

Die neuſte Neuigkeit für Herren ſind eine Art weißer Schäfermäntel von ſtarker, ganz grober, roher Wolle, Schnitt und Art, wie ſie die Bauern in Limouſin tragen; daher ihr Name „Limouſines.“ Doch ſind dieſe jeder Witterung trotzenden, ſehr bequemen, auch mit zwei Armlöchern verſehenen Mäntel noch ſehr einzeln.

Beſorgen ſich jetzt die Herren eine Putztoilette, wie viel mehr müſſen da nicht die Damen an ihre Ballkleider, ihren Haarputz und ihren Geſellſchaftsanzug denken. Daher liefert auch heute unſer erſtes Modeblatt einen Ball- und einen Geſellſchaftsanzug. Beide Toiletten zeigen den neuſten Geſchmack in ihrer Art. Außer Spitzen und Tüll ſind Crepp, Tarlatan und Organdi ſehr elegant zu einer Tanztoilette. Den Tarlatan und den Organdi ſtickt man meiſt mit bunter Seide, entweder mit gothiſchen Muſtern ſäulenförmig den ganzen Rock, oder nur drei breite Falbeln und darüberlaufende Kanten. Auch die buntſchattirten großen Erbſenmuſter ſieht man noch oft. Den Tüll und den Crepp garnirt man aber größtentheils mit Band und mit Blumen. Sehr hübſch ſehen dieſe Kleider in Tunikaform aus, zu beiden Seiten die ganze Rocklänge aufgeſchlitzt und mit Blumenbouquets wieder zuſammengefaßt. Auch Blumenguirlanden, rings um den Rock laufend, zeigen ſich einzeln. Blumen ſind zum Ball ungemein viel getragen, auch im Haar, obgleich man dabei noch ſehr ſparſam iſt. Ueberhaupt je reicher die Aufſätze ſind, deſto einfacher macht man gewöhnlich die Haarfriſuren. So haben ſehr elegante Damen oft nur eine dicke Schnur von Seide und Gold um ihr Haar geſchlungen, und an der einen Seite endigt dieſe Schnur mit zwei langen Quaſten. Ein anderer ſehr beliebter Kopfputz beſteht aus zwei Sammtrollen, mit Goldſchnur oder Perlen umwunden. Noch eine ganz neue Coiffüre iſt à la Tyrolienne. Dieſe beſteht aus einem Flordeckel mit Gold und Perlen geſtickt, welcher das Haarneſt knapp umſchließt, und von welchem aus zu beiden Seiten Zöpfe fallen, von Goldſchnur und Perlen geflochten. Eben dieſelbe Form ſieht auch ſehr niedlich aus mit einem rothen Sammtdeckel, braun geſtickt, und Zöpfe von braun und rother Poſamentierarbeit. Am meiſten aber iſt der Schmelz beliebt; er ſteht ſo gut zum Haar, zu Sammt und Seide. Nicht allein die Schmelz-Reſille ins Haar iſt ſehr geſucht, ſondern alle Art Ausputz darin, als Frannigen, Berthen, Halbärmel, Brandebourgs, Schürzenbeſätze u. ſ. w., und zwar meiſt in Schwarz.

Schwarz liebt man zum Ausputz ſehr, ſei es Sammt, Spitze oder Poſamentierarbeit. Schwarze Sammtlitzen ſind neuerdings auch viel verwendet, beſonders zu einem ſogenannten Berner-Leibchen. Dies iſt ein halbhoher oder ganz hoher Leib, vorn latzförmig offen und mit Sammtlitze kreuzweis über dem weißen Unterleib geſchnürt. Eine andere Art, à la Bernoise gemacht, war auf einem dunkellila Atlasoberrock angebracht. Dieſer Rock war nämlich auf dem Vorderblatte mit zwei dunklerlila Sammtaufſchlägen beſetzt, die in Schürzenform unten breiter auseinander ſtanden und nach der Taille enger zuſammenliefen. Dieſe beiden Aufſchläge waren nun durch ſo kreuzweis geſchnürte Litze verbunden. Eben ſolche Sammtaufſchläge liefen von der Taille nach der Achſel, und dieſelbe Schnürerei war über die Bruſt gezogen. Das Kleid war aber weder vorn im Rocke, noch über der Bruſt offen, und alſo war das Geſchnürte über dem Atlas.

Glatter Ausputz iſt jetzt häufiger, als die vom Sommer hergebrachten Falbeln. Dieſe zeigen ſich faſt nur in leichten Kleidern, und dann müſſen ſie breit ſein. Außerdem trägt man Spitzenfalbeln, und das iſt ſtets die größte Eleganz. Die Spitzenfalbeln ſetzt man neuerdings ſpiralförmig auf, wie bei dem

Ausputz der ſitzenden Dame unſers Modekupfers Nr. 24 zu ſehen iſt, und das ſoll einen ſehr hübſchen Effect machen. Noch eine große Neuerung zeigt daſſelbe Modell in den reich garnirten, langen Aermeln. Dieſer volle Aermelausputz iſt ſehr modern für alle Putzkleider, obgleich die kurzen Aermel derſelben meiſt ganz glatt und eng ſind, da die ſehr langen Berthen ſie decken.

J.

Feuilleton.

* Ein intereſſanter Correſpondenzartikel aus Bukareſcht (in der Deutſchen Allgem.) enthält folgende wichtige Stelle über die dort lebenden Deutſchen. Man muß ſich wundern, daß hier zwei deutſche Hauskalender erſcheinen; man ſieht daraus, wie groß die Anzahl der hier lebenden Deutſchen iſt. Man zählt in der Wallachei allein gegen 30,000 öſterreichiſche Unterthanen. In Bukareſcht ſollen ſich an 20,000 Deutſche befinden, da meiſt alle Handwerke von Deutſchen und nicht, wie in Jaſſy, von Juden betrieben werden; auch befinden ſich darunter einige bedeutende Kaufleute. Es iſt erfreulich, zu ſehen, wie die hieſigen Deutſchen zuſammmenhalten und ihre Nationalität weit weniger aufgeben, als die franzöſiſchen Coloniſten in Preußen ſeit hundert Jahren gethan haben. Ein deutſches Privattheater hält die hieſigen Deutſchen zuſammen, man nennt es gewöhnlich das Schneidertheater, weil die meiſten Acteurs dieſem Handwerk ihren Unterhalt verdanken und Sonntags, ſtatt in den Schenken ihren bedeutenden Verdienſt zu verzehren, gute deutſche Stücke mitunter recht brav aufführen. Neulich wurden ſogar die Räuber von Schiller gegeben. Doch kann deutſche Literatur hier wenig aufkommen. Die meiſten Großen des Landes haben ihre Erziehung in Paris genoſſen, oder franzöſiſche Lehrer gehabt, die das Gute haben, daß ſie, wenn auch ehemalige Bedienten, dennoch meiſt anſtändig leben, wogegen die deutſchen Lehrer, die meiſt auch nicht viel beſſer ſind, ſich dem Trunk ergeben und auf dieſe Weiſe einen den Deutſchen nachtheiligen Vergleich veranlaſſen. Darum ſteht deutſches Weſen hier in keiner beſondern Achtung. Darum iſt auch die deutſche Literatur hier wenig bekannt, obwohl die meiſten Damen deutſch ſprechen, da ſie deutſche Dienſtmädchen, beſonders zu Kammerjungfern vorziehen. Man ſieht hier meiſt nur franzöſiſche Bücher und findet gewöhnlich nur ſolche in den Buchhandlungen und Leihbibliotheken. Novitäten werden nur aus Frankreich verſchrieben, denn ſie können dann in den Leihbibliotheken benutzt werden. Deutſche Bücher können aber nur auf feſte Rechnung beſtellt werden, ſobald ſie Jemand verlangt, denn von Zurückſendung iſt nicht die Rede. Wenn auch der Tranſitozoll durch Oeſterreich nicht bedeutend iſt, ſo macht doch das Auspacken in den Quarantaineanſtalten, die Vorſichtsmaßregel, daß von dem Leipziger Gifte nichts im Lande bleibe, ſo viele Umſtände, Unannehmlichkeiten und Koſten, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn deutſche Bücher hier ſehr theuer ſind; denn das Hereinbringen über die öſterreichiſche Grenze iſt ſo erſchwert, daß wegen manches Buchs, ſelbſt für den Tranſito, erſt in Wien angefragt werden muß, da auch tranſito manche Bücher nicht mehr durch die öſterreichiſchen Staaten gehen dürfen.

* Der Romanſchriftſteller Balzac ſagt irgendwo: Im großen Jahrhundert ſagte man: ich liebe; ſpäter wurde es unter Liebenden gebräuchlich, zu ſagen: ich bete an; jetzt heißt es: je désire. Wir ſetzen das Wort franzöſiſch hin, weil die Ueberſetzung dem Begriff nicht ganz entſprechen würde. Ich glaube, die deutſche Sprache kann alle Worte aller Sprachen entſprechend wiedergeben, nur manche Ausdrücke der Franzoſen nicht; ſie trägt den Inhalt aller Nationen der Erde in ſich, die Franzoſen allein haben Züge, die ihr, wenigſtens bis jetzt, noch fremd geblieben ſind. Wer die Nationalität der Deutſchen treffend und umfaſſend ſchildern wollte, müßte aus der Anſchauung, die ſich in der Sprache ausſpricht, ſeine Betrachtungen herleiten, und es wäre wohl der Mühe werth, von dieſem Standpunkte aus einmal ausführlich die Volksthümlichkeit der Deutſchen zu beſprechen. Ich wünſchte mir einen Mann dazu, der Paul Pfizer, Jacob Grimm und — Schiller in ſich vereinigte.

* In franzöſiſchen Blättern leſen wir, daß es in Frankreich 299 Freimaurerlogen gibt; auf der ganzen Erde ſind deren nicht weniger als 2980. Was könnte ein ſolcher Welt-

verein wirken, wenn er eine andere Organiſation bekäme.

* Die öffentlichen Heirathsanerbietungen werden jetzt immer häufiger; unſere Nachkommen müſſen glauben, die beiden Geſchlechter hätten zu unſerer Zeit gar keine, oder zu viel Gelegenheit gehabt, ſich einander vertraut zu nähern. Eine feine Art, ſich auf jene Weiſe auszubieten, finden wir unter der Ueberſchrift: „Geſuchte Stelle", in einem weit verbreiteten Blatte. Eine junge Dame (kinderloſe Wittwe) wünſcht nämlich in eine Familie einzutreten, um der Hausfrau in der Wirthſchaft beizuſtehen. Das iſt freilich ganz harmlos, aber die junge, kinderloſe Wittwe läßt auch im Verlauf ihrer Anzeige einfließen, daß ſie geneigt wäre, zu einem ſoliden Herrn zu gehen, wäre es in der Stadt oder auf dem Lande, und ſetzt die bedeutungsvollen Worte hinzu: „Auf Gehalt wird verzichtet, da ſie ein nicht unbedeutendes Vermögen beſitzt." Wir glauben, in dieſer Ankündigung könne man viel zwiſchen den Zeilen leſen. Irren wir uns, ſo mag uns die liebenswürdige Wittwe mit Vermögen verzeihen, wir ſprachen im Intereſſe unſeres Geſchlechts.

* Eine Adminiſtrativ-Bekanntmachung weiſt nach, wie viel die Pariſer Theater in den letzten fünf Jahren von ihren Einnahmen den wohlthätigen Anſtalten abgegeben haben, nämlich:

	Franken.
1) Die große Oper	572,000
2) Das Theater français . . .	303,000
3) Die komiſche Oper	302,000
4) Der Circus	356,000
5) Die italieniſche Oper . . .	315,000
6) Das Palais-Royal-Theater .	277,000
7) Die Variétés	238,000
8) Das Gymnaſe dramatique .	216,000
9) Das Gaietétheater	201,000
10) Das Vaudevilletheater . . .	190,000
11) Das Port-Saint-Martin-Theater	180,000
12) Das Ambigu-Comique-Theater	162,009
13) Das Theater der Folies dramatiques	124,000

* Die ſchönen lebendigen Frauenſtatuen in Quirin Müller's Muſeum mögen bei Zeiten daran denken, daß ihre Schönheit vergänglicher iſt, als die einer marmornen Venus, und daß ihre enthuſiaſtiſchen Bewunderer undankbare Kinder der Gegenwart ſind. Ein warnendes Beiſpiel iſt Madame Lonjumeau in Paris, die arme Wittwe, die einſt alle Welt bezaubert hat. Jetzt iſt ſie zweiundſiebzig Jahre alt und muß — hungern. Es iſt traurig, Hunger leiden müſſen mit der Erinnerung an eine glänzende Vergangenheit! Die Alte muß ſehr ſchön geweſen ſein, man ſieht das noch durch die tiefen Runzeln, welche ihr Antlitz bedecken. In ihren Augen blitzt noch immer ein Funke geiſtigen Feuers, und auf ihren feſtgeſchloſſenen Lippen ſchweben noch die Geſpenſter ehemaliger Amoretten. Was aber das Merkwürdigſte an dieſer Frau iſt, ſie trägt ihre traurige Lage mit wahrhaft philoſophiſcher Seelenruhe. Sie ſpricht von ihrer glücklichen Vergangenheit ohne Klagen, ohne Vorwürfe, ohne Murren gegen ihr Schickſal, und wenn auch gerade kein Lächeln mehr das Dunkel ihrer Traurigkeit erhellt, ſo iſt dieſe wenigſtens ohne alle Bitterkeit. Neulich wurde die Wittwe Lonjumeau als Bettlerin vor Gericht geführt. Man hatte ſie feſtgehalten, als ſie Almoſen in der Straße Saint-Germain einſammelte. Welch' ein furchtbarer Gegenſatz zu ihrem frühern Leben! Sie war einſt jung, ſchön und reich. Sie war die geſuchteſte und ausgezeichnetſte Modellſteherin ihrer Zeit, und die größten Künſtler begeiſterten ſich an ihr für unſterbliche Werke der Kunſt. Sie hatte dadurch eine tägliche Einnahme von fünfzig Franken. Freilich, wenn ſie damals einen Theil der Summen, welche ihr zufloſſen, zurückgelegt hätte, ſo würde ſie jetzt vor dem äußerſten Elend geſchützt ſein, ſie hätte wenigſtens Brot und Obdach. Aber mit zwanzig Jahren glaubt man, Jugend und Schönheit dauern immer. Wie ſoll man bemerken, daß ſie verſchwinden, ſie verſchwinden ſo allmälig. Eine reizende Frau beſieht ſich jeden Tag im Spiegel und findet ſich, wie ſie ſich den Tag vorher gefunden hat. Und dann, wie ſchmeichelte man ihrer Schönheit und Anmuth! Glück und Vergnügen berauſchten ſie unabläſſig. Sie ſah, wie die erſten Künſtler wetteiferten, ihre Gunſt zu gewinnen, um ihre Geſtalt nachbilden zu dürfen. Heute ſpielte ſie eine Prinzeſſin, morgen eine Königin, eine Kaiſerin, und dann wieder eine Göttin. Ihre Phantaſie betrog ſie, ſie meinte in ihrem Entzücken, alles dies wirklich zu ſein. Da ſah ſie ſich eines Tages plötzlich verlaſſen und erſtaunte nicht wenig. Sie beſah ſich aufmerkſamer, als je, im Spiegel, und mußte ſich geſtehen, daß ſie noch ebenſo hübſch ſei, als Tags zuvor. Aber Tags zuvor war ſie ſchon gealtert geweſen, ohne ſich deſſen zu verſehen. „Das iſt das Loos der Schönen auf der Erde." Und nun ſtreckt ſie die Hand hungernd und elend nach einem Sou aus, man ſchleppt ſie vor die Schranken des Gerichts, man verurtheilt ſie zum Gefängniß und bringt ſie dann in der öffentlichen Armenanſtalt unter. Wie geſagt, ihr Göttinnen des Quirin Müller'ſchen Olymps, ſeht euch vor, traut der Bewunderung nicht, die man euch jetzt zollt; man muß von Marmor ſein, um ohne Beſorgniß das Alter herannahen zu ſehen,

die Tage, von denen es heißt: ſie gefallen uns nicht.

* Aus England ſchreibt man, daß man ſich daſelbſt mit einem Unternehmen beſchäftigt, das, wenn es zur Ausführung gelangt, wahrhaft gigantiſch genannt zu werden verdient und dem mechaniſchen Genius unſerer Zeit alle Ehre machen würde. Es handelt ſich nämlich um eine künſtliche „ſchwimmende Inſel", die ſechshundert Metres lang und hundertunddreißig breit werden, und doch nur, auch wenn ſie mit Waaren beſchwert iſt, nur drei Metres tief im Waſſer gehen ſoll. Als Kriegsmaſchine würde ſie unwiderſtehlich ſein, denn auch die größten Kriegsſchiffe würden im Verhältniß zu dieſem Rieſenſchiff nur kleine Böte ſein. Das Project iſt bereits in der „Naval and Military Gazette", in dem „Mechanics Magazine" und in vielen andern Journalen veröffentlicht werden. Die Form der ſchwimmenden Inſel ſoll einem glatten, ungeheuren Wallfiſch gleichen, und man ſchlägt die Koſten der Herſtellung auf zehn Millionen Franken an. In dieſer Stadt auf dem Meere werden 5000 Reiſende wohnen können. Dann wird die vornehme Welt, anſtatt auf das Land, einige Monate auf das Meer ziehen, und es wird daher künftig auch von einer Seeſaiſon die Rede ſein.

* Einen ſehr intereſſanten Beitrag zur Kenntniß der ehelichen Verhältniſſe in den Gebirgen des Himalaya gibt ein engliſcher Reiſender. Zwei Meilen vom Miſſuri, erzählt er, begegnete ich eine junge Paharri, welche Kühe trieb; meine Aufmerkſamkeit wurde rege durch ihr ſchönes Geſicht und ihre phantaſtiſche Kleidung. Ihre Haare waren auf dem Scheitel zuſammengebunden und fielen von da zerſtreut auf den Hals nieder. Eine rothe Echarpe ſchlang ſich um ihre Schultern, und das Kleid reichte ihr nur bis zu den Knien, ihre Beine und Füße waren von der anmuthigſten, zierlichſten Form. Als ich an ihr vorüberging, ſah ſie mich, im Gegenſatz zu den Frauen der Ebene, welche ſich in der Regel den neugierigen Blicken der Männer zu entziehen ſuchen, mit offener Zuverſicht der Unſchuld an, und ſprach: „Macht mir meine Kühe nicht ſcheu, bitte, denn ſie zerſtreuen ſich ſonſt, und ich hätte dann viel Mühe, ſie wieder zu ſammeln." Ich war von ihrer reizenden Freimüthigkeit und noch mehr von ihrer Schönheit entzückt; ihr ſtolzer und edler Blick hatte durchaus nichts von dem ſtechenden Feuer in den kleinen Augen der Chineſen, auch hatte ſie nicht die hervorſtehenden Backenknochen, wie man ſie gewöhnlich bei den Paharris findet. „Schön, mein liebes Mädchen", verſetzte ich, „ich will neben Dir gehen, und wir plaudern ſo lange mit einander, als unſer Weg gemeinſchaftlich iſt."

„Gern; aber was kann ein Gelehrter mit einem armen Gebirgskinde zu reden haben?"

„Du ſiehſt, daß ich in Deinem Lande fremd bin, und Du ſollſt mir einige Auskunft über dieſe ſchöne Gegend geben. Du biſt, wie es ſcheint, geiſtvoll und natürlich, und kannſt mich in vielem unterrichten, was ich nicht weiß."

„Ach", ſprach ſie, „kann die Tochter ihren Vater unterrichten? Ich bin ein Kind an Kenntniſſen, und Ihr werdet mich nach Dingen fragen, die nur ein Gelehrter zu beantworten weiß. Kann ich Euch von meinen Kühen ſprechen, oder von den Schmetterlingen, die ſich auf den Blumen wiegen, oder von dem Fluge des Adlers, den ich dort ſehe?"

„Nein, ſprich mir von Dir. Haſt Du keine Familie, keine Wohnung in der Nähe? Kann ich nicht Zutritt haben und Den begrüßen, dem Du vermählt biſt?"

„Vermählt? Ja wohl bin ich vermählt!" Und bei dieſen Worten belebten ſich ihre Züge mit ſtolzer Freude.

„Ich habe ſieben Männer", fuhr ſie fort, „die ſchönſten des Dorfes. Aber freilich kann ich nicht ſagen — und dabei ſenkte ſie die Stimme — ob ſie ſo ſchön ſind, wie die Herren, die in Eurer Ebene wohnen."

Dieſe Conceſſion, die ſie der Civiliſation machte, ſchmeichelte mir, und ich verzieh ihr die kleine Koketterie.

„Sieben Männer?" rief ich. „Wie? Und alle gehören Dir? Hab' ich recht gehört?"

„Gewiß, ſieben Männer! Sollt' ich Euch die Unwahrheit ſagen? Wir leben nicht, wie die armen Frauen der Ebene, die, wie man mir ſagte, nur einen einzigen Mann haben, und mit dem ſie ſich, mag er nun gut oder böſe ſein, einrichten müſſen. Aber ich habe doch Unrecht, daß ich ſieben ſagte, ich habe jetzt nur ſechs; geſtern hab' ich einen fortgeſchickt. Er war faul und unnütz, er hatte ein Auge auf der Jagd verloren und einen gekrümmten Rücken."

„Und ſchickt Ihr Eure Männer fort, wenn ſie Gebrechen haben, oder wenn Ihr ſie nicht mehr liebt?"

Die Paharri ſagte: „Wenn ein Mann faul wird, iſt denn da eine Frau verpflichtet, ihn zu behalten, da ſie noch beſſere hat? Geht nun Eures Wegs, daß meine Kühe rechts gehen können."

„Ehe ich Dich verlaſſe, ſchönes Kind, ſage mir noch, ob alle Frauen Deines Dorfes in der Zahl der Männer ſo glücklich ſind, wie Du, und ob ſie ſich deren ebenſo, wie Du, ohne Weiteres entledigen können?"

„O", ſprach die junge Frau, „nicht alle meine Landsmänninnen ſind für ſo ſchön bekannt, als ich. Einige haben zwei Gatten, andere drei, ja vier, aber es gibt nur wenige, die ſo unglücklich ſind, gar keinen zu beſitzen."

„Und könnteſt Du mehr als ſieben haben, wenn Du wollteſt?"

„Nein. Denn wenn ich mehr als ſieben hätte, ſo wär' es unmöglich, daß ſie alle gut wären. Sieben iſt immer eine glückliche Zahl."

„Nun, ich ſetze den Fall, daß Du Dir für den Fortgeſchickten einen Andern nimmſt."

„Ja, wenn ich einen finde, den ich lieben könnte."

„Aber haben Deine Männer niemals Streit unter einander? Iſt Einer auf den Andern nicht eiferſüchtig?"

„Weshalb ſollten ſie eiferſüchtig ſein?" antwortete ſie freimüthig und offen, „behandle ich ſie nicht Alle nach ihrem Wunſche?"

„Haſt Du Kinder?"

Da nahm das junge Gebirgskind ihre Echarpe von der Schulter, bedeckte ihr Geſicht und drehte mir heftig den Rücken, indem der Fliehenden ihre Kühe folgten.

* Ein engliſcher Reiſender gibt eine merkwürdige Schilderung von den in dem Dorfe Sarada, nicht weit von Goa, lebenden Hindufrauen, welche durch ihre große Schönheit und die außerordentliche Weiße ihrer Haut ſich auszeichnen, und ſich überhaupt von den benachbarten weſtindiſchen Stämmen durchaus unterſcheiden. Es iſt ihnen verboten, heißt es in dem vom „Ausland" überſetzten Bericht, dem wir das Folgende entnehmen, eine dauernde Ehe einzugehen, und die Prieſter der Pagoden ſind die einzigen Männer, welche in dem Dorfe wohnen dürfen. Sie ſollen in Bezug auf das andere Geſchlecht ſich in der Art verhalten, wie die Königin der Amazonen gegen Alexander den Großen. Nur ſchließt das Geſetz oder der Gebrauch aus ihrer Geſellſchaft jeden Mann aus, welcher nicht einen ſehr weißen Teint und Züge von claſſiſcher Schönheit hat. Der Urſprung dieſer Geſellſchaft iſt in Geheimniß gehüllt; nach der Tradition ſtammen ſie von einem portugieſiſchen Nonnenkloſter ab. Dieſe Frauen verlaſſen ihr Dorf nie und ſcheinen ſolches als den ſchönſten Aufenthalt der Erde zu betrachten; einer abergläubiſchen Anſicht zu Folge würden ſie ſogleich ſterben, wenn ſie über die Ghats (Gebirge) gingen. Ich war, erzählt der Reiſende weiter, betroffen von der Anmuth und Schönheit dieſer jungen Frauen; ſie waren faſt ſo weiß, wie Europäerinnen, ihre Züge waren vollkommen regelmäßig, und ihre, von langen ſeidenen Wimpern beſchatteten Augen warfen unwiderſtehliche Blicke um ſich her. Ihr Wuchs war majeſtätiſcher, ihre Formen voller und runder, als die der Hindufrauen im Allgemeinen; ihr fließendes Gewand, das durch einen ſilbernen Gürtel zuſammengehalten und ſo aufgeſchürzt war, daß einer ihrer Füße bis über das Knie nackt blieb, glich auffallend einer griechiſchen Draperie. Ihre einfach geglätteten Haare waren mit Jasminguirlanden durchflochten und hinten durch eine goldene Nadel zuſammengehalten. Der Glanz ihrer Reize wurde noch erhöht durch die Sanftheit ihrer Züge und ihre beſcheidene Haltung; denn trotz ihrer ſeltſamen Lebensweiſe, die mit unſern ſittlichen Begriffen in ſcharfem Contraſte ſteht, bei ihnen aber für etwas ganz Natürliches gilt, behaupten ſie doch, wenigſtens dem Anſcheine nach, die ihrem Geſchlecht angemeſſene Zurückhaltung. Das Dorf liegt ausgezeichnet ſchön inmitten eines Wäldchens von Citronen-, Orangen- und Palmenbäumen, das durch die mit Wohlgerüchen geſchwängerte Seeluft noch mehr erfriſcht wird; vor dem Dorfe dehnt ſich ein ſchöner Salzwaſſerſee aus, deſſen Ufer mit Wald bewachſen ſind, und dahinter erheben ſich die blauen Gipfel der Ghats, welche zwiſchen dieſem Zauberort und der übrigen Welt eine natürliche Grenze zu ziehen ſcheinen.

* Vor kurzem ereignete ſich in Paris ein ſehr ſeltſamer Vorfall. An einem der letzten nebelicht kalten Novembertage, wo ſich bei den eleganten Damen das Bedürfniß fühlbar macht, einen ſchönen, weichen, warmen Shawl umzuwerfen, kam eine ſchon ältliche Dame von ſehr anſtändigem und würdigem Ausſehen zu einem Pharmaceuten und redete ihn folgendermaßen an:

„Mein Herr, ich habe einen Sohn, deſſen Zuſtand mich außerordentlich beunruhigt; er iſt krank, ich bin davon überzeugt, aber er will es nicht zugeben, und iſt nicht dahin zu bringen, ſeiner Mutter die eigentliche Natur ſeines Uebels zu entdecken. Ich ſeh es von Tag zu Tag ſchlimmer mit ihm werden, und meine Bemühungen bleiben ohne Erfolg. Wenn Sie nun die Güte haben wollten, ihn auszuforſchen, ſo würden Sie mir einen großen Dienſt erweiſen; vielleicht iſt er gegen Sie offener und vertraut Ihnen ſein Geheimniß an, was er mir nicht zu bekennen wagt."

„Haben Sie die Güte, Madame, Ihren Sohn zu mir zu bringen, ich will ihn ausfragen, und Ihnen dann ſogleich ſagen, worin ſeine Krankheit beſteht."

„Ach, wie gütig ſind Sie, mein Herr! Ich will ihn holen, in einer Stunde bin ich wieder bei Ihnen. Dann haben Sie die Güte, ihn ohne Verzug in Ihr Cabinet zu führen, ich aber werde mich, um nicht zu geniren,

ſogleich zurückziehen, und ſpäter wiederkehren, um zu erfahren, was er geſagt hat."

„So ſei's, Madame."

„Ihr Dienerin, mein Herr."

Noch vor Ablauf einer Stunde kehrte die Dame in der That mit einem jungen Manne zurück, deſſen Antlitz die blühendſte Geſundheit verkündete. Nun, die Röthe im Geſicht trügt ja oft. Uebrigens trug der junge Mann ein ziemlich ſtarkes Paquet unter dem Arme.

Die Dame ſagte ihm, er möchte das Paquet einſtweilen auf eine Bank legen, die ſich im Local befand, und ſtellte ihn dem Retter in der Noth mit einem Winke vor.

„Haben Sie die Güte, mit mir in mein Cabinet zu kommen", ſagte jener zu dem Jüngling.

Der junge Mann gehorcht, ſein Examinator macht hinter ſich die Thüre zu und beginnt folgendermaßen:

„Nun, lieber Herr, ſagen Sie mir, wie es ſteht?"

„Es macht fünfzehnhundert Franken; hier iſt die Rechnung."

„Erlauben Sie mir Ihren Puls."

„Wir führen keine Poults*) mehr, mein Herr; ich habe nichts davon mitgebracht, doch wenn Sie wünſchen —"

„Zeigen Sie mir Ihre Zunge."

Bei dieſer ſeltſamen Frage fängt das Quiproquo an, ein Ende zu nehmen.

„Mein Herr, ich bin keineswegs krank."

„Ich weiß wohl, daß Sie es nicht zugeben wollen, Ihre Frau Mama hat mir Alles geſagt —"

„Wie, meine Mama?"

„Nun, ja."

„Sie kennen ſie?"

„Erſt ſeit einer Stunde. War es nicht die Dame, die eben mit Ihnen gekommen iſt?"

Jetzt wittert der junge Mann faule Fiſche und ſtürzt aus dem Cabinet. Als er in die Pharmacie tritt, iſt bereits die Dame und — das Paquet verſchwunden.

*) Poults de ſoie — bekannte Seidenſtoffe, von denen in den Modenberichten öfter die Rede iſt.

Der Leſer überſieht leicht den Zuſammenhang; als die Dame zum erſten Male vom Apotheker fortgegangen war, hatte ſie ſich direct nach einem der erſten Modemagazine begeben (man ſagt zu Brouſſe, dem König der Pariſer Shawlhändler), hatte ſich eine hübſche Anzahl Cachemires zeigen laſſen und ſich einen der ſchönſten ausgeſucht Als ihr die Rechnung überreicht worden, hatte ſie geſagt:

„Sie können denken, mein Herr, daß ich nicht fünfzehnhundert Franken bei mir habe. Sein Sie daher ſo gefällig, mir einen Ihrer Leute mitzugeben, dem ich das Geld einhändigen will."

Nun wurde der Shawl ſorgfältig eingepackt, und die Dame begab ſich mit ihrem Begleiter hinweg. Als derſelbe in das Cabinet des Pharmaceuten geführt ward, glaubte er, er ſolle hier die Bezahlung in Empfang nehmen, und als er ſeinen Irrthum einſah, war der Gaunerſtreich bereits vollführt.

* Engliſche Blätter theilen die Nachricht mit, daß der Naturforſcher Petit, ein ausgezeichneter Gelehrter, welcher im Auftrage des Muſeums der Naturgeſchichte in Paris nach Abyſſinien gereiſt war, beim Ueberſetzen über einen Arm des blauen Nils von einem Krokodil aus dem Kahne gezogen und verſchlungen worden iſt. Bei dieſer Gelegenheit ſoll er geſtorben ſein.

* Mit Recht ſagen die Vaterlandsblätter: Die Muſiktollheit iſt noch immer im Steigen begriffen, und ſogar die ehrlichen Schwaben werden davon angeſteckt. In Stuttgart wurde Liſzt, dem Großen, Unerreichbaren, Unvergleichlichen, während eines Concerts durch Profeſſor Albert Schott ein Lobgedicht von Guſtav Schwab verſetzt. Darauf folgte natürlich „Rührung des Gefeierten", „Umarmung" und „endloſer Jubel." Das war wirklich ein großartig lächerlicher Schwabenſtreich."— Es iſt erfreulich, daß ſich jetzt von vielen Seiten her die Journaliſtik, ſelbſt die Wiener, gegen dergleichen nichtsnützigen Enthuſiasmus und das Virtuoſenunweſen, welches die wahre Kunſt ruinirt, zu erklären anfängt. Nur unermüdlich dagegen zu Felde gezogen! Deutſchland hat mehr zu thun, als zu ſchwärmen.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 24. Pariſer Moden. Damenmoden: Geſellſchaftskleid mit geſtreiftem Pekin, mit Spitzen und Atlaspuffen garnirt. — Ballkleid aus Spitzenfalbeln, die ſich nach oben verjüngen; roſa Atlas-Unterkleid.

No. 25. Pariſer Moden. Damenmoden: Caſchmir-Mantel, mit blauer Seide geſtickt und ſchwarzem Filet beſetzt. — Hauskleid von Caſchmir mit Sammtaufſchlag und Spitzenhaube. — Knabe mit ungariſcher Sammtjacke und ſteiriſchem Hut.

Anzeiger. № 11.

Deutſchlands Dichter.

Im Verlage der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung in Hannover iſt ſoeben erſchienen:

Deutſchlands Dichter von 1813—1843.

Eine Auswahl von 872 charakteriſtiſchen Gedichten aus 131 Dichtern, mit biographiſch-literariſchen Bemerkungen und einer einleitenden Abhandlung über die techniſche Bildung poetiſcher Formen.

Von

Karl Gödeke.

30 Bogen in gr. Lex.-8. mit geſpaltenen Columnen. 1844. geh. Preis $2^2/_3$ Thlr.

Dieſe umfaſſende Auswahl unterſcheidet ſich von den zahlreichen Anthologien durch die Eigenthümlichkeit ihres Planes, indem ſie durch Zuſammenſtellung der bezeichnendſten Gedichte eine genauere und gründlichere Bekanntſchaft mit der Entwickelung unſerer jüngſten Lyrik verſchafft und ein treffendes Bild deutſcher Poeſie während der letzten dreißig Jahre aufſtellt. In der ausführlichen Einleitung macht der Herr Verfaſſer mit den techniſchen Formen der Poeſie des Alterthums und der neuen Zeit überſichtlich bekannt, ſo daß mit Hülfe derſelben dieſes Buch auch für höhere Lehranſtalten und Univerſitäten von praktiſchem Nutzen ſein wird. Die Reichhaltigkeit des elegant ausgeſtatteten Werkes ergicbt ſich ſchon daraus, daß daſſelbe etwa **40,000** Verszeilen enthält.

Im Verlage von F. A. **Brockhaus** in Leipzig iſt neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſammelte Novellen

von

Theodor Mügge.

Vierter bis ſechster Theil.

Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Inhalt: Liebe in alter Zeit; Der gefährliche Gaſt; Swinemünde und Rügen; Jakobine; Herz und Welt; Das Medaillon; Der Weg zum Glück; Das Abenteuer in Holland; Das Glück der Pinheiro's; Simon.

Die erſten drei Theile der geſammelten Novellen des beliebten Verfaſſers (1842, 4 Thlr. 15 Ngr.) enthalten: Angelica; Die Emigranten; Roſalie; Zwei Bräute; Lebensmagie; Paul Jones; Neffe und Nichte.

Bei A. **Förſtner** in Berlin iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Tragödien des Sophocles.

Metriſch übertragen

von

FRANZ FRITZE.

II. König Oedipus.

gr. 8. broch. $^1/_3$ Thlr.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

☞ **Dr. Albrecht,**

Der Mensch und sein Geschlecht,

oder

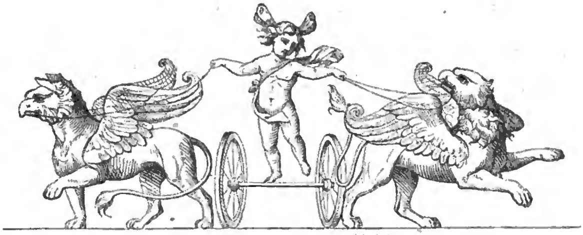
Belehrungen über Befruchtung.

Zur Erzeugung geſunder Kinder und Beibehaltung der Kräfte und Geſundheit.

(3. verb. Aufl.) Preis 15 Sgr. od. 54 Xr.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nebſt zwei Bücher-Anzeigen von Alexander Duncker in Berlin und Fr. Volckmar in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

20. December **№ 51.** **1843.**

Ueberſicht: Das Kreuz in Siena, von John Brinckman. — Eine Reiſe=Novelle, von Robert Bürkner. — Die gute alte Zeit. — Die Frauen=Akademie. — Nachrichten.

Das Kreuz in Siena.

Trat der Räuber aus dem Tannenwalde
Von dem Felſenkamm des Apennin
In die frühlingsfriſche Thälerhalde,
An der Straße breiten Fahrweg hin.
An dem rauhbemooſten Meilenſteine
Lehnte bald ſein blitzendes Gewehr;
Nebenbei auf weichem Raſenraine
Im Olivenſchatten lagert er.

Kam ein Krämer her mit ſchwerem Troſſe,
Trieb ein feiſtes Bäuerlein ſein Vieh,
Zog des Wegs in ſchimmernder Karoſſe
Sternbehängt ein ſtattlicher Marquis, —
Eilten alle im Galopp von dannen,
Als der Straße Ritter ſie geſehn, —
Bitter lächelnd, ſtatt den Hahn zu ſpannen,
Ohne Dolchſtoß ließ er es geſchehn.

Strich der ſchwarzen Haare lange Flechten
Von der narbenreichen Stirne fort,
Stützt ſie mit der flachen Hand der Rechten,
Und die Lippen flüſtern leiſes Wort.
Wollt' ich ſelber nicht den Raſttag heute,
— Alſo hieß das leiſe Wort vielleicht —
Hätt' euch lange ſchon, ihr haſt'gen Leute,
Meiner Büchſe ſichres Blei erreicht!

Und dann ſaß er wieder ſtarr und ſchweigend,
Gleich als ſann' er eine wilde That,
Bis ein Weib, vom Walde niederſteigend,
An die Seite des Banditen trat.
Doch er ſtößt zurück ſie mit der Linken,
Als ſie koſend beugt ſich über ihn:
Gürte, Weib, dich! Wenn die Sterne blinken,
Müſſen nach Siena's Markt wir ziehn.

— Nach Siena? — fragt die ſchlanke Dirne,
Schaut verwundert ihm in's Angeſicht;
Doch er faltet düſter ſeine Stirne:
Nach Siena, ſag' ich, ſäume nicht!
Nach Siena! eh der neue Morgen
Aus dem Schooß der Nacht geſprungen iſt, —
Wiſſe, meine Seele wird geborgen,
Wenn das Kreuz ich auf dem Markt geküßt.

Schlummernd lag ich in der Felſenhöhle,
Nacht war's, doch ich war entſchlafen kaum,
Sieh, da wälzte über meine Seele
Plötzlich ſich ein ſchauerlicher Traum.
Ueber mir in ungeheurer Ferne
Wölbte ſich des Himmels mächt'ger Plan,
Weder Sonne, noch die Schaar der Sterne,
Noch des Mondes Kerze flammte dran.

Aber purpurn drüber ausgegoſſen, —
Und mir war's, es ſei gefärbt vom Strom
Jenes Bluts, das meinem Dolch gefloſſen,
Ueberhing ein Kreuz den weiten Dom.
Voll Entſetzen ſah ich auf das Zeichen,
Sieh, da öffnete das Himmelsthor,
Drohend traten vor mich meine Leichen
Und es ſang der fürchterliche Chor:

— Nach Siena! eh mit ihren Hunden,
Räuber, dich erjagt die Ewigkeit;
Ihre Meute ſind die raſchen Stunden,
Und es überholt kein Staub die Zeit.
Nach Siena! eh der neue Morgen
Aus dem Schooß der Nacht geſprungen iſt, —
Wiſſe, deine Seele wird geborgen,
Wenn das Kreuz du auf dem Markt geküßt! —

Bebſt du, Biondetta? Seit drei Nächten
Tönt der ſchauerlichen Rufer Schrei,
Daß darob ſich meine Sehnen ſchwächten,
Gleich als ob mein Blut geſtorben ſei.
Und ich kann nicht mehr die Kugel ſenden,
Kann nicht mehr des Meſſers Funkeln ſehn, —
Darum dieſe Qualen will ich enden,
Auf den Marktplatz nach Siena gehn.

Schaudernd hörte ſie's. Sie ziehn zuſammen
Nach Siena jenen Abend fort,
Und der mitternächt'gen Sterne Flammen,
Sah ſie auf dem weiten Markte dort.
Aber was auch rings die Blicke ſpähen,
Wie das Auge ſeinen Spiegel müht, —
Ach, umſonſt, kein Kreuz wird dort geſehen,
Und des Räubers ſchwarzes Auge ſprüht.

Und dann bricht er aus in gelles Lachen:
Bild des Wahnſinns war's, was ich geſchaut!
Mag mein Blut der Bader leichter machen,
Daß es keinen neuen Kobold braut!
Vorwärts, Mädchen! eh die Sbirren wittern,
Daß der tolle Wolf in's Eiſen ſprang. —
Und ſie folgte, doch mit leiſem Zittern
Des geliebten Räubers leichtem Gang.

An der Straße ſaß der Räuber wieder,
Doch er hielt geſpannt der Büchſe Hahn,
Und die Kugel ſchlug die Wandrer nieder,
Die des Rohres Silberkorne nahn.
Aber durch die Träume ſeiner Nächte
Scholl der bleichen Gäſte Ruf nicht mehr,
Sehnenſtark, wie vormals, war die Rechte, —
Ach, und nie verſagte das Gewehr. — —

Auf Siena's Markt zehn Monden ſpäter
Stand ein drohendes Schaffott erhöht,
Und ſie brachten einen Miſſethäter,
Weil es „Aug' um Aug'" geſchrieben ſteht.
Henker haben ihn auf's Rad geſchlagen,
Daß dem Recht der Erde Recht geſcheh';
Römermuthig hat er es getragen
Seiner Todesqual unſaglich Weh.

Trank des bittern Kelches letzte Hefe,
Seine narb'ge Stirne wurde feucht,
Und ſchon deckte ſeine braune Schläfe
Bleicher Schnee, der keinem Frühling weicht;
Da noch einmal blitzt lebendig Feuer
Durch das Aug' ihm, und gewaltig rafft
Sich empor das matte Haupt mit neuer
Noch dem Tode abgerungner Kraft.

Preßt die Lippen auf das Kreuz der Leiden
In des Prieſters ſegenreicher Hand,
Blickte ruhig, freudig im Verſcheiden
Auf ein Weib, das ſchluchzend nahe ſtand:
Weib, was weinſt du! Wiſſe, meine Seele
Iſt zu neuer Hoffnung nun erſtarkt:
Ich gehorchte meines Traums Befehle, —
Sieh das Kreuz hier auf Siena's Markt! —

John Brinckman.

Eine Reiſe=Novelle.

Von Robert Bürkner.

„Schauen's Ew. Gnaden, hier können wir Hinnewieder noch einmal ſehen", ſagte mein Führer, indem er auf einen Stein niederhockte und mit ſeinem Stabe in den Grund hinunterwies.

Ich drehte mich raſch um und wirklich, tief zu meinen Füßen lag dieſes reizende Fleckchen Erde, das liebe Karlsbrunn, oder Hinnewieder, wie es die Leute hier nennen und wie ich es auch nennen werde, denn dahin wird es mich immer wieder ziehen, wo ich unter den vielen ſchönen blaſſen Frauen, welche man aus Delikateſſe nicht fragen darf, was ihnen fehlt, auch eine blühende Allerſchönſte ſah, eine rothe Roſe unter den weißen, ſchmachtenden! Ich konnte durch mein Fernrohr die kleine Bude auf dem Marktplatze erkennen, wo man den bunteſten Tauſendkram feilbietet und Tauſchhandel mit den Neuigkeiten des Tages treibt, wo ich mir noch zum Abſchiede ein Päckchen Dreikönigs=Knaſter kaufte und dabei mein Herz verlor. Sapperment, warum bin ich nicht ein Paar Tage länger geblieben, oder einen Tag früher abgereiſt, oder warum war mein Führer mit meinen Habſeligkeiten ſchon voraus — als ich ſie dort erblickte! — Im Augenblick der Abreiſe ſich zu verlieben, giebt es wohl eine größere Noth? — Mein Führer hatte ſich indeß ausgeruht und mit friſchen Kräften ging es wieder bergan. Aber ich hatte keinen Sinn für die Schönheiten des Weges, welcher uns über „die Gabel" nach Freiwaldau führen ſollte, für die wilde Naturromantik, welche das mähriſche Geſenke ſo einzig macht; wo die üppigſte Naturkraft hier Pflanzen und Sträucher in's Rieſenhafte treibt, und dort in jenen abgeſtorbnen Wäldern, wo die erbleichten Rieſenleiber der Bäume, blätterlos, vermodernd, wie Grabſteine ſich in die Luft ſtrecken, das Leben zum Tode erſtarren läßt. Ich hatte kein Auge dafür, bis eine Baumwurzel, über welche ich ſtolperte, meinem träumenden Geiſte einen Ruck gab, der ihn zur Beſinnung brachte. „Pfui", ſagte ich da zu mir ſelbſt, indem ich mit meinem Reiſeſtabe in die Luft focht, als wollte ich die Phantaſien zu Boden ſchlagen, welche mich in ihre Zauberkreiſe eingeſponnen, „pfui! du haſt dich ſo gefreut auf dieſe Reiſe, auf welcher du friſchen Lebensodem einſaugen, dich kräftigen wollteſt für lange Jahre pädagogiſcher Sklaverei, welche dir, dem künftigen Hofmeiſter und Grafen=Erzieher bevorſtehen, und jetzt läßt du dir durch verliebten Trübſinn den Genuß der Gegenwart verbittern. Hübſch die Augen auf, damit du unterſcheideſt was iſt und ſein kann und dich nicht quälſt mit dem, was dir entgeht. Nur keine Verwirrung in das Leben gebracht, welche dir die Freiheit des Geiſtes raubt." Das kleine Stoßgebet half: ich hatte meine Sinne wieder. Ich hörte wieder das dumpfe Rauſchen der Bäume, die Axt des Holzſchlägers in der Ferne, ich ſog begierig den kräftigenden Harzgeruch des Waldes ein und ich fühlte einen ſchweren Tropfen mir auf die Naſe fallen. Mein Führer hatte wahrſcheinlich daſſelbe Gefühl, denn er ſagte: „Ew. Gnaden, wir müſſen halt tüchtig ausgreifen, daß wir unterkriechen können, eh' uns das Wetter einholt." Er that, wie er gerathen, und ich folgte ihm rüſtig nach. Aber das Wetter hatte längere Beine als wir. Schon ächzten die Bäume und ſchlugen mit den Wipfeln aneinander; das Wenige was wir dann und wann vom Himmel ſahen, war mit einer ſchwarzen Wolkenmaske bedeckt und hinter uns her

ſtürmte eine Windsbraut, welche uns bald mit feuchten Armen umfing. Eine Zeit lang ſchützten uns zwar die Bäume vor dem Regen, bald aber gaben ſie uns, ſelbſt von Näſſe ſchwer, das Verſäumte mit Verzugszinſen wieder, indem ſie uns mit dem aufgeſammelten Reichthume überſchütteten und ihre naſſen Zweige uns in das Geſicht ſchlugen. Wir waren ziemlich durchnäßt, als wir endlich zu einer Lichtung des Waldes kamen und jenſeits eines ſchäumenden Gießbachs ein einzeln ſtehendes Waldhaus uns Obdach zuſicherte. Mit einem Viktoria-Ruf ſtürmten wir hinüber und hinein in die übermäßig warme Stube, von der Frau Wirthin freundlich begrüßt. Schnell zogen wir die naſſen Kleider vom Leibe und hingen ſie an den breiten Ofen, welcher mit der herumlaufenden Bank, auf welche wir uns hinſtreckten, den größten Theil der Stube einnahm. Die Wirthin beſorgte indeß einen Imbiß, beſtehend aus friſchem Ziegenkäſe, ſchwarzem Brod und reiner, fetter Milch. Auch eine Flaſche Oeſtreicher fehlte nicht, welchen kein Zucker zu ſüßen und kein Sterblicher ohne Bauchgrimmen zu trinken vermag. Ich machte dem Renommée, welches ich von der Univerſität mitgenommen, alle Ehre — ich ſchlug eine gute Klinge und that alles Mögliche zur Vertilgung der vorhandenen Viktualien. So wurde es mir auch bald behaglich und ich ſah mit größter Theilnahme dem Schauſpiele zu, welches ſich draußen vor meinen Augen entwickelte. Wald und Berg waren wie in einen Schleier gehüllt, welchen nur dann und wann ein zuckender Blitz zerriß, worauf der Donner, von Berg und Fels hundertfach zurückprallend, das Herz in der Bruſt erbeben machte. Die unzähligen kleinen Quellen, welche ſonſt kaum ſichtbar zwiſchen Moos und Geſtein hinſickern, waren plötzlich zu rauſchenden Gießbächen angeſchwollen, welche ziſchend und brauſend in Cascaden ſich ergoſſen und Steine und Baumäſte in ihren Wirbel zogen; von ihrem Zufluß genährt war der Bach, welcher vor dem Hauſe vorbeifloß, zu einem Strome angewachſen, welcher jeden Augenblick die gebrechliche Brücke wegzureißen drohte, worüber wir gekommen waren. Und immer noch fiel der Regen in Strömen und ein lautes Krachen dann und wann zeugte von der Gewalt des Windbruchs.

„Gottes Gnade Jedem, welcher jetzt unterwegs iſt", ſagte mein Führer, indem er ein Kreuz ſchlug, und die Wirthin bekräftigte ſeinen Wunſch mit einem frommen Amen.

Da wurden plötzlich am Ausgange des Waldes Menſchen ſichtbar: es waren zwei Frauenzimmer in Begleitung eines Führers, welche vom Sturme garſtig zerzauſt und vom Regen gänzlich aus aller Façon gebracht, ängſtlich unſerm Hauſe zueilten. Die Eine, eine hohe ſchlanke Geſtalt, war einige Schritte voraus; als ſie aber die Brücke erreichte, ſchrie ſie laut auf, ſchlug die Hände vor das Geſicht, zitterte und wäre hingeſtürzt, hätten die Andern ſie nicht in ihren Armen aufgefangen.

Ich eilte ſogleich hinaus und über die Brücke hinüber, ohne zu ſehen, was ihr wahrſcheinlich den tödlichen Schreck eingejagt hatte, daß die ſchäumenden Wogen bereits über die Brücke wegſpritzten. Mein Führer war mir gefolgt; ſchnell ergriffen wir die halb Ohnmächtige und trugen ſie in Sicherheit, indeß die andre Dame mit ihrem Führer uns nacheilte. Wir machten der Erkrankten einen Sitz am Ofen zurecht, und ihre Gefährtin, ohne an ſich ſelbſt zu denken, eilte, ſie der naſſen Kleider zu entledigen.

Aber welche Ueberraſchung für mich, als Mantel, Hut und Schleier abgelegt waren und ich das Geſicht der Schönen wiedererkannte, welche ich in Hinnewieder an der Bude des Krämers erblickt, wo ein Paar Worte, ein

Paar Blicke und ein raſcher Druck der Hand genügt hatten, mir eine Erinnerung für's Leben zu hinterlaſſen. Sie war alſo, während ich verzweifelte ſie jemals wieder zu ſehen, mir immer auf der Ferſe, und ich ahnte nichts! O Stimme des Herzens — o Ahnungsvermögen — habt ihr denn keine Stätte in meiner Bruſt?

Sie hatte ſich bereits ziemlich erholt, ihr Blick fiel auf mich. Ein flüchtiges Staunen, ein leichtes Erröthen folgte, als ſie mich erkannte, und verrieth mir, daß ich nicht blos an ihrem Auge vorübergegangen war.

„Welch' grauſiger Anblick!" war ihr erſtes Wort, womit ſie ihre Schwäche entſchuldigen wollte. „Es ſchien, als wollten die Wellen mich verſchlingen, mich hinabziehen in den brauſenden Strudel!" Sie zitterte, als ſie dies ſagte, ſo lebhaft hatte ſich jener Anblick ihrer Seele eingeprägt. Ihre Begleiterin, welche inzwiſchen den Inhalt eines Reiſeſackes ausgeräumt, eilte voll Beſorgniß herbei, um ſie in trockne Tücher zu hüllen und den Folgen einer Erkältung vorzubeugen, eine Fürſorge, welche jene durch einen zärtlichen Blick anerkannte. Offenbar fand zwiſchen den beiden Damen kein Unterſchied des Ranges ſtatt, und ebenſo augenſcheinlich war es, ihr Aeußeres ſprach dafür, daß Beide einer bevorzugten Klaſſe der Geſellſchaft angehörten.

Meine Angebetete war eine hohe Brünette von majeſtätiſchem Wuchſe und reinſter Schönheit der Formen. Sie hätte zum Modell einer Juno dienen können, und die ſtolze Hoheit ihrer Züge würde mein Herz erkältet haben, hätte nicht dann und wann ein ſchmerzliches Zucken der Brauen und ein elegiſcher Blick ihres Auges bewieſen, daß auch dieſes edle Weſen die Fähigkeit zu leiden und alſo — zu empfinden habe. Der Andern durfte man ſich ſchon näher ſtehend glauben. Eine kleine Blondine, in Bildung und Bewegung durchaus zierlich, die Augen munter und keck, das Näschen ein wenig ſchnippiſch gehoben, die Lippen voll und roſenroth, gewährte ſie den befriedigenſten Anblick jugendlicher Anmuth. Auch ſie hatte mich wieder erkannt und ſie ſagte es gerade heraus, während ihre Begleiterin es mich nur hatte ahnen laſſen. „Wir haben Sie heute ſchon in Hinnewieder geſehn", ſagte ſie, nachdem ihre Aufmerkſamkeit von der Leidenden nicht mehr in Anſpruch genommen wurde. „Wie Schade! Hätten wir gewußt, daß wir ein und denſelben Weg zu machen haben, ſo hätten wir uns auch zu einer Caravane vereinigen können." So pflegt es im Leben wohl zu gehen", erwiderte ich, indem ich unwillkürlich den Blick auf meine Juno richtete. „Man findet leichter, als daß wir das Gefundene uns zur Befriedigung erhalten. Auch ich habe mich während meines Weges hierher fortwährend über die Tücke des Zufalls beklagt, welcher mir erſt in dem Augenblicke eine ſo reizende Begegnung geſtattete, wo ſie mir nur den Abſchied erſchweren konnte — und doch war mir das Glück nahe genug —" „Um Ihnen Ferſengeld geben zu können", fiel die Kleine lachend ein. „So wollen wir es jetzt wenigſtens klüger machen und den noch übrigen Weg gemeinſchaftlich zurücklegen. Sie gehen doch auch nach Gräfenberg?"

„Die Frage beantwortet ſich ſelbſt", erwiderte ich mit derſelben Richtung meiner Blicke. „Eine ſolche Reiſegeſellſchaft würde mich bewegen, bis an's Ende der Welt zu reiſen."

„Der Herr iſt galant", ſagte Juno, aber mit einem ſo wegwerfenden Tone, daß die wenigen Worte mich völlig demüthigten. Um meine Verlegenheit zu verbergen, trat ich an das Fenſter, wo mein Führer ſeit einiger Zeit das Wetter beobachtete und jetzt mit bedenklichem Tone ſagte: „Es ſcheint

ein Landregen werden zu wollen. Wir werden wohl hier übernachten müſſen.“

„Uebernachten — nicht möglich“ rief die ſtolze Schöne, welche jene Bemerkung gehört hatte, und wandte ſich an ihren Führer, um deſſen Meinung zu erfahren.

„Wenn der Regen nicht bald nachläßt, iſt keine Möglichkeit, weiter zu gehen“, war deſſen Antwort, bei welcher die Fragerin unwillig den Kopf ſchüttelte, indeß die Kleine laut lachend in die Hände klatſchte und ausgelaſſen im Zimmer herumhüpfte und betheuerte, daß es ein allerliebſtes Abenteuer ſei, in einer abgelegenen Waldſchenke zu übernachten. Ihre Luſtigkeit war aber nicht anſteckend, vielmehr ſchien die Verwirrung ihrer Begleiterin in Zorn übergehen zu wollen, als ſie ſich durchaus nicht beruhigte.

„Du biſt ein Kind, Valeska“, rief ſie und indem ſie ihre Stimme zu leiſem Flüſtern dämpfte, ſetzte ſie hinzu: „Was wird der Graf dazu ſagen!“

„Sagen? Nichts, aber ſich ärgern!“ war die Antwort. „Und das gönne ich ihm. Hütet er dich doch immer wie ein Argus; hat er uns doch ſogar gezwungen, nach dem abſcheulichen Gräfenberg zu kommen, um ihm die Gläſer Waſſer nachzuzählen, welche er täglich trinkt. Ein reizender Ort, wo die Herren im Flausrock tanzen, Arm und Beine in Bandagen gewickelt und mit Wolluſt von ihren Schwären ſprechen. Puh! — Die kleine Angſt, welche er über unſer längeres Ausbleiben empfinden wird, kann ihm gar nicht ſchaden.“

„Der Regen wird aufhören.“

„Nein, das wird er nicht, liebe Julie, und wenn auch, ich bin müde, ich gehe nicht weiter, hahaha!“

Die kleine Scene ergötzte mich und hatte mir den Vortheil gebracht, wenigſtens den Namen meiner ſchönen Unbekannten zu erfahren. Ein wichtiger Vortheil für Verliebte! Wie kann man ſonſt ſchwärmen, ſeufzen, Fenſter und Papier verderben, worauf man die lieben Buchſtaben kritzelt!

Indeß gab Julie ſich noch nicht überwunden; ſie verließ das Zimmer um ſich ſelbſt durch einen Blick in's Freie zu überzeugen, ob der Himmel keine Hoffnung gäbe und ob die Wege wirklich ſo unpraktikabel wären, als man ſie ſchilderte. Wir folgten ihr. Der Regen goß noch in Strömen aus den finſtern Wolken, welche ſich faſt bis auf die hohen Baumwipfel herabſenkten. Da war keine Hoffnung. Aber ſelbſt wenn man dem Regen trotzen wollte, durfte man nicht wagen, bei anbrechender Dämmerung die abſchüſſigen Gebirgspfade zu verfolgen, auf welchen der Fuß bei jedem Schritte abglitt, nicht zu gedenken, daß man an manchen Stellen nur weiter konnte, indem man von Stein zu Stein ſpringend, das aufgeſammelte Waſſer vermied.

Unwillig ſtampfte Julie mit dem kleinen Füßchen auf, ſeufzte und ging dann, ohne ein Wort zu ſagen, in die Stube zurück. Ich triumphirte heimlich — welche Ausſicht, mit ihr unter einem Dache zu ſchlafen! Auch die kleine Valeska war entzückt und flüſterte mir in's Ohr: „Das ſoll ein Spaß werden!“

Wir kehrten ſämmtlich wieder in die Stube zurück, wo wir Julien verdrießlich in einer Ecke ſitzend fanden, den Kopf in die Hand gelehnt und lange Zeit alle Bemühungen Valeska's abweiſend, welche ſich beeiferte, ſie in beſſere Laune zu verſetzen. Endlich aber ſchien ſie ihrer Verdrießlichkeit ſelbſt müde zu werden und rief: „Nun wohlan, ſo muß man ſich denn finden. Ein Mißgeſchick wird doch nur drückender, wenn man ſich dagegen ſträubt, ohne die Macht, es zu beſeitigen. So wollen wir denn gute Kameraden ſein!“

Die letzten Worte ſagte ſie, indem ſie ihre Blicke auf mich richtete, wobei ein leiſes Lächeln um ihre feinen Lippen ſpielte.

„Iſt Ihnen dieſe Reſignation ſo ſchwer gefallen?“ erwiderte ich. „Mein Himmel! iſt doch der Zufall der Gott der Reiſenden und das Reiſen grade deshalb ſo ſchön, weil — weil es gleichſam ein exceptioneller Zuſtand iſt, welcher die Gebundenheit gewohnter Lebensordnung zeitweiſe aufhebt, ohne daß wir die Konſequenzen dieſes Intermezzo's zu fürchten hätten. Auf der Reiſe wie auf der Redoute gilt Maskenfreiheit; aber der Scherz entflieht, die Intrigue löſt ſich von ſelbſt, wenn wir uns demaskiren oder, von der Reiſe zurückkehrend, uns wieder maskiren mit der Larve der Convenienz.“

„Wirklich, meinen Sie ſo?“ rief Julie und ein ſeltſames Feuer leuchtete aus ihren Augen. „Aber können wir die gewonnenen Eindrücke denn eben ſo leicht ablegen, wie unſer Reiſekleid?“

„Wer möchte das wohl? Iſt doch die Erinnerung die ſchönſte Ausbeute des Lebens.“

„Ich dachte, ſie wäre der Grabſtein verlornen Glücks, an welchem man trauernd kniet.“

„Wir dürfen nicht unerſättlich ſein! Anſtatt den Verluſt des Glückes zu betrauern, muß uns das Bewußtſein befriedigen, daß wir es doch einmal beſaßen! Das Herz, was einmal erfüllt war, kann nicht wieder leer werden und das Glück der Minute iſt darum doch ein ewiges!“

Während ich ſo ſprach, haftete ihr Blick ſinnend an mir; es ſchien, als wollte ſie in meiner Seele leſen und ich fühlte, daß dieſe in meinen Augen lag und ihr mehr verrieth, als die Worte geſtanden. Ihre Lippen bewegten ſich, als wollten ſie ein Wort bilden, welches mich entzücken konnte, aber ſie ſchloſſen ſich wieder und nur ein Schauer ſüßer Ahnung machte mein Herz erbeben.

Plötzlich ließen ſich muntre Geigenſtriche hören, und Valeska, welche wir bei unſerm Geſpräch ganz außer Acht gelaſſen hatten, rief jubelnd: „Ein Ball, ein Ball! Wer engagirt mich?“ Ich ſprang auf und reichte ihr die Hand. Schnell wurden Tiſche und Stühle bei Seite geräumt, mein geigenkundiger Führer ſpielte einen Lanner'ſchen Walzer, und raſch drehte ich mich mit Valeska im Kreiſe herum, bis ſie faſt athemlos rief: „Ach, ich kann nicht mehr“ und ſich auf eine Bank niederließ. Auch dem Führer der beiden Damen war der Takt in die Beine gefahren und jauchzend, in übermüthiger Luſt ſchwenkte er unſre Wirthin wacker herum. Lächelnd ſah Julie dem luſtigen Treiben zu, und ich wagte es nun, auch ſie zum Tanze aufzufordern. Sie reichte mir zwar die Hand, aber, indem ſie freundlich den Kopf ſchüttelte, ſagte ſie: „Meine kleine Valeska hat mehr Freude daran.“ Das war nun wohl ein Körbchen, aber die Art, wie ſie mir ihn gab, hatte nichts Kränkendes und den Erſatz, auf welchen ich verwieſen wurde, konnte ich mir ſchon gefallen laſſen. Mit Vergnügen ſetzte ich den Tanz mit Valeska fort, bis unſre beiderſeitige Ermüdung Ruhe gebot.

Indeß hatte ſich bei Anbruch der Nacht das Wetter verzogen, und durch die flockigen Wolken traten die Sterne leuchtend hervor. Nach dem Aufruhr der Elemente, die noch vor Kurzem mit ſolcher Wuth tobten, war eine feierliche Stille eingetreten, nur unterbrochen durch den Fall einzelner Waſſertropfen, welche von den noch feuchten Blättern glitten, von dem Gezwitſcher der Waldvögel, welche ſich wieder aus ihrem Verſteck wagten, und dem dumpfen Brauſen des nahebei fließenden Baches, welches mit dem Rauſchen des

Waldes in eine wunderbare Melodie verſchmolz, zu welcher mein Herz den Takt ſchlug. Julie ſtand an dem geöffneten Fenſter, durch welches friſch und kühlend der Abendwind hereinſtrich. Ich trat zu ihr.

„Mir iſt als wär' ich in eine ferne Welt verſetzt, aus welcher kein Weg zurückführt in jene, in welcher ich bisher gelebt", ſagte ſie, indem ſie mit der ſchmalen weißen Hand ſinnend über die glänzende Stirne ſtrich.

„Von dem Gefühl, welches in uns frei wird, wenn ſüße, ahnungsvolle Einſamkeit in Wald und Feld uns umfängt, läßt ſich auch ſchwer ein Uebergang vermitteln zu den Eindrücken, welche uns die Geſellſchaft giebt; ein Uebergang iſt hier ſo ſchwer, wie von der Wahrheit zur Lüge", erwiderte ich.

„Ich glaube auch, daß uns die Einſamkeit beſſer macht, daß ſie das ächte, wahre Gefühl in uns frei läßt; aber leider ſind wir nicht für die Einſamkeit beſtimmt, ſondern für die Welt, welche unſre beſten, wahrſten Empfindungen grade zurückweiſt."

„Dürfen wir uns denn von ihr befehlen laſſen?"

„Wenn wir müſſen, mein Freund! Ja, und wäre das Gefühl, welches jetzt mein Herz erfüllt, noch ſo wahr, noch ſo innig und noch ſo — Glück verheißend, ich muß es als eine Störung des Lebens abweiſen."

„Nur heut noch nicht", bat ich und legte meine Hand auf ihren Arm. Sie ſchwieg und Valeska trat zwiſchen uns, indem ſie ſagte: „Nun iſt es aber auch Schlafenszeit, damit wir morgen bei Zeiten aufbrechen können: ſieh nur, Julie, was man uns für eine Lagerſtätte bereitet."

Wir wandten uns um und ſahen die Wirthin beſchäftigt, raſchelnde Strohbündel auf den Boden aufzuſchütten, wobei die Lehnen umgeſtürzter Stühle als Kopfkiſſen dienen ſollten. Unſre Führer hatten ſich's bereits auf den Bänken, welche rings um die Wände liefen, bequem gemacht.

„Und Sie?" fragte mich Julie mit ängſtlicher Verſchämtheit.

Ich zuckte lächelnd die Achſeln und meine Blicke wieſen auf die Streu.

„Nein, nein", ſagte ſie dringend und blickte ſich ängſtlich nach einer andern für mich paſſenden Lagerſtätte um.

Ich kam ihrer Verlegenheit mitleidig zu Hilfe. Raſch rückte ich ein Paar Stühle zuſammen, ſtreckte mich darauf aus, indem ich mein Ränzchen unter den Kopf legte und rief: „Ich ſchlafe ſchon! Gut' Nacht."

Aber Valeska wollte nicht zugeben, daß ich mich mit einem ſo unbequemen Bett begnügte, und als ich darauf beſtand, mußte ich wenigſtens ihren Mantel zur Decke nehmen. Damit war die Sache abgemacht; lachend und ſcherzend legten ſich die Damen auf das ungewohnte Lager, ſprangen aber ſogleich wieder auf, als ich nachſehen wollte, wie ſie ſich dort befanden, und beruhigten ſich erſt, als ich mein Wort gegeben, daß ich ruhig liegen bleiben wollte, bis ſie am andern Morgen aufgeſtanden wären. Auch das Licht ſollte nicht ausgelöſcht werden, und als auch das zugeſtanden war, ſagte Julie: „Nun gute Nacht — und kein Wort mehr!"

„Aber es muß mir erlaubt ſein, dann und wann zu ſeufzen", rief ich.

(Schluß folgt.)

Die gute alte Zeit.

Man wird's nicht glauben! Man hält Dergleichen längſt für mythiſch, und ich glaube auch wirklich: es kommt nur ſelten noch vor.

Der Mann war bekannt als ſehr ordentlich und beſonnen, ja ſolid. Er hatte den in einer kleinen Reſidenz außerordentlichen Vorzug: er war nie aufgefallen. Freilich war er Schauſpieler. Aber in der kleinen Reſidenz iſt nach der Regierung das Theater die wichtigſte Angelegenheit: das Beſſere und Edlere im Menſchen nährt ſich hier vorzugsweiſe vom Theater, und ſomit ſind die Schauſpieler, namentlich wenn ſie lange am Orte ſind, längſt emancipirt vom Vorurtheile des Haufens. Wie unbedacht ſchmäht man um leidiger Politik willen die kleinen Höfe und Hoftheater! Entweder ſind es liebenswürdige oder komiſche Idylle, und das Eine wie das Andre iſt ja in unſrer trocknen Zeit von Werthe. Mit welcher rührenden Andacht wird da noch die phantaſtiſche Geburt eines Poeten behandelt! Er hat rothe Livrée verlangt für die Dienerſchaft eines Luſtſpiels! Rothe Livrée! Ach was! ruft der Direktor des Stadttheaters, das thäte Noth! Unſre rothe Livrée iſt verſchoſſen, die Kerle können blau gehn! — So verfährt man nimmermehr am kleinen Hoftheater! Die rothe Livrée wird ausgeklopft, und erſt bei Tage, dann bei Lampenſchein betrachtet, ob ſie auch noch „konvenire." Der geringſte Zweifel genügt, um höheren Ortes anzufragen, ob eine neue rothe Livrée angeſchafft werden ſolle, und von der Dienerſchaft des Theaters, vom Kaufmann, vom Poſamentir, vom Knopfmacher, vom Schneider aus verbreitet ſich's durch die Reſidenz: es wird neue rothe Livrée angeſchafft für das neue Stück! Spottet nicht! Das neue Stück erhält nicht bloß dadurch ſeine Wichtigkeit; nein, die Leute haben noch Zeit, noch Intereſſe, ſich gründlich darum zu kümmern, mit den Perſonen des Stücks intim zu verkehren; die Frauen ſtreiten ſich noch über Ideale — ach, wo thäten ſie das noch in großen Städten! Kurz, die Höfe von Ferrara und von Weimar exiſtiren für den Dichter noch in Deutſchland.

Trotz dem würde man ſehr bedenklich über jenen Schauſpieler: er machte ſeit einiger Zeit die unbegreiflichſten Fehler im L'Hombre, er grüßte oder dankte unregelmäßig, er blieb mitten auf der Straße ſtehn, und ſah an einem Hauſe hinauf, an dem gar nichts zu ſehen war, da in den oberen Stockwerken Niemand wohnte; noch mehr, er aß und trank ungenügend, erſtaunlich ungenügend, und man wollte ihn ſingen gehört haben, ihn, der nie einen Ton geſungen hatte. Mitleidig blickte man ſchon auf die arme, wenn auch noch ſo ſchöne und talentvolle Gattin. Wenn man ſie anſah, ſo dachte man an das Schreckenswort jeder kleinen Reſidenz, an das verhängnißvolle Wort: dies wird ein Ende mit Schrecken nehmen!

Kurz, die Auflöſung erwartete Niemand! Welche? Der Schauſpieler, der in ſeinem Leben nicht gedichtet hatte, er hatte ein Stück geſchrieben, und zwar unter der Tyrannei des ärgſten poetiſchen Paroxysmus. Die dämoniſche Macht der Poeſie, halb Krankheit halb Göttlichkeit wie die Entſtehung der Perle, iſt alſo noch vorhanden trotz Eiſenbahn und Materialismus. Was war dies für ein Stück geworden? Das konnte ich bald erfahren; ich fuhr zur Einſtudirung eines eignen Stückes nach derſelben Reſidenz, in welcher dieſer Schauſpieler, ein Bekannter aus der Jugendzeit wohnt, und in welcher ich mit Ausnahme der Rothen-Livrée-Geſchichte alle poetiſchen Vortheile und nicht alle Nachtheile einer kleinen Reſidenzſtadt antraf.

Man fährt auf Eiſenbahnen dahin, etwas langſam, aber doch auf Eiſenbahnen. Und dies ſollte ein Weg ſein zur guten alten Zeit? Ach, die gute alte Zeit iſt weder ganz und gar ein Gegenſatz zu guter alter Zeit, noch — oder ſind die Eiſenbahnen

doch ein blanker Gegenſatz zu ihr? Nun, ich fand auf den letzten Stationen wenigſtens Menſchen und Elemente, die noch ganz zur alten Zeit gehören: luſtige Handwerksburſchen, traurige Lieder, ein romantiſches Mädchen und einen Roßkamm. Scheint nicht ein Roßkamm ganz unzeitgemäß zu ſein auf der Eiſenbahn? Und doch war er ſehr ächt mit ſeiner fürchterlichen Logik, ſeinen Hamburger Rindsleder-Stiefeln und ſeiner kavalieren Galanterie. — Leidet denn nicht der Pferdehandel durch dieſe Dampffahrten? — Gott bewahre! Die Pferde lernen laufen wie mit Dampf! Bin in einer Stunde hierher geritten, um die Station vor Ankunft des Zugs zu erwiſchen, und habe fünf Stunden Wegs bis hierher! — Ziegeſer lügt wie immer! ſchrie wie im Chorus faſt ſämmtliche Beſatzung des Wagens dritter Klaſſe. Was thut er? fuhr Ziegeſer auf. — er lügt! Was bin ich? Pferdehändler bin ich. Und nun machte er einem bildſchönen Mädchen, die zwiſchen ihm und mir ſaß, den Vorſchlag, nach der Ankunft in Braunſchweig die Nacht hindurch mit ihm weiter zu reiſen nach Celle, wo andern Morgens in frühſter Frühe der Pferdemarkt beginne. Was ſoll ich auf dem Pferdemarkte? fragte ſie mehr neugierig als ſchnippiſch. Und darauf wendete ſie ſich an mich und meine geographiſchen Kenntniſſe. 's iſt nicht bloß wohlfeiler auf der dritten Wagenklaſſe, man verkehrt mit Menſchenklaſſen, zu denen man weniger und weniger kommt, je mehr man vom Volke ſchreibt und von des Volkes Verbeſſerung. Aus beiden Gründen, aus Oekonomie und Wißbegierde fahr ich immer in der dritten Klaſſe. Man hört doch auch einmal was Anderes, ſei's auch was Dümmeres. War nun dieſes Mädchen dumm, oder war ſie ſehr leichtſinnig? Gar pfiffig und erſtaunlich ſaß ihr ein roſaſeidner Hut über einem groben Umſchlagetuche, und erſchreckend ſorglos fragte ſie mich, ob ſie auf geradem Wege bleibe, wenn ſie mitfahre über Celle? — Wohin ſoll der gerade Weg führen? — Nach Mainz. — Und Sie kommen? — Von Halle. — Wie erfreulich iſt heutiges Tags ſolch eine naive Geographie: von Halle nach Mainz über Braunſchweig und Celle! Der Gedanke lag nahe: dies ſchlimme Kind reiſ't wahrſcheinlich nirgendhin um. Und doch war's am Ende nicht ganz ſo arg, und ſie wollte wirklich nach Mainz, bloß um ſich einen Heimathsſchein zu holen, und dann ſtracks zu einem geliebten Maler zurückzukehren. Auf der dritten Wagenklaſſe iſt man nicht blöde mit ſeiner Lebensgeſchichte. Der Maler war ein Landſchaftsmaler und hatte ihr Reiſegeld gegeben. Armer Landſchaftsmaler! Unter dieſem Roſahute wohnt kaum die Treue. Es war ſpäter Abend, als wir auf dem Bahnhofe ankamen; ſie wußte weder, wohin zunächſt, noch wohin gen Mainz. Aber ſie lächelte, ganz wie eine Lilie auf dem Felde. Iſt das nicht gute alte Zeit? Ich fragte für ſie nach dem Poſtabgange gen Mainz. „Anderen Morgens um Neun!" — So müſſen Sie hier übernachten! — Ja wohl! — Wo denn? — Ich weiß nicht. — Ihr Gepäck? — Habe keins! — Und Eichendorf hätte Unrecht mit ſeiner Romantik? Der Wagen des Hotels, in welches ich ſelbſt wollte, fuhr vor, und ſie ſtieg mit hinein, als ob ſich das von ſelbſt verſtünde, obwohl ſie naiv äußerte, ſie ſei in ihrem Leben nicht in einem Hotel abgeſtiegen. — Der Kellner blickte mich an bei unſrer Ankunft, daß ich mit Schrecken erkannte, mein guter Ruf ſtünde plötzlich ganz und gar auf dem Spiele, wenn ich mich des harmloſen Mädchens im Geringſten annähme. Wunderliche Welt! Aus blankem gutem Herzen hätte ich mich gar zu gern des Mädchens, die im Hausflur rathlos ſtehn blieb und nicht wußte, was ſie fordern ſollte, angenommen, aber die Schicklichkeit verbot eigentlich die Menſchenliebe. Ich mußte es ſehr geſchickt anfangen, daß ſie ein Zimmer begehrte und ich es nicht für ſie zu beſtellen hatte. Der malitiöſe Kellner ſchloß mir ein Zimmer neben dem ihrigen auf — das ging abſolut nicht, und doch wollte ich das Mädchen nicht beleidigen, dadurch daß ich vor ihr gegen ſolche Nähe proteſtirte. Ich that's

alſo erſt, als ſie eingetreten war, und gewann dadurch zwar die Achtung des Kellners, ſetzte aber dadurch das Mädchen aus, welches ihm nun, wie er ſich ausdrückte, nicht legitimirt erſchiene. Und wir lachen über die Chineſen! — Schlecht war ich nun nicht gerade, wenn auch furchtſam, und ich wagte alſo gegen den Kellner die Bemerkung: das ginge ihn ja nichts an. Ich wußte wohl, daß dies für einen des tugendhaften Rufs bedürftigen Mann eine tollkühne Bemerkung war, aber ſie war auch das Aeußerſte, was ich wagte. Ich mußte ſogleich noch in meinen Geſchäften nach dem Theater gehn, und dachte mitleidig an das arme Mädchen, welches kein Buch beſaß und im ſteifen langweiligen Hotel einſam auf ihrem Zimmerchen ſitzen mußte. Womit wird ſich das Naturkind die Zeit vertreiben? Ich hätte ihr gar zu gern ein Buch geſchickt, aber was hätte der nichtswürdige Kellner geſagt! So ging ich denn aus, und wollte vor Zehn wieder zurück ſein. Ach, ich kam ſpät in der Nacht erſt zurück, und hatte während der Zeit ein fünfaktiges neues Originalſtück kennen gelernt, und das Mädchen mit dem Roſahute total vergeſſen. — Ein Franzoſe würde ſolche Ungalanterie nicht vergeben. Kaum wagte ich anderen Tags zu fragen, was aus dem ſchönen Mädchen geworden ſei. — Fort! — War ich nicht ſelbſt ſchüchtern und etwas einfältig geweſen wie die gute alte Zeit? Ach, ſo kläglich endet das junge Deutſchland und wird alt!

Was mich ſo tief in die Nacht hinein intereſſirt hatte, war aber wirklich ein ſchöner Beſtandtheil guter alter Zeit geweſen: ich hatte Dichter und Schauſpieler gefunden, denen die keuſche Muſe noch Herzensgeliebte geblieben, die nicht phraſenhaft ſondern wahrhaftig über guten Stil des Schauſpiels, über das verderbliche Superlativ-Beifallsweſen unſrer Parterre's, über die Lärm-Verlangniſſe, über die bloßen Neugier-Verlangniſſe des Publikums, über die nichts als Furore und Fiasko beſprechenden Kritiken geſprochen hatten. Und das neue Stück, welches ich kennen gelernt, war kein Phraſenſtück, ſondern war ein ächtes Stück Leben, war eine wirkliche nothwendige Geburt. — Ein Schauſpieler hat ſein Künſtlerleben darin dramatiſirt. Das Stück heißt „Der Schauſpieler, Lebensbild in 5 Akten." Dies Thema, der Konflikt des Schauſpielers mit der Geſellſchaft, iſt zu allen Zeiten und immer lebhafter Gegenſtand des Intereſſes geweſen, und doch hat meines Wiſſens die Bühne dieſen Stoff nirgends nachdrücklich zu benutzen gewußt. In dieſem Stücke iſt es folgenderweiſe geſchehn:

Der Schauſpieler Grün, leidenſchaftlich, ungeſtüm und der Welt gegenüber hypochondriſch in ſeinem Fache, erregt von der Bühne herab die glühende Liebe eines jungen Mädchens. Sie heißt Lidia und iſt die Tochter eines Grafen Bergholm. Dieſer hat den Muth, den Schauſpieler ſelbſt um Hilfe gegen eine Neigung zu bitten, welche ja doch zu keiner glücklichen Ehe führen könne, und der Schauſpieler traut ſich die Stärke zu, die Neigung des Mädchens ſelbſt ablenken zu können. Aber das Reich der Sympathie iſt ſtärker als das Reich nüchterner Vorſätze. Durch Baron Arno, einen ſogenannten Mäcen, der in den Künſten und im Umgange mit Künſtlern Zeitvertreib ſucht, erfährt er, daß Lidia entfernt werden ſoll. Entfernt? Man traut alſo ſeinem Verſprechen nicht? Nein. Zum Zeitvertreibe ſpielt auch Arno den Kuppler, und will ihm eine Zuſammenkunft mit Lidia vorbereiten. Grün widerſteht lange dieſer Verſuchung; aber er will ja nur Abſchied von ihr nehmen, er will durch kühles Benehmen ihr Herz zur Ruhe leiten — er geht zu Lidia. Lidia wird in die innerſte Seele verletzt durch ſeine Kälte, das Bewußtſein verläßt ſie, und er muß die Schwankende mit ſeinen Armen aufhalten. In dieſer Stellung wird er von Adolph, dem Bruder Lidia's überraſcht. Dieſer iſt ſtolz und ſchonungslos und hat dem ſogenannten edlen Künſtler keinen Augenblick getraut. Jetzt ſieht er ſein Mißtrauen gerechtfertigt und überſchüttet Grün mit Beleidigung, ja er ſchlägt ihn

als dieſer herkömmliche Genugthuung verlangt in's Antlitz. Nun ſcheint jeder friedliche Ausgang verſchloſſen zu ſein. Dennoch — und für dieſe Romeo- und Julia-Liebe iſt wohl der letzte Akt nicht ganz geeignet — bietet ſich ein ſolcher in der plötzlich entſtehenden Neigung des jungen Grafen zu Grün's Schweſter. Dieſe Neigung führt in der That eine Ausſöhnung herbei, aber Grün kann das Bewußtſein, die Erinnerung der erlittenen Schmach nicht los werden, und während das Liebespaar den errungenen Sieg feiert, erſchießt ſich Grün im Nebenzimmer.

Der Schauſpieler überſchätzt und überſpannt ſich und ſeine Kunſt, je mehr er ſich und ſie von der Geſellſchaftswelt unterſchätzt glaubt.

Dieſe nahe liegende und richtige Idee iſt lebendig und tüchtig in dem Stücke dargeſtellt. Das Ganze athmet ächte und tief empfundene Wahrheit, und erringt dadurch, obwohl es oft zu wortreich dargeſtellt iſt, die Theilnahme des Leſers und Zuſchauers. Es gemahnte mich alſo auch dies Stück, welches acht Tage vor meiner Ankunft zum erſten Male dargeſtellt worden und jetzt noch allgemeiner Gegenſtand des Geſpräches war, es gemahnte mich ebenfalls an gute alte Zeit. Nicht ſchimmerndes Genie, aber bei allen Mängeln innerliche Tüchtigkeit beherrſcht das Stück. Der Autor hat es ſchreiben müſſen, als die junge Liebe eines Mädchens zu einem Schauſpieler neben ihm als Lidia vor ſeinem Blick erſchienen war. Noch mehr! Ganz wie ein Dichter früherer Zeit, dem jedes ſeiner Worte Goldes werth, hat er durchaus nicht ein einziges Wort ſtreichen laſſen! Wie hätte er es vor dem Genius, der ihn getrieben, verantworten können! Und doch iſt der Autor ſelbſt Schauſpieler, der alle Tage ſieht, daß die Bühnen-Konvenienz, die innere und die äußere, ſtets Beſchränkungen und Kürzungen zum Gedeihn der Darſtellung nöthig macht! Der Schauſpieler iſt untergegangen vor dem Dichter, und dieſer hat wie ein Prieſter jede Zeile unerbittlich bewacht. So hat das Stück vier volle Stunden, alſo für ein deutſches Publikum zu lange geſpielt. Es iſt aber mit großer Leichtigkeit, ja zum Vortheile des Stückes zu ſtreichen, und wenn dies für die nächſte Aufführung von der Regie geſchieht, ſo wird Schütz — er iſt der Verfaſſer — wie ein Römer ſeinen Mantel über das Haupt ziehn, um von dieſem Angriffe auf ſein Leben nichts zu ſehn.

Auch in den übrigen Angelegenheiten des dortigen Theaters fand ich noch liebenswürdige Zeugniſſe der guten alten Zeit: ernſten, innerlich lebendigen Sinn des Publikums für dieſe Kunſt, vorurtheilsfreien, reichlichen Schutz derſelben von Seiten des Fürſten und der Behörden, Sinn für Enſemble im Gegenſatze zu dem krankhaften Haſchen nach einzelner, die wirkliche Kunſt beeinträchtigender Virtuoſität, geſchmackvollen, jeder Uebertreibung abholden Stil unter den Darſtellern, und einen wirklich geſchloſſenen Kreis, ein wirkliches Enſemble derſelben, welches jetzt ſo traurig ſelten geworden iſt auf deutſcher Bühne. Mein ſchwer zu ſpielendes Stück „Rokoko", ſchwer weil es ohne vollſtändiges Zuſammenſpiel nichtig wird, konnte ich hier gut zu Stande bringen. Es hat ſich mir übrigens hierbei wieder einleuchtend beſtätigt, daß die Reform unſers Theaters nur von den Direktionen ausgehen kann und muß, und daß ich mit meiner Anklage gegen lüderliches Einſtudiren und unreifes Aufführen Recht habe. Eine unumſchränkte dramaturgiſche Herrſchaft kann in Jahresfriſt eine verwilderte Bühne der neuen Zeit in eine gediegene Bühne der guten alten Zeit verwandeln. Freilich müſſen die Prätenſionen der Hofſchauſpieler, die ſich nur ihrem Belieben gemäß die Rollen ausſuchen, ſpurlos verſchwinden. Und es iſt ſehr rühmlich für Braunſchweig, daß dieſe Prätenſionen dort bereits verſchwunden ſind. Wären wir nur erſt bei größeren Hoftheatern ſo weit! Es wird ein Amt der Preſſe werden, die alſo rebelliſchen, gegen wirkliche Reform des Schauſpiels rebelliſchen Schauſpieler ſchonungslos öffentlich anzuklagen.

Außer den ſchon länger bekannten guten Schauſpielern Braunſchweigs hab' ich mehrere neue und auswärts noch ſeltener genannte Talente gefunden, namentlich die Herren Hoppé und Höfler. Letzterer iſt einer der ſo ſelten gewordenen jugendlichen Liebhaber voll Grazie, Natürlichkeit und liebenswürdigen Maßes. Ich weiß nicht, ob er genug kräftigen Nachdruck entwickelt im Drama, ich habe ihn nur im Luſtſpiel geſehn. Von Herrn Hoppé hab' ich ſogar nur eine Rolle und zwar den Abbé in meinem eigenen Stück geſehn; aber hier war die Klaue des Löwen unverkennbar ausgedrückt! Dies iſt ein Talent erſten Ranges für Charakterrollen, welches bereits den Beſten nahe zu ſtellen iſt — Jugend, die beſten körperlichen Mittel, die beſonnenſte, tüchtigſte Faſſung, Ruhe im Feuer, und zu alle dem erſtaunliches Maß. — Auch ein neues komiſches Talent, Herr Bercht, findet dort großen Beifall, und unter zweiten Liebhabern zeichnet ſich Herr Heymann aus mit entſchiedener Anlage für mannigfaltige Schattirung im Luſtſpiele. — Kurz, meine Illuſion, es ſei die Wiederbelebung guter alter, das heißt ſinniger Theaterzeit in Deutſchland möglich, iſt in keinem Betracht geſtört worden im alten Braunſchweig.

Die Frauen-Akademie.

Geſtern fand eine ſtürmiſche Sitzung im Athenée royal ſtatt. Bekanntlich hat ſich Herr v. Caſtelane an die Spitze dieſes Inſtituts geſtellt. Es werden wöchentlich zwei Concerte gegeben, faſt jeden Abend wiſſenſchaftliche Vorleſungen von beſondern Profeſſoren gehalten, es iſt ein großes Leſeinſtitut in demſelben Gebäude, die adeligen Herrn und Damen, doch ohne Ausnahme des bürgerlichen Talents, geben zuweilen Theaterſtücke mit vielem Geſchmack und Talent. Die Montagabende ſind literariſchen Diskuſſionen gewidmet, wo jeder, der ſich einſchreiben läßt, ſprechen kann. Sie wiſſen, daß Herr v. Caſtelane eine Frauenakademie ſtiften will. Geſtern Abend nun war die Ehe und die Eheſcheidung an der Tagesordnung. Es hatten ſich vier bis fünf Redner einſchreiben laſſen und auch Damen hatten Briefe über den Gegenſtand eingeſchickt. Die Frage iſt hier ſehr wichtig, da ſie vom juridiſchen Standpunkt aufgegeben war; namentlich ſollte das Halbſyſtem einer separation du corps, wie ſie jetzt in Frankreich geſetzlich iſt, einer ernſten Kritik unterworfen werden. Der Saal war mit Damen angefüllt. Die junge Gräfin von Caſtelane, ein bildſchönes Weib, ſaß vorn an und Herr v. Caſtelane präſidirte wie immer die Sitzung mit zwei Sekretären zur Seite. Der erſte Redner war Connelier. Er betrachtete die Sache vom katholiſchen Standpunkte aus und wüthete gegen die Eheſcheidung, die ihm eine Anarchie der Familie ſcheint. Er berichtete über das Schickſal des Geſetzes hierüber in beiden Kammern und endigte mit der Phraſe, daß es Worte gäbe, die man nicht oft ausſprechen ſollte, darunter ſeien die Worte Selbſtmord und Eheſcheidung, die ſehr anſteckend ſeien. Die Rede war ſehr ernſt; nur einmal wurde gelacht, als er ſagte, unſere Geſellſchaft habe keine Sorge getragen, die Demoiſelles von den Leiden des Cölibats zu befreien — ſo ein Franzoſe kann alles ſagen. — Am Schluſſe ſeiner Rede wurde geziſcht. Ein Herr Lambert improviſirte gegen ihn und erklärte ſich für die Eheſcheidung in allen Punkten, mit Verſorgung der Kinder. Connelier hatte ein Beiſpiel angeführt, daß ein Mann, der vor der Reſtauration ſich von ſeiner Frau ſcheiden ließ, und ſich während der Reſtauration wieder verheirathete, ſich zu ſeiner geſchiedenen Frau flüchtete, um bei ihr zu leben und zu ſterben. Darauf erwiderte eine Frau während der Sitzung ſchriftlich, daß dies eher für als gegen die Eheſcheidung ſei, da, wenn ſich dieſer Mann während der Reſtauration von ſeiner

zweiten Frau hätte ſcheiden können, er nicht nöthig gehabt hätte, ſich zu der erſten zu flüchten. Lambert benutzte dies und noch andres, hielt ſich aber ſtreng an juriſche Gründe.

Plötzlich erhob ſich ein junger Mann und betrat die Rednerbühne. Wie ich ſehe, ſagte er, behandelt man hier die Eheſcheidung blos theoretiſch, ehe man aber von Eheſcheidung ſpricht, wäre es doch billig, einmal zu unterſuchen, was unſere civiliſirte Ehe für ein Ding ſei. — Darauf ſchilderte der junge Mann mit einer wahren Fluth von Satyre und Sarkasmen die europäiſche Ehe: Wie der Jüngling früh ſich in das Leben ſtürzt, gar nichts bewundert, über die Tugend der Frauen lächelt und am Ende aus Langweile oder aus Noth des Etablirens ſich, nicht eine Lebensgefährtin, ſondern eine Mitgift ſucht. Iſt er reich, ſo wartet er bis alle ſeine Gefühle abgenutzt ſind und ſucht ſich dann in einem gewiſſen Alter ein junges Mädchen, um ſein Sauerkrautherz aufzuwärmen. Die Ehe iſt dann eine Art Invalidenhôtel im Kleinen, und die Frau iſt eine allerliebſte — barmherzige Schweſter. Wenn man ein Mädchen zur Frau begehrt, ſo wird zuerſt die Geldangelegenheit beſorgt. Ein Wollmagazin heirathet einen Wollladen, eine Kautſchuk-Fabrik vermählt ſich mit einer Seifenſiederei. Was die jungen Eheleute betrifft, nun, die werden noch immer Zeit genug haben, einander kennen zu lernen. Die Unglücklichen! wenn ſie einander kennen werden, ſo werden ſie einander verabſcheun. Und ſo fort bis zu der Schilderung der Civil- und der geiſtlichen Heirath. Ein ſtürmiſcher Beifall begrüßte den Redner, der dann mit den Worten ſchloß, die Eheſcheidung ſei zwar ein Uebel, aber ein kleineres gegen unſere Ehe im Allgemeinen. Wie Solon, ſage er zu den Franzoſen: Ich habe Euch nicht die beſten Geſetze gegeben, ſondern die, welche die beſten für die Athenienſer ſind. Ein Herr Broukère beſtieg dann die Tribune. Dieſer junge Mann trägt einen Sackpaletot, beſitzt aber eine Lapidarberedtſamkeit*), die ihres Gleichen ſucht. Er fingirte eine Prieſterrede für zwei Eheleute und behauptete, nur die chriſtliche Ehe ſei tugendhaft und erträglich. Er nannte dieſe Ehe nach dem Evangelium un mariage au vin, wo Liebe und Glaube ſei, unſere Ehen ſeien des mariages à l'eau. Seine Art der Textesauslegung des Evangeliums über die Samaritanerin hatte etwas von Abraham a Santa Clara. Er wollte dem Geiſtlichen die Macht geben, erſt zu unterſuchen, ob ſie ſich auch lieben, wo nicht, ſo ſolle er die Trauung verweigern. Eheleute die ſich trennen ſchilderte er wie zwei Irrende die ſagen: wir haben eine erſte Thorheit begangen, wir wollen eine zweite begehn, um ſpäter an eine dritte zu kommen. Als er aber die Klöſter in Schutz nahm, wurde fürchterlich geziſcht, und er mußte die Tribune verlaſſen. Ein alter Advokat trat dann auf und behauptete, man ſollte den Aeltern verbieten ihre Töchter zu verheirathen, ehe ſie majorenn ſind. Es giebt in Paris 40,000 Ehen à l'allemande — ſchrie er — das heißt Ehen zur linken Hand, und Ihr ſprecht von der Heiligkeit der Ehe! Verbietet doch den Vätern und Müttern, ihre Töchter anzulegen als „verlorne Fonds", den Greiſen, junge Mädchen zu heirathen und dann gegen die Eheſcheidung zu reden, denn drei Viertheile unſrer Ehen ſind nichts als nichtswürdige Proſtitution. Bei dieſen Worten entſtand ein fürchterlicher Lärm, denn einige bezogen dies direkt auf den Präſidenten der Geſellſchaft, deſſen Frau ſtill und bewegungslos daſaß. Connelier trat wieder auf und machte die Sache noch ſchlimmer, da er dieſe Phraſe hervorhob und behauptete, die meiſten Ehen zwiſchen jungen Leuten ſeien unglücklicher, als die, wo ein erfahrner Mann ein junges Mädchen heirathet um ſeine

---

*) Ich glaube, es iſt derſelbe, den ich vor einigen Jahren in einer Fourieriſten-Verſammlung, rue Vaugirard, gehört, und muß beiſtimmen, daß er von außerordentlicher Begabung und hinreißendem logiſchem Rednertalente iſt. L.

Gefühle und ſeine Seele in den ihren zu erneuen und ihr die Bahn der Tugend mit Güte und Liebe zu ebenen. Es entſtand ein allgemeines Murren. Endlich brachte jemand die ganze Diskuſſion auf das ſoziale Terrain und behauptete, daß ſo lange die Kinder nicht vom Staat erzogen werden, weder die Ehe, noch die Eheſcheidung möglich ſei, weil beide auf dem Egoismus und dem Beſitze beruhen und die Familie beſtändig dem Staate den Krieg erkläre. Das Chriſtenthum habe die Heirath begünſtigt, weil der Occident nicht bevölkert war, jetzt aber, wo der Occident faſt an der Ueberbevölkerung zu Grunde gehe, müſſe man auf Mittel ſinnen, die Monogamie ſo viel als möglich zu unterdrücken und die Ehe zu verhindern ſuchen, weil ſonſt alle Staaten Europa's vom Pauperismus verſchlungen würden. Die Heirath ſei blos eine ſtaatliche Inſtitution und wer das nicht anerkenne, verdiene den Namen eines Staatmannes nicht. Und wer wird die Demoiſelles von den Leiden des Cölibats befrein? ſchrie eine Stimme. Es wurde hierauf wüthend gelacht und die Sitzung wurde aufgehoben. Sie hatte vier Stunden gedauert. Der Sekretär reſumirte alsdann die Debatten und ſchloß für die Nichtheiligkeit der Ehe, für die unbedingte Eheſcheidung und gegen die Art des civiliſirten Heirathens. Die Geſellſchaft trennte ſich langſam unter heftigen Debatten. Die Damen beſonders ließen ſo manches bedeutende Wort fallen. An dem Thore ſah ich ein Paar in den Wagen ſteigen, die Dame ſagte: trotz alle dem bin ich ſehr froh, daß Sie ſich nicht ſcheiden laſſen können. Der Mann küßte ſie zur Antwort, und der Kutſcher knallte zum Abfahren.

In Deutſchland wäre eine ſolche Debatte unmöglich. Indeß war ſie ernſt und bedeutend, die Redner alle waren von ihrer Sache durchdrungen und an Wahrheiten fehlte es gewiß nicht, trotz der vielen Damen. Die Franzöſinnen ſind hierin vollkommen emanzipirt. Man kann alles ſagen, wenn nur mit Anſtand, ſie nehmen dies Alles wie Gelehrte auf, als ſeien dies Dinge, die ſie gar nicht berührten. In der nächſten Sitzung wird ein Brief von einer Dame hierüber vorgeleſen werden.

Paris, 5. December. A. Weill.

Nachrichten.

Berlin, den 13. December. Der Graf von Naſſau (der geweſene König der Niederlande) iſt geſtern früh hier plötzlich verſtorben. Er war, wie gewöhnlich, um vier Uhr des Morgens aufgeſtanden, hatte um ſechs ſeinen Thee zu ſich genommen, und wollte um neun ſein Hotel verlaſſen, als er ſich plötzlich ſo ſchwach werden fühlte, daß er ſich, wie er meinte, um ſich auszuruhen, in ſeinen Armſtuhl niederſetzen mußte. Einen Augenblick darauf, ohne noch eine Bewegung gemacht, ohne ein Wort geſagt zu haben, iſt er verſchieden. Er war der Rothſchild unter den Königen, wenn auch nicht der König unter den Rothſchilden. Auf das Geld ſeiner Unterthanen hat er ſich beſſer, als auf ihre Herzen verſtanden. —

Die Studentenexceſſe ſind von der Regierung ernſthafter aufgefaßt worden, als man vermuthen konnte; die hieſigen Zeitungen haben dieſelben ſogar offiziell als Aufſtand und Revolution erklärt, auch einige Verhaftungen, die ſtattgefunden, zur öffentlichen Kenntniß gebracht. „So ein Nürnberger Erdbeben für erwachſene Kinder!" ſagt Börne und Immermann, „Nur Fliegen nicht mit Keulen ſcheuchen wollen." Die Fliegen ſummen davon, aber die Keule fällt dem, der ſie damit verſcheuchen wollte, auf den Fuß. Die Weltgeſchichte hat manches ſchmerzliche Au! Au! ſolcher Keulen-Fliegenſcheucher aufzuweiſen. „Jeder ſehe, wie er's treibe."

Der Miniſter Eichhorn ſoll für die Univerſitäten eine neue Lehrmethode in Vorſchlag gebracht haben, nämlich eine dialogiſche. Der Docent würde demnach ſeine Vorträge in Frag und Antwort einzukleiden und mithin ein genaueres und mehr zu überwachendes Ver-

hältniß zwiſchen ſich und den Studirenden einzuführen haben, wobei denn freilich aber das Inſtitut mehr eine Schule als eine Univerſität ausmachen würde. Man meint darin ein ſpitzfindiges Mittel zu erblicken die Univerſität auch ihrer letzten Freiheiten zu berauben, und iſt daher nicht wenig erbittert darüber. Junker Chriſtoph ſagt: „Mir iſt, als hätt' ich manchmal nicht mehr Witz, als ein Chriſtenſohn oder ein gewöhnlicher Menſch hat." Der Miniſter Eichhorn ſoll auch, ſagt man, vom Rektorat der Univerſität Bericht verlangt haben über die Vorträge Nauwerk's, die, äußerſt ſcharf und freiſinnig, neben den von Mundt die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen haben. Das Rektorat will aber dieſen Auftrag zurückweiſen, da, wie es ſagt, ihm nicht zuſteht die Vorträge der Docenten zu überwachen und Bericht darüber zu erſtatten. — Im allgemeinen iſt zu bemerken, daß, ſo ſehr man früher für Eichhorn war, man jetzt eben ſo ſehr gegen ihn iſt. Er ſoll ſich ſehr verändert haben ſeit der Wind aus Nordnordweſt bläſt. Der Himmel ſchenke uns welchen aus Süden, vielleicht kommt dann eine Zeit, wo man einen Kirchthurm von einem Leuchtpfahl zu unterſcheiden wiſſen wird. Die Studirenden veranſtalten übrigens morgen Concert und Ball, wozu ſie die ſämmtlichen Profeſſoren und Docenten mit ihren Familien durch Abgeſandte haben einladen laſſen.

Das Portrait Schelling's, das erſte in der Gallerie berühmter Zeitgenoſſen, die der König aufzuſtellen beſchloſſen hat, ſoll, von Begas gemalt, vortrefflich gelungen ſein. Schelling ſelbſt ſoll ſehr verſchönert, aber dennoch ſehr ähnlich und charakteriſtiſch dargeſtellt erſcheinen, was einigermaßen ſchwer geweſen ſein muß, da Schelling ein durchwühltes, unzerlöſtes Anſehn hat, in dem das ganze Geheimniß ſeiner Philoſophie unenträthſelt zu träumen ſcheint. — Varnhagen von Enſe iſt leider fortwährend leidend, hat aber dennoch wieder die Biographie eines preußiſchen Feldherrn, nämlich die von Keith, vollendet oder wird ſie wenigſtens bald vollenden. Wenn ich mich recht zu erinnern weiß, ſo fehlt jetzt, glaub' ich, nur noch die biographiſche Statue von Zieten, dann hat Varnhagen in der Literatur den Wilhelmsplatz vollſtändig aufgeſtellt. Bettina's „Königsbuch" ſoll ſeinen Zweck erreicht und Veranlaſſung geworden ſein, daß der König in den ſogenannten Familienhäuſern Unterſuchungen und Verbeſſerungen anbefohlen hat. — Hermes bleibt am Ruder der Redaktion der Preußiſchen Allgemeinen. Er bezieht funfzehnhundert Thaler Gehalt und hat dafür nichts weiter zu thun, als die auswärtigen Zeitungen durchzuleſen und das Auszudruckende mit Rothſtift anzuſtreichen. Steckt die politiſchen Krötenſpieße ein, wer weiß, wo einem der Waizen blüht! „Der Regen regnet jeglichen Tag" ſingt der Shakſper'ſche Narr, und da meinen die guten Leute und ſchlechten Muſikanten, wer nicht jeden Tropfen mit dieſem politiſchen Krötenſpieß zu pariren verſteht, der wird doch einmal naß, er mag's machen, wie er's will. Alſo beſſer, gleich naß wie ein Pudel und nachher am Ofen getrocknet, als etwa — — „Ihr verſteht mich, Gevatter, ich ſeh's eurer Naſenſpitze an."

Die archäologiſche Geſellſchaft will im Saale der Singakademie „Die Fröſche des Ariſtophanes" zur Aufführung bringen. Die Chöre ſollen geſungen werden, das Stück ſelbſt ſoll Auguſt Kopiſch leſen.

Die gegen die Schriften Gutzkow's beſtandenen exceptionellen Cenſur-Maßregeln ſind auf Befehl des Königs für Preußen aufgehoben.

Herr v. Küſtner hat Gutzkow's Luſtſpiel „Schwert und Zopf", das allgemein als vortrefflich anerkannt wird und das man ſehr wünſcht aufgeführt zu ſehn, dem König vorgelegt, damit dieſer ſelbſt entſcheide, ob es, da Friedrich Wilhelm II. von Preußen darin auf der Scene erſcheint, zur Darſtellung kommen ſoll oder nicht. Herr v. Küſtner hat in der Eingabe dazu ſehr glücklich auf die Zeiten der Eliſabeth von England hingewieſen, in welchen Shakſpere die Vorfahren dieſer Königin auf die Bühne zu bringen Erlaubniß gefunden. Man hofft eine baldige und günſtige Entſcheidung. Wir hoffen, dabei auch einige neue Rollen zu ſehn. Laube's „Bernſteinhexe" iſt angenommen und wird in Kurzem zur Aufführung kommen. Alsdann Kuranda's „weiße Roſe." Döring wird noch in dieſem Winter zu Gaſtrollen auf der königlichen Bühne erwartet. Rellſtab's „Franz von Sickingen" iſt neulich zum erſten Male aufgeführt worden. Er iſt ſchwach, matt, abgeſtanden, ohne Gedanken. Die Langeweile feiert ihren Geburtstag darin, ſie hat Baſe Lauheit und Tante Flauheit dabei zu Kaffee gebeten. „Die Dürftigkeit in Blüthe" würde die Rahel ſagen. Das Stück errang ſich nur einen succès d'estime.

Der Marquis de Dalmatie, der jetzige franzöſiſche Geſandte iſt hier eingetroffen und hatte in dieſen Tagen ſeine erſte Audienz beim Könige. **Feodor Wehl.**

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 12.

№ 12. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1843.

Moden.

Es zeigt dieſer Winter eine entſchiedene Vorliebe für anliegende Schnitte in den warmen Hüllen der Damen und Herren, und wird das Wetter nicht ſehr kalt, ſo wird ſich auch bei den Damen der eng anſchließende wattirte Ueberrock, wie man ihn ſchon vor zwanzig Jahren trug, wieder ganz herausbilden. Jetzt ſind der Kaftan, der Paletot und die Kazeweka die ſtets wieder genannten Schnitte, die ſehr kleidſam ſind und ſich in der Form ſehr wenig von einander unterſcheiden. Den Kaftan beſetzt man vorzugsweiſe gern mit Pelz, insbeſondere der Pelerinenkragen deſſelben, der an den Schnitt eines Cardinalkragens erinnert, wird meiſt ganz mit Pelz bedeckt, was auch ſehr hübſch ausſieht. Ueberhaupt liebt man jetzt den Pelz nicht nur als Beſatz, ſondern ebenſo wohl als Ueberzug wie zum Futter. Camails, ruſſiſche Halstücher, Mantelets u. ſ. w. ſieht man ganz von Hermelin, Zobel oder Marder verfertigt. Dies iſt ſchön, aber etwas ſchwer. An den eben genannten drei Schnitten bringt man als Neuerung um den Halsausſchnitt einen ganz kleinen Kragen an. Aechter Sammt, Atlas und Moor ſind die Stoffe zu den reichen Winterhüllen; für den gewöhnlichen Stadtanzug verwendet man dazu Tuch, baumwollenen Sammt, Caſchmirſtoffe und matte Seidenzeuge. Die Sorties de bal nehmen immer wieder den ſo bequemen Capüchon auf. Dieſe Hüllen macht man meiſt in lichten Farben, oft ganz weiß, mit buntem Futter und mit Schwan beſetzt, oder von meergrünem brochirten Atlas, weiß gefüttert und mit Hermelin verbrämt, oder von perlgrauem Caſchmir, mit roſa Atlasfutter und mit einer reichen grau und goldnen Frannige garnirt. Unſer heutiges Modeblatt, Nr. 27, zeigt einen neuen ſchwarzen Atlasmantel, der ſeiner Form nach ganz zu der Kaftanart gehört, aber Amtmannsmantel (manteau de bailly) genannt wird. Man macht ihn auch von Levantine, Caſchmir oder Tuch, mit Sammt ausgeputzt und ſtets ſchwarz.

Die Hüte haben in der Form keine weſentliche Veränderung erlitten. Eine ſehr elegante Neuerung an denſelben ſind die ſogenannten doppelten Schirme, die ausſehen, als wenn zwei gleich große Schirme ineinander geſchoben wären. Beſonders hübſch ſehen dieſe doppelten Schirme von verſchiedener Farbe aus, z. B. ein weißer ungeriſſener Sammthut, deſſen innerer Schirm von ſtrohgelbem ungeriſſenen Sammt iſt und der außerdem mit einem natürlichen Paradiesvogel geſchmückt iſt. Der innere Schirm bildet natürlich das Futter um das Geſicht. Auch bei den Hüten iſt ſchwarz bei Weitem die vorherrſchende Farbe. Schwarze Sammthüte haben oft nur ein platt gezogenes Sammtgekraus von wenig abſtechender Farbe, z. B. lila oder granat, innen um den Rand des Schirmes geſetzt und außen um den Kopf zum Ausputz. Blumen ſieht man faſt gar nicht auf Hüten für die Straße, Federn deſto mehr, und zwar neuerdings wieder ſehr lange und mehrmals gewundene.

Zu allem Kleiderausputz iſt die Schürzenform ſehr beliebt, doch verbindet man oft dieſe mit einem Beſatz rings um den Rock. Eine ſolche Zuſammenſtellung war auf einem braunen Caſchmirkleid im anliegenden Ueberrockſchnitt. Dieſes Kleid hatte unten ringsum eine Schräge von dunkeler braunem Sammt, von dieſer aus liefen auf dem Vorderblatte drei Sammtſtreifen nach der Taille zu, die oben ſchmäler wurden und in paßlicher Breite auf dem Leibe ſich fortſetzten. Ein eben ſolcher Sammtgürtel mit drei Goldknöpfen umſchloß die Taille, und die Sammtaufſchläge der Amadisärmel waren auch mit Goldknöpfen geziert.

Schminke, Puder und Schleppe ſollen auch dieſen Winter wieder zu Ehren kommen — ob ſie gefallen werden, iſt noch fraglich. Charakteriſtiſche Anzüge werden aber ſicher in den Soirées das größte Glück machen.

Der Paletot-Ueberrock, den das beiliegende Modekupfer Nr. 26 an den beiden Herrenfiguren von hinten und von vorn zeigt, iſt und bleibt der allgemeinſte und doch auch der eleganteſte Schnitt dieſes Winters. Ob nun dieſer Ueberrock mehr Twine oder mehr Paletotform annehmen ſoll, hängt bloß vom perſönlichen Geſchmack ab. Die überlange Taille derſelben iſt aber neuerdings unerläßlich. Außer braunem Tuche iſt auch grau melirtes mit entſprechendem Seidenfutter dazu ſehr geſucht. Gewöhnlich ſind ſie halbwattirt und in verſchobenen Vierecken abgeſteppt. Der Rand iſt meiſt mit einer viereckigen Schnur beſetzt, doch ſind auch einige nur ringsum einmal geſteppt. Die breiten Kragen und Bruſtklappen der Ueberziehröcke ſind nach Wahl ebenſo oft mit paßlichem Sammt bedeckt oder mit dem Seidenſtoff des Futters überzogen und abgeſteppt, als ſie vom ſelben Stoff des Oberzeugs gemacht werden. Die Twines werden viel mit Tartane gefüttert, auch trägt man ſie oft ohne einen Rock darunter. Der Twine iſt überhaupt das Kleidungſtück des Mittelſtandes. Auch ein waſſerdichter Stoff zum Ueberzug iſt ſehr praktiſch.

Der Caban, ein moderner Aermelmantel mit Capúchon, iſt ein Uebergang vom Sacküberzug zum Mantel und zeigt ſich auch dieſes Jahr wieder, beſonders jetzt, wo die vollen Mäntel noch nicht viel getragen werden. Da der Caban ein urſprünglich algierſcher Schnitt iſt, ſo iſt er am eleganteſten von arabiſchen Stoffen gefertigt; da dieſe aber nicht immer zu haben ſind, ſieht man ſie häufig von Tuch mit Tartane gefüttert. Der Phantaſie-Caban auf dem heutigen Modebild iſt ſchon ganz in den Mantelſchnitt übergegangen.

Der Frack zum Ausgehen iſt in den Schößen breiter und länger, als der für Geſellſchaften. Auch iſt erſterer oft in bunten Farben, während letzter faſt ſtets von ſchwarzem Caſchmirtuch gewählt wird. Der Frack wird nie mehr mit einer Schnur eingefaßt, ſondern iſt nur ringsum am Rande abgeſteppt oder auch ganz glatt.

Der Beinkleiderſchnitt richtet ſich nach dem Gebrauch. Man trägt ſelbſt noch weite Beinkleider, unten am Fuße rund geſchnitten, ohne Fußriemen, über Camaſchen-Halbſtiefeln zum gewöhnlichſten Negligée, obgleich im Allgemeinen die engere Form neuer iſt. Zum Gehrock hat man meiſt halbweite Beinkleider, die oben im Gürtel vorn an jeder Seite zwei Falten haben und unten um die Wade ſich wie ein Zuckerhut formen. Sie haben faſt immer Fußriemen, allein man trägt ſie oft ohne Tragbänder, da ihr Gürtel gerade über der Hüfte einſchneidet und ſie ſich dadurch ſtraff ziehen. Die Beinkleider zum gewählten Anzug ſind halb anſchließend und auf der Spanne des Fußes ſehr ausgeſchnitten, um ſie zu Stiefeln und Schuhen tragen zu können.

Die Weſten haben ihre bekannten Schnitte beibehalten. Die vor einem Jahre ſo beliebte gerade Form derſelben, die ganz ohne Kragen war, zu großer Toilette, hat ſich dahin geändert, daß man ihr einen ganz ſchmalen Stehkragen gibt, wodurch ſie mehr Halt bekommt. Die Balltoilette des Herrn auf dem Modebilde Nr 27 zeigt auch dieſe Neuerung. Der Rand der Weſten wird mit ganz dünner Rundſchnure beſetzt.

Die Hüte haben jetzt die manichfachſten Formen, und die Herren laſſen ſich mehr durch Das, was jedem gerade ſteht, beſtimmen, als daß irgend eine Form für die modernſte gälte. Die Form à l'anglaise iſt wohl die am meiſten getragene. Dieſe beſteht aus einem ziemlich weiten, mittelhohen Kopf und einem nicht zu breiten, an beiden Seiten nur flach aufgekrämpften Rand. Sie hat eine breite Borde um den Kopf und das Futter iſt innen von weißer Seide.

Den Bart tragen junge Männer ganz abraſirt, bis auf ein fein geſchnittenes Schnurbärtchen auf der Oberlippe. Zu friſchem Teint und glattem, ſchief geſcheiteltem Haupthaar, das ſich in den Spitzen, über den Ohren und hinten in dem Nacken leicht wellt, ſieht dies Bärtchen ſehr hübſch aus. Einem tiefer gefurchten Geſicht, das die dreißig verräth, paßt der volle Bartwuchs, dem höchſtens hinten vom Ohr hervor ein wenig abgenommen wird, am beſten. Natürlich tragen auch viele Herren keinen Bart um die Lippen, ſondern nur einen ſcharf gezeichneten und nach

den Mundwinkeln zu ziemlich breiten Backenbart.

Die Battiſthemden der Herren ſind auf der Bruſt in mehrere große Quetſchfalten gelegt und ſind ſehr oft mit doppelten Jabots verſehen, welche gekrauſt und faſt drei Finger breit ſind. Auf dem breiten Saum inmitten der Bruſt ſind die Knopflöcher durch ſchön geſtickte Blumenbouquets oder geſtickte Wappen gebildet. J.

Ein ſchlecht bekommenes Bad.

Ariſtides Froiſſart war ein leichtſinniger junger Mann, der den Reſt ſeines Vermögens in den verſchiedenartigſten Actienunternehmungen unter- und, wie es ſo häufig bei dergleichen geht, auch angebracht und verthan hatte. Man höre, was ſich zu jenem Zeitpunkte, da ſeine Activa die Paſſiva nicht mehr deckten, mit ihm ereignete:

Der Sommer 1835 war ſehr heiß; Froiſſart hatte die Gewohnheit, ſeinen Hund jenſeits Auteuil in der Seine baden zu laſſen, damit er einen Vorwand habe, mit ſeinen Freunden in Boulogne eine Matelote zu eſſen.

Dieſer Hund war weder eine Dogge, noch ein Wachtelhund, noch ein Newfoundländer, noch irgend etwas; mit einem Worte ein Pariſer Hund. Vielleicht war ſeine Klugheit mehr werth, als ſeine Geſtalt und Schönheit; aber wer konnte das wiſſen? Sein Herr war viel zu träge, um ihm das Dominoſpiel beizubringen, oder die Kunſt, aus Buchſtaben Worte zuſammenzuſetzen. Trotz dem hieß er aber Phönix, wie einer von den Vertrauten in Racine's Tragödien.

Phönix ſchien eines Tages ſo viel Behagen am Schwimmen in der Seine zu finden, daß ſein Herr Luſt empfand, ſeinem Beiſpiele zu folgen.

Es war ſpät am Tage; die Atmoſphäre war drückend, und eine lange Reihe von Bäumen warf einen Teppich von Schatten über das Waſſer. Er entſchloß ſich daher kurz, entkleidete ſich und ſtieg in das weit vor ihm ausgebreitete Bad.

Bald verlor er den Grund unter den Füßen und war als guter Schwimmer mit einigen tüchtigen Stößen in der Mitte des Fluſſes. Eine Stunde lang mochte er mit ſeinem Hunde ſo in dem ſtillen, kühlen Waſſer ſich dem Vergnügen des Schwimmens hingegeben haben, da bemerkt er von ſeinem Waſſerhorizonte aus einen Fiaker, welcher am Landhorizont, gerade an dem Orte, wo er ſeine Kleider hingelegt, anhält. Vier Männer ſteigen heraus und ſcheinen prüfend nach ihm hinzuſehen. Nachdem er unbekümmert ihren Blicken Stand gehalten, fährt er zu ſchwimmen fort. Bald darauf ſieht er zwei von den Männern ſich entkleiden und ſich ins Waſſer werfen. „Aha", dachte Froiſſart, „das ſind auch Liebhaber, und wir können nun eine Parthie zuſammen machen: ich, Phönix und ſie. Aber ſie ſchwimmen gut, was machen ſie für lang ausgehaltene Stöße." Während dieſes Monologes holten die beiden Schwimmer ihn ein und ſchwammen der Eine zur Rechten, der Andere zur Linken Froiſſart's, den ſie beim Namen begrüßten.

„Sie kennen mich", ſagte Froiſſart zu ſich, ihre Artigkeit erwiedernd, „und mir ſind ſie auch nicht ganz unbekannt. Wo kann ich ſie wohl geſehen haben? Im Waſſer iſt es ſchwer, über die Identität eines Menſchen zu urtheilen."

„Sie ſchwimmen ſehr gut, Herr Froiſſart!" ſagte Einer von ihnen zu ihm.

„Sie ſtehen mir nicht nach, meine Herren!"

„Indeß", ſagte der Zweite, „halten Sie Ihren Körper zu ſehr über dem Waſſer, das iſt gefährlich."

„Gefährlich? Wie ſo?" fragte Froiſſart, erſt verwundert, dann verlegen, und endlich etwas beunruhigt durch die Gegenwart des Fiakers, das Benehmen dieſer Männer, die ihn kannten, ohne daß er ſich auf ſie beſinnen konnte, beſonders aber ängſtlich über die beiden andern Perſonen, die mit ihnen gekommen waren, am Ufer ſtanden und Alles beobachteten. „Iſt es gefährlich, weil man geſehen werden kann?"

„Nicht gerade deshalb, aber weil man ſo leichter ertrinken kann. Man wird ſchneller müde, und wenn man weit vom Ufer entfernt iſt, kann man Unglück haben."

Dieſe Erläuterung benahm Froiſſart ſchon

wieder etwas ſeine Beſorgniß, als der erſte der Männer fragte:

„Beißt Ihr Hund, Herr Froiſſart?"

„Bewahre, dazu iſt er zu vernünftig!"

„So, er beißt alſo nicht", ſagte der Andere.

„Nein, ich verſichere Ihnen. — Aber zum Teufel", dachte er, „was liegt ihnen ſo viel daran, zu wiſſen, ob mein Hund beißt oder nicht beißt? So viel ſteht feſt, die Kerls wollen mir was anhaben!"

Die beiden am Ufer gebliebenen Männer ſahen fortwährend aufmerkſam zu.

„Ach, mein Gott, jetzt fällt's mir ein", ſagte Froiſſart zu ſich ſelbſt, als die verhängnißvolle Erinnerung an dieſe Menſchen ihm endlich ins Gedächtniß kam, „es ſind ja die Häſcher des Handelsgerichts! Seit drei Tagen begegne ich ihnen überall, wo ich gehe und ſtehe; die wollen mich abfaſſen."

Bei dieſem Gedanken taucht Froiſſart ganz tief, mit der Abſicht, ſo weit, als es ſeine Kräfte irgend erlauben, unter dem Waſſer foutzuſchwimmen und dann ſchnell das andere Ufer zu gewinnen, wenn es möglich iſt.

Aber was erblickt er unten auf dem Grunde des Waſſers? Seine beiden Spione, die Executoren vom Handelsgericht, ſie waren mit ihm zu gleicher Zeit getaucht.

Er ſteigt wieder an die Oberfläche des Waſſers hinauf und findet ſie auch da ſchon wieder an ſeiner Seite.

„Sie tauchen ja wie ein Senkblei, Herr Froiſſart!"

„Und Sie, meine Herren, wie der Teufel."

„Es wird bald Abend", dachte Froiſſart, „und bin ich erſt ſo weit, haben ſie kein Recht mehr, mich zu arretiren. Ich werde alſo ſchwimmen, bis es dunkel wird."

„Es wird bald Abend", flüſterten ſich die beiden Häſcher leiſe zu, „wir müſſen uns ſeiner ſebald als möglich bemächtigen."

„Schwimmen Sie gewöhnlich lange, Herr Froiſſart?"

„Ich ſchwimme gewöhnlich, bis die erſten Sterne kommen."

„O, da thun Sie aber ſehr Unrecht daran, Herr Froiſſart; das Waſſer iſt zu der Zeit nicht zuträglich, es iſt hart."

„Ich liebe das harte Waſſer; mein Arzt hat mir Bäder von hartem Waſſer verordnet."

Ohne es ſich zu ſagen, waren die beiden Häſcher einverſtanden, daß es nicht gerathen ſein möchte, an Froiſſart die Hand anzulegen, weil er gut ſchwamm und ihnen leicht hätte entwiſchen können. Außerdem fürchteten ſie auch Phönix trotz der guten Empfehlung ſeines Herrn ſehr; denn der Letztere konnte, die Abſichten der beiden Schwimmer errathend, nur ſo geſagt haben, der Hund beiße nicht.

Die beiden andern am Ufer gebliebenen Häſcher erriethen an der langen Dauer der Expedition die Verlegenheit, in welcher ſich ihre Collegen befanden, zogen ſich deshalb gleichfalls aus und ſchwammen nun auch auf Froiſſart zu, der wohl einſah, daß alle ferneren diplomatiſchen Verhandlungen unnütz ſein mußten. Beſiegt, ahmte er Karl XII. nach, der als Gefangener der Türken in Bender nicht für gefangen gelten wollte, und deshalb beſtändig im Bette liegen blieb. Froiſſart ſtreckte ſtolz und verachtungsvoll ſich auf dem Rücken aus und machte „das Kähnchen", und ſo ſchobeh ihn denn die vier Häſcher auf dem Waſſer vor ſich her ans Ufer, nöthigten ihn, ſich ſchnell anzukleiden und in den Fiaker zu ſteigen, denn der Abend war nahe und mit ihm die Zeit, wo ihr Recht zur Verhaftung aufhörte. Man brachte ihn nach Clichy, dieſer Sainte-Pelagie des Nordens.

„Ein braver Streich das!" ſagte Froiſſart zu ihnen, da er einmal im Wagen ſaß, „ein köſtlicher Streich! Es iſt höchſt originell; niemals, glaube ich, hat man bis jetzt einen Schuldner auf dieſe Weiſe arretirt. Im Waſſer! Mein Gott, das iſt ganz mythologiſch, meine Herren!"

Während der Fahrt von Auteuil nach dem Gefängniſſe von Clichy entwickelte der Gefangene zum Erſtaunen ſeiner Wächter eine ſo ſpaßhafte Philoſophie, daß Einer von ihnen, der eine tiefe Anſchauung von ſeinem Geſchäfte hatte, ſagte:

„Herr Froiſſart, ich habe noch nie geſehen, daß Geiſt oder Champagner einen Menſchen verhindert hätte, nichtsdeſtoweniger ins Gefängniß zu wandern."

„Ebenſo wenig das Waſſer der Seine!" erwiederte Froiſſart, der indeß von der Feinheit der Bemerkung des Häſchers frappirt war und hinzufügte: „Der Geiſt kann Jeman-

den nicht abhalten, hineinzugehen, aber er ſoll dazu dienen, wieder herauszukommen."

„Ich zweifle", murmelte der Häſcher und bot Froiſſart höflich die Hand zum Ausſteigen aus dem Fiaker.

Und ſo ſah denn Ariſtides Froiſſart die Riegel des Schuldgefängniſſes ſich hinter ihm ſchließen und ſeine Freunde warteten in Boulogne vergeblich auf ihn.

(Aus **Aristide Froissart par Léon Gozlan.**)

Die Oper des Herrn Lißt.

Harmoniſcher Brief von Franz Lißt an Madame George Sand.

Da die Journale davon geſprochen haben, da es Niemand mehr ein Geheimniß iſt, da, wo man nur hinſieht, die Notizen darüber ſchreien und lärmen, da es die Neuigkeit des Tages iſt, die große Neuigkeit, die einzige Neuigkeit, ſo thun wir am beſten, vor allen Leuten darüber zu ſprechen und den Vorhang vor unſeren Conferenzen hinwegzuziehen. Vom Pianiſſimo des Projektes gehen wir zum Rinforzando der Execution über.

Haben Sie, **carissima donna**, an den erſten Akt gedacht, der wie ein Donnerſchlag anfangen ſoll? Ich meines Theils laſſe keinen Tag vergehen, nicht eine Stunde, nicht eine Minute, wo ich nicht alle harmoniſchen Kräfte auf dieſen Gegenſtand richtete. Welche Welt von Melodien ſummt in mir! Nimm dich in Acht, mein Piano, ſchon zittern meine Finger vor Ungeduld, ein heiliger Enthuſiasmus zuckt mir in allen Nerven.... Nimm dich in Acht, mein Liebling, deine Taſten werden tanzen lernen müſſen.

Ich muß Ihnen ſagen, daß ich die Atmoſphäre von Concerten, in welcher ich lebe, herzlich ſatt habe. Sie beſtehen ſtets nur und an allen Orten aus Symphonien, Sonaten und Ouvertüren. Wer hat es zuerſt geſagt, daß ich ein großer Künſtler bin? Er verdiente, an einer Violinſaite aufgehängt zu werden. Er iſt Schuld, daß die Leute es glauben, und Schuld an meinem Tode. Jeden Morgen, wenn ich aufwache, höre ich ein Ritornell von Seufzern vor meiner Thür. Dann frage ich Caliban, meinen häuslichen Groom, woher dieſes Schluchzen rühre. Caliban antwortet mir, es ſeien fünf bis ſechs Städte, die an meiner Schwelle wimmerten. Jede will ein Concert, es gibt welche, die zwei verlangten, geſtern habe ich eine geſehen, welche gar drei forderte. Weiß man denn in Deutſchland gar nicht, was Migräne iſt?

Während die Städte vor meiner Thüre Queue machen und bitten und flehen, ſehe ich auf die Straße hinab und bemerke ein Dutzend Herzogthümer, Markgrafſchaften und andere Fürſtenthümer, welche auf meine Wohnung zukommen, ihre Magiſtrate an der Spitze und die Bürgerſchaft hinterdrein.

Deutſchland kann nicht mehr leben, wenn ich ihm nicht ferner die Ohren vollhämmere. Ein ſolcher Zuſtand der Dinge darf nicht länger dauern, mein Körper magert ſichtlich ab und mein Charakter wird erbittert. Die Sache muß ſich ändern, und zwar je früher, deſto beſſer. Keine Concerte mehr, es lebe die Oper!

Und glücklicher Weiſe hat eine fatale Indiskretion meines Bedienten beinahe Alles verdorben. Ich befand mich in einer Stadt des ſchwäbiſchen Kreiſes, als der Ungeſchickte von meinem Plane geplaudert hat; er beabſichtigte gar nichts Böſes damit, aber die Bevölkerung, welche befürchtete, mich zu verlieren, kam in meine Wohnung gelaufen, und der Bürgermeiſter nöthigte mich, über meine Abſichten mich auszulaſſen. Ich betheuerte meine Schwärmerei für Concerte, läugnete Alles, und tiſchte ihnen, meiner Treu! ſtehenden Fußes vier Sonaten und zwei Oratorios auf. Sie theilten eine Haarlocke unter ſich und gingen wieder ab. Dieſe Liſt war gut, aber unſere Oper ſoll noch beſſer ſein.

Während der Nacht bin ich entwiſcht; am andern Morgen ſetzte mir die Polizei nach, aber ich hatte einen guten Vorſprung und ſie konnte mich nicht mehr einholen. Heute bin ich nun auf bairiſchem Gebiete.

Aber das Gerücht von meinen Plänen hat ſich verbreitet; alle Städte wiſſen, daß mein magnetiſcher Pol in Paris Rue Lepelletier, daß die Akademie der Muſik das Ziel aller meiner Wünſche iſt, und daß Sie, **carissima**,

Sie mir eine Dichtung verſprochen haben! Seitdem bin ich unter die polizeiliche Aufſicht des Dilettantismus geſtellt.

Ich werde eine neue Liſt anwenden müſſen, um über die Grenze zu kommen; aber was vermag nicht ein Geiſt, der mit muſikaliſchen Fugen groß gezogen iſt?

Während meine glühende Phantaſie tauſend Quartette und Chöre erſinnt, mit denen man die Katakomben ausfüllen könnte, überhäuft mich Ungarn mit Ehrenſäbeln. Ich habe die ſchönſte Sammlung von Degenſcheiden, die man nur ſehen kann, Klingen, um hundert Meſſerſchmiede mit Modellen zu verſehen, und ſo viel Griffe, daß ich nicht weiß, in welche Hand ich ſie nehmen ſoll. Um mich zurückzuhalten, macht Deutſchland eine Kette von allen deutſchen Ordensbändern; ich werde von Falken und Adlern angefallen und allerhand heraldiſche Beſtien hängen ſich mir auf die Bruſt; ich habe von der einen Schulter bis zur andern nichts als Schnäbel, Krallen, Fänge u. ſ. w. ſitzen. Aber dennoch ſoll mich nichts zurückhalten; nein, nichts... Ich breche alle dieſe Bande ebenſo leicht, als wäre es ein Piano.

Wie befindet ſich Conſuelo? Iſt dieſe ſchöne Dichtung ſeiner Entwickelung nahe? Oder iſt es an der Sandbank einer Kataſtrophe geſcheitert? Welch einen reizenden Chor bilden die Schüler des Scola di Porporo. Hören Sie nur die glänzende, ſchmiegſame Stimme der Corilla, die ſonoren und eindringlichen Töne der poverina Consuelo! Und dann, welches Duo in dem abgelegenen Zimmer der Corte Minelli, während des Mondes neugieriger Strahl das braune Geſicht Andolete's erhellt! Ach, carissima Georginetta, ich bin der glücklichſte aller Kreißler, wenn ich an unſere zukünftige Oper denke. Wenn ſie nicht eintauſend achthundert dreiundvierzig Aufführungen erlebt, will ich mir das Haar abſchneiden laſſen.

Vor Allem aber bin ich geſonnen, eine ſocialiſtiſche Partitur zu ſchreiben, unterlaſſen Sie nur nicht, einen humanitären Text dazu zu geben. Wir müſſen ein ganz mythiſches Werk zu Stande bringen, ganz voller Symbole, eines von den Werken, die wie ein Räthſel in die künftigen Jahrhunderte hineinragen. Wir wollen Kant in Verſe bringen und Fichte in Muſik ſetzen.

Adieu, ich trenne mich von Ihnen, um die Vorbereitungen zu meiner Flucht zu treffen. Dieſe Nacht verlaſſe ich Baiern, und wenn die Götter mir gnädig ſind, werde ich, ehe vierzehn Tage vergehen, ein Pariſer Pedal mit meinen triumphirenden, freien Füßen berühren.

Reimen Sie, ich componire. Ihnen das Wort, mir die Note, uns Beiden aber die begeiſternde Weihe! Franz Lißt.

Feuilleton.

* Es kommt Alles in der Welt darauf an, in welchem Lichte man die Sachen betrachtet, dieſelben Gegenſtände gewinnen unter anderm Geſichtspunkte ſehr häufig andere Geſtalt und einen völlig andern Sinn. Man klagt in neuerer Zeit ſtets über die Unkleidſamkeit und Unſchönheit der Herrenmoden. Man beſtrebt ſich, zu künſtleriſcherer Auffaſſung und Umwandlung derſelben aufzufordern; Formen aber, und gäbe ſich in ihnen auch der vollkommenſte Schönheitsſinn kund, werden immer nur dann zu allgemeiner Geltung, allgemeiner Benutzung gelangen können, wenn ſie auch der ſpeciellen Zeitſtimmung, dem Weſen des Geiſtes entſprechen, und ſich aus dieſem herausgebildet haben. Die Moden ſind nicht ſolche Nichtigkeiten, Zufälligkeiten, als man gemeinhin glaubt, ſie hängen genau mit dem allgemeinen Charakter zuſammen. Wer wollte z. B. in den Schönpfläſterchen die Unterwürfigkeit jener Zeit, in der ſie Mode waren, gegen launenhafte Grillen verkennen, das blinde Anerkennen von Geſetzen und Befehlen, im Staat wie in der Kunſt, in der Geſellſchaft wie im Arbeitszimmer, ohne zu prüfen oder zu widerſprechen.

Wie es überhaupt keine zufällige Form gibt, ſo darf es uns auch nicht verwundern,

wenn in unſerer ſo real geſinnten Zeit die Trachten bloße Zweckmäßigkeit der Form, und ſei ſie auch die unſchönſte, vor dem Kunſttypus, enge, engherzige Prallheit vor maleriſch fallendem Faltenwurf bevorzugen. Geht man von der Prallheit ab, ſo geſchieht es nur, um ſich der formloſeſten chaotiſchſten Weite zu überlaſſen. Der Eine will es ſtets fühlen, daß er angezogen iſt, und ſitzt in ſeinen Kleidern, als ſei er hineingenäht; der Andere mag eben nicht fühlen, daß er Kleider anhat, und es iſt, als ob man ihn darin aufgehangen: ſo ſchwankt das männliche Geſchlecht zwiſchen ſtraff anliegendem Ueberzug und dem ungeſtalteten Sack!

Wir werden in dieſen Blättern vielleicht noch öfter Gelegenheit nehmen, über tiefere Bedeutung der Moden zu ſprechen, und es verſuchen, die jetzigen Trachten in ihrem Zuſammenhange mit der jetzigen Zeit zu charakteriſiren, bemerken jedoch vorläufig, daß wir keineswegs der Meinung ſind, wir müßten befürchten, es werde die Mode noch lange Zeit an derſelben Unerquicklichkeit zu laboriren haben. Unſere Zeit iſt eine Uebergangsepoche, und ſchon machen in der Tracht, wie in der Geſellſchaft ſich Regungen bemerklich, welche auf einen neuen Zuſtand der Dinge, auf neue Schöpfungen, auf Gebräuche hindeuten, die mit der praktiſchen Richtung unſerer Tage im Einklange ſind und den Sinn für Anmuth, Schicklichkeit und Bequemlichkeit, die Haupterforderniſſe geſellſchaftlichen Strebens, nicht verletzen.

* Am 9. December wurde in Berlin „Franz von Sickingen", eine hiſtoriſche Tragödie in fünf Akten von Ludwig Rellſtab aufgeführt, errang ſich aber nicht eben viel Beifall, da das Stück aus Längen zuſammengeſetzt und die einzige Rolle von Bedeutung: „Sickingen", nicht im Stande iſt, das Intereſſe des Zuſchauers zu feſſeln. Der Tod Götz von Berlichingen's wird im Stücke erzählt, Ulrich von Hutten ſpricht aus, daß erſt ſpätere Zeiten dieſen Mann zu würdigen wiſſen werden, und preiſt prophetiſch den Geiſt hoch, der dies einſt vollbringe. Auch dieſe auf Goethe bezügliche Huldigung wollte im Publikum nicht anklingen. Ein Spötter meinte, das am mindeſten Langweilige im ganzen Stück ſei im dritten Akt eine ungeheure Kanone, die losgeſchoſſen wird und wenigſtens wach hält. Die auf der Heidelberger Terraſſe vorgeleſenen Theſes von Luther hatten nicht ganz den Reiz der Neuheit. Der Verfaſſer wurde übrigens am Schluſſe nicht gerufen, wohl aber der Darſteller der Titelrolle, Herr Rott, zur Entſchädigung für verlorene Mühe.

* Wir haben nun zweimal hier in Leipzig „Das Paradies und die Peri", eine Muſik von Robert Schumann, gehört, und können dem Componiſten Glück wünſchen zu dem bedeutenden Fortſchritt, welchen er durch dieſes originelle Werk an den Tag gelegt hat. Schumann wird, wenn er ſich erſt gänzlich abgeklärt haben und mit ſich ſelbſt einig geworden ſein wird, gewiß einen der ehrenvollſten Plätze unter den deutſchen Componiſten einnehmen. So ſehr ſeine Geltendmachung des ſtrengeren Stiles auch anzuerkennen und zu loben iſt, ſo wird er denſelben doch noch mehr mit unſeren modernen Anforderungen zu amalgamiren ſuchen müſſen, und ſich namentlich hüten, daß er durch eine Vorliebe zum ſtrengen Satz nicht mitunter falſche Auffaſſungen des Textes verſchulde. Es iſt hier nicht der Ort, eine Kritik der Muſik zu geben, ſondern es genüge die Andeutung, wie z. B. der Schlußchor des erſten Theils: „Denn heilig iſt das Blut, für die Freiheit verſpritzt vom Heldenmuth" u. ſ. w., durch die fugenartige Behandlung nach unſerer Anſicht ganz um ſein Recht und den Effect gekommen iſt, den eine einfachere, maſſenhaftere Form gewiß nicht verfehlt hätte. Die Chöre ſind übrigens faſt alle vortrefflich, die Solopartheien ergreifend. Nur mit dem rezitirenden Theil des Textes können wir, die Schwierigkeit indeß anerkennend, nicht ganz zufrieden ſein, da die wogende Bewegung des a tempo die bei Rezitativen ſo große Gefahr der Monotonie nicht zu vermeiden wußte, was beſonders im dritten Theile ſich bemerklich machte. Wir enthalten uns hier eines vollſtändigen Urtheils und verzichten ausdrücklich darauf, ein Bild von dem Eindrucke zu geben, den das Muſikwerk auf den Hörer macht; möge der Componiſt die obigen Bemerkungen nur wie ein abgebrochenes Stück Converſation betrachten. — Wie wir hören, hat er die Aufforderung bekommen, auch in Dresden eine Aufführung vorzubereiten.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 26. Pariſer Moden. Herren- und Damenmoden: Paletot-Ueberröcke und ein Brautanzug von weißem, mattem Brokat, mit engliſchen Spitzen garnirt.

No. 27. Pariſer Moden. Herren- und Damenmoden: Kaftan à la bailly von ſchwarzem Atlas, mit Sammt ausgeputzt, Spitzenſchleier; — Ballanzug: roſa Sammtkleid, mit vier Reihen verſchiedener engliſcher Spitzen überdeckt; griechiſcher Bund und Paradiesvogel; — Ballanzug eines Herrn von ſchwarzem Kaſchmirtuch, ein Phantaſie-Caban um die Schultern.

Anzeiger. № 12.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

GRATULATIONSBUCH.

Eine ſchöne Auswahl von

46 Neujahrs-, 78 Geburtstags- und 75 Namenswünſchen

an Aeltern, Großältern und Lehrer,

nebſt 9 Anreden, 6 Dankreden und 7 Abſchiedsreden,

für die Jugend und ihre Erzieher.

(Quedlinburg bei Ernſt.) Preis 10 Sgr. = 36 Xr.

NB. Zum **Neujahrsfeſte** bietet dieſes beliebte Buch der Jugend ſehr paſſende Wünſche dar.

Im Verlage des **Literariſchen Comptoirs** in Zürich und Winterthur iſt ſoeben erſchienen:

Der Jakobiner in Wien.

Oeſterreichiſche Memoiren.

Aus dem letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts.

Zweite vermehrte Auflage.

21 Bogen in Taſchenformat und engliſchem Band.

1843. — Preis 1 Thlr. 22½ Ngr. (18 gGr.) = 3 Fl. Rhein.

In dem großartigen Weltdrama der letzten fünfzig Jahre hat Oeſterreich unſtreitig eine der bedeutendſten Rollen geſpielt. Wir beſitzen jedoch von dieſer Seite her noch wenig ausführliche Darſtellungen derſelben aus andern, als officiellen Quellen, und die inneren Zuſtände der Monarchie während dieſer Periode ſind faſt ganz unbeleuchtet geblieben. Die Memoiren, welche hier dem Publikum geboten werden und den Zeitraum von Kaiſer Joſeph II. bis zum zweiten Kriege gegen Frankreich (1799) umfaſſen, füllen einen Theil dieſer Lücke aus. Wie der Doppeltitel andeutet, ſuchen ſie die Mannichfaltigkeit des geſchichtlichen Stoffes der Einheit eines poetiſchen Intereſſes unterzuordnen, indem in ihnen die Poeſie als Träger der Geſchichte dient. Was die Vermehrungen und Verbeſſerungen betrifft, welche dieſe zweite Auflag erfahrene hat, ſo ſind dieſelben die Folge einer nochmaligen künſtleriſchen Umarbeitung des Ganzrn und einer weitern Ausführung einzelner früher vernachläſſigten oder abgebrochenen Partien, wodurch die Schrift unſtreitig an künſtleriſcher Einheit gewonnen hat.

Biographie

der jungen amerikaniſchen Dichterin

Margarethe M. Davidson.

Aus dem Engliſchen

des

Waſhington Irving.

Gr. 12. Geh. 18 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Soeben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Epigramme

der

Neuzeit.

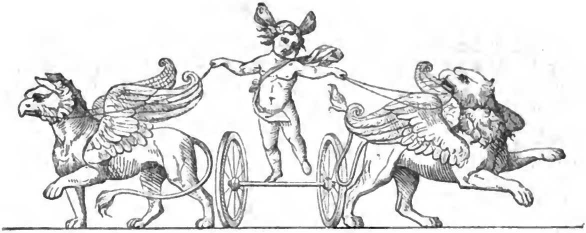
Motto:

Für Einen, in Eil,
Beſtimmt war mein Pfeil;
Wie bin ich verwundert,
Getroffen fühlen ſich hundert.

8. broch. Preis 15 Ngr. (12 gGr.)

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nebſt einer Bücher-Anzeige von der Ernſt'ſchen Buchhandlung in Quedlinburg.



Zeitung für die elegante Welt.

27. December **№. 52.** 1843.

Ueberſicht: Eine Reiſe=Novelle, von Robert Bürkner (Schluß). — Detmold's Randzeichnungen. — Nachrichten.

Eine Reiſe=Novelle.

Von Robert Bürkner.

(Schluß.)

Valeska kicherte leiſe, aber Niemand gab Antwort. Ich machte einige Male von dem mir vorbehaltenen Seufzer=Recht Gebrauch, dann ſchlief ich vor Ermüdung ein. Süße Träume umgaukelten mich, in welche Juliens ſchöne Augen tröſtend hineinblickten. Einmal war es mir, als beugte ſie ſich über mich hin und drückte einen leiſen Kuß auf meine Stirn. Das durchzuckte mich wie ein Blitz und ich erwachte. Es war noch finſter, das Licht brannte noch auf dem Tiſch, in der Stube war Alles ſtill. „Wie leiſe die Damen ſchlafen, nicht ein Athemzug läßt ſich hören", ſagte ich zu mir ſelbſt und die Beſorgniß, ſie zu ſtören, erlaubte mir nicht, mich aufzurichten und nach ihnen zu ſehen. Aber es fror mich; Valeska's Mantel bedeckte mich nicht mehr, ich mußte ihn im Schlafe abgeworfen haben. Ich zog daher die Füße feſter an mich und nach einer Weile ſchlief ich wieder ein. Diesmal ward ich auf keine ſo angenehme Weiſe geweckt, denn es war mein Führer, welcher mich aufrüttelte und zum Aufbruch mahnte. Es war ſchon heller Tag und mit beiden Füßen ſprang ich auf den Boden. Mein erſter Blick fiel auf das Strohlager und fand es — leer!

„Wo ſind die Damen?" rief ich beſtürzt.

„Die ſind ſchon ſeit zwei Stunden fort", entgegnete lachend mein Führer. „Weil Ew. Gnaden ſo ſanft ſchliefen, erlaubte die Große nicht, daß wir Sie weckten."

„Donnerwetter", rief ich und ſtampfte ärgerlich mit dem Fuße auf. Es fiel etwas Klingendes zu Boden. Ich ſuchte und fand einen goldnen Fingerreif, in welchen eine dunkle Haarlocke geflochten war. Auf einer kleinen Platte, welche er trug, war ein gräfliches Wappen eingegraben.

Wie kam der Ring zu mir und von wem? Gehörte er Julien? Sollte er mir zur Erinnerung der Vergangenheit dienen, oder ein Unterpfand der Hoffnung ſein? Ich ſchwankte zwiſchen Schmerz und Freude und meine Zweifel boten mir ausgiebigſten Stoff zum Nachdenken und alſo zur Unterhaltung, während ich meinen Marſch nach Freiwaldau fortſetzte.

Dort angekommen, eilte ich ſogleich auf die Poſt, wo ich einen poste restante-Brief des Grafen Z. erwartete und fand. Er beſchied mich ſofort auf den Gräfenberg, um mich meinem künftigen Herrn Prinzipal vorzuſtellen. Obwohl mir nun viel mehr daran gelegen war, meine ſchöne Julie wiederzuſehen, warf ich mich doch raſch in meine ehrbar ſchwarzen Kandidatenkleider und machte mich auf den Weg, ſtill ſeufzend: „Ade, du ſchöne Freiheit!

Der Graf hatte auf dem überfüllten Gräfenberge nur in einer der ſchlechteſten Hütten noch Platz gefunden. „Er iſt eben im Sitzbade", entgegnete mir der aus der Thüre tretende Badediener, als ich verwundert frug, ob ich nicht das Haus verfehlt. Ich wollte mich mit der Bemerkung entfernen, daß ich unter dieſen Umſtänden, um nicht zu ſtören, zu einer andern Zeit wieder kommen wollte, jener hielt mich aber feſt, indem er ſagte: „Schauen's, Se. Excellenz nehmen jetzt halt am liebſten Beſuch an, weil ihnen ſonſt im Bade die Zeit zu lang wird. Spazieren Sie nur immer hinein." Dabei ſchob er mich durch eine niedre Thüre in die kleine, von zwei ſchmalen Fenſtern ſchlecht beleuchtete Stube, wo mein künftiger Prinzipal unweit des Bettes auf einem Sitzſchaff ſaß. Es war ein ſtattlicher Mann, welcher ſonſt wohl geeignet ſein mochte, durch ſein bloßes Erſcheinen Reſpekt einzuflößen, und mir vielleicht grade deshalb in der Situation, in welcher ich ihn jetzt fand, ſo lächerlich erſchien. Dieſe große Geſtalt, zuſammengekauert auf dem niedrigen Schaff hockend, die Ellbogen auf die Knie geſtützt, indeß das in eine naſſe Binde gehüllte Haupt in den Händen ruhte, und die kurze, von den Zähnen mühſam gehaltne Pfeife hin und her wankte, was ſich ſehr poſſierlich anſah, zumal wenn man bedachte, welche Blößen der große Schlafrock bedeckte, den der Herr Graf übergeworfen hatte. Er aber ſchien durchaus nicht genirt und hieß mich herzlich willkommen, ſobald ich mich genannt hatte.

„Gut, daß Sie kommen", ſagte er. „Sie können ſogleich in ein Paar Tagen mit meiner Frau und Schwägerin nach Troppau reiſen und dort Ihren künftigen Eleven in Empfang nehmen, um mit ihm nach Prag abzugehen. — „Donnerwetter, was tropft mir denn immer auf den Kopf", ſetzte er hinzu, indem er haſtig mit der Hand auf den Scheitel fühlte, „Daniel, Daniel!"

Der Gerufene, eben der Badediener, welcher mich hereingewieſen hatte, kam zum Vorſchein.

„Daniel", redete ihn der Graf an, „lauf hinauf zum Kommerzienrath und ſieh, was ſie in der Stube ausgegoſſen haben. Sackerment, ich ſoll blos ein Sitzbad nehmen und bekomme wider Willen ein Tropfbad obenein." Dabei fühlte er wieder mit der Hand nach dem Kopfe, ohne daß er wagte aus dem Schaff aufzuſtehen, worin er vorſchriftsmäßig noch zehn Minuten zu ſitzen hatte.

Der Badediener, welcher ſich nach erhaltenem Befehl ſogleich entfernt hatte, trat jetzt unter lautem Lachen wieder in die Stube.

„Schauen's Excellenz", ſagte er, „der dicke Herr oben ſchwitzt in der Decke und ſein Bett ſteht grade über Ihrem Platz."

„Sackerment!" ſchrie der Graf, „iſt der gut dran; ich muß zwei Stunden liegen und komme nicht in Schweiß. Aber, Daniel, ſtelle mir nicht wieder das Schaff hierher!

Kaum noch im Stande, meine Lachluſt länger zu unterdrücken, beurlaubte ich mich ſo ſchnell ich konnte, wobei ich das Verſprechen geben mußte, mich nach Tiſche wieder einzufinden; kaum aber hatte ich das Haus verlaſſen, als ich laut auflachte über den guten Grafen, welcher ſich in fremdem Schweiß badete. Der Ruf „Vorgeſehen!“ welcher hinter mir laut wurde, hemmte mein Gelächter und mein Frohſinn machte einem plötzlichen Schrecken Platz, als ich, mich umwendend, mich von einem ſtattlichen Ochſenpaare bedroht ſah, deren Hörner bereits mit meinem Rücken in die gefährlichſte Nähe gebracht waren. Ich ſprang erſchrocken auf die Seite. Das gehörnte Brüderpaar gehörte zu einem ordinairen Breterwagen, welcher in der Mitte durch ein Querbret getheilt, eine der auf dem Gräfenberge gebräuchlichen Equipagen vorſtellte. Diesmal hatten ihn zwei Damen in Beſchlag genommen, welche Rücken gegen Rücken auf Strohſchütten darin ſaßen und in welchen ich, als der allmälich weichende Schreck mir Zeit zur Beobachtung gönnte, Julien und Valeska erkannte. Ich ſchrie laut auf vor Ueberraſchung und Freude, und auch die Damen ſtimmten in meinen Ruf ein.

„Welch' unvermuthetes Zuſammentreffen“, ſagte Julie, zu welcher ich herangetreten war, und welcher, da ſie rückwärts ſaß, ich mich vis-à-vis befand.

„Sagen Sie nur gleich: welch' unerwünſchtes“, erwiderte ich; „denn Sie haben durch Ihr heimliches Aufbrechen unſre Kameradſchaft verrathen.“

„Ja, ja, ſchelten Sie nur“, miſchte ſich Valeska, welche ihr liebes Geſichtchen nach uns umdrehte, in das Geſpräch. „Ich hätte Sie ſo gern geweckt, denn ich weiß wohl, daß Sie nicht böſe darüber geworden wären, wie mich Julie wollte glauben machen. Aber Sie ſchliefen auch ſo feſt, daß Sie ſelbſt nicht erwachten, als ich Ihnen meinen Mantel abnahm.“

„Sie alſo ſelbſt“, rief ich. „O dann haben Sie bei dieſer Gelegenheit etwas verloren!“

„Ich?“

„Gewiß!“ dabei wollte ich mit meiner Erzählung von dem gefundenen Ringe herausplatzen, als ein raſcher Stoß auf meinen Magen mir den Mund ſchloß, denn, als ich nach der Urſache des Stoßes mich umſah, bemerkte ich, wie Julie, über und über roth, das kleine Füßchen, welches ſie über den hinten offenen Wagen hinausgeſtreckt hatte, raſch zurückzog.

„Entſchuldigen Sie“, flüſterte ſie, indem ſie zu lächeln verſuchte; ich aber ergriff das verrätheriſche kleine Füßchen und ſetzte es leiſe — leiſe auf mein klopfendes Herz und ſie zog es jetzt nur langſam zurück. Das Alles geſchah, während der Wagen Schritt vor Schritt bergan fuhr, ſo daß ich gemächlich nachſchlendern konnte, indeß der Fuhrmann in beſtändigem Geſpräch mit ſeinen Ochſen neben dem Wagen hinſchritt.

Es war eine kleine Pauſe in unſerm Geſpräch eingetreten, welche wir benutzen konnten, um die herrliche Gegend zu bewundern, welche bei jedem Schritte ein neues Bild vor den überraſchten Blicken entfaltete. Walddunkel, ſeltſam geformte Felſengruppen, Thalgründe und Bergkuppen waren die Beſtandtheile des wechſelnden Panorama's, und wohin man das Auge wendete, breitete ſich ein geſegnetes Land vor ihm aus. Aber wie befriedigend auch ſonſt dieſes Schauſpiel für mich geweſen wäre, diesmal zog eine geheime Sehnſucht immer wieder mein Auge davon ab und richtete es nach meinem ſchönern vis-à-vis. Dabei geſchah es denn, daß ſich unſre Blicke häufig begegneten und daß Julie dann die ihrigen, als wären ſie auf verbotnen Wegen ertappt worden, erröthend niederſchlug. Es lag etwas Reizendes in

dieſem ſtummen Spiel, aber auch etwas Drückendes, und ich war froh, als Valeska das Schweigen unterbrach.

„Nun, mein Herr“, ſagte ſie, „da uns doch der Zufall einmal zu Reiſegefährten beſtimmt hat, ſo laſſen Sie uns doch hören, ob wir auch noch recht lange uns Ihrer Geſellſchaft werden zu erfreuen haben?“

„Ich kann leider darüber nicht beſtimmen“, entgegnete ich mit einem ſchweren Seufzer. „Ich weiß nicht, wie lange es den Damen, welche ich zu eskortiren habe, hier noch gefallen wird.“

„Ei, Sie werden in Damen-Geſellſchaft weiter reiſen?“ rief Valeska lebhaft. „Wer ſind die Damen? Junge vermuthlich, und liebenswürdig, o gewiß!“

„Sagen Sie nur: verehrungswürdig!“ rief ich lachend. „Wenigſtens für mich ſind es ja Reſpektsperſonen. Meine künftige gnädige Frau Prinzipalin, Mutter eines zur Univerſität reifen Sohnes, und deren Schweſter; alſo gewiß ſehr ehrwürdig, gewiß ehrwürdiger, als mein verehrter Herr Prinzipal, welchen ich ſoeben in der lächerlichſten Situation von der Welt traf.“ Und ich erzählte den Damen, welche ſich vor Lachen ausſchütten wollten, meine Vorſtellung bei dem Grafen.

„Aber ſo ſagen Sie doch endlich, wer Ihr Herr Prinzipal iſt?“ ſagte nach Beendigung meiner Erzählung Julie, und ich bemerkte, daß ſich dabei ein Ausdruck ängſtlicher Spannung ſowohl in dem Tone ihrer Stimme, als in ihren Mienen kund gab.

„Es iſt der Graf Z. aus Böhmen“, erwiderte ich, hatte aber kaum das Wort über die Lippen gebracht, als Valeska von ihrem Strohſitz hoch auffuhr, in die Hände klatſchte und rief:

„Nein, das iſt zum Todtlachen! Alſo Sie ſind der erwartete Hofmeiſter? Ach, das iſt zu nett! Ach, und die ehrwürdige Reſpektsperſon, Ihre gnädige Frau Prinzipalin! Hahaha! Und die Schwägerin, gewiß auch eine höchſt ehrwürdige Matrone?“ Ich war ganz verblüfft über dieſen Ausbruch von Luſtigkeit, welchen ich mir nicht zu erklären wußte und welchen Julie ſehr zu mißbilligen ſchien, denn ich ſah, daß ſie ihrer Gefährtin mit ſtrenger Miene etwas in's Ohr flüſterte, worauf dieſe mit einem leichten Kopfnicken antwortete und ſich Mühe gab, die übermüthige Fröhlichkeit aus dem lebensfrohen Geſichtchen zu verbannen.

„Aber was iſt denn ſo Lächerliches dabei“, frug ich nach einer Pauſe. „Ohne Zweifel ſind die Damen mit der gräflichen Familie bekannt und Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir die Perſonen ſchildern wollten, von welchen zum großen Theil mein künftiges Lebensſchickſal abhängen wird.“

Valeska ſah Julien mit fragendem Blick an, und dieſe ſagte, indem ſie wie abwehrend die Hand nach mir ausſtreckte: „Jetzt nicht! Sehen Sie denn nicht, daß Sie bereits auf verbotnen Wegen wandeln? Hier geht der Weg zur Damendouche.“

„Himmel, wenn mich das Schickſal des Aktäon betroffen hätte!“ rief ich, indem ich mit karrikirtem Entſetzen zurückprallte. Dann aber ſetzte ich hinzu: „Indeß, wann, wo habe ich die Ehre die Damen wiederzuſehen?“

Valeska rief: „Wann, wo? das bleibt noch ein Geheimniß, aber gewiß ſehen wir uns bald wieder.“

„Gewiß?“ flehte ich.

„Gewiß, gewiß!“ betheuerte Valeska lächelnd, doch Julie ſchüttelte leiſe, faſt unmerklich den Kopf und ein wehmüthiger Ernſt ſprach ſich in ihren

Zügen aus. Das beunruhigte mich, ich wollte dem Wagen, welcher ſich ſchon ein Paar Schritte entfernt hatte, nacheilen, um von ihr die Verſicherung des Wiederſehens zu erhalten, von ihr, um welche es mir ja einzig zu thun war. Aber ſie ſchien meine Abſicht zu errathen und rief mit einem Tone, deſſen ſtrenger Ernſt mir allen Muth nahm: „Dort hinaus geht Ihr Weg!"

Ich verbeugte mich, indem ich die Hand auf's Herz legte, kehrte um und ging langſam den Weg zurück, auf welchem wir gekommen waren, indem ich mich mit tauſend Möglichkeiten marterte, welche mir den Schlüſſel zu Juliens Benehmen geben ſollten. Die Eitelkeit, oder vielmehr die Neigung, das zu glauben, was man wünſcht, ſiegte über meine Zweifel und ich ſagte voll Selbſtgefühl triumphirend zu mir ſelbſt: „Sie liebt dich!" Aber es fehlte noch viel, daß dieſe Ueberzeugung mich befriedigte. Werde ich ſie wiederſehen? wer iſt ſie? in welchen Verhältniſſen lebt ſie? das waren die Fragen, welche mich nunmehr beunruhigten.

Ich war indeß von dem Gräfenberge nach Freiwaldau zurückgekehrt, wo ich unerwartet liebe Univerſitätsfreunde traf, welche mich ſogleich in Beſchlag nahmen. Bei feurigem Ungar feierten wir unſer Wiederſehen und bei dem Klange der Gläſer, dem Zauber gemeinſchaftlicher Erinnerungen und dem Geſange noch nicht verlernter Studentenlieder fühlte ich mich ſo heimiſch, daß, ſo oft ich auch daran dachte, mich zu entfernen, und über meine Unbekannte Erkundigung einzuziehen, die Kameraden mich immer wieder leicht zum Dableiben beſchwatzen konnten.

So verging der Tag, und nachdem wir noch bis ſpät in die Nacht das Städtchen durchſchwärmt, die hübſchen Mädchen, welche vor den Thüren ſaßen, geneckt und endlich vom Wächter zur Ruhe verwieſen worden, begaben wir uns endlich in unſre Herberge und zu Bett.

Als ich am andern Morgen ziemlich ſpät erwachte, fand ich auf dem Tiſchchen neben meinem Bett einen an mich adreſſirten Brief liegen. Ich erbrach ihn ſchnell und durchlief ihn. Er war von dem Grafen Z. — aber wer malt mein Erſtaunen, als ich darin eine Entlaſſung von meinem noch nicht einmal angetretenen Hofmeiſterpoſten fand. Beigefügt war eine bedeutende Summe zu meiner Entſchädigung. Ich konnte meinen Augen nicht trauen! War ich doch dem Grafen ſo dringend empfohlen, von ihm ſo dringend gewünſcht worden; hatte er mich doch geſtern ſo freundlich empfangen und mir ſeine volle Zufriedenheit zu erkennen gegeben. Der Brief gab durchaus kein Motiv dieſer plötzlichen Sinnesänderung an und war überhaupt in einem ſo geſchraubten und gezwungenen Stile abgefaßt, daß ich gar nicht klug daraus werden konnte. Ich drehte ihn um und um, als würde ich irgendwo die Löſung des Räthſels entdecken — da fiel mein Auge auf das Siegel und ein plötzlicher Gedanke durchzuckte mich. „Das iſt ja daſſelbe Wappen wie auf dem Ringe", ſagte ich und überzeugte mich auch durch eine augenblicklich angeſtellte Vergleichung von der Richtigkeit meiner Bemerkung. Mit einem Satze ſprang ich jetzt aus dem Bette, in einer Hand den theuren Ring, in der andern den Brief haltend. Es ſchien mir, als wäre das Räthſel gelöſt, aber bald erkannte ich, daß ich nur um ſo weiter davon entfernt war. Wenn Julie daſſelbe Wappen führt wie der Graf, wer iſt ſie? Seine Frau: ah, ſie iſt viel zu jung — nicht um ſeine Frau, aber um die Mutter ſeines Sohnes zu ſein — und warum würde ſie einen mir ſo ungünſtigen Einfluß auf mein Schickſal geübt haben? Ich wußte nicht, was ich denken ſollte, und entſchloß mich endlich kurz und gut, mich nochmals dem Grafen vorzuſtellen

und ihn über die Gründe ſeiner Sinnesänderung zu befragen. „Du biſt das deiner Ehre ſchuldig“, ſagte ich, fühlte aber recht wohl, daß ich dieſen Schritt weniger um meiner Ehre, als um meiner Liebe willen zu thun mich entſchloß. Mocht' dem ſein, wie ihm wollte, ich warf mich in meine Kleider und begab mich auf den Weg. Neugier, oder ein viel innigeres Gefühl beflügelte meine Schritte und bald ſtand ich vor der Thüre meines Exprinzipals. Schon hatte ich die Hand an dem hölzernen Riegel, welcher ſie verſchloß, und wollte ihn aufziehen, als ich ihn eben ſo ſchnell wieder ſinken ließ, denn eine bekannte Stimme, die Stimme Valeska's wurde drinnen laut. Ich geſtehe, daß es mich gewaltig drängte, das Ohr an die Thüre zu legen, und ein wenig den Horcher zu ſpielen: ich weiß auch nicht, was geſchehen wäre, hätte ich nicht in dieſem Augenblicke den ſchwerfälligen Tritt des dicken Kommerzienraths vernommen, welcher die Treppe herunterſtieg. Da ich mich nun ebenſowenig an der Thüre ſtehend erwiſchen laſſen wollte, als ich Luſt hatte, zu dem Grafen hineinzugehen, indeß Valeska noch bei ihm war, ſchlüpfte ich zum Hauſe hinaus und ſetzte mich auf eine Bank, welche einige Schritte davon am Wege ſtand, und wo ich die Thüre im Auge behalten konnte. Ich hatte noch nicht lange dort geſeſſen, als Valeska haſtig heraustrat und bei meinem Anblick einen leichten Schrei der Ueberraſchung ausſtieß. Dies hielt mich ab, mich zu entfernen, wie ich ſchon Willens geweſen war, da ich nicht recht wußte, wie ich jetzt eigentlich mit ihr daran war, und daher leicht etwas ſagen konnte, was Anſtoß zu erregen fähig war. Aber alle dieſe Bedenklichkeiten ſchwanden und machten einem aufrichtigen Mitleid Platz, als ich die Spuren bittrer Thränen in ihren Augen und die Zeichen tiefer Betrübniß in ihren ſonſt ſo hellen Mienen las. Ich eilte auf ſie zu und bot ihr mit herzlichem Gruß meine Hand.

„Sie ſehen ſo betrübt aus, theure Valeska“, ſagte ich.

„Soll ich nicht, wenn man ſo ſchändlich mit mir ſpielt“, erwiderte ſie mit ungewohnter Heftigkeit. „Wenn man mich, wenn man Sie verleumdet, wenn man — o kommen Sie, ich will, ich muß Ihnen Alles erzählen.“ Damit hing ſich das reizende Kind an meinen Arm und nöthigte mich, einen einſamen Waldweg einzuſchlagen, wo ſie ungeſtört ihrem kleinen Herzchen Luft machen konnte.

„Wiſſen Sie wohl, wem Sie die unerwartete Entſchließung meines Schwagers zu danken haben?“ begann ſie nach einer Weile, während welcher ſie haſtig vorwärts geſchritten war, ſo daß ich kaum ihr zu folgen vermocht hatte.

„Ihres Schwagers?“ fragte ich verwundert.

„Nun ja, Graf Z. iſt ja mein Schwager und Juliens Gatte.“

„Juliens Gatte, aber das iſt ja nicht möglich, wie könnte ſie — der junge Herr Graf, mein verloren gegangner Zögling —“

„Iſt ihr Stiefſohn! Und meine ſaubre Schweſter iſt es, welche Sie um Ihren Poſten gebracht hat.“

„Wie? Wär' es möglich? Aber wodurch habe ich ihr Mißfallen mir zugezogen?“

„O weil ſie ein ſtolzes, hochmüthiges Herz hat, weil ſie — ach ſie iſt gar zu ängſtlich — ſie hat dem Grafen unſer Zuſammentreffen in dem Waldhauſe erzählt und ihn überredet, daß Sie — daß Sie mir zu dringend den Hof gemacht hätten. Da iſt's heraus!“

Es lag etwas rührend Komiſches in dieſer kindlichen Offenherzigkeit, ſo daß ich der Kleinen lächelnd die Hand drückte, ohne zu wiſſen, was ich ihr

ſagen ſollte. Sie hatte hoch erröthend das liebe Geſichtchen von mir abgewandt und war eifrig damit beſchäftigt, einen Zweig wilder Roſen, welchen ſie abgebrochen hatte, zu entblättern. Endlich ſagte ſie: „Ich hatte mich ſo gefreut, als ich geſtern in Ihnen unſern künftigen Hausgenoſſen entdeckte. Wir würden tauſend Spaß gehabt haben, aber ſie verdirbt mir immer alle Freude.“

„Wie gütig Sie ſind, mein theures Fräulein“, erwiderte ich und mein Herz pochte lebhaft bei dem Geſtändniß, welches Valeska ohne zu wiſſen was ſie that, mir abgelegt hatte. Aber ſo ſchön ſie war, ſo war ſie doch nicht die, welche ich damals für die ſchönſte hielt, ſie war nicht Julie, und nur die Sehnſucht des Herzens giebt den Maßſtab für die Größe des Glücks. Valeska's Liebe konnte mich nur unruhig, nicht glücklich machen und es war mir eine Erleichterung, als ich die Begegnung mehrerer Badegäſte zum Vorwand nehmen konnte, um ſie zurück zu geleiten und dadurch unſern einſamen Spaziergang vor Verdächtigung zu bewahren. Kurz vor dem Hauſe des Grafen trennten wir uns.

„Leben Sie wohl, mein Fräulein“, ſagte ich. „Die glücklichen Augenblicke, welche ich in Ihrer Geſellſchaft verlebt, werden mir ewig unvergeßlich bleiben und es wird mir ein wehmüthiger Genuß ſein, wenn ich überzeugt ſein darf, daß ſich unſre Gedanken wenigſtens in der Erinnerung manchmal begegnen könnten.“

„Immer, immer“, rief ſie faſt ſchluchzend und mit gebrochner Stimme, ohne daß ſie den Muth hatte, das Auge zu mir zu erheben. Dann drückte ſie noch einmal krampfhaft meine Hand und entfloh wie ein verſcheuchtes Reh.

Ich ſah ihr nicht nach, obwohl ich noch ein Paar Minuten auf demſelben Flecke ſtehen blieb. Dann ging ich langſam nach Freiwaldau zurück.

Eines ſchmerzte und kränkte mich tief, daß ich mich in Julien ſo ſehr getäuſcht! Solchen Hochmuth hatte ich ihr nicht zugetraut! Zwar ſtieg bisweilen der Argwohn in mir auf, als könnte Eiferſucht das Motiv ihres Benehmens ſein, aber nein, ſie konnte ja keinen Zweifel über meine Geſinnung hegen, mein Herz lag nur zu offen vor ihr. Nein, nein, die hochgeborne Gräfin konnte es nicht ertragen, daß die zufällige Reiſegenoſſenſchaft einen Augenblick die Schranke niedergeriſſen hatte, welche ſie zwiſchen ſich und ihrem Diener erhalten ſehen wollte.....

Das war's, und tief gedemüthigt kehrte ich in mein Stübchen zurück. Die Trennung von ihr ſchmerzte mich weniger, als das Motiv derſelben! Wenn das Glück unſern Wünſchen nicht hold iſt, ſo liegt wenigſtens ein Troſt darin, daß man unſern Anſpruch darauf anerkennt, aber Julie beſtritt dieſen, indem ſie mir aus Stolz den Abſchied geben ließ. Warum wollt' ich auch Hofmeiſter werden! Sapperment!

Es klopfte an meine Thür; auf mein Rufen trat ein Mädchen herein, welches mir ein Billet einhändigte und darauf ſogleich wieder verſchwand. Die Aufſchrift war von einer Damenhand, das Papier nur durch eine Oblate geſchloſſen. „Gewiß von Valeska“ dachte ich und öffnete, doch nicht ohne Zittern, das Briefchen. Es enthielt nur wenige Worte:

„Das Leben erfordert viel Aufmerkſamkeit, um es vor Verwirrung d. h. vor Unglück zu bewahren. Eine Frau ſollte darum nie reiſen, weil auf der Reiſe der Zufall am geſchäftigſten iſt und man ſich leicht überreden läßt, daß ein ſolches Intermezzo des Lebens uns nicht für die Conſequenzen zittern machen darf! Sie haben mich darin getäuſcht und ich muß erwarten ob Ihr andrer

Ausſpruch: „daß das Glück der Minuten doch ein ewiges ſei" beſſer Probe halten wird. Leben Sie wohl; ich reiſe noch heut mit der armen Valeska ab, welche ich zu tröſten Mühe haben werde, da ſie doppelt unglücklich, weil ſie doppelt getäuſcht iſt. Julie."

„Viktoria!" rief ich und drückte den Brief heftig an meine Lippen. „Viktoria! du haſt recht, edles Weib, wir wollen nicht Verwirrung in unſer Leben bringen und uns nicht unglücklich fühlen, weil wir einmal glücklich waren. Fahre wohl! meine Gedanken begleiten Dich, und die Erinnerung an Dich nehme ich ſtill begnügt mit auf den Weg! Da Deine Liebe der Grund unſers Scheidens iſt, warum ſollt' ich klagen? Viktoria!"

Detmold's Randzeichnungen.

Man ſagt „Randgloſſen." Randzeichnungen mögen Randgloſſen ſein, welche durch eine gewiſſe ſorgfältige Arbeit dauerhaft gemacht werden.

Der ſogenannte „kleine" Detmold in Hannover, der letzte Hannoveraner, hat eine vortreffliche Feder dafür, eine ächte Rabenfeder, ſchwarz und tiefſchimmernd, ſchwank und feſt, weich und hart, kurz arge Gegenſätze in ſich vereinigend. Einer unſrer innerlichſten Patrioten und am letzten Ende unbeugſamſten Charaktere iſt er doch des heiterſten Geiſtesſpiels mächtig und von der Wandelbarkeit all unſrer Maßſtäbe überzeugt. Deshalb aber auch ein ächter Humoriſt. Wie erſchreckend ſelten wird dieſe Sorte unter uns! Beſinnen wir uns doch! Wir haben ja Anlage genug dafür, wir verleiden uns nur Leben und Schrift, daß wir uns kein Behagen, kein Genüge, kein unbeachtetes Lächeln mehr gönnen. Müſſen wir denn Alle jedes Vierteljahr in erſter Reihe geſehn werden?

Seit zehn Jahren iſt Detmold nicht in unſrer ſchönen Literatur geſehn worden, und er iſt uns doch ein niemals vergeſſener und ein höchlich willkommener Bekannter. Und auch damals brachte er nur ſo ein ſchmales Bändchen wie heute, „die Anleitung zur Kunſtkennerſchaft", eine allerliebſte Satire. Denn ſein Humor neigt zu gutmüthiger Bosheit, eine Gutmüthigkeit, die marinirt iſt und ſich dadurch viel beſſer und länger hält als die gewöhnliche.

Ich erinnere mich nur, innerhalb dieſer zehn Jahre eine längere Arbeit über neuere franzöſiſche Kunſt im Morgenblatte von ihm geſehn zu haben, und dieſe Arbeit war ſtockernſthaft und ihre Urtheile beruhten zu meiner Ueberraſchung auf viel konſervativeren Kunſtprinzipien als ich dem hannöverſchen „Kunſtkenner" zugetraut hatte und als ich mit ſchöpferiſchem Geiſte vereinbar glaubte.

Dann ereignete ſich die Hannöver'ſche Politik, und man ſah von jetzt an den hannöver'ſchen Kunſtkenner fortwährend mitten in dem Tumulte. Seine überlegene Ruhe verleugnete ſich hierbei keinen Augenblick; ebenſowenig ſein Anſehn. Er trug fortwährend ein unſcheinbares rauhhärenes Gewand, und hielt fortwährend einen kleinen ſehr ſcharfen Degen unter dem Arme. Um ihn dieſes Degens zu berauben ſagte man, er habe die vier Bände des Hannöver'ſchen Portfolio geſchrieben und noch manches Andere, zum Beiſpiele auch eine Eingabe an den Bundestag. Aber ſein wohlverwahrter Humor lächelte weiter und hielt den Degen feſt, und erreichte es, daß er nach der vielbeſprochenen Unterſuchung gegen den Hannöver'ſchen Magiſtrat von der Begnadigung ausgenommen wurde. So ward er der letzte Hannoveraner. Dies iſt nun Alles bereits geſchichtlich und fängt ſchon an, beſtaubt zu werden, und hat ihm Muße gelaſſen zu dieſer kleinen harmloſen Schrift, genannt „Randzeichnungen."

Es ſind der Zeichnungen zwei. Die erſte heißt „die ſchwierige Aufgabe", und ſchildert die erſtaunlichen Lagen und Konſequenzen, in welche eine parlamentariſche Geſellſchaft gerathen kann. Der Kunſt=Clubb in Flachſenfingen hat ſich verſammelt, um zu berathſchlagen, wie der Venus von Medicis geholfen werden könne. Am Eingange des Clubbzimmers nämlich war ein Gypsabguß dieſer berühmten Statue aufgeſtellt worden und der urſprünglich weiße Teint derſelben hatte im Lauf der Jahre ein gar übles Anſehn erhalten durch Fliegen, Tabaksqualm und andre Dünſte. „Indeſſen hatte der Gyps doch eine ziemlich gleichmäßige Farbe angenommen. Aber ein Theil der Venus war unverhältnißmäßig gefärbt, das war der ziemlich hervorragende Hintertheil derſelben. — Am Eingange, wo die Statue ſtand, pflegten die eintretenden Mitglieder Hut, Mantel ꝛc. abzulegen und ſodann der Göttin den Hintertheil zu ſtreicheln, wie Kunſtkenner dies zu thun pflegen, um ihren Sinn für plaſtiſche Schönheit zu bethätigen; auch die Aufwärter ꝛc. mochten beim Reinigen des Zimmers ihren Formenſinn auf ähnliche Weiſe geübt haben — und ſo war es denn gekommen, daß jener Theil der armen Venus eine ſehr ſchmutzig dunkle Farbe angenommen hatte, die mit dem Weiß des übrigen Körpers, ſo wenig rein dieſes Weiß auch eigentlich noch war, auffallend kontraſtirte. Indeß hatten die Mitglieder des Clubbs das Schwarzwerden des göttlichen Hintertheils nicht bemerkt, eben weil daſſelbe allmählig geſchehen war, und ſo nahm Niemand Anſtoß daran, bis einem neu aufgenommenen Mitgliede bei ſeinem erſten Beſuche des Clubbs die ungebührlich dunkle Färbung jenes Theils der Statue auffiel. Mit einigem Erſtaunen hatte ſich dieſes Mitglied darüber geäußert, und nun waren ſämmtliche Mitglieder des Clubbs ebenfalls erſtaunt und verwundert über das ſo augenfällige und doch bisher ſtets überſehene Faktum, wie es immer mit ſolchen Dingen, eben weil ſie am Wege liegen, zu gehen pflegt, wenn ſie einmal entdeckt ſind. Es wurden ſofort Stimmen laut, welche auf Abhilfe dieſes Uebelſtandes drangen" — aber man konnte ſich nicht über die Art der Abhilfe vereinigen, und ſo wurde denn eine förmliche Berathung eröffnet.

Der Präſident des Clubbs, Hofrath Ameyer, „eröffnete die Sitzung indem er in einer höchſt lichtvollen Darſtellung auseinanderſetzte, um was es ſich eigentlich handle. Nachdem er auf die Größe des Uebels aufmerkſam gemacht ſchloß er alſo: So, meine Herren, iſt das Uebel entſtanden, unbemerkt, weil allmählig, allmählig, alſo unbemerkt; ſo hat es ſich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, eingeſchlichen, eingeniſtet, und nun ſteht es vor unſern plötzlich geöffneten Augen, entſetzlich, rieſengroß! Ich war Zeuge, meine Herrn, Ihrer Verwunderung, Ihres Schmerzes, als jene Entdeckung gemacht ward; als Präſident dieſer Geſellſchaft darf ich es mit Stolz ſagen: — ich freuete mich Ihres Schmerzes. Daß etwas geſchehen müſſe, dem Uebel abzuhelfen, darüber war nur eine Stimme. Aber zugleich wurde Ihnen Allen klar, daß in einer ſo wichtigen Sache kein übereilter Beſchluß gefaßt werden dürfe. Die Angelegenheit verlangt und verdient die reiflichſte Ueberlegung, ſie ſoll ihr werden. Laſſen Sie uns, meine Herren, nach biederer deutſcher Weiſe, reiflich und bedächtig prüfen, was geſchehen müſſe, um gründlich, ich ſage mit Abſicht gründlich zu helfen" — „denn das wird Ihnen Allen klar ſein — wir dürfen uns nicht darauf beſchränken, dem Uebel lediglich für den Augenblick abzuhelfen. Das hieße eine Wunde künſtlich verdecken, ſo daß fort und fort die Zukunft daran krank läge" ꝛc.

Gemurmel des Beifalls folgt. „Wundervoll geredet!" ruft Commerzienrath Bemeyer und die ſchwierige Debatte beginnt. Steuerrath Cemeyer erlaubt ſich zu bemerken, daß er nicht einzuſehn vermöge, wie die Venus auch für alle Zukunft ſo geſchützt werden könne, daß ſie nicht wieder ſchmutzig werde. „Nichts einfacher als das!" ruft Aſſeſſor Demeyer, „wir nehmen eine Beſtimmung in das Statut

auf, welche das Berühren der Statue unterſagt." — „Ich habe einen ſolchen Antrag kommen ſehn", entgegnet haſtig Advokat Dr. Emeyer, „aber ich will mich ihm entgegenſtemmen mit all den ſchwachen Kräften die mir verliehen ſind. Es iſt ein verderblicher Antrag, eine verderbliche Richtung, woraus derſelbe hervorgegangen. Will man immer nur Verbote, und nichts als Verbote?" — — — „Der Hintertheil der Venus iſt ſo oft berührt worden, daß derſelbe endlich ſchmutzig geworden, ja ich darf ohne Uebertreibung behaupten, ſehr ſchmutzig geworden iſt. Dieſem Uebelſtande ſoll abgeholfen werden. Das iſt recht, das billige ich. Schaffe man dieſen Schmutz weg, auf welche Weiſe man will, mir iſt jede recht. Ich wünſche auch von Herzen, daß die Venus nie wieder ſchmutzig werde. Aber nur kein Verbot! Eher laſſe man die Venus noch zehnmal ſchmutziger werden. Ich für meine Perſon habe nicht dazu beigetragen, ſie ganz oder theilweiſe zu beſchmutzen, meine Hände haben niemals jene Theile berührt, ſo oft dies auch zu meinem Schmerze von andern Mitgliedern geſchehen iſt — aber feierlichſt proteſtire ich gegen jedes Verbot, ich" —

Unbeſchreibliche Aufregung. Man widerſpricht, daß er ſie nicht berührt habe, Andere, Viele erklären, ſie hätten ſie auch nicht berührt! Kriegsrath Eſmeyer aber hat den Muth, dem Sturme zu trotzen, und die Frage zu retten. „Ich aber", ruft er, „ich habe ſie berührt, ich habe ſie oft berührt, ich geſtehe das nicht allein, nein, ich rühme mich deſſen!" — — „Ja, ich habe mehr als einmal dieſen göttlichen Linien nachzufühlen, das Geheimniß dieſer wundervollen Formen zu erfaſſen geſucht. Ja, ich beſitze ſo viel Kunſtſinn" — —

Ich auch! Ich auch! und nun ſchaaren ſich die Mitglieder um dieſe Fahne. Dr. Emeyer replizirt, es werden Höflichkeiten gewechſelt, Senator Hameyer macht den erſten Vorſchlag. Es ſolle an die betreffende Stelle eine Tafel angebracht werden mit der Inſchrift: daß man von dem gebildeten Publikum erwarte, daſſelbe werde ſich keinen Mißbrauch damit erlauben. — „Dieſe ewigen Verbote ſind eine unglückliche Richtung der Zeit, welche" — ruft Emeyer, aber der Präſident unterbricht ihn mit ernſter Stimme und mit den Worten: „Keine Politik! keine politiſchen Anſpielungen!"

Folgt zweiter Vorſchlag des Juſtizrath Imeyer: die ſchwarz und ſchmutzig gewordenen Theile mit weißer Farbe zu überſtreichen. Steuerrath Eemeyer widerſetzt ſich, weil man alsdann den Uebelſtand in Weiß haben würde, den man jetzt in Schwarz habe. Er iſt dafür, die ganze Statue weiß zu überſtreichen. Imeyer meint aber, dann würde man in Kurzem wieder auf dem jetzigen Punkte ſein, und Demeyer ſtimmt deshalb für graue Steinfarbe, weil dieſe weniger ſchmutze. Hoftheaterdirektor Kameyer iſt indeſſen für Fleiſchfarbe, und dies gewinnt ſtürmiſchen, faſt allgemeinen Beifall. Nur Hofmaler Enmeyer widerſetzt ſich plötzlich leidenſchaftlich wie gegen eine Geſchmackloſigkeit, welches Wort peinliche Erörterungen veranlaßt. Nun erhebt ſich Hofbildhauer Profeſſor Pemeyer und weiſ't nach, daß durch jeglichen Farbenauftrag das Volumen der Statue vermehrt und die Schönheitslinie überſchritten würde. Einer nach dem Andern fällt dem Mann von Fache bei, und der Präſident hat zu reſumiren, daß man über das einig geworden, was nicht geſchehen ſolle.

Jetzt wird Fleckwaſſer vorgeſchlagen. Verworfen. Der in Rede ſtehende Theil der Venus könne durch ätzende Kraft völlig gefährdet werden. Lieutenant Eßmeyer iſt dafür, den ſchmutzigen Theil zu „kollern", wie man das Lederzeug des Militairs zu bundespflichtmäßiger Weiße „kollere." Die Natur des Gypſes, fürchtet man, werde dies nicht aushalten. Kammerſekretair Temeyer, kürzlich zum erſten Male Vater geworden, fragte: ob es nicht vielleicht zum Ziel führen werde, wenn man die beſchmutzten Theile einfach mit einem naſſen Schwamm abwüſche, und mit einem Handtuch trocknete. Dieſer ſchüchtern vorgebrachte Vorſchlag fand Widerſpruch, weil Gyps ſeiner poröſen Natur wegen nicht abgewaſchen werden könne.

Umſonſt wird auch Galvanoplaſtik und Abkratzen, umſonſt wird vorgeſchlagen, die Venus ſo zu ſtellen, daß man den leidenden Theil nicht ſehn könne. Verſtecken! Auch aus moraliſchen Gründen iſt man dagegen, und hier muß wieder wegen politiſcher Anſpielungen zur Ruhe gewieſen werden. Als endlich gar die Religion hineingezogen wird, erhebt ſich der Regierungsrath Irmeier feierlich, und enthüllt zu allgemeinem Schrecken das grauſige Bild der Demagogie, welches ſich ſo unſcheinbar aber ſicher in den Kunſtclubb einſchleiche, und welches die Regierung nöthigen werde —

Es wäre frevelhaft von mir, wollte ich das Buch noch weiter enthüllen und den Leſern verrathen, was aus dem Clubb und der leidenden Venus am Ende wird. Verſichern darf ich aber, daß ich mich fortwährend bei der Lektüre des glücklichſten Gelächters erfreut habe und des letzten Hannoveraners kunſtreichen Humor dankbar preiſe.

Ach, viel ſchlimmer iſt dieſer Humor im „Kindermährchen.“ Hier iſt Satire, hier iſt, wird man ſagen, bedenkliche Satire. Ich wage es nicht, dieſe dreiſte Behauptung zu verneinen. Ich bezeichne nur in eiligen Worten den Inhalt: Ein Mäuſepaar muß durchaus dem Kater, einem großen garſtigen Kater, alle Tage ſechs junge Mäuſe zum Verſpeiſen liefern. Umſonſt werden Nachbarn und Freunde um Rath und Hilfe gebeten. Auch das Verklagen hilft nichts. Endlich ſetzt es ein junges Mäuschen durch, daß dem Kater der Pakt gekündigt und der nachtheilige Friede in einen vortheilhafteren Krieg verwandelt wird. „Seit dieſer Zeit muß der Kater, wenn er Mäuſe freſſen will, ſehen, daß er deren fängt. Dieſe Fabel lehrt, daß ſo leicht Niemand gefreſſen wird, der ſich nicht freſſen laſſen will.“

Uns aber lehrt das Büchlein, daß die alte Behauptung ganz richtig iſt: es werde immer feiner und ſchärfer geſchrieben, je ſtrenger es verboten ſei, grob zu ſchreiben.

Nachrichten.

Berlin, den 21. December. Weihnachten iſt da: es blitzt und funkelt, klingelt, ſummt und brummt an allen Ecken und Enden. Berlin iſt gegenwärtig wirklich viel prächtiger geworden, als es je bis jetzt geweſen iſt; man kann ſeine Freude haben, wenn man durch die Straßen geht (beſonders Abends), und die Läden und Schaufenſter geſchmackvoll dekorirt und ſchön erleuchtet ſieht. Rellſtab hat ſeine liebe Noth Alles zu ſehen, zu loben und anzupreiſen; er transpirirt jetzt kritiſchen Humor, nachdem er ſich in ſeinem „Sickingen“ dramatiſch erkältet hat.

Es ſcheint jetzt nichts in Berlin geſchehen zu können, ohne daß es Reclamationen und Berichtigungen zu veranlaſſen benöthigt würde. Auch der Studentenball hat ſolche nach ſich gezogen. Auf dieſem Balle nämlich iſt ganz in vorſchriftmäßigem Tanzkoſtüm eine Polizeiperſon bemerkbar geweſen, welche, wie nachher erzählt worden iſt, ich glaube der Univerſitäts-Dekan Lehnert dort als Gaſt eingeführt haben ſoll. Dagegen aber proteſtirt derſelbe nun durchaus in einem Anſchlage im Sprechzimmer der Univerſität. Der Ball ſelbſt ſoll übrigens ganz luſtig geweſen ſein; ſogar mehrere alte gelehrte Häupter haben die Courage gehabt ihren Beinen ſeit Jahren vergeſſene Tanztouren zuzumuthen. Es ſollen auch hübſche Damen dageweſen ſein, nur hat ſich das Feſtkomitée eben nicht gar ſehr galant bewieſen. Eine Ehreneinladung hat nur Frau v. Faßmann erhalten, als Vertreterin der klaſſiſchen Muſik. Die Profeſſoren haben ſich entſchloſſen den Studenten ebenfalls einen Ball zu geben.

Bernhard Molique hat in ſeinem Concert vielen Beifall gefunden. Er gehört als Violiniſt in's Centrum der klaſſiſchen Richtung. Sein Spiel iſt weich, angenehm, ohne großartig ergreifende Gewalt, aber doch ſinnig anregend. Der Violiniſt Remmers, der mit dem trefflichen Pianiſten Schumann ſchon mehrere Concerte veranſtaltet hat, gehört dagegen ganz der modernen romantiſchen Seite an. Er ſpielt ſehr ausgezeichnet, tief, ſchwärmeriſch, mit der ganzen Glut einer feurigen Seele. Er verdient in die erſte Reihe der jetzt lebenden Virtuoſen geſtellt zu werden.

Der König hat dem Profeſſor Donner in Stuttgart, melden die heutigen Zeitungen, in Anſehung der verdienſtlichen Ueberſetzungen des Sophokles und Euripides, von welchen die „Antigone" und die „Medea" hier bei der Aufführung benutzt worden ſind, die goldene Medaille für Wiſſenſchaft verliehen, und dieſe mit eigenhändigen, freundlichen Zeilen und einem anſehnlichen Geldgeſchenk begleitet. **Feodor Wehl.**

Wien, den 20. December. Halm's Sampiero iſt noch nicht gegeben. In dieſem Augenblicke verbreitet ſich das Gerücht und macht einen ſehr üblen Eindruck, die Regiſſeure hätten zu ihrem Benefizſtück den muſikaliſch aufgeputzten Sommernachtstraum gewählt. Dies würde den Herren endloſe Vorwürfe zuziehn. Man iſt hier mit Recht ſtolz darauf, an dieſen opernhaften Experimenten, welche das aufſtrebende deutſche Schauſpiel vergiften, keinen Theil zu nehmen, und rühmt es Holbein nach, dieſer wohlfeilen Kaſſenſpekulation ausgewichen zu ſein — und nun ſollten die inneren Führer unſers Schauſpiels, die Regiſſeure darnach greifen! Denn natürlich thun ſie es nur um Geldſpekulation, und in dieſer Hinſicht ſind die Vorſtellungen zum Benefiz der Regiſſeure ohnedies ſchon übel angeſchrieben. Es kann ihnen leichtlich ein allgemeiner und vernichtender Angriff begegnen, wenn jene Traum-Spekulation zur Ausführung kommt. Wir haben ohnedies in dieſer Saiſon zu klagen, daß die vornehme Geſellſchaft ein überwiegendes Intereſſe für die franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft zeigt. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, von welch' trauriger Bedeutung es ſei, wenn nun auch die andre deutſche Hauptſtadt, welche längſt italieniſcher Oper fröhnt, auch dem deutſchen Schauſpiele abtrünnig würde. Mein Gott! dieſe Begünſtigungen ausländiſcher Kunſt machen ſich in Wien und Berlin breit zur Zeit einer ſogenannten nationalen Epoche, was haben wir in einer anderen zu erwarten, und wie ſieht es demnach aus mit der Innerlichkeit unſers nationalen Intereſſes!

Die Herrſchaft Muskau iſt nicht nur nicht verkauft, ſondern auch die romantiſche Geſchichte von 100,000 Thaler Reugeld, welche Graf Redern zu bezahlen gehabt, iſt eine Fabel. Es iſt gegangen, wie es immer gegangen iſt und wie es wahrſcheinlich immer gehen wird: wenn es zum Abſchluß kommt, zum eigentlichen Abſchiede von ſeiner Schöpfung, da drängen ſich noch ſo viel Bedenken und Wünſche hervor, daß der Abſchluß ſo gut wie unmöglich wird. Das vollendete Muskau gegen eine neue Aufgabe in einer raſcher dankbaren Gegend zu vertauſchen iſt ein eben ſo natürlicher Wunſch, als die zögernden Bedenklichkeiten natürlich ſind, wenn es denn zum Letzten kommt. Der Ort hat wie die Familie ſeine Ahnenkraft und ſein Schickſal! Ich habe von vornherein behauptet: Fürſt Pückler könne Muskau nicht verkaufen, und ich behaupte es heute noch. Man hat mich ausgelacht; ich habe aber bis jetzt immer noch zuletzt gelacht. Den Verkauf als „Zeitungsente" ſähe ich freilich auch lieber für immer verſchwinden. Das Feuilleton verlangt aber ſeine Opfer! Jetzt ſoll der Fürſt in der Geſchwindigkeit wieder nach China reiſen, obwohl er zunächſt nichts als eine einfache Winterſaiſon in Berlin vorhat. Er läßt ſich immer ſelbſt von ſeinen Plänen überraſchen, und die Zeitungen wollen immer mehr von ihm wiſſen als er ſelbſt von ſich weiß.

Duller's „Vaterland" bringt eine ſehr richtig durchdachte Schilderung, wie die Aufgabe eines Dramaturgen bei der jetzigen Bühne nöthig ſei und wie ſie beſchaffen ſein müſſe. Je allgemeiner das Intereſſe für unſre Bühne erwacht, deſto unabweislicher wird die praktiſche Theilnahme der literariſch für's Drama Berufenen. Das Interregnum der bloßen Routine geht mit Rieſenſchritten ſeinem Ende zu, die Entrüſtung gegen den Schlendrian nimmt überhand, und in Kurzem wird man unwiderſtehlich die Bedeutung des Inſtituts geltend gemacht ſehn wollen. Aber die literariſchen Leute ſelbſt ſind ſchwer zu haben. Der Bühne kundige Dramatiker verlieren mit der Stellung eines Dramaturgen Zeit und Ruhe zum Produciren, und der Bühne unkundige Literaten nützen nichts. Hier liegt die Schwierigkeit, Talente, die zwiſchen Kritik und Produktion mitten inne ſtehn, ſollten ſich dieſer Specialität aufmerkſam bemächtigen, und Gelegenheit ſuchen, im Mitmachen der Proben praktiſche Studien zu machen.

Die Studenten in Berlin werden wieder in erſte Linie unſrer politiſchen Intereſſen geſtellt. Man hält dies ſeit längerer Zeit für eine Taktloſigkeit; aber dieſe ſcheint erblich zu werden. Ueberzeuge man ſich doch unparteiiſch, wie die endloſen Unterſuchungen der zwei letztverfloſſenen Jahrzehnte in unſrer Geſchichte charakteriſirt werden! Mit Achſelzucken. Auf der einen Seite ſtehen die ſchweren Forderungen der Zeit, auf der andern die ſogenannten Demagogen-Unterſuchungen, welche bis in die entfernteſten, gedankenloſeſten burſchikoſen Spielereien verfolgt wurden und die friedlichſten Familien geſtört und zerſtört haben, Erſcheinungen eines unterirdiſchen Bürgerkriegs ohne Krieg und ohne Bürger. Man war überzeugt, daß dieſe Epoche mit dem Regierungsantritte des jetzigen Königs von Preu-

ßen geſchloſſen ſei, und man hegt dieſe Ueberzeugung noch, da man des Königs unbefangene Auffaſſung und Würdigung jugendlicher Regſamkeit und nach Inhalt ringender jugendlicher Geſinnung kennt. Um ſo mehr iſt man überraſcht, daß es zu Erklärungen in den Zeitungen kommt, wie wir deren eine ſeeben in der Deutſchen Allgemeinen Zeitung, unterzeichnet von Dr. Lorenzen, stud. phil., leſen. Sie zeugt von einem obwaltenden Mißverhältniſſe, denn ſie iſt mit überlegenem Maße abgefaßt. Man wird hierdurch daran erinnert, daß die Berliner Univerſität vorzugsweiſe Studirende zählt, welche meiſt ihre eigentliche Studentenzeit hinter ſich haben und gereifteren Weſens ſind. Darin mag alſo wohl ein Grund liegen, wenn denn jede politiſche Regung überwacht oder unterdrückt werden ſoll, die Aufmerkſamkeit zu verdoppeln, es muß aber auch ein Grund darin liegen, dieſe Ueberwachung nur bei einleuchtend dringender Gelegenheit und nur mit einleuchtend dringenden Motiven geltend zu machen.

Die Dankbriefe Hamburgs, gewiß eine ſehr ſinnige Idee, bringen jetzt auch in's Ausland, und leider in einer nicht erfreulichen Weiſe. In Paris iſt einer angekommen, der als franzöſiſchen Grenzſtrom den Rhein, als franzöſiſche Wappenherrlichkeit die Wappen von Straßburg und Colmar zur Genugthuung der Franzoſen darſtellt. Dies, Herr Soltau, iſt meines Erachtens ein ſehr unglücklicher Gedanke! Der Rhein iſt Gott ſei Dank bis jetzt nur eine kurze Strecke Grenzſtrom zwiſchen uns und den Franzoſen, und wo er Grenzſtrom iſt, da beſpült er auch an ſeinem linken Ufer altdeutſche Gefilde. Welcher Dämon trieb Sie, über Eroberungen, die wir nicht verwinden dürfen, die künſtleriſche Weihe auszudrücken! Welcher Dämon trieb ſie, den Rhein als gehorſamen Diener nach Paris zu ſchicken, welcher Dämon, die alten, uns theuren Stadtkronen Straßburgs und Colmars an Ludwig Philipps Throne niederzulegen?! In ſolchem Sinne hat die Handelshauptſtadt Deutſchlands, hat Hamburg ſicherlich nicht danken wollen! Iſt denn trotz aller Philoſophie die Gedankenloſigkeit, trotz vierzigfacher Etikette die Taktloſigkeit Erbtheil unſers Vaterlandes?!

Sarachaga iſt wirklich erſchoſſen. Die dritte Leiche alſo in dieſem Duell-Drama, welches ſicherlich eine Wendung in unſrer ungenügenden Duell-Geſetzgebung herbeiführen wird. Des Freiherrn von Andlaw vortrefflicher Antrag in der badiſchen Kammer zeigt freilich, wie ſchwer dieſe Wendung iſt. Hoffet nicht, Geſetzgeber, das Geringſte zu erreichen, wenn Ihr nicht den Beleidigten moraliſch und geſellig vollkommen ſicher zu ſtellen wißt. Hoffet alſo nichts ohne Ehrengerichte mit ſouverainer Macht. — Wunderbar modern iſt das Schickſal in dieſem Duell-Drama: die Vertreter des Adels aller Länder — Sarachaga war ſpaniſcher Abkunft — werden getödtet, und der von ihnen verächtlich angeſehene Banquier jüdiſcher Herkunft bleibt allein als Sieger übrig. — Durch die Preſſe übrigens hat ſich Haber das endlich gewährte Duell ertrotzt: ſeit der Affaire in Baden-Baden hat er nichts gethan als: ſchreiben und ſchreiben und drucken laſſen. Eben ging wieder ein Band von ihm „die reine Wahrheit" bei uns ein; dadurch nöthigte er auch die Gegner zu dieſer Waffe, und auch Sarachaga hatte eben wieder eine zweite Broſchüre beendigt, merkwürdig genug unter dem Titel „Mein letztes Wort." Wir werden daraus wohl erfahren, was ihn nun plötzlich bewogen hat, die ſo lange verweigerte Genugthuung zu geben. Den Schluß ſeiner Broſchüre ſollte dies Duell bei Worms bilden. Für den Fall eines Unglücks hatte er dieſen Schluß einem Freunde übertragen, und die Zuthat des Freundes iſt nun nöthig geworden. Sie ſchoſſen ſich auf 26 Schritt, auf das Kommando Feuer, alſo auf gleichzeitiges Abfeuern, Jeder mit zwei gezogenen Piſtolen bewaffnet, und auf ſechs Schritt Vorrücken nach den erſten Schüſſen. Mit dieſen erſten Schüſſen fehlten denn auch beide; die Kämpfer rückten nicht vor, und ſchoſſen wieder. Sarachaga fehlte nochmals, Haber traf den Arm, und die Kugel, offenbar von einer guten Pulverladung getrieben, drang durch den zerſchmetterten Armknochen in die Bruſtkammer und durch die Lunge bis an die Rückenwirbel, wo ſie platt gedrückt vorgefunden worden iſt. Sie hat Knochenſplitter in die Lunge hineingeriſſen, und iſt unmittelbar tödtlich geworden. Der Gefallene war 31 Jahre alt und verheirathet. Witwe und Kinder ſind in Bilbao. Haber iſt nach Frankreich. Mögen wir nur nicht erleben, daß nun die Blutrache alten Stils von neuen Duellen mit ihm zu reden und zu ſchreiben giebt!

Die belletriſtiſchen Feuilletons in politiſchen Zeitungen, welche ſeit langer Zeit als drohende Gefahr für belletriſtiſche Journale gelten, nehmen mehr und mehr überhand. Namentlich die rheiniſchen Zeitungen zeichnen ſich dadurch aus; ſogar die Pr. Allgemeine Zeitung bringt ſchon Reiſebeſchreibungen als Feuilleton, und die A. Allgemeine wird immer ausführlicher in ſchönwiſſenſchaftlichen Artikeln. Sogar dem äußerſt unwahrſcheinlichen Epos mittelalterlichen Stoffes widmete ſie kürzlich drei Beilagen-Theile. Je mehr ſich Dies ausbreitet, deſto mehr komm' ich ſelbſt davon zurück, daß dadurch die ſchön-

wiſſenſchaftliche Journaliſtik verdrängt werden könne. Ich habe nicht bloß das atomiſtiſche Weſen ſolcher Artikel in politiſchen Zeitungen vor Augen, welches unſerm großen ſchönwiſſenſchaftlichen Publikum kein Genüge, keinen organiſchen Anhalt gewährt. Ich habe den Leſerkreis dieſer Zeitungen ſelbſt vor Augen. Sie decken und verſorgen alle nur gewiſſe Theile des Vaterlandes. Selbſt die allgemeinſte, die Augsburger Allgemeine erſcheint im nördlichen und öſtlichen Deutſchland nur ſporadiſch. Die verbreitete Kölniſche hat einen noch weit geſchloſſeneren Kreis im Nordweſten, und die Preußiſche Allgemeine iſt außer Preußen eine Seltenheit. Man vergleiche dagegen die an Abonnenten ſo viel ärmeren ſchönwiſſenſchaftlichen Journale! Sie kommen überall hin, wenn auch in wenig Exemplaren, ſie werden in Zirkeln regelmäßig und lange, ganz wie Bücher geleſen, ſie erfüllen mit dem was ſie bringen das ganze Vaterland, und üben deshalb für ihre Fragen eine viel ſichrere Macht als die politiſche Zeitung, welche in einer ganzen Provinz unbekannt ſein kann, und als fliegendes Tageblatt überall raſcher verſchwindet. Man kann für ein an Abonnenten reiches Feuilleton ſolcher Zeitung ſchreiben und Jahre lang unbekannt bleiben in vielen Theilen Deutſchlands. — Dieſer Geſichtspunkt zeigt, wie wenig das Feuilleton politiſcher Zeitungen das Weſen ſchönwiſſenſchaftlicher Journale bedroht. Das Weſen der letzteren hängt genau mit deutſcher Bildung zuſammen. Vielleicht in keinem Lande Europa's iſt ſo allgemein ſchönwiſſenſchaftliche Bildung verbreitet als in Deutſchland, und die ſchönwiſſenſchaftlichen Zeitungen haben keinen geringen Theil am Urſprunge dieſes Vorzugs.

Wirth's Denkwürdigkeiten erſcheinen. Der erſte Band iſt ausgegeben. Es iſt jener Wirth der deutſchen Tribüne in Baiern, welcher in den erſten dreißiger Jahren ein Wortführer deutſcher Republikaner war. Die Hambacher Zeit alſo in ihren nicht eben ſehr bekannten Einzelnheiten tritt hier geſchichtlich auf, und kann unter Wirth's Feder, die ſich damals ſehr talentvoll erwies, und neuerer Zeit durch kulturhiſtoriſche Studien Wirth's ausgebildet worden, ſehr intereſſant ſein. Meines Erinnerns entfloh Wirth von einer bairiſchen Veſte. — Jetzt lebt er dicht an der badiſchen Grenze in der Schweiz.

Caſimir Delavigne iſt in Lyon geſtorben. Dieſer beliebte franzöſiſche Dichter, 1794 geboren, hat nicht ganz das fünfzigſte Jahr erreicht. Er war dadurch berühmt, daß Alles was er ſchrieb, dem franzöſiſchen Ausdrucke nach „réüſſirte." Dies galt beſonders von ſeinen Dramen, auf welche er ſeine Hauptthätigkeit wandte. Sie hatten immer ein ſo geſchicktes Gemiſch von Charakteriſtik, Eleganz und Praktik, daß ſie ſtets vom franzöſiſchen Publikum mit Gunſt aufgenommen wurden. In einer eignen Mitte zwiſchen akademiſch klaſſiſcher Anforderung und romantiſchem Thema erhielt er ſich intereſſant, ohne im höheren Sinne des Worts jemals mächtig zu werden. Bezeichnend für ihn war, daß er all ſeine Stücke im Gedächtniß zuſammenſetzte und auswendig wußte, eh' er ſie niederſchrieb. „Die Paria's", „Prinzeſſin Aurelie", „Don Juan d'Auſtria", waren die hervorſtechendſten. Sein „Louis XI.", welcher am Bekannteſten in Deutſchland iſt, kann nur als Charakterzeichnung Ludwig's, nicht aber als Stück Anſpruch auf Theilnahme machen.

Hebenſtreit und Rötſcher. Aus Oeſtreich erſchien von Herrn Hebenſtreit unlängſt ein verſchrobenes Buch über Schauſpielkunſt, in welchem dieſe Kunſt aus dem Bereich der Künſte geſtrichen und der Schauſpieler wieder in den früheren rechtloſen Zuſtand verwieſen werden ſollte. Herr Rötſcher hat ſich die Mühe gegeben, dies Rokoko mit allem Aufwande philoſophiſcher Definition zu widerlegen, und dieſe Widerlegung aus den Berliner Jahrbüchern in eine Broſchüre zuſammenſtellen laſſen. Iſt dies nicht überflüſſig geweſen, ſo danken es ihm unſere Schauſpieler gewiß durch aufmerkſame Lectüre.

Das Leſe-Muſeum in Leipzig, für welches wir vor einiger Zeit das Wort nahmen, iſt jetzt bereits auf Aktien gegründet, und wird mit dem neuen Jahre ſeine öffentliche Exiſtenz in großem Maßſtabe beginnen. Aus Berlin wird's wohl auch im neuen Jahre an bedenklichen, polizeilicher Fürſorge bedürftigen Zeichen für mögliche und doch nicht mögliche Errichtung eines Leſevereins nicht fehlen.

Theater-Journale entſtehen jetzt zahlreich, ich fürchte: zu zahlreich. In Berlin iſt eine „Norddeutſche Theaterzeitung" entſtanden, in welcher ich einen guten Aufſatz Glaßbrenner's über Seydelmann, und darin höchſt intereſſante Briefe Seydelmann's gefunden; in Leipzig wird neben der „Allgemeinen Theaterchronik" eine „Deutſche Theaterzeitung" von Julius Koffka vom neuen Jahre an herausgegeben werden, und in Nürnberg erſcheint ſeit einiger Zeit eine von Lieboldt gut redigirte „Bühnenwelt." Ich fürchte nur eben, daß eine ſo große Zerſplitterung keinem der Organe die zur völligen Unabhängigkeit erforderliche Theilnahme zuwenden laſſen wird. Die wichtigſte Aufgabe eines ſolchen Organs beſteht zunächſt darin: das Repertoir aller deutſchen Bühnen raſch und vollſtändig zu bringen, und die Berichte über neue Aufführungen möglichſt treu und nackt hiſtoriſch zu halten.

Letzteres iſt freilich ſchwer, aber von größtem Werthe. Das Urtheil des Publikum zu überliefern iſt, ſo lange ſolche Organe nicht von literariſchen Notabilitäten geſchrieben werden — und wie könnten ſie das, da ſie aus hundert Orten Bericht erſtatten müſſen! — die Hauptpflicht ſolcher Journale. Die perſönliche Kritik des Berichterſtatters darf erſt in zweiter, ganz davon geſonderter Linie kommen. Ich finde deshalb, daß ſie ſich großentheils noch durch doktrinaire Zuthat überladen. Die ſucht man und verlangt man erſt bei ihnen, wenn große literariſche Fähigkeiten namentlich in ihnen auftreten.

Die literariſche Piraterie, nicht zufrieden mit dem Raube, ſchmäht wohl auch noch den Geplünderten daneben, mit deſſen Geiſtesfrüchten als eigner Errungenſchaft prahlend, oder aus Ignoranz und Mißverſtand ſie verſtümmelnd. Gegen ſolches Verfahren in Grieb's engl. Wörterbuch tritt jetzt der als einer der erſten engl. Sprachforſcher, und noch beſonders als Lexicograph rühmlich bekannte nordamerikan. Conſul in Leipzig, Dr. Flügel, in einer beſonderen Brochüre auf: Literariſche Sympathien, oder induſtrielle Buchmacherei. Voller Entrüſtung über ſolche Literaturzuſtände bevorwortet der greiſe Gottfried Hermann dieſe Schutzſchrift. Die literariſche Eigenthumsfrage erhält dabei eine beſondere Wendung, weil Lexicographie ſtets auf Vorarbeiten ſich gründet und das Maaß deren ungeänderter Aufnahme ſchwer dabei feſtzuſtellen iſt. International wichtig iſt, daß Flügel's Wörterbuch unter ſeinem Namen, allen Proteſtirens ungeachtet, jedoch mit ihm unangenehmen Abänderungen, in London nachgedruckt worden iſt, vergeſſen wir nicht den Zuſatz — von Deutſchen!

Leſſing's Honorar-Frage. Der Geſellſchafter hat einige Auszüge aus der Geſammtausgabe Leſſing's (von Lachmann beſorgt) mitgetheilt, und darunter beſonders einige Stellen aus notizenhaftem und, wie ich glaube, noch nicht bekannt geweſenem Nachlaſſe Leſſings. Daraus erfahren wir, daß er mit noch ſehr viel dramatiſchen Plänen beſchäftigt geweſen iſt, ſie aber zum Theil des geringen Honorars wegen, welches die deutſchen Bühnen zahlten, habe liegen laſſen. Ich verlange von Wien 100 Louisd'or — ſagt er — und es will nur 100 Ducaten zahlen für ein Stück! — Wie niederſchlagend unter mehr als einer Beziehung, daß der Verfaſſer dreier Stücke, der Minna von Barnhelm, der Emilia Galotti, des Nathan, welche immer Perlen unſers Repertoirs ſein werden, durch ſolche Gründe von weiteren Schöpfungen abgehalten worden iſt! Und Wien iſt neuerer Zeit auch von dem Satze der 100 Dukaten auf 300 Gulden zurückgegangen. Herr v. Holbein wird uns wohl gelegentlich Auskunft geben: aus welchen Gründen dies geſchehen ſei. Sind auch nicht immer Leute wie Leſſing abzuſchrecken, der geringe Honorarſatz — und Wien hatte immer noch den höchſten! — iſt ein erbliches Gebrechen unſrer Theater, welche viel lieber für irgend welchen Putz und Flitter als für den Dichter ein Uebriges thun, und er iſt ein ſtetes, tief wirkendes Hinderniß für dramatiſche Schöpfung in Deutſchland.

Die Deutſchen in Amerika ſammeln für den Profeſſor Jordan, und wollen den Kurprinzen von Heſſen bitten, die Auswanderung dieſes ſo auffallend verurtheilten Mannes zu ihnen über's Meer hinüber zu geſtatten. Dem gewöhnlichen und bisherigen Laufe der Dinge nach hätte dieſe Petition wenig Ausſicht auf Erfolg. Sie würde ihn aber ſicherlich haben, wenn dem Fürſten ein deutliches Bild vorgelegt werden könnte von dem Eindrucke, welchen das Gerichtsverfahren und Urtheil gegen Jordan in ganz Deutſchland und unter allen Parteien hervorgebracht hat. Dieſem Eindrucke gegenüber erſcheint die Gewährung der Auswanderung als eine kaum ausreichende Sühne; denn das Rechtsgefühl iſt hier überall auf das Tiefſte verletzt. Nicht für einen Liberalen, nicht für eine noch ſo große Partei iſt dies geſagt. Schreiber Dieſes hat nie ein Wort geäußert für Jordan, ſo lange Anklage und Urtheil nicht aktenmäßig vorlag. Jetzt aber findet er es ſchmerzlichſt, ja faſt erniedrigend, für einen alſo behandelten Mann von Amerika aus um Auswanderungserlaubniß bitten zu ſehn. Solch ein Leid hat doch wohl mindeſtens das ungeſchmälerte Heimathsrecht erworben, und ein Akt unumſchränkter Gnade wäre zu allgemeiner Verſöhnung hier mehr am Orte, denn irgendwo.

Die **„Jahrbücher der Gegenwart“,** deren erſtes Auftreten wir freudig begrüßen konnten, müſſen durchaus auf intereſſantere Form ihrer Kritiken bedacht ſein, wenn ſie nicht in die Reihe der ehrwürdigen und unbeachteten Literaturzeitungen eingereiht werden wollen. — Die eben neu eintreffenden Lieferungen, Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, Geſchwornen-Gerichte, Ruſſiſche Ideale ꝛc. behandelnd, zeigen, daß auch die Redaktion dieſes Mangels eingedenk und auf Abhilfe deſſelben bedacht iſt.

Faſt übertreibendes Rechtsgefühl in Sachen literariſchen Eigenthums zeigt ſich ſeit einiger Zeit in Frankreich. Denken wir an den Schelling-Paulus'ſchen Streit, der bis jetzt noch immer zu Ungunſten Schelling's beurtheilt worden iſt, und betrachten wir daneben folgende Erſcheinung! Ein franzöſiſcher Autor, wahrſcheinlich eine politiſche Nota-

bilität, reicht ein ſatiriſches Luſtſpiel „les batons flottans“ beim Theater français ein. Das Stück wird ſehr geiſtreich befunden und ſoll aufgeführt werden, der Autor aber, Partei-ſkandal gegen das Stück fürchtend, nimmt es zurück, und das Journal „le siècle“, durch irgend ein Komitéglied des Theaters über Inhalt und Form des Stücks in Kenntniß geſetzt, erzählt und ſchildert ſeinen Leſern Inhalt und Form deſſelben, damit die Leſer doch erfahren mögen, was ihnen entzogen werde. Nun, heißt es, verklagt der anonyme Autor den Siècle, weil dieſer kein Recht gehabt habe, ein der Oeffentlichkeit entzogenes literariſches Gut zur Darſtellung zu benutzen.

„**Gutzkow**“ ſchreibt man uns, „hat Campe den Telegraphen gekündigt.“ Heißt das, er werde ſich von dem Journale zurückziehn? — Neuere Nachrichten beſtätigen dies. Sie ſagen zwar, er wolle nur von der Verantwortlichkeit der Redaktion zurücktreten, aber was iſt dies anders, als eben ein Zurücktreten? Beſonders da er in Ankündigungen der Kölner Zeitung als ein Haupt-Wortführer im Feuilleton dieſer Zeitung aufgeführt wird. Er ſcheidet alſo — denn man kann nicht zweien Herren dienen — aus der ſchönwiſſenſchaftlichen Journaliſtik, und das thut uns ſehr leid, denn wir ſind bei Weitem nicht reich genug an kritiſirenden Autoren, die gleichzeitig produktive Talente ſind. Wahrſcheinlich wird es ihm ſelbſt bald leid ſein, wenn er erkennt, daß er im Feuilleton der politiſchen Zeitung für ein, der Abonnentenzahl nach zwar größeres, dem Umfange nach aber viel kleineres und den ſchönen Wiſſenſchaften halbfremdes Publikum ſchreibt.

Die Roſen von Heller haben einen Artikel über Friedrich Kind und die Dresdner Hoftheater-Intendanz gebracht und mit Aktenſtücken belegt, welcher ein peinliches Aufſehn macht. Darnach iſt dem Dichter des Freiſchütz, derſelben Oper, welche in Dresden ihre große Laufbahn begonnen und welche auch dem Dresdner Theater die größten Summen eingebracht, das Unglaubliche begegnet: Friedrich Kind iſt in ſeinen alten Tagen das Freibillet auf eine herbe Art gekündigt und entzogen worden, und der alte Dichter iſt wie ein werthlos gewordener Invalid bei Seite geſchoben worden. O Vaterland! Der uns ſo vielfach unangenehme Berlioz mußte in Dresden zu wiederholten Malen nach der vergeſſenen Witwe Weber's fragen, ehe er Auskunft über ſie erhalten und ſie aufſuchen konnte! Es ſchien dem Franzoſen unglaublich, daß die Frau eines Künſtlers, der ganz Europa entzückt habe, nicht in Wohlhabenheit und reichlicher Anerkennung lebe. Uns iſt dies natürlich. Mit dem kleinen Honorar für erſte Aufführung wird das ſchönſte Kunſtwerk abgefunden. Aber davon ſoll hier nicht die Rede ſein, ſondern nur von dem Umſtande eines dürftigen Freibillets. Es iſt kaum denkbar, daß dieſe undankbare Zurückſetzung durch nichts Weiteres begründet geweſen ſei als durch die adminiſtrative Richtigkeit, welche in dem Kündigungsbillet der Intendanz angeführt wird, und wir dürfen wohl erwarten, daß die Dresdner Intendanz dem allgemeinen Erſtaunen eine weitere Motivirung vorlegen wird. Was kann aber der friedfertige Mann Friedrich Kind verſchuldet haben?! — Eine Erläuterung abwartend halten wir die Folgerungen noch zurück, zu deren öffentlichem Ausdrucke jene Angelegenheit gebieteriſch auffordert. —

Renata im Cecil erweiſt ſich jetzt als poetiſches Portrait. Ein Verhältniß wie das ihrige zu Egon beſteht in einer großen Stadt, in welcher Gräfin Hahn eine Zeit lang gelebt. Daher die inwohnende lebendige Kraft, wenn auch die Dichterin das Verhältniß in der Beſchreibung geſteigert hat. Es iſt thöricht, darin eine Verkleinerung des Roman-Verdienſtes zu finden: für mich iſt es im Gegentheile ein Zeugniß, daß die Gräfin auf dem richtigſten Wege iſt, ihr Talent in ächte Wirkſamkeit zu ſetzen. — Ein Aufſatz in der A. Allgemeinen Zeitung von Alfred Reumont bringt in dies Thema der Wirklichkeiten dieſes Romans die wunderlichſte Verwirrung. Es wird in dieſem Aufſatze mit trockner Zuverſicht erzählt, wie die Gebrüder Forſter dieſe und jene wirkliche Perſonen geweſen, wie das Duell Siegmund Forſter's an der mecklenburg'ſchen Grenze in einem beſtimmten Wäldchen ſtattgefunden habe, und wie ein Herr v. Waldow dem Gefallenen ein gußeiſernes Denkmal geſetzt habe. Von alle dem iſt nun bloß das Letztere, eine phantaſtiſche Marotte, welche einem Romanhelden zum Zeitvertreibe ein Denkmal ſetzt, wahr. Alles Andere iſt Myſtifikation. Wie kann denn aber ein ſo beſonnener Mann wie Reumont dergleichen den Leſern der Allgemeinen Zeitung aufbinden! Die Sache iſt weder wichtig und intereſſant, noch iſt die Erfindung witzig. Unſre Zeit iſt doch auch nicht ſo arm an Ereigniſſen, daß man dergleichen unnütze Fabeln zu erfinden brauchte.

Freiherr von Andlaw trägt in der erſten badiſchen Kammer darauf an, die Spielpacht in Baden-Baden aufzuheben. Endlich!

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode** № 13.

№ 13. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1843.

Moden.

Die Neujahrsgeſchenke in Frankreich und die Weihnachtsgeſchenke in Deutſchland ſichern immer mehr die Mode der *Pelze*, der *Sammte*, der *Caſchmirs* und der *Spitzen*, denn vorzugsweiſe in dieſen Artikeln ſind viele Käufe und Beſtellungen gemacht worden. Trotz der Winterhüllen ſind die *Caſchmirſhawls* ſehr geſucht und werden, außer auf der Straße, auch ſtatt der Camails und Mantillen zum Eintritt in die Geſellſchaft viel getragen. Dazu kommen die weißen Shawls wieder in Gunſt, die ſeit einiger Zeit weniger geſehen waren; man hat aber dieſe Shawls mit ſo ſehr breiten Kanten, daß die Grundfarbe kaum zu ſehen iſt. Fünf Sechstel des Shawls ſind Kante, das neuſte Muſter derſelben beſteht aus großen Roſetten von tauſend verſchiedenen Farben, welche durch Arabesken oder Geranke zu einer Kante verbunden ſind. Außer den weißen ſind die orange, himmelblauen und dunkelblauen Shawls am modernſten, ganz wie im *Ohrtmann'*ſchen Magazin in Leipzig die Modefarben gezeigt werden. Beim Eintritt in die Geſellſchaft muß natürlich jede Dame eine Umhüllung über dem Anzug zeigen, ſei es eine Mantille, ein Shawl, eine Echarpe u. ſ. w. Da man aber neuerdings ſelbſt zu größerer Toilette viel hohe Kleider trägt, oder über die ausgeſchnittenen Kleider Spitzen-Pelerinen liebt, ſo legt man jetzt dieſe Umhüllung raſch ab, ſtatt daß man ſich vorigen Winter ſelten davon trennte. Nur die *Mantelets* von ſchwarzer oder weißer Spitze, die zu jeder Toilette ſehr modiſch ſind und die meiſt ungefüttert getragen werden, machen eine Ausnahme und werden nicht abgelegt.

Zum erſten *Morgenanzug* ſind die Peignoirsformen mit breiten, abſtechenden Aufſchlägen und weiten Schlafrockärmeln noch immer die gewöhnlichſten. Ein ſolcher Morgenrock war z. B. von buntem Tartane in grauer Grundfarbe, mit ſchmalen, grünen Streifen. Schleifen von grünem Sammtbande ſchloſſen vorn den Rock, ein Shawlkragen, der auf Rücken und Achſeln ſehr breit und von grünem Sammt war, zierte den Leib. Die Aermel hatten gleiche Sammtaufſchläge. Dazu trägt man ein hohes Batiſtchemiſette mit ſehr kleinem Kragen, der mit ausgebogtem Pliſſée beſetzt war, und weiße Jaconnet-Unterärmel mit eben ſolchen Pliſſéemanſchetten. Ferner gehört dazu ein Häubchen à la paysanne von Mull, deſſen Deckel reich geſtickt und das am Geſicht mit zwei Reihen Valentianer Spitzen platt garnirt iſt. Ein grünes Band, ganz glatt auf den Rand der Haube gelegt, bildete das Futter der Spitzen und gab unterhalb der Backen die Bindebänder ab. Die *Frühſchuhe* ſind entweder von Sammt oder von wattirtem Atlas. Das Vordertheil derſelben iſt auf der Spanne wie eine Spitze geſchnitten. Sie ſind mit ſehr abſtechendem Futter gefüttert und einer ſchmalen, ſehr dicht gezogenen Bandrüche ringsum garnirt. Auch ordentliche *Pantoffeln*, ganz ohne Seitentheile, lieben die Pariſerinnen am frühen Morgen zu tra-

gen, die Sohlen ſind aber dann ſo weich wattirt, daß die Füße wie auf Kiſſen ruhen.

Die Hausanzüge, die man meiſt zu den Morgengängen unter den Mänteln beibehält, ſind ſehr einfach, z. B. wie der folgende. Ein Caſchmirkleid von graubrauner Farbe, wie welke Blätter, mit hohem, glattem Leibe, der vorn aber breit und tief herzförmig ausgeſchnitten iſt und das faltige Batiſtſchemiſett mit dem kleinen Umſchlagkragen ſehr zeigt. Dieſes Kleid iſt vorn auf dem Rocke mit zwei Streifen Sammt beſetzt, wie der Caſchmir, nur etwas dunkelfarbiger. Der Leib hat von demſelben Sammt Bruſtklappen, und die ſehr weiten, geraden Aermel Aufſchläge davon. Will man nicht weiße Aermel unter dieſen weiten Aermeln tragen, ſo macht man auch vom Kleiderzeug noch ganz enge, lange Aermel darunter. Trägt man dieſes Kleid zum Ausgehen, ſo kann man einen wallachiſchen Mantel von dunkelblauem, ungeriſſenem Sammt, mit Marder beſetzt, überthun, oder auch eine dunkelgrüne Kazeweka von poult de soie, mit Aufſchlägen und Rand von gleichfarbigem Atlas, worauf Blumenmuſter geſteppt ſind. Ein Muff und eine roſa oder lila wattirte Capote mit langem Schleier vollendet den Stadtanzug.

Die wattirten Capoten verloren ſehr an Gunſt durch den satin gaufré, der bekanntlich wie ein abwattirter Atlas ausſieht und den man ſehr viel zu Futter verwendet. Die Modiſtinnen haben aber durch neue elegante Erfindung dieſem Verfall vorgebeugt. Sie laſſen nämlich die wattirten Capoten mit ſo reichen und nach dem Hutſchnitt abgepaßten Blumen oder Arabeskenmuſtern abſteppen, und durchſchlingen oder umrändern dieſe Stepperei ſo graziös mit platt geſtickten Käntchen, daß es nicht nur mit dem satin gaufré keine Aehnlichkeit mehr hat, ſondern daß dieſe neue Art ſelbſt als Putzhut verwendet wird. Dann arrangirt man ſie mit Spitzen oder mit Federn. Z. B. eine lila Atlas-Capote, in gothiſchen Muſtern abgeſteppt und mit einem Paradiesvogel geziert, oder auch eine lichtblau geſteppte Atlas-Capote, mit dem Rand des Schirmes und um den Kopfdeckel ein ſchmales, etwas dunkler blaues Käntchen geſtickt und mit einem kurzen, reichen, engliſchen Spitzenſchleier bedeckt.

Der Paradiesvogel iſt im Augenblick außerordentlich viel verwendet und hat daher ſeine frühere Vornehmheit ſehr verloren, beſonders da man ihn ſo geſchickt nachahmt, und dieſe Nachahmung nach jeder Hutfarbe färbt und abſchattirt. Auch die Flügel des Paradiesvogels werden vielfach gebraucht.

Eine ſehr hübſche Weihnachtsneuigkeit ſind die Edelfrau-Taſchen — sac châtelaine — dies ſind kleine Taſchen zum Anhängen an den Gürtel, von durchbrochener Poſamentirarbeit. Die Mitte dieſer Taſche bildet eine gothiſche Roſette, von Gold und Seidenſchnürchen geſchlungen. Sie wird mit buntem Atlas gefüttert, zur Farbe des Kleides paßlich.

Auch die Taſchentücher haben neuerdings manichfache neue Anordnungen gezeigt. Man machte ſie ſchon länger am Rande, mit mehreren ſchmalen Säumen abgeſteppt. Dieſe Säume ſind noch ſehr beliebt, aber man rückt ſie etwas auseinander und ſtickt dazwiſchen laufende Blumenkäntchen. Oder man ſtickt weiße Käntchen auf die Säume und läßt durchbrochene ausgenähte Striche (rivières), zwiſchen denen mehrere Säume gehen. Noch andere bogt man am Rande aus, was überhaupt bei aller Putzwäſche ſehr modiſch iſt. Dieſe ausgebogten Taſchentücher, die in jeder Ecke eine hübſche. buntgeſtickte Blume haben, ſind zur Stadttoilette paßlich. Zu elegantem Anzug nimmt man das klarſte Batiſttuch, ſtickt auf den breiten Saum eine leichte Kante oder einzelne Bouquets, und in die Ecken Namen und Wappen in Weißſtickerei, mit einer Schleife à la Louis XIII umſchlungen.

Das Schuhwerk hat ſeinen Schnitt nicht geändert, aber man wattirt und füttert es warm, und Sammt mit Pelz und Spitzenbeſatz iſt auch ſehr elegant. Unſer Modebild Nr. 28 zeigt einen ſolchen mit Spitzen garnirten Sammtſchuh, wie man ſie zum Ausgehen trägt. Ebenſo zeigt es ein Stiefelchen mit elaſtiſchem Einſatz ſtatt des gewöhnlichen Geſchnürten.

Daſſelbe Blatt hat die Modells einiger Kragen-Pelerinen, die man ſehr viel trägt. Ganz neu in dieſer Art iſt eine römiſche Pelerine, die man zu ausgeſchnittenen Kleidern wie eine Berthe umſteckt. Dieſe Pelerine hat hinten und vorn gleichen Schnitt, wie zwei dreieckige Halstücher, die auf den Achſeln zuſammengefaßt ſind, von denen ein abgerundeter Zipfel hinten über der Taille hängt und der andere abgerundete Zipfel vorn über der Taille.

Der Schmuck hält ſich immer noch Rokoko, das heißt eigentlich ein Gemiſch von allerhand Stil, das man modern nennt. So findet man es hübſch, ein reines Rokokoarmband neben ein modernes Armband anzulegen. Die Uhrarmbänder, wo ein großes Medaillon die niedlichſte kleine Uhr umſchließt, ſind ebenſo praktiſch, als elegant. Uhren trägt man außerdem mit einem kurzen Kettchen an den Gürtel geſchlungen.

Brochen ſieht man gar nicht mehr, aber dafür ſehr manichfach hübſche Nadeln, mit denen man die Berthen und Pelerinen zuſteckt.

J.

Johann Sebaſtian Bach's neueſte Paſſion.

Disharmoniſcher Brief von Johann Sebaſtian Bach an den Redacteur der Mode *).

Mein Herr!

Obgleich Sie nicht die Ehre haben, mich perſönlich zu kennen, habe ich doch Vertrauen zu Ihnen gefaßt, dem Sie hoffentlich auf loyale Weiſe entſprechen werden. Allerdings haben Sie in Ihrer Jugend manchmal meinetwegen leiden müſſen, aber war es im Grunde meine Schuld, wenn Sie nicht ſo ſangen, wie ich es geſchrieben hatte? Rechnen Sie es mir daher nicht zu, wenn Sie einſt bei meinem bekannten: „Ich laſſe Dich nicht, Herr" u. ſ. w., von Ihrem Singlehrer, einem Schüler Zelter's — auch in der Grobheit — eine rieſige Ohrfeige beſahen, welche Ihnen vor meinem Namen mehr Reſpect, als Liebe eingeflößt hat. Ich hoffe, Sie werden dergleichen Kindergeſchichten längſt aus Ihrem Gedächtniſſe weggewaſchen haben, und wenn ich ſie Ihnen in Erinnerung bringe, ſo zeige ich damit, wie ich Ihren Edelmuth für die hervorſtechendſte Seite Ihres Charakters halte. Nehmen Sie ſich eines Biedermannes von altem deutſchen Schrot und Korn, wie es heutzutage wenige mehr giebt, hülfreich an, und vernehmen Sie ſeine bittren Klagen zu baldmöglichſter Abhülfe.

Glauben Sie nicht, daß ich mich über die Leipziger beklagen will, daß ſie mir ein Denkmal geſetzt haben, da ſie doch in Denkmälern gerade nicht die geſchmackvollſten Leute von der Welt ſind. Mein Gott, ich bin im Leben Cantor an der Thomasſchule geweſen, und zu meiner Zeit mußten die Cantoren ſich Alles gefallen laſſen. Alſo nicht darüber beklage ich mich, daß mein Denkmal wie ein Uhrgeſtell en vieux saxe ausſieht, und unten der gewundene Säulenknäuel, wie ein Bund Kegel, die vor der Wohnung eines Drechslers zum Wahrzeichen heraushängen; auch mag's noch hingehen, daß mein — nun, ich bin immer recht wohl genährt geweſen — etwas dicker Kopf oben in dem Uhrkaſten ſo ängſtlich eingeklebt iſt, daß ich wahrhaftig nicht die Courage habe, wenn die Thomasſchüler in meiner Nachbarſchaft falſch ſingen, mit mit dem Kopfe zu ſchütteln. Paſſender wäre es freilich und amüſanter obendrein, wenn ich jenen Tyrolern gleich, die früher Mode waren, eine Uhr im Leibe hätte und nach den Pendelſchwingungen die Augen hin und her bewegte, ſo daß dieſelben zugleich für die Muſikſtunden in der Thomasſchule zum Taktmeſſer dienen könnten. — Auch daß in dem Sandſteine, aus welchem das Monument gefertigt iſt, gerade die gelbröthlichſten Stellen zu meinem Geſichte und reſpektive der Naſe benutzt worden ſind, mag ich nicht rügen; im Gegentheil, es iſt vielleicht ein körniger Künſtlerſcherz, der geiſtreicher Weiſe andeuten ſoll, daß ich gelegentlich wohl der Flaſche einmal herzhaft zugeſprochen habe, wie es ein braver Muſikant, vorzüglich aber ein deutſcher, thun ſoll, und es auch gewöhnlich nicht unterläßt.

Nein, das Alles chagrinirt mich eben nicht ſo ſehr und ich habe es den ganzen Sommer und Herbſt durch geduldig ertragen; aber neulich haben ſie mir einen Schimpf angethan, der mir denn doch ins Ernſthafte geht.

Sie gehen nur zu ſelten an meinem Denkmal vorbei, aber thun Sie mir den Gefallen, und machen Sie ſich morgen einen Spaziergang daraus; Sie werden Ihr Wunder ſehen! Hat man mir nicht Bretter vor den Kopf genagelt, und unten vom Fuße des Denkmals bis oben zum letzten Schnörkel Alles dicht verzäunt? Das Ding muß ausſehen wie ein Regenſchirm, den man in einen Kaſten einſchlägt, damit er im Poſtwagen nicht leide, oder wie ein aufrechtſtehender Sarg.

Heiliger Gott! Machen mir die Leute ein Gehäuſe über das Gehäuſe, warum wird das nicht fortgeſetzt bis ins Unendliche, wie die Perſpective zweier einander gegenüberſtehender Spiegel? Jedes Schilderhaus hat doch wenigſtens an jeder Seite ein kleines Loch,

*) Hofrath Dorow wird gebeten, ſich nicht etwa von Halle herüberzubemühen, um das in des Addreſſaten Händen befindliche Autograph zu erſtehen; daſſelbe iſt weder zu verkaufen, noch zu verſchenken.

durch das man gucken kann, von dem Eingang gar nicht zu ſprechen; den Heuſchrecken, die man in ein Kartenhaus ſperrt, macht man wenigſtens Luftlöcher oder Fenſterchen in ihr Gefängniß. Und mir nagelt man die Ohren und die Augen zu, und ſo ganz ohne Weiteres, als ob ich ein Klavier ſei, das verſchickt werden ſoll.

Sagte ich es Ihnen nicht, daß mein Denkmal noch unter dem verdammten Kaſten ſteckt, ſo würden Sie malitiöſer Weiſe die Vermuthung aufſtellen: Rath und Bürgerſchaft habe ſich dermalen vielleicht in Geldverlegenheiten befunden, nächtlicher Weiſe das Denkmal verſetzt und dafür den Kaſten hingeſtellt, der darum ſo dicht zugenagelt iſt, damit das Publikum, beſonders die Fremden, glauben ſollen, daß nichts darunter iſt. Aber dem iſt nicht ſo, dergleichen Manoeuvre könnten Sie mit mehr Grund auf dem Teutoburger Walde bei dem armen Hermann präſumiren, der augenblicklich en peine iſt, weshalb er eben oben im Himmel mit dem alten Blücher klein Elfe würfelt, um möglicher Weiſe ſeine Hypotheken abtragen zu können vom Gewinnſte. Es iſt eine wahre Freude, zu ſehen, wie die beiden alten Spielratten dabei ins Zeug gehen, und wenn Gott den Schaden beſieht, kommt am Ende Hanns Selbitz, nimmt ihnen Beiden den ganzen Kram ab, und bringt die Gelder, welche den Detmoldern noch fehlen, an einem einzigen luſtigen Tage durch.

Doch wieder zu meinem Mißgeſchick zurück. Nun frage ich Sie in aller Welt, was können die Leipziger für Gründe haben, mir einen ſolchen Kaſten anzuziehen; iſt es nicht Unrecht, einen Menſchen, der Familienvater geweſen iſt, nach ſeinem Tode noch zu quälen? Iſt es den Leipzigern nicht geſchmackvoll genug, mein Denkmal, und ſchämt ſich der Bildhauer, es gemacht zu haben? Das Erſtere glaube ich nicht, denn, wie geſagt, an Denkmälern iſt in Leipzig nicht viel Geſchmack ſichtbar, und was den Bildhauer anbetrifft, ſo hätte er gerade im Winter weniger nothwendig, ſein Werk zu verſtecken, denn da wird ſich bald der Schnee darauf legen, daß es ausſieht wie ein großer Meilenſtein, oder wie ein einzelner Thorwegpfoſten, zu dem der andere fehlt.

Aber nein, ich hab's! Sie haben gewiß ſchon, mein Herr, irgend einen braven Mann getroffen, den Sie nach der Uhr fragten, und der darauf einen ledernen Beutel hervorzog, aus welchem er, vermöge behutſamen Aufziehens einer angebrachten Schnurre eine goldene, koſtbare Uhr entwickelte, nach dem Zifferblatte zur Befriedigung Ihres Wunſches, aber auch nach der Kehrſeite der Uhr ſah, um ſich zu verſichern, daß das Gold durch das Tragen nicht abgenutzt ſei. Ich mit meinen geläuterten himmliſchen Ideen — zu meiner Lebenszeit hätte ich dergleichen wohl auch zu Stande gebracht, indeß ich war in Ohrdruff geboren und habe in meiner Jugend mir kein nobles, großſtädtiſches Weſen annehmen können — ich meinerſeits, und Sie gewiß auch, Herr Redakteur der Mode, halte das für, gelinde geſagt, philiſterhaft, wenn nicht krämerſelig!

Dennoch iſt es ſo in dieſem kleinen Paris; die Leute wollen mich ſchonen, d. h. mein Denkmal! Wind und Wetter greifen den Sandſtein an, das läßt ſich gar nicht läugnen, und bald würde meine ſteinerne Naſe von den Regentropfen zerfreſſen werden, wie es einſt vor neunzig Jahren meine wirkliche unter der Erde von den Würmern wurde. Daß es mir auch gerade kein Vergnügen machen wird, mich zu dieſem Experiment zum zweiten Mal herzugeben, kann Jeder leicht denken; aber doch will ich es noch lieber, als in dem Kaſten elendiglich erſticken.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, mich zu fragen, wozu man ein Denkmal ſetzt? Zur ewigen Erinnerung, ſo viel auf Erden Ewigkeit zu erlangen iſt? Nun, da denke ich: entweder, wenn man von Denkmalwuth befallen iſt, hat man Geld genug, eins zu errichten, das einen tüchtigen Wetterſtoß oder Froſt aushält, und dann thut man's; oder man hat keines, und dann läßt man's bleiben.

Hat man nun aber einmal, merkt euch das, ihr Leipziger, eins errichtet, ſo läßt man es eben auch freiſtehen, damit es zu ſehen iſt. Fällt es dann mit der Zeit auch zuſammen, und der Name, das Andenken des Mannes, dem es galt, iſt noch wirkſam, ſo finden ſich wohl wieder Leute, die es auffriſchen, oder thun ſie es nicht, iſt's noch beſſer. Denn

wenn die Leute ein Denkmal daſtehen haben, heißt das ſehr häufig ſo viel als: „zu Dank quittirt!“ und ſie glauben ſich mit dem größten Manne abgefunden.

Daß Sandſtein nicht ſo haltbar iſt, als Marmor oder Bronze, weiß jedes Kind, aber ich ſehe nicht ein, warum man mein Monument, wenn man es doch einmal einpacken und verſchachteln will, nicht von Papiermaché oder von Marzipan gemacht hat? ......

Aber mein Gott, was bedarf's noch weiter der Reden; ich muß den Wetterkaſten vom Leibe haben, wenn noch irgend Jemand in Leipzig vor mir Reſpekt hat, und Sie, verehrter Herr, thun Sie ein klein wenig dazu, daß dies ins Werk geſetzt wird. Hält man mich für eine Treibhauspflanze, die man überwintern muß; war ich in der Muſik etwa ein Bellini?

Nehmen Sie es mir nicht übel, mein Beſter, daß ich alter Burſche Sie mit meinen perſönlichen Angelegenheiten beläſtige, aber ich weiß, wie wenig Mühe es Ihnen machen wird, den Leipzigern meine Meinung zu ſagen.

Leben Sie wohl, ich will Sie nicht länger von wichtigeren Dingen abhalten; grüßen Sie Mendelsſohn, wenn er von Berlin herüberkommt, von mir, und ſagen Sie ihm, er ſolle ſich ſchämen, daß er Muſik zu Sommernachtsträumen macht. Er ſoll conſequent ſein! Habe ich etwa dergleichen Zeug in meinem Leben geſchrieben? Und doch bin ich ſein Gott, ſein Götze ſogar geworden. Auch Hiller, den lebenden, grüßen Sie, den Sie neulich an einer table d'hôte ſtill bewunderten, als er ſehr geläufig italieniſch ſprach. Mein Gott, was für Extravaganzen die Muſikanten heutzutage ſich erlauben.

In dankbarer Unterthänigkeit

Johann Sebaſtian Bach,
ſeliger Cantor an St. Thomas.

Brillen und Augengläſer.

Die Zeiten ſind vorüber, wo man die Brille auf der Naſe eines jungen Mannes für eine Tracht der Eitelkeit hielt, für eine unbeſonnene Modethorheit, die nur dazu diene, die Augen zu verderben. Leider hat jung und alt jetzt zum großen Theil ſchwaches Geſicht, was vielleicht nicht ohne Grund unſerer Vielleſerei und Vielſchreiberei zuzurechnen ſein dürfte, und auch, wie Gutzkow bemerkt, der Sparſamkeitsgewohnheit, die vom Buchhändler zugeſchickten Bücher nur an der Seite aufzuſchneiden, um ſie nicht kaufen zu müſſen.

Daß eine Brille nicht ſchön ſteht — der Schreiber dieſes verunziert ſein Geſicht leider auch durch eine — wird wohl Jedermann zugeben. Dennoch möchte jedem Kurzſichtigen anzurathen ſein, daß er ſich eine aufſetze, da, was das Ausſehen durch ſie leidet, zum Erſatze an Sicherheit des Benehmens gewonnen wird, und das iſt ein bedeutender Vortheil. Im Umgange kommt Alles auf Sicherheit, auf Selbſtgefühl an; dem Ungewiſſen gegenüber hat der Beſtimmte immer Ueberlegenheit, und der Ausdruck bewaffnetes Auge iſt wirklich ſehr treffend; dieſe beiden Stücke Glas ſind eine Waffe, die mitunter ſehr gefährlich ſein kann.

Der alte Goethe, der ſelbſt in ſeinen inſtinktiven Sonderbarkeiten ſtets etwas Richtiges traf, konnte keine Brille leiden; es verletzte ihn, wenn ihn ein Brillenträger beſuchte, mußte ihn um ſo mehr verletzen, da er gewohnt war, nur zu häufig als Seltſamkeit, als Celebrität in Augenſchein genommen zu werden. Er ahnte es, daß dem Auge hinter ſeinen Gläſern ſo behaglich, ſo ſelbſtgewiß zu Muthe iſt, wie einem Manne, der in aller Bequemlichkeit durch die Fenſter ſeines Wohnzimmers auf die Straße hinabſieht und die Leute betrachtet, welche vorübergehen, ſich über ihre Manieren, ihre ſeltſamen Gebehrden beim Gehen oder Stehen, den Abſatz am Stiefel wie über ihre Geſichtszüge, ihre Falten und Furchen luſtig macht, in denen gleichwohl ſo häufig ein ganzes ſorgenvolles, ſeelenpeinliches, im Geheimen ſich aufbrauchendes Leben geleſen werden kann.

Der Brillenträger hat immer etwas Beob-

achtendes — ich nehme den Typus deutſcher Gelehrten aus, die Teleskope vor den Augen haben könnten, ohne daß Jemand befürchtete, von ihnen beobachtet, ja nur wahrgenommen zu werden — und der Beobachter flößt Dem, welcher beobachtet wird, ſo iſt nun einmal die menſchliche Eitelkeit, eine Art Angſt ein. Wer keine Brille trägt, denkt nicht etwa: „der kann mit ſeiner Brille nur ebenſo gut ſehen, als Du mit bloßen Augen", ſondern hat ſtets nur das Gefühl, einem Inſtrumente gegenüber zu ſein, das den Blick ſchärft.

Gewöhnt man ſich indeß an das Gefühl, durch eine Brille angeſehen zu werden, leichter, weil die Brille permanent iſt, ſo hat dagegen das Augenglas oder die Lorgnette etwas ſehr Beleidigendes, und nur der faſt allgemeine Gebrauch derſelben iſt Schuld daran, daß man ſie nicht mehr als eine Unanſtändigkeit bezeichnen kann.

Der gute geſellſchaftliche Ton beſteht eigentlich darin, daß man bemerkt, was bemerkt ſein will, und nicht zu bemerken ſcheint, was zu bemerken unzart ſein würde. Freilich hat ſich dies in neuerer Zeit ſehr geändert, und die jungen Leute heutzutage, namentlich die ſogenannte jeunesse dorée, handeln nach umgekehrtem Prinzipe, doch das iſt eine Abirrung, die ſich ebenſo wenig wird halten können, als die franzöſiſche Romantik, welche an dieſer Abirrung keinen geringen Antheil haben mag.

Was kann nun jenem Grundſatze guten geſellſchaftlichen Tones unangemeſſener ſein, als das Avertiſſement: „jetzt beobachte ich", welches durch das Anlegen der Lorgnette der Perſon gegeben wird, auf welche ſie ſich richtet?

Man fixire den ſelbſtbewußteſten, auf die Muſterhaftigkeit ſeines Anzuges eingebildetſten Stutzer, und richte mit etwas unverſchämter Hartnäckigkeit den Blick auf irgend einen Theil ſeiner Kleidung, ob er nicht unſicher, an ſich ſelbſt ungewiß werden, und den furchtbaren Gedanken eines etwa möglicher Weiſe fehlenden Knopfes in ſeiner angſtvollen Seele herumwälzen wird; ausgenommen er hätte eben erſt im Spiegel Revue angeſtellt mit dem ſcharfen Ueberblicke eines Feldherrn.

Dies zudringliche Betrachten muß noch unſchicklicher werden, wenn nun gar daſſelbe mit jener jetzt ſo beliebten Gewohnheit ins Werk geſetzt wird, das Lorgnon in das eine Auge zu klemmen und mit den Augenmuskeln feſtzuhalten.

Strecke ich Jemandem die Zunge heraus, ſo gilt das für eine Beleidigung, ich wüßte aber in der That nicht, wie es eine geringere Beleidigung ſein könnte, wenn Jemand, um mich anzuſehen, die verteufeltſten Geſichter ſchneiden muß, als verhöhne er mich, oder als riſſe es ihm bei meinem Anblicke irgendwo im Körper?

Weder ſchön, noch höflich iſt dieſe Gewohnheit, aber auch nicht einmal originell. Die jungen Herren, welche ſie angenommen, wiſſen es vielleicht nicht, wer der Erfinder derſelben iſt. Die Erfindung datirt ſchon vom Wiener Congreſſe her, und der bekannte Borel, ein junger, ſonſt ſehr liebenswürdiger Epikuräer, war es, dem ſeine Freunde nachſagten, er habe in ſeinem Leben nichts erfunden, als die Kunſt, durch Zuſammenziehung ſeiner Muskeln die Lorgnette vor dem Auge feſtzuhalten und ſo das beneidenswerthe Ausſehen eines Affen zu gewinnen, der von einer Pfeffergurke gefreſſen.

Ich bin zwar keineswegs der Anſicht, daß dieſer Aufſatz nur einen einzigen jungen Mann veranlaſſen wird, etwa ſein Augenglas ganz und gar zu verbannen, oder wenigſtens nicht auf ſo poſſirliche Weiſe zu benutzen; aber es hat immer ſeinen Vortheil, dergleichen beſprochen zu ſehen. Es liegt ein Stück Sittengeſchichte in den Thorheiten und ſeltſamen Kunſtſtücken der Mode.

Feuilleton.

* In Berlin haben die Fuhrherren, um ſich von dem Unterſchleife ihrer Kutſcher zu ſichern, eine Lotterie erfunden, zu der jeder ſich eines Fiakers Bedienende von dem Roſſebändiger ein Loos eingehändigt bekommt. In Frankfurt am Main haben die Holzhändler eine Holzlotterie eingerichtet, bei welcher man für ein Paar Kreuzer günſtigen Falls eine und mehrere Klaftern Holz gewinnen kann. Uns Leipzigern wird es bis dato ſo gut nicht; wir hoffen indeß, daß unſere Fiaker ſowohl, als unſere Holzhändler dem Beiſpiele baldigſt folgen werden, und Schreiber dieſes meint, es würde nicht unbillig vom Glücke gehandelt ſein, wenn er ſich eines Tages zur Belohnung für dieſe ſeine Anregung im Fiaker ein Kapital erführe, groß genug, ſich in Zukunft ein elegantes Feuilletoniſtenkabriolet zu kaufen, während er den ganzen Winter hindurch ſein Zimmer von Lotterieholze heizt.

* Ein Sammler von Autographen und Originalzeichnungen hat in Paris eine Bleiſtiftzeichnung von dem berühmten David, worauf eine eigenhändige Unterſchrift von Grétry befindlich, um 1000 Franken erſtanden. Während einer Sitzung des Inſtituts unterhielt ſich der Maler damit, daß er eine junge Afrikanerin auf ein Blatt Papier zeichnete. „Dieſe Zeichnung", ſagte Grétry zu ihm, „kann ſpäter noch einmal mit ungeheurem Preiſe bezahlt werden!" — „Ja", antwortete ihm David, „wenn Sie irgend einen Gedanken über Ihre Kunſt dazugeſchrieben haben." Grétry nahm aber das Bleiſtift und ſchrieb darunter: Une blanche vaut deux noires! Eine Weiße iſt beſſer als zwei Schwarze.

* Der Bildhauer Friedrich arbeitet emſig an ſeiner Statue Erwin's, des Erbauers des Straßburger Münſter, welche in Steinbach, ſeinem Geburtsorte, aufgeſtellt werden ſoll. Die Stelle, welche man für dieſes Denkmal auserwählt, hat eine ausgezeichnet günſtige Lage auf einem hundert Schritte vom Dorfe entfernten Hügel. Die Statue wird den Rhein und die badiſche Eiſenbahn beherrſchen, und von der Platform des Münſters herab mit einem Augenglaſe geſehen werden können.

* Der Proſpektus und die Probenummern einer neuen deutſchen Theaterzeitung, herausgegeben von Julius Koffka, liegen uns vor. Kann man auch von der erſten Nummer eines Journals nicht über den zu erwartenden Werth des Unternehmens urtheilen, ſo müſſen wir doch anerkennen, daß die neue deutſche Theaterzeitung einen anſtändigeren Weg einzuſchlagen geneigt ſcheint, als bisherige Unternehmungen der Art, die gewöhnlich nicht viel mehr waren, als dramatiſche Speiſezettel und Klatſchblätter für Schauſpieler und Schauſpielerbekannte. Wir wünſchen dem neuen Unternehmen aufrichtigſt Glück, und hoffen, daß die Redaktion die dramatiſche Kunſt nicht als Handwerk anſehen und wie eine Geſchäftsſache betrachten wird.

* Der „Telegraph" Nr. 193 meldet uns in einer Correſpondenz aus Berlin von einer vierzehnjährigen Mademoiſelle Freitag, die im „Sommernachtstraum" hübſches Talent gezeigt habe, und fügt hinzu, daß dieſe junge Dame eine Schülerin Feodor Wehl's ſei. Klagt man auch im Allgemeinen ſehr über den Mangel an Theaterſchulen in Deutſchland, ſo muß man ſich doch geſtehen, daß es an einzeln ſtehenden Lehrern für einzelne ſich der Bühne Widmende nicht fehlt, und zu unſerem Erſtaunen hören wir, daß die Zahl derſelben nun noch durch Feodor Wehl vermehrt worden iſt, dem wir übrigens eine Befähigung dazu von ganzem Herzen wünſchen.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 28. Pariſer Moden. Damenmoden: Haarputz, Mützen, Hüte, Toiletten-Einzelnheiten.

No. 29. Pariſer Moden. Damenmoden: Ballanzug, roſa poult de soie-Kleid unter einem grünen Tüllkleide, beide mit Band garnirt. — Geſellſchaftsanzug: Kleid von braunrothem Sammt über einem weißen Atlaskleide, mit goldnen Knöpfen geknöpft; eine Ballhülle (sortie de bal) von weißem Caſchmir

Anzeiger. № 13.

Für Kunstfreunde.

In E. G. Kieſching's Verlagsbuchhandlung in **Stuttgart** ſind ſoeben erſchienen und auf feſte Beſtellung durch alle Buch- und Kunſthandlungen zu beziehen:

Fünf Bilder als Wandverzierung.

Historische Darstellung. — Portrait. — Landschaft.

I. **Maria mit dem Jeſuskinde und Johannes.** (La vierge au diadème.) Gemalt von Raphael; geſtochen von Ed. Schuler.

II. **Shakſpeare** in ganzer Figur. Nach Roubillac's Statue und dem Originalgemälde von R. Burbage. Geſtochen von Ed. Schuler.

III. **Maria Stuart.** Nach dem Oxforder Originalgemälde des Italieners Zuccaro; geſtochen von Ed. Schuler.

IV. V. **Hohenſtaufen und Hohenzollern.** Pendants. Nach der Natur aufgenommen und gemalt vom Galleriedirector C. Frommel, geſtochen von Demſelben und Henry Winkles.

Folio. Kupferdruckpapier. In Umſchlag.

Preis dieſes Ganzen 2 Fl. 42 Xr. rhein. = 1½ Thlr. preuß. = 2 Fl. 15. Xr. C.-M. Auf chineſiſchem Papier 2 Thlr. = 3 Fl. 30 Xr. rhein. = 3 Fl. C.-M.

Preiſe der **einzelnen** Blätter: I. 1 Fl. 12 Xr. = ⅔ Thlr. II. 2 Fl. 42 Xr. = 1⅔ Thlr. III. 2 Fl. = 1¼ IV. V. 2 Fl. 42 Xr. = 1½ Thlr. — Auf chineſiſchem Papier verhältnißmäßig höher.

Stuttgart, Herbſt 1843.

In Leipzig zu erhalten durch Leopold Voß.

Mefistofeles von Fr. Steinmann. Dritter Jahrgang.

Soeben erſchien der 5. Theil (3. Jahrgangs 1. Theil) des

MEFISTOFELES.

322 Seiten. broch. Preis 1 Thlr.

Inhalt: Oeſterreichiſche Staats- und Lebensbilder, von Dr. A. Weber. — Neue Lieder aus Wittenberg. — Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, aber kein Schwurgericht, von Dr. R. Frankenfels. — Der Leipziger Literatenverein in ſeiner welthiſtoriſchen Bedeutung, von G. Sander. — Weſtphäliſche Daguerotypbilder I. und II., von L. Fr. v. Schmitz und dem Verfaſſer der „weſtphäliſchen Zuſtände." — Xenien. — Berliner Bühnenzuſtände der Gegenwart. — Der Katholicismus unſerer Zeit, vom Herausgeber. — Von Deutſchland und vom deutſchen Michel, von A. Schults. — Rheiniſche Zuſtände: die politiſch-periodiſche Preſſe der Rheinprovinz, von Fr. Steinmann. — Kleingewehrfeuer. — Mefiſtofeles und ſeine Rhadamanthen.

Münſter, November 1843.

Expedition des Mefiſtofeles.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig iſt neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

GEDICHTE

von

Julius Moſen.

Zweite vermehrte Auflage.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

APR 5 '63 H